

Zeitschrift

für

deutsche Sprache.

Herausgegeben

von

Professor Dr. Daniel Sanders.

Neunter Jahrgang.



17

Paderborn.
Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
1896.
Zweigniederlassungen in Münster i. W., Osnabrück u. Mainz.

Inhaltsverzeichnis.

Bemerkte Druckfehler.

S. 285 Nr. 4 Z. 5 l. Hauptschwier. S. 94 a [statt 70 a].

S. 287 Nr. 11 am Schluss l. vgl. S. 285/6 Nr. 4 [statt Nr. 7].

S. 291 Nr. 1 Z. 4 l. ersinnlichen [statt sinnlichen].

S. 357 in der Anzeige von Latendorf's Volksreden Z. 2/3 l. Dietrichstein [statt Diedrich-Rein].

S. 359 in dem Briefkasten unter Dr. Franz Hülskamp, Absatz 2 Z. 6 l. Sparte der [statt Sparten über] Erudition. Eine wenigstens [das Wort fehlt] ausreichende zc.

S. 367. Nr. 2 Z. 4 l. vérité évidente [statt banale] und Absatz 3 Z. 2 l. volksetymologische [statt etymologische].

Zum Briefkasten (s. S. III) nachträglich.

Herrn L. Ott in Wien: Sie haben mir wieder eine neue reiche Sendung zugehen lassen, die ich mit herzlichem Danke benutzen und an den geeigneten Orten verwenden werde. Ihre jetzige Wohnung habe ich mir angemerkt. Der Inhalt des als unbestellbar an mich zurückgekommenen Briefes ist Ihnen inzwischen durch das 11. Heft der Zeitschr. bekannt geworden und die Theilnahme, die Sie dem Ihnen persönlich Unbekannten schon seit lange durch werthvolle Beiträge zu seinen sprachlichen Arbeiten gewidmet haben, giebt sich mir jetzt in meiner Vereinsamung so herzlich kund, dass ich mich gedrungen fühle, Ihnen auch dafür aufs herzlichste zu danken. Alles Gute!

Eifernde Liebe.

Roman von Ernst Wildenbruch.

So lautet im 7. Jahrgang meiner Zeitschr. S. 450—457 ein Aufsatz, bei dem ich mich (wie es in der Einleitung heißt) der Eigenart meiner Monatsschrift gemäß auf das Sprachliche beschränkt habe.

Hier lasse ich nun als willkommene Ergänzung dazu aus dem sich mit Ernst v. Wildenbruch beschäftigenden Abschnitt (S. 243—272) des auf S. 477 im achten Jahrgange empfohlenen Werkes: Studien zur Litteratur der Gegenwart von Adolf Stern die Besprechung über den genannten Roman folgen:

Fassen wir die älteren Erzählungen Wildenbruch's ins Auge, unter denen die farbenreichen Novellen „Die Danaïde“, „Francesca von Rimini“ als kleine Meisterstücke ausgezeichnet zu werden verdienen, so ist es leicht ersichtlich, dass der Dichter dann am stärksten wirkt, wenn er Konflikte, die seiner gesellschaftlichen Welt angehören, wenn er Charaktere zur Darstellung bringt, in deren Gefühle, Leidenschaften, in deren überlieferte Vorstellungen und Vorurtheile er vollständig hineinzublicken vermag. Vergleichen wir mit diesen kleinen älteren Gebilden die neuesten erzählenden Anläufe des Dichters, die entschieden unter dem Druck der jüngsten litterarischen Tendenzen gereift sind, die Romane „Eifernde Liebe“ und „Das wandernde Licht“, so ergiebt sich, welche Gefahr für diesen Dichter in der Nachgiebigkeit gegen Vorstellungen und pathologische Probleme liegt, die nicht von innen heraus die seinen sind. Seine glänzende Situationsphantasie, die farbenreiche Energie seiner Augenblicksdarstellung befähigt ihn, jedes ergriffene Stück des Lebens deutlich, anschaulich vor unsere Augen zu stellen. Aber beseelen und zu Objekten bleibender, immer neu erwachender Theilnahme erheben kann er mit all seinem Talent diese Gebilde „unpersönlicher Dichtkunst“ nicht. Es ist ein ungeheurer Unterschied, ob der Poet vom eigenen Drang und eigenen inneren Wandlungen zu einer Veränderung seiner Stoffe, seiner Darstellungsweise geführt wird oder ob diese Veränderung als Koncession an modische Launen gelten muss. Versuchen wir die Handlung beider kleinen Romane so schlicht als immer möglich zu berichten, so tritt schon dabei zu Tage, dass die Spannung, die der Erzähler erreicht, die höchste und überzeugendste Wirkung seiner poetischen Erfindung geradezu ausschließt.

Der tragische Roman „Eifernde Liebe“ beginnt und verläuft großentheils in oder vielmehr bei Hamburg-Altona in der Villa des Herrn

Etatsrath Pfeiffenberg, zwischen Nienstedten und Blankenese, auf dem hohen, rechten Elbufer, oberhalb Mühlenberg. So wie die Wendung zum tragischen Ende erfolgt, versetzt der Dichter seine Heldin und seine Leser nach München, Verona, Neapel und Capri, da er sehr wohl fühlt, dass in dem Hausfrieden der Pfeiffenberg'schen Villa die Katastrophe unmöglich wäre. Der verwittwete Altonaer Großkaufmann mit dem Titel, der noch aus dänischer Zeit stammen muss, hat einen Sohn, der, ein leiblich, braver, nüchterner Geselle, es für sein gutes Recht hält, mit goldenem Löffel an dem Tische des Lebens zu sitzen, und eine Tochter, die „weiße Dorothea", eine schöne Blondine von stattlicher Gestalt, überwiegend verständig, nordisch keusch und kühl, der es in ihrem prächtigen väterlichen Heim und bei der stillen Herrschaft, die sie über Vater und Bruder ausübt, so wohl ist, dass sie mit achtundzwanzig Jahren noch nie an Liebe und Heirath gedacht hat. Dorothea Pfeiffenberg lässt in dem großen Park des Etatsrathes eine schöne Halle bauen, ganz zweckmäßig, um die Orangerie hier im Winter aufzustellen, und damit Vater und Bruder bei schlechtem Wetter eine gedeckte Wandelbahn haben, wo sie nach Tisch spazieren gehen und ihre Cigarre rauchen können. Da aber in dem schönen stolzen Mädchen ein instinktiver Zug zum Höheren vorhanden ist, sie ihrer Zeit in Berlin die großen Kaulbachs im neuen Museum bewundert hat, so wünscht sie in besagter Halle ein großes Wandbild, ein Historienbild des alten, jetzt geächteten Stiles zu sehen. Der Vater, der jeden ihrer Wünsche mit Freuden erfüllt, hat auf einem Ausflug nach Berlin mit Hilfe des hanseatischen Ministers und des Akademie-Direktors Werner ein malerisches Génie ausfindig gemacht, das sich noch mit dem abgethanen Fresko und dem Aufbau großer Bilder mit mächtigen Gruppen befasst. Heinrich Verheißer, der Sohn eines kleinen städtischen Beamten aus der Weinmeisterstraße in Berlin, hat sich unter den härtesten Prüfungen, Enttäuschungen und Entbehrungen zur künstlerischen Selbständigkeit emporgearbeitet. Er hat seiner Anlage, seiner unmodischen Richtung, seinem trotzigen Wesen nach bisher nur „Pech" gehabt, der Auftrag für das Haus Pfeiffenberg ist der erste Glücksschimmer in seinem Leben. Er schwelgt in der Aussicht, ein Bild, das ihm schon lange vorschwebt, die letzte Gothenschlacht am Fuße des Vesuvs, malen zu können, und, als er bei dem ersten Besuch, den er der Kaufmannsfamilie macht, seine Idee leidenschaftlich vorträgt, fühlt sich der Etatsrath interessiert und Fräulein Dorothea merkwürdig ergriffen. „Die Villa Pfeiffenberg am Ufer der Elbe — und der Vesuv — die rationelle, korrekte Familie Pfeiffenberg — und die Ostgothen — gab es Dinge auf der Welt, die weiter aus einander lagen, weniger zusammengehörten, einander gleichgültiger waren, als diese? Und plötzlich stand da ein Mensch vor

ihnen, in dessen Seele diese versunkene Welt lebendig war, wie ein Vorgang vom gestrigen Tage, und die verschollene Welt stieg vor ihnen empor wie ein gewitterbergendes Gewölk, aus dessen Schoße, gleich dem Nachhall eines ungeheuren fernen Ereignisses, das Klirren der Waffen, das Brüllen des Kampfes, die Stimmen von Menschen ertönte, von deren Dasein sie nie etwas gewusst." Trotz des Hauches aber, der aus Verheißer's Phantasie in die Seele der schönen Dorothea hinüberweht, empfindet diese gegen den neuen Hausgenossen, den sie über der Gärtnerwohnung einquartiert hat, der in der Halle sein Wesen treibt und einen ungeheuren farbigen Karton in der Größe des beabsichtigten Wandbildes ausführt, zunächst eine Abneigung. Nicht bloß die philiströsen Überlieferungen der Familie gegen das ungewohnte künstlerische Wesen und Auftreten Heinrich Verheißer's, sondern auch die reine Empfindung des noch unbestochenen Weibes kehren sich gegen das Innerste dieser Natur. Denn in Heinrich Verheißer hat der Dichter einen vortrefflichen Typus des modernsten Künstlerthums gezeichnet; obwohl er noch Historie al fresco malt, gehört er doch zu dem Geschlecht, das mit der Losung Fiat ars et pereat mundus der Welt nicht nur als einer kunstunverständigen, sondern auch als einer schlechthin kunstfeindlichen entgegentritt. Diese selbstbewussten, in ihrem verzweifelten Ringen mit dem Leben nicht mürbe und sentimental, sondern hart gewordenen Menschen, von der tiefsten berechtigten und unberechtigten Verachtung gegen das Philisterium erfüllt, innerlich nur dem selbstgeschaffenen Gesetz ihres Daseins gehorchend, haben Etwas von dem naïven Kinde und Etwas von dem welterfahrenen Manne, Etwas vom Genius und Etwas vom Raubthier in sich; wenigstens Heinrich Verheißer hat es. Dass er für das schöne Mädchen, in dessen Nähe er plötzlich lebt, eine heiße Leidenschaft fasst, hat Wildenbruch durch die Badescene fast überflüssig motiviert; die bloße körperliche Gegenwart Dorotheas würde genügen, den lebensdurstigen Maler in Flammen zu setzen. Aber freilich für die zuletzt hervortretende schlimme Thatsache, dass Herr Verheißer in Dorothea, obwohl er sie seine Göttin nennt, nicht vielmehr und kaum etwas Anderes sehen kann, als ein Modell, um das ihn die gesammte Künstlerschaft beneiden mag, ist die Scene im Bade die rechte Vorbereitung. Zuerst unmerklich, dann unwiderstehlich wird Dorothea von der Leidenschaft des eigenthümlichen fremden Mannes ergriffen. Nachdem sie Heinrich Verheißer's großes Bild gesehen hat, ist's ihr „als wenn die Poren ihrer Haut bis heute verschlossen gewesen wären, so dass sie heute zum ersten Male den Athem der Natur in sich zu trinken vermochte, der in der Sommernacht aus den Tiefen der Erde dampft und den Geschöpfen zuflüstert: das Leben — das Leben!" Nachdem er ihr in einem verzückten Briefe seine heißen

Empfindungen gestanden hat, flüstert sie, während sie sich zu einem Diner ankleidet, bei dem sie mit ihm zusammentreffen soll, seine Worte nach: Göttin! Gewaltige meiner Seele! „Eine Wolke von Sinnlichkeit und Eitelkeit war um sie her und füllte den Raum wie ein schwerer narkotischer Duft." Sie lauscht nach dem Diner den Erläuterungen, die er von seinem Bilde des Gothenkönigs Tejas giebt: dass es ihn gedrängt habe, einen Menschen in großer Verzweiflung zu schildern, „der sein Ganzes und sein Alles an eine große Sache daran gesetzt hat, und der nun dahinter kommt, dass alle Kraft, aller Muth, alles Kämpfen und Ringen zu Nichts hilft, wenn das Schicksal gegen den Menschen ist", lauscht mit dem Schauern des Weibes, das die Männlichkeit empfindet. So kommt später die Stunde, wo er sie in seine Arme reißt und den Rausch der Leidenschaft und seiner Künstlerbewunderung für ihre leibliche Schönheit, ihre vornehme stolze Erscheinung vor ihr austobt. Sie hat nicht die Kraft, ihn zurückzuweisen, aber noch die Kraft, sich von ihm loszureißen; ihr vergangenes Leben, ihre durch des Künstlers Eingeständnis, dass er sie vom Kopf bis zum Fuß kenne, beleidigte Mädchenwürde kommen ihr zu Hilfe, sie zwingt den gewaltthätigen Künstler moralisch, sie und ihres Vaters Haus zu verlassen. Der Künstler, dem damit eine schwindelnde Hoffnung zerrinnt, dass eines schönen Tages ein Engel zu ihm herabsteigen und ihn aus dem dunklen See erlösen werde, fügt sich ihrem Gebot mit einem bitteren „Wie schade — wie schade!" Er trägt aus dem Landhaus der Familie Pfeiffenberg ein Kunstwerk davon, wie er noch keins geschaffen hat; Dorothea aber fühlt sich, nachdem Heinrich Verheißer hinweg ist, tief elend, fühlt, dass durch ihr Inneres ein Wirbelsturm hingebraust ist, der „in wenigen Sekunden das Bild der Welt, wie es jahrzehntelang in ihrer Seele gestanden hatte, umwarf und zu oberst und unterst kehrte". „Wie eine wandelnde Feuerflamme, die keine Stätte hat — und so unglücklich — so unglücklich" erscheint ihr der wild geniale Mann; so schlimm erscheint ihr bei dem Vergleich mit ihm und der Welt, zu der er ihr das Thor einen Augenblick aufgerissen hat, die Welt, in der Dorothea fortleben soll, dass uns auf diesem Höhepunkt der Erzählung ein leiser Schauer vor dem Kommenden beschleicht. Verheißer hat Dorothea Pfeiffenberg nicht betrogen, hat ihr kein falsch verschönertes Bild von sich hinterlassen, er hat allen Hass, den er gegen das Alltägliche und gegen die Überlieferung in sich trägt, naiv herausgesprudelt; „ein Bildungsmensch!" ist ihm der höchste Ausdruck der Verachtung. Und Dorothea kommt bezeichnenderweise auch nicht einen Augenblick auf den Gedanken, dass der Künstler ihr Mann werden, dass sie zur Heirath mit ihm die Einwilligung des Vaters gewinnen könne. Sie würde sich, mit einem Traum und einem Schmerz

in der Seele, wieder in ihr altes Leben finden und einspinnen, ja sie nimmt sogar den ernstlichsten Anlauf dazu. Da fügt es das Verhängnis, dass dieses Leben, Alles, was ihr lieb an ihm gewesen, ins Wanken geräth. Ein Herr Fritz Barkhof, ein tadelloser Hamburger Großhändler der jüngeren Generation, dem Dorothea als first rate erscheint und dem die „großartig geordneten Familienverhältnisse“ der Pfeiffenberg's imponieren, beginnt um sie zu werben, und der Etatsrath begünstigt diese Werbung. „Sie konnte nein sagen, aber wenn sie es that, dann war sie von nun an ein überflüssiges Möbelstück in dem Hause, in dem sie bisher als Gebieterin gewaltet hatte, eine alte Jungfer, die neben einem ärgerlichen Vater mürrischer Griesgrämigkeit entgegenwelkte, ein Gegenstand der Verwunderung für ihren Bruder und dessen junge Frau, ein Räthsel für alle Hausbewohner, an dem man sich eine Zeitlang abmühte, bis man es gelangweilt beiseite liegen ließ.“ Sagt sie aber ja, so sieht sie hier die Entwürdigung einer Ehe ohne Neigung, „Tage, Tage und Tage voll ödem, grauem Einerlei“ vor sich, und natürlich überwältigt sie „die Erinnerung an die eine Stunde, da sie hinausgeblickt hatte in das Land voll Blumen und Bäumen, in die Schönheit, in die Kunst.“ In diesem gefährlichen Zustande trifft sie die Nachricht, dass Heinrich Verheißer's Karton „die letzte Gothenschlacht“ auf der Münchener Kunstausstellung ausgestellt ist und dort gewaltiges Aufsehen erregt, erfasst sie die wildeste und leidenschaftlichste Sehnsucht, das Bild, auf dem, in der Gestalt der Geliebten des Gothenkönigs Tejas, auch sie lebt, vollendet mit Augen zu sehen; „einmal noch, bevor sie in das graue Gefängnis ging, das nun ihr künftiges Leben sein würde, wollte sie hinaus in das gelobte Land.“ Dass sich hinter dem Verlangen nach dem Bilde das Verlangen nach einer Wiederbegegnung mit seinem Urheber regt, verbirgt sie sich selbst. Unter dem Vorwand einer Reise nach Berlin fährt Dorothea nach München und damit unrettbar ihrem Schicksal entgegen. Dass sie, noch heiß und erfüllt von dem Anblick des Bildes, mit Verheißer zusammentrifft, dass dieser aus Dorothea's Reise nach München die dämonische Macht erkennt, die er über sie gewonnen hat, und sie ohne Weiteres an sich reißt, dass sie nicht mehr die Widerstandsfähigkeit hat, die eine ganz simple Natur vielleicht bewahren würde, dass sie sich von dem liebetrunkenen Künstler nach Verona entführen lässt und erst nachdem sie sich ihm ganz hingegeben hat, aus ihrem Taumel erwacht, Das alles erscheint nur natürlich, wenn man einmal annimmt, dass in ihr jene Liebe überwältigend geworden ist, um die Mantegazza und Lombroso besser Bescheid wissen, als alle Dichter der Welt. Noch natürlicher aber ist es, dass diesem Taumel ein entsetzliches Erwachen folgt. Woran Dorothea in dem ersten Fieber des Abenteuers nicht und Verheißer

überhaupt nicht gedacht hat, dass ihre Natur nicht das Zeug zu einer wilden Künstlerehe besitzt, dies Gefühl kommt mit aller Macht über sie. Ein klaffender Abgrund thut sich zwischen den beiden Menschen auf, die nun so eng verbunden sind. Dorothea weiß und will nichts, als jetzt, wo es zu spät ist, den Segen ihrer Familie erflehen, dem Bunde die Weihe geben lassen, Verheißer fühlt nicht, dass sie tief unglücklich ist und sein muss, dass seine einzige Pflicht wäre, mit ihr auf jede Gefahr nach Deutschland, nach Hamburg heimzukehren, sie dort zu seinem rechtmäßigen Weibe zu machen. Er schwelgt in dem Glück ihres Besitzes, er sieht mit lechzenden Augen nur, was ihm ihre Schönheit als Mann und Künstler verheißt, der Kunstzigeuner hat keine Ahnung von Dem, was in Dorothea's Seele vorgeht. Er möchte sie beschwichtigen und ihr jeden Gefallen erweisen, begreift aber nicht, warum sie nicht, da es doch einmal so ist, ein Stück Leben mit ihm genießen und theilen will. Wie der Gegensatz zwischen ihr und ihm immer schärfer heraustritt, fühlt sich das unglückliche Weib immer tiefer entwürdigt und sucht am Ende den Tod auf den Klippen von Capri. Die leblose Gestalt, über der Heinrich Verheißer verzweifelnd zusammenstürzt, ist ein Opfer seines Künstleregoïsmus. „Die Fluth des italiänischen Meeres hat ihr blondes deutsches Haar durchnässt und das Blut aus ihren Wunden gespült. Ohne Makel lag sie da, jetzt wieder Das geworden, was sie einst gewesen war, die reine, die weiße Dorothea."

Es ist ohne Frage ein Stück Leben, das Wildenbruch in dem Rahmen dieses Bandes zusammengedrängt hat, es ist eine mit Wärme, mit leidenschaftlichem Antheil am Vorgang, mit großer Meisterschaft der Einzelschilderung, namentlich in dem bei Hamburg spielenden größeren Theil der Erzählung, vorgetragene Geschichte. Ein paar Unwahrscheinlichkeiten wollen wenig bedeuten gegenüber der einen großen und tiefen Unwahrscheinlichkeit, dass sich bei der feinfühligen Dorothea kein Gefühl dafür regt, dass Heinrich Verheißer sie anbetet, sie leidenschaftlich begehrt, aber sie nicht liebt, aller „Begleiterscheinungen" (um im Stil der naturalistischen Ästhetiker zu reden) entbehrt, ja unfähig ist, ohne die der Eros einer norddeutschen Natur, wie es Dorothea Pfeiffer ist, eher Schauder erweckt, als Anziehungskraft übt. Doch es soll Ausnahmen geben, und Dorothea mag eine Ausnahme sein. Immer aber beschleicht uns ein Frösteln bei dem Gedanken, wofür und zu welchem Ende Dorothea geopfert worden ist, und wie rasch der Maler von der Erschütterung genesen wird, die ihm ihr Selbstmord bereitet. Er wird sich schwerlich sagen, dass seine eifernde, die Vergangenheit, das Wesen und die innersten Lebensbedingungen der Geliebten missachtende Liebe einen Frevel eingeschlossen hat, er wird einfach beklagen, dass sich diese prächtige, vornehme Natur nicht freier und höher über das

Philisterium hat erheben können. Wildenbruch hat hier einen Konflikt enthüllt, der auch in der Ehe zwischen den beiden würde zu Tage treten müssen, nur dass er dann in trüber Resignation einer enttäuschten Frauennatur ausklingen, nicht mit einem grellen Aufschrei enden würde. Im Ganzen ist es unverkennbar, dass der Dichter mit dem Modernsten um die Wette laufen will. Schicksale und Charakter Heinrich Verheißer's sind zugleich nach der Natur und nach der gerade geltenden Schablone. Dankenswerth ist es, dass der Dichter nicht vergisst, doch auch die andere Seite der Dinge zu zeigen, und dass die Schuld an dem trostlosen Ausgange nicht allein auf die ahnungslosen, selbstzufriedenen Hamburger Normalmenschen zurückfällt, denen Dorothea in schlimmer Stunde den Rücken gekehrt, ohne auch nur den Versuch gemacht zu haben, dem Vater ihr Herz zu erschließen. Leicht möglich, dass er sie gar nicht verstanden, und doch wäre dann Vieles anders, auch für Wildenbruch's Darstellung.

Auf alle Fälle wird eben diese Darstellung viel zu stark von der Auffassung beherrscht, dass hier zwei gleichberechtigte Mächte einander gegenüberstanden. Nein, dieser Verheißer, der ein Mädchen wie Dorothea nicht gewinnen, sondern nur zerbrechen und vernichten kann, dieser Zigeuner, in dem kaum eine Ahnung aufdämmert, dass Dorothea mehr ist und zu geben hat, als ein schönes und williges Modell, steht nicht einmal mit gleichem, geschweige denn mit höherem Recht der wohlgeordneten glatten Philisterwelt gegenüber. Wenn in der That die moderne Kunst ihre Jünger nicht höher hebt, nicht tiefer beseelt, als Herrn Heinrich Verheißer, so steht es schlimm um den Vorrang, den sie beanspruchen. Die Wahrheit ist, dass der Dichter ein ganz anderes Ideal von Künstler in der Seele trägt, als er in dem Schöpfer der letzten Gothenschlacht hingestellt hat, dass es sich der Forderung, die neueste Genialitätsfratze zu spiegeln, nur anbequemt hat. In der Seele eines wirklich schöpferischen und bedeutenden Menschen, auch wenn er dem Modernen angehört, eines Menschen, der Macht über die widerstrebende Welt und über ein Mädchen wie Dorothea Pfeiffenberg erlangt, sieht es denn doch anders aus, als „Eifernde Liebe“ vorgeben und Wildenbruch der jüngsten Berliner Gesellschafts-Decadence und Lebensphilosophie zu Liebe glauben machen will. Die Darstellung des Verhaltens Heinrich's von dem verhängnisvollen Morgen in Verona an bis zum Selbstmord Dorothea's hebt die Sophistik des Malers und die Theilnahme der Leser an dem leidengeprüften Manne beinahe völlig auf, und alle Situationskunst der Darstellung hilft darüber nicht hinweg.*

* Der vorstehende Aufsatz befand sich bereits im Druck, als mir in der Morgenausgabe der National-Ztg. vom 28. Februar das muthige, tapfere und wackere „Mahnwort“ zu Gesicht kam, welches Ernst v. Wildenbruch unter dem Titel: „Besinnt Euch!“

Schiller's Mutter.

Von Heinrich Stümcke.

Das Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv wird immer mehr zu einer wahren Fund- und Goldgrube für unsre heutige Litteraturgeschichtsschreibung, und die Zahl derer, die glücklich aus dem Vollen zu schöpfen

---

an das preußische Abgeordnetenhaus gerichtet, in dessen Mitte — ohne dass sich dagegen ein Widerspruch erhoben — in der Sitzung vom 21. Februar ausgesprochen worden war, dass die meisten Schriftsteller zunächst auf Erwerb ausgingen und verdienen wollten, wobei es ihnen nicht mehr darauf ankomme, gute Sitte und edlen Sinn zu pflegen, sondern darauf, möglichst viel zu verdienen, selbst auf die Gefahr hin, die Moralität des Volkes zu ruinieren.

Dieses Mahnwort von E. v. Wildenbruch wird den meisten meiner Leser, ehe das erste Heft von dem neuen Jahrgange meiner Zeitschrift in ihre Hände gelangt sein wird, voraussichtlich zur Genüge bekannt geworden sein, zumal da der Nachdruck mit Quellenangabe ausdrücklich gestattet worden ist. Ich kann daher auf den vollständigen Abdruck in meiner Zeitschrift, deren Raum ich möglichst zu Rathe halten muss, verzichten; aber wenigstens die folgenden Sätze aus Wildenbruch's Mahnwort, in denen er sich über seine Stellung zu dem sogenannten „Naturalismus" ausspricht, glaube ich mit Rücksicht auf Das, was Adolf Stern über Wildenbruch's Beziehungen zu dem Naturalismus gesagt hat, hier vollständig hersetzen zu müssen.

„Woher" (so schreibt Wildenbruch) „dieser Hass? Gegen wen dieser Grimm? Sehr einfach daher, dass vieles von Dem, was heute in Deutschland geschrieben wird, dem Zwischenrufer und mit ihm gewiss sehr vielen Anderen nicht gefällt und dass sie Denen zürnen, die so unliebsame Sachen schreiben.

Um die Sache mit einem Namen zu nennen, sie können den heutigen Naturalismus nicht leiden. Gut, meine Herren! Es giebt auch unter den Schriftstellern manche, denen der Naturalismus eben so wenig sympathisch ist wie Ihnen. Zu diesen rechne ich z. B. mich selbst. Ich liebe die Hervorbringungen des Naturalismus ihrer überwiegenden Zahl nach keineswegs, — wobei allerdings gesagt werden muss, dass heut zu Tage Naturalismus häufig mit dem Realismus, dem Nährboden aller echten und rechten Dichtung verwechselt wird.

Aber es ist Zweierlei, die Werke eines Verfassers nicht lieben — und den Verfasser deshalb moralisch an den Pranger stellen.

Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, dass man mich für einen Anwalt des Naturalismus und seiner Vertreter hält [halte]. Das, wofür ich spreche und sprechen muss, ist etwas viel Größeres als eine vereinzelte litterarische Richtung, es ist die Litteratur selbst. Denn eine Gefährdung der Litteratur bedeutet es, wenn man Verfassern deshalb, weil ihre Werke Einem nicht gefallen, verwerfliche Motive unterschiebt" u. s. w.

So viel, wie gesagt, zur Ergänzung von Adolf Stern's Aufsatz über Wildenbruch. Sehr lieb würde es mir sein, wenn diejenigen unter meinen Lesern, die Wildenbruch's „Mahnwort" etwa noch nicht kennen, sich durch die daraus mitgetheilten Stellen veranlasst sehen würden, sich mit dem Inhalt des Ganzen bekannt zu machen.

Der Herausgeber.

verstehen, wird größer und größer. Kaum haben sich die hochgehenden Wogen der Freude über die kernfrischen Briefe der glücklichsten aller Mütter gelegt und sich das Interesse für Frau Aja durch den Absatz ihrer Biographie in 4 Auflagen bethätigt, da sucht jetzt derselbe Verlag auch die Mutter des anderen Weimarer Dichterfürsten dem deutschen Volke wieder nah zu bringen, indem er Dr. Ernst Müller's Biographie der Schillerin ebenso glänzend in die Öffentlichkeit schickt wie Dr. Heinemann's Frau Rath.

Müller verdankt wie sein Kollege die Anregung zu seiner Arbeit den Brieffunden im Weimarer Archiv, und er hat sich gleich Heinemann bemüht, seinem Buche den Charakter zugleich des Volksthümlichen und des Gelehrten zu geben. Es theilt auch die Vorzüge und die Fehler der Biographie der Frau Rath. Warmherziges Verständnis, das den Respekt vor den Müttern mehren möchte, fleißiges Zusammentragen alles einschlägigen Materials und auf der negativen Seite allzugroße Breite, kein Hervortreten der hauptsächlichen Momente, kurz der Maler, der die leise verblassenden Striche des Bildes von Schiller's Mutter nachziehen und durch einige Schattierungen verstärken wollte, hat Alles gleich sauber ausgepinselt bis ins minutiöse Detail, statt mit dem Spachtel Meister Lenbach's charakteristisch zu arbeiten.

Das Bedürfnis nach einer zuverlässigen und ausführlichen Biographie der Mutter unseres Lieblingsdichters ist zweifelsohne nicht nur in den gelehrten Kreisen heimisch, die in dem Auffinden neuen Materials, und sei es der winzigste erhellende oder ergänzende Beitrag, die volle Berechtigung zur Veröffentlichung einer neuen Arbeit über dasselbe Thema erblicken. Auch alle Diejenigen, die pietätvoll den Spuren des großen Meisters nachwandeln und von der heimlichen Begierde getrieben werden, die Quellen seiner Begabung, die Faktoren seiner Entwicklung gründlich zu entdecken, werden Dem Dank wissen, der ihnen neue Wege und Hilfsmittel weist. Je räthselhafter und widerspruchsvoller uns heute die Gesetze der geistigen Vererbung trotz aller mehr oder minder kühnen und durch scheinbare Beweise gestützten Theorien entgegentreten, desto lockender ist es für den sinnigen Beschauer, wenigstens das positive Thatsachenmaterial zu überblicken und in dem geistigen Bilde der Eltern nach Zügen zu spähen, die das Génie des Sohnes vergrößert, veredelt oder modificiert aufweist und, indem wir das Milieu der Eltern konstruieren, vielleicht auf einen oder den andern der Faktoren aufmerksam zu werden, der bei dem Sohne Ausschlag gebend geworden ist. Wer freilich an solche Untersuchung mit allzu kühnen Hoffnungen herantritt, wird wohl stets arg getäuscht werden. Bei aller Fülle der Dinge fehlt dem Forschenden hier nur zu oft das geistige Band, das ihn sicher leitet, und er muss zu mehr oder minder

unsichern Vermuthungen und Rückschlüssen seine Zuflucht nehmen. Das **natura non facit saltus** scheint für die Gesetze der geistigen Vererbung nicht zu gelten, zumal da, wo es sich nicht um Laster, sondern um die Gaben des Génies handelt. Wenn der Großvater des Nathandichters über Toleranz geschrieben und der Vater der erste Übersetzer des Tillotson gewesen, so mag sich der emsige Forscher mit Recht über ein so schönes Beispiel von geistigem Atavismus freuen und der Leser, der Frau Aja's Briefbände dankbar genossen, sich Goethe's Sprüchlein von der auf ihn überkommenen Frohnatur und Fabulierlust des Mütterchens zustimmend ins Gedächtnis rufen, aber dass aus der dunklen Schusterwerkstatt in Stendal gerade der Mann hervorgegangen ist, der zuerst die ganze Schönheit der antiken Plastik zielbewusst und lebendig erfasst hat, ist ein Umstand, der wohl mit Recht zum Nachdenken herausfordert.

Die Gaben und Anlagen der Mutter und des Vaters stehen nicht immer in erkennbarem Zusammenhang mit den geistigen Fähigkeiten der Kinder; es lässt sich häufig ein solcher Zusammenhang überhaupt gar nicht nachweisen. Letzteres ist nach dem Urtheil des Biographen der Mutter Schiller's der Fall. „Als ob all der dichterische Geist von der Mutter ausgegangen sein müsste! Als ob ein Dichter nothwendig auch eine dichterisch begabte Mutter gehabt haben müsste!“ ruft Dr. Müller pathetisch aus und schließt sich somit Minor's Urtheil an, der in seiner Schillerbiographie I. Bd. von der Mutter u. a. erzählt:

„Ein Anderer . . . wollte ihr das Lob eines sanften, zarten, gefühlvollen und pflichtgetreuen Weibes nicht versagen, aber ausgezeichnete Gaben, noch weniger Ausbildung könnten ihr auf keine Weise beigelegt werden. Als ob eine Mutter, selbst die Mutter Schiller's, dergleichen nöthig hätte! So die rechte, die wahre Mutter besitzt Nichts für sich selbst: ihre „Gaben“, Das sind die Früchte ihres Leibes; ihre Ausbildung, Das ist, was sie an ihren Kindern bildet. Und wie viele dürfen sich darin vor der Mutter Schiller's sehen lassen? Weit mehr noch als Goethe, ähnlich wie Kant, ist Schiller ein Kind seiner Mutter gewesen.“

In Bezug auf die äußere Ähnlichkeit wird Keiner die Behauptung anfechten können, denn ein neu entdecktes Gemälde von Schiller's Mutter, das Müller im Holzschnitt seinem Buche vorsetzt, zeigt die von Zeitgenossen behauptete Übereinstimmung der Gesichtszüge von Mutter und Sohn in überraschendem Maße. Er ähnelt ihr weit mehr als irgend eine der Töchter. Schiller ist der zweite Sprößling der 9 Jahr lang kinderlosen Ehe zwischen der Marbacher Bürgerstochter und dem eingewanderten Feldscher. Eine gewisse Parallele besteht zwischen der vornehmen alteingesessnen Patriziertochter Textor, die den zum kaiserlichen Rath empor-

gestiegnen Sohn des aus Artern a. d. Unstrut eingewanderten Schneidergesellen Goethe geheirathet, und dem Schillerschen Ehepaar.

Die Kodweiß waren gleichfalls eine alteingesessene Marbacher Familie, die dem Städtchen mehrfach das Oberhaupt geschenkt. Freilich war der Vater Kodweiß durch widrige Verhältnisse damals sehr herabgekommen und führte nach Verkauf der Wirthschaft zum Löwen, der Bäckerei und eines unvorsichtig betriebenen Holzhandels ein kümmerliches Dasein als Thorschreiber. Wenn die Tochter Elisabeth Dorothea dennoch ihr Ausgedinge ungeschmälert erhielt, so dankte sie Dies der praktischen Fürsorge ihres Bräutigams, der es durch Sicherstellung aus dem allgemeinen Ruin der Familie rettete. Wie wir durch Masson's amüsante Studien jetzt genau unterrichtet sind, wie viel silberne Theelöffel und wie viel Unterröcke Josephine besaß, als sie mit ihren reifen Reizen den korsischen Parvenü bezauberte, so finden wir in Dr. Müller's Buche auch die Aussteuer der Schillerin, die gut gehimmelte Bettlade, die Hangwiegen und die flächsernen Kissenziechle getreulich verzeichnet und Allatorum Summa Summarum Beeder Eheleuthe auf 716 fl. 36 Kr. angegeben. Auch in damaliger Zeit nicht viel für einen jungen Hausstand, dazu der drohende Bankerott des Schwiegervaters. Und dann lange freudlose Jahre für das Weib, indess der Mann, der in dem Neckarstädtchen irrthümlich ein dauerndes Heim gefunden zu haben glaubte, auf beschwerlichen Kriegszügen ihr immer wieder entrückt ist. Der heimkehrende Leutnant fand ein Töchterchen 1758 vor, den ersten Spross der so lange kinderlosen Ehe; ein Jahr später, während der Vater wieder bei seinem Regiment weilt, wird unser Friedrich Schiller geboren.

Jetzt wurde in Lorch für eine Reihe von Jahren ein dauerndes Heim gefunden, freilich kein sorgenloses, da der Gehalt des nunmehrigen Werbeofficiers Schiller ins Stocken gerieth. So zehrte man von dem kleinen eignen Vermögen, das bis 1766 ausreichte, in welchem Jahre sich der Vater Schiller in die Garnison nach Ludwigsburg zurückversetzen ließ, die er 1775 mit der Intendantur auf der Solitude vertauschte. Bis zum Jahre 1773, wo bekanntlich im Januar die Aufnahme des jungen Schiller in die herzogliche Akademie stattfand, hatte die Mutter den einzigen Sohn unter ihrer unmittelbaren Obhut. Natürlich soll er Geistlicher werden, da sich früh seine Begabung zeigt. Dass die Mutter schon den Abceschützen in Lorch mit Klopstock's, Opitzens und Gellert's Poesien gefüttert habe, verweist man heute mit Recht ins Gebiet der Fabel. Dem Ludwigsburger Lateinschüler mag sie ihre Schwärmerei für Uz und den so unglaublich populären Leipziger Fabeldichter mitgetheilt haben.

Bald war der junge Aar flügge und der angehende Dichter der

„Räuber“ begehrte gewiſs weniger der mütterlichen Hilfe in Bezug auf die geiſtige Nahrung als der mütterlichen Fleiſchtöpfe, wenn auf ſaure Wochen in der klöſterlichen Zucht der Karlsſchule ein Feſttag im Familienkreiſe folgte und Frau Schillerin, wie ein Schulkamerad Schiller's berichtet, aus Küche und Keller das Beſte hervorholte, um den Sohn, „das Wunderthier“, zu erquicken. Konnte ſie es doch nur allzu ſelten und bald verlor ſie ihren Liebling ja faſt für immer. Der vom Zorn ſeines Landesfürſten bedrohte junge Feldſcher, der lieber der Heimat als den Muſen Valet ſagen wollte, kann nur verſtohlen von der treuen Mutter Abſchied nehmen, in Bretten bei Mannheim folgt dann ein kurzes mehr pein- als freudvolles Wiederſehen. Bald vertreten andere edele Frauen Mutterſtelle bei dem jungen Dichter. Und für Frau Schillerin, der die volle Sonne des Glücks ſtets nur für Augenblicke geleuchtet, folgen ſchwere Jahre voll mannigfacher Leiden. Die Sorge um den verbannten Sohn und ein ſchweres Magenübel bringen ſie 1790 an den Rand des Grabes. Schon wagt die Familie keine Hoffnung mehr zu hegen, und der Sohn beklagt ſie in einem Brief an ſeine Braut bereits wie eine Todte. Aber ihre gute Natur erringt den Sieg, und 1792 iſt ſie bereits in der Lage, den jung verheiratheten Dichter in Jena zu beſuchen, um — hier ſowohl wie bei ihrer in Meiningen mit dem Bibliothekar Reinwald verheiratheten Tochter Chriſtophine (Fene genannt) — die kleinen und großen Leiden der Schwiegermutter zu ſpüren. Das geweſene Fräulein von Lengefeld iſt ein bischen adelsſtolz und zugleich von dem ganzen ſelbſtbewuſsten Eigenwillen der jungen Hausfrau beſeelt. Die alte Schwäbin mag ihre heimatliche Küche und der Sohn manches Gericht der Mutter auf Koſten der Kochkünſte ſeiner jungen Frau gerühmt haben. Auch Lotte's Dienſtboten-Luxus iſt der Schwiegermutter ein Dorn im Auge. Nach der Geburt des erſten Enkelchens ſind nicht weniger als fünf dienſtbare Geiſter im Schiller'ſchen Hauſe, auch ein Beitrag zur Widerlegung der fable convenue von den „Entbehrungen unſerer Klaſſiker“. Frau Schillerin fühlt das Miſsliche dieſes Verhältniſſes zur Schwiegertochter freilich eben ſo wie ihr Sohn. Obgleich ihr Lotte von Lengefeld, als Mutter beſonders, durchaus ſympathiſch iſt und ſie große Sehnſucht nach ihrem Enkelſöhnchen empfindet, entſchließt ſie ſich ſpäter trotz Schiller's Bitten doch zu keinem zweiten Beſuch, und eben ſo zieht der Sohn bei ſeinem Beſuch in der Heimat es vor, nicht im elterlichen Hauſe zu logieren. Aus der Ferne indeſs mahnend und rathend der jungen Schwiegertochter zur Seite zu ſtehen, kann ſich die Mutter nicht verſagen. Sie ſchickt ſelbſtgeſponnene Leinwand zum Kinderzeug, ſie beſorgt zwei Schwabenmädchen zur Bedienung, giebt auch gelegentlich pädagogiſche Rathſchläge. — Schlimmer lagen die Dinge für ſie beim

Reinwald'schen Ehepaar. Der Meininger Bibliothekar wurde schon als Bräutigam im Schiller'schen Hause nicht ohne Misstrauen betrachtet; als Ehemann wird er bald ein griesgrämiger und knauseriger Geselle, der Frau und Schwiegermutter die Bissen in den Mund zählt, bei Tische den Wein allein trinkt und Frau Schillerin Service und Bougie bezahlen lässt. „Die gute liebe Fene ist gewiss zu bedauern" lautet resigniert der Schluss eines Berichts der Frau Schiller über ihren Meininger Aufenthalt.

Merkwürdigerweise hatte sie auch mit ihrem zweiten Schwiegersohn, dem Pfarrer Frank von Cleversulzbach, der Schiller's Schwester Luise geheirathet, wenig Glück. Erst ärgerte er die Mutter als unentschlossener Liebhaber, der häufig Visiten macht, ohne sich zu erklären, später bereitet er Ungelegenheiten, indem er gerichtliche Feststellung der Mitgift seiner Frau verlangt und sich übervortheilt glaubt, und ist ungalant genug, für die alte einsame Frau, die ihr letztes in der Heimath gebliebenes Kind besucht, nicht einmal die Chaise anspannen zu lassen, die zum Theil von Frau Schiller's Gelde bezahlt ist. Vielleicht rächte sich's so, dass die Mutter, wie der Major Schiller meinte, mit ihren Töchtern zu hoch hinausgewollt hatte. Trotz seines verhältnismäßig hohen militärischen Ranges wäre dem bidern Manne, der an seiner Baumschule einen Narren gefressen, ein solider Gärtnergeselle als Schwiegersohn am liebsten gewesen. Er hält, wie der Musikus Miller in seines Sohnes Drama, nicht viel von modischen Alfanzereien, Bücherlesen und Klavierspielen. Am Morgen sprach er ein gut Gebet, Mittags wünschte er eine kräftige Schüssel auf dem Tisch und im Übrigen war seine Baumschule seine Welt, die ihn völlig in Anspruch nahm. Nicht ohne Bitterkeit schreibt seine Frau einmal: „Eine Magd würde ihm Alles versehen, was eine Frau thun könnte." Als er 1796 vollends tödtlich erkrankte, mag Frau Schillerin nicht weniger mit ihm auszustehen gehabt haben als Frau Rath Goethe mit dem altersschwachen launischen Gatten. Der ehemalige Feldscher glaubte, Alles besser zu wissen, als die studierten Ärzte, und quacksalberte bald hier bald dort. Trotzdem folgte er 1796 seiner jüngsten Tochter Nannette, einem niedlichen, äußerlich an Goethe's Christiane erinnernden Mädchen, im Tode nach. Die Wittwe suchte sich mit dem bibelfesten kernigen Gottvertrauen jener Zeit zu trösten. Vielleicht athmete sie auch ein wenig erleichtert auf. Indess nahmen die Sorgen noch kein Ende. Seit Jahren stand ja auch Württemberg unter dem Zeichen des Mars. Einquartierungen, Requisitionen, Schädigungen aller Art waren an der Tagesordnung. Schätze hatte die Familie Schiller ohnehin nie gesammelt. Jetzt suchten inhumane Beamte die kleine Wittwenpension noch zu beschneiden, man kam mit allerhand angeblichen dienstlichen Schulden des Majors, für die die Wittwe auf=

kommen sollte, und es bedurfte wiederholter Petitionen beim Herzog, um Nachlass zu erwirken. Durch eine Freiwohnung im Lemberger Schloss wird sie wenigstens einer Sorge enthoben, und für das Fehlende sucht der große Sohn in Jena in schöner kindlicher Pietät zu sorgen. U. a. schreibt er:

„Alles, was Sie zu einem gemüthlichen Leben brauchen, muss Ihnen werden, beste Mutter, und es ist nun hinfort meine Sache, dass keine Sorge Sie mehr drückt. Nach so vielen schweren Leiden muss der Abend Ihres Lebens heiter oder doch ruhig sein, und ich hoffe, Sie sollen im Schoß ihrer Kinder und Enkel manchen frohen Tag genießen."

Häufig weist er seinen Verleger Cotta an, der Mutter eine hübsche Extrazahlung zu machen, und die alte einsame Frau müht sich mit immer schwächer werdenden Augen, bei spärlichem Licht die Spindel zu wirbeln und den Faden recht fein zu spinnen, um durch ein Päcklein schöner Leinwand dem Sohne bescheidenen Dank für seine Wohlthaten abzustatten. So verbringt sie nach dem Tode ihres Gatten noch 6 ziemlich sorgenfreie, durch die Freude über die Erfolge des Sohnes und die Geburt der Enkelkinder verklärte Jahre, bis sie am 29. April ihrem alten Übel, einer heftigen Magenkrankheit, erlag. Einfach und treffend hat ihr großer Sohn ihre Verdienste in seinem Dankbrief an den Schwager Frankh begründet:

„Wahrlich, sie verdiente es, liebende und dankbare Kinder zu haben, denn sie war selbst eine gute Tochter für ihre leidenden und hilfsbedürftigen Eltern; und die kindliche Sorgfalt, die sie selbst gegen die letztern bewies, verdient es wohl, dass sie von uns ein Gleiches erfuhr."

Über Das, was uns am meisten interessiert, über ihre geistigen Gaben, haben wir aus den letzten Jahren (1798) ihres Lebens von einem Augenzeugen ein Dokument. „Ihre Rede," heißt es da, „floss leicht und munter und hatte noch einen angenehmen Ton, so wie ihr Benehmen Anmuth und Übung im gesellschaftlichen Leben zeigte." Es wäre trotzdem sicherlich verkehrt, sie zu einer geistreichen Frau stempeln zu wollen. Der Verlauf ihres äußeren Lebens ist im Vergleich zu dem der Frau Rath sehr einförmig. In dem alten Patrizierhaus an der Hirschgasse gab sich die geistige Elite Deutschlands ein Rendezvous, die alte freie Reichsstadt Frankfurt bot ganz andere künstlerische Anregungen als die einsamen schwäbischen Städtchen und Amtswohnungen. Der Rath Goethe liebte trotz aller Grillenhaftigkeit eine geistige und künstlerische Atmosphäre, die durch die Baumschule des Majors Schiller nicht ersetzt werden konnte. Frau Rath war für einsame Wittwentrauer nicht geeignet. Die Samstagmädel mussten ihr Jugend und Heiterkeit ins vereinsamte Haus zaubern. Im Theater fehlte sie bei keiner Première. Frau Schiller dagegen muss sich von ihren Töchtern über die Aufführung von Dramen ihres Sohnes berichten lassen.

Sie dankt für die Übersendung des Wallenstein, der zu rechter Stunde gekommen sei, die Langeweile zu vertreiben, aber wir dürfen billig zweifeln, ob sie im Stande gewesen ist, dieses monumentale Werk zu verstehen und gebührend zu würdigen. Ihr fehlt das jubelnde, resolute Entzücken, mit dem die Frankfurter Dichtermutter ein neues Werk ihres Sohnes begrüßt und „wie eine Katze ihre Jungen herumträgt". Frau Schillerin wagt sich nicht wie Frau Rath an künstlerische Prophezeiungen, die heute in Frau Aja's Briefen durch ihre kernige Wahrheit und Einfalt entzücken. Verkehrt wäre es freilich, nach ihren Briefen, die in hausbackenem Tone geschrieben sind und Alltagsgeschäfte behandeln, ein ungünstiges Urtheil zu fällen. Wer an Stellen wie die folgenden:

„Es sind hier wirklich alle Artikel im höchsten Preis, 3 Pfund Schwarzbrot 10 Kreuzer, 1 Pfund Ochsenfleisch 10, 1 Pfund Butter 24 Kreuzer, der Scheffel Korn 8 Gulden; es ist schrecklich"

Anstoß nimmt, Den verweise ich auf die Worte, mit denen Erich Schmidt die Leser des Briefwechsels zwischen Lessing und Eva König vor Enttäuschungen behüten will:

„Wer statt der ersehnten Gefühlsergüsse gleich Anfangs Rauchfleisch und Spargel oder späterhin Pulver und Frostsalbe, Erbsen und Sauerkraut inmitten endloser Familiengeschichten aus Hamburg anrannte, mochte den Band enttäuscht aus der Hand legen."

Hätten die Klassiker und ihre Angehörigen ihre Briefe mit der Absicht geschrieben, sie später drucken zu lassen, so hätten sie solche Stellen vielleicht unterdrückt, aber diese Briefe wären eben nicht mehr Briefe von Menschen, denen nichts Menschliches fremd ist, sondern die Expektorationen schöngeistiger Halbgötter. Was von dem Lessingschen Briefwechsel gilt, passt auch auf die Briefe der Frau Rath und der Schillerin. — Es fehlt beiden Müttern auch nicht an gemeinsamen Eigenschaften. Ein gesunder Blick für das Praktische, eine nie in exaltierte Bewunderung ihrer Söhne ausartende Mutterliebe, ein festes Gottvertrauen. Wie Frau Rath Angesichts des Todes noch die Weinsorten und die Größe der Bretzel bestimmte, mit denen die Leidtragenden erquickt werden sollten, so wollte auch Mutter Schillerin selbst im Tode keine unzufriednen Gesichter um sich sehen, und gab daher genau an, wie ihre Kleider in der Familie und an die Mägde vertheilt werden sollten. Der Gegensatz zwischen beiden Müttern wurzelt in der Verschiedenheit ihrer Gemüthsanlage. Beide waren Kinder der Sentimentalitätsepoche. Aber die Schwäbin neigte dieser Stimmung weit mehr zu als die Patriziertochter in der Stadt des weiland J. Ph. Spener und der collegia pietatis und der Susanne von Klettenberg. Die Lieblingsdichter von Schiller's Mutter sind bezeichnend für ihren Geschmack. Zur

Naïvetät, zum Evangelium Rousseau's hätte sie sich nie durchzuringen vermocht, wie ihr Sohn es nie vermocht hat. Ein gewaltsames, zorniges Aufbäumen wie in den „Räubern“ genügte nicht; es war mehr Mache und Wille, als wirkliche Überzeugung und inneres Bedürfnis. Durch das Pathetische glaubte der Dichter später das Sentimentalische zu überwinden. Es war das Erbtheil seiner Mutter, das er mit sich trug, wie Goethe die Frohnatur und Naïvetät des Mütterchens geerbt hatte. Selbst wo Goethe sentimental sein will, ist er weit natürlicher als Schiller, wenn dieser die Sentimentalität verbannen will. Man begreift, warum Schiller weit mehr der Liebling der Frauen und der Jugend ist als der andere Olympier von Weimar. Man begreift aus eben demselben Grunde seine ungerechte Beurtheilung Bürger's und sein Lob Matthisson's. Die hier angedeutete Erkenntnis dieses Gegensatzes zwischen Sentimentalität und Natur schon bei den Müttern Goethes und Schillers ist vielleicht die werthvollste Ausbeute, die aus den beiden Biographien als Beitrag zur dichterischen Psychologie der beiden Geistesheroen gewonnen werden kann.

Der Vogel Hein.

In dem „Quartalbericht des Vereins für meklenburgische Geschichte und Alterthumskunde“ vom Januar 1895 wirft Herr F. von Meyenn die Frage auf: Welche Vogelart (Species) wurde im 16. Jahrhundert „Vogel Hein“ genannt? und führt zu deren Begründung an:

„Im großherzoglichen Archiv findet sich unter den Rentereirechnungen eine Quittung des Malers Simon Huene zu Güstrow vom 14. April 1594, worin der Empfang von 2 fl. 18 ßl. für ‚2 Laken, darauf der Vogel Hein, der auf Wackerbart seinen Deich geschossen‘, bestätigt wird.“

Von den beiden ‚Laken‘ ist keins mehr erhalten.

Da der Vogel abgemalt wurde, so muss er eine Seltenheit für Meklenburg gewesen sein; da er auf einem Teiche erlegt wurde, so wird man ihn für einen Schwimmvogel oder doch für einen Sumpfvogel halten dürfen.

Wesentlich abweichende Lebensgewohnheiten scheint ein anderer Vogel Hein in der Stadt Mecheln gehabt zu haben, von dem Bartholomäus Sastrow in seinen Denkwürdigkeiten Thl. II, B. 10, Kap. 11 S. 625/6 das Nachfolgende berichtet:

‚Desgleichen habe ich gesehen Vogel Heinen, dauon man sagt, das er, wen der keyser Maximilianus primus, des yetzigen Keysers Branherr, hatt wollen vorreisen, allewege zeitlich an den Ort geflogen, dahin der

keyser auf den Abend ankommen wurde; der keyser hatt jme so viell vormacht, das er die Zeit seines Lebendts Wartung vnd Vnderhalt, die Fraw, so auf ihn wartete, freye Wonung vnd Feurung hette. Dan er war zu der Zeit alt vnd kael, das er stets ein warmb Stuben haben, vnd wer ine sehen wollte, der Frawen etwas geben moste, also seinentwege ein gut Lohn hette.'

Nach J. H. Schulz, Fauna Marchica, S. 257, wird der Uhu, Strix Bubo L., in manchen Gegenden mit dem Trivialnamen ‚Heun' bezeichnet. Der Uhu kommt jedoch weder auf Teichen vor, noch war er im 16. Jahrhundert eine seltene Erscheinung für Meklenburg, so dass man ihn schwerlich abgemalt haben wird."

Aus diesen Mittheilungen, welche der Phantasie einen weiten Spielraum lassen, geht nicht hervor, ob der Name eine oder mehrere Vogelarten bezeichnen soll, wobei Letzteres als das Nächstliegende erscheint.

Ein dankenswerthes Werk würden desshalb unsere geneigten Leser, denen Etwas von dem Vogel Hein bekannt ist, durch freundliche hierauf bezügliche Mittheilung thun.

Aus Paul Wolff's „Weidmann" XXVI. Nr. 22 vom 22. Febr. 1895 S. 186 b/c.

Misstrauen.

Die an mich gerichtete Anfrage eines Lesers über das in der Überschrift genannte Wort veranlasst mich, unter Hinweis auf mein Wörterb. III S. 1356 a und Ergänz.-Wörterb. S. 572 b/c — wo auch auf meine Hauptschwier. S. 209 a/b und Sprachbriefe [174] § 11 verwiesen ist — in Kürze hier Folgendes zu antworten:

1. Für das Zeitwort findet sich Doppelbetonung (theils auf der ersten, theils auf der zweiten Silbe), wofür ich mich hier auf den einen Beleg aus Rob. Prutz Polit. Wochenstube S. 69 beschränke (weitere a. a. O., wie auch für die folgenden Nummern).

So also misstraust (⏑́ —) meiner Kunst du oder gar
Misstraust (⏑ —́) du meinem Patriotismus?

Dem entsprechen auch die Doppelformen im Particip: (ge)misstraut — mit der eingeklammerten Vorsilbe oder ohne diese und im Infinitiv: ihm zu misstrauen — oder: ihm misszutrauen.

2. Im substantivischen Infinitiv überwiegt die Betonung auf der ersten Silbe.

Für den von dem Zeitwort abhängigen Dativ tritt hier zumeist das Verhältniswort gegen ein: das Misstrauen gegen eine Person oder

Sache. In der häufigen Verbindung: „Misstrauen in Jemand oder Etwas setzen“ hängt das in zunächst wohl nicht von dem Hauptwort Misstrauen, sondern von dem Zeitwort setzen ab, doch sagt auch ohne das Zeitwort (s. a. a. O.) z. B. Goethe 8, 166 (Lila 1. Aufzug):

„Es ist nicht Undankbarkeit gegen seine Fürsorge, nicht Misstrauen in Ihre Kunst, es ist Misstrauen in mein Schicksal“ 2c.

und — um noch einen a. a. O. sich nicht findenden Beleg hinzuzufügen — so schreibt auch Gregor Samarow in der „Roman-Bibliothek“ 23 Sp. 630:

„Wenn er auch versuchte, das tiefe und feindliche Misstrauen seines jungen Freundes in die russische Regierung und in die Hoffnungen, welche in Warschau auf den Kaiser Nikolaus gesetzt wurden, zu überwinden 2c.“

Dagegen ist es wohl eine nicht zur Nachahmung zu empfehlende Einzelheit, wenn sich — wahrscheinlich veranlasst durch die Zusammenstellung mit dem Gegensatze Vertrauen — in der National-Ztg. 46, 207 der Satz findet:

„Man hat kein Vertrauen zu sich selbst und gesteigertes Misstrauen zum [statt: gegen den] Grafen Taafe.“

s. Zeitschr. VII S. 105 Nr. 3.

Zu einem kurzen Aufsatz von K. Pröll.

(Sonntags-Beilage Nr. 8 zur National-Ztg. 1895.)

1. „Erst wirthschaftliche Nothstände und der Antrieb weniger unternehmender Männer riefen die Kärntner aus ihrem gemüthlichen Schlummer.“

Die hervorgehobenen Wörter können dem Wortlaut nach bedeuten:

„Die Arbeit von Männern, die weniger unternehmend waren,“ — sollen aber besagen: „die Arbeit einer kleinen Anzahl unternehmender Männer,“ was unzweideutig durch die Änderung eines einzigen Buchstabens hätte bezeichnet werden können oder sollen:

„Der Antrieb weniger unternehmenden Männer“, s. Hauptschwier. S. 333b/4a.

2. „Ein plötzlich angeschwollener Wildbach, eine sogenannte ‚Gurß‘“ — ein z. B. in mein Ergänz.-Wörterb. noch nicht aufgenommener mundartlicher Ausdruck.

3. „Die Villacher Alpe zu schildern, erspare ich mir, da kein eifriger Alpenfreund an ihr vorbeigehen wird. Ich begnüge mich, dessen Aufmerksamkeit den Gailthale selbst zuzulenken.“ Das hervorgehobene dessen

ist hier sprachlich nicht ganz richtig; denn dem Wortlaut nach würde der zweite Satz sagen: „Ich begnüge mich, keines eifrigen Alpenfreundes Aufmerksamkeit dem Gailthale selbst zuzulenken.“ Es liegt dieser Ausdrucksweise also eine Verwirrung von Bejahung und Verneinung zu Grunde.

4. Eine Durcheinanderwirrung von zwei Biegungsfällen (Accus. und Nomin.) findet sich in folgenden Sätzen:

„Die Gailthalerinnen fesseln uns durch [präp. mit Acc.] eine ungewohnte schmucke Gewandung: bauschige weiße Hemdärmel mit Spitzenbesatz und breiter Halskrause, gestreiftes Mieder, und bunt geblümtes Busentuch, gestickter [statt: gestickten] Ledergürtel, ein kurzer, farbenheller und faltenreicher [statt: einen kurzen &c. . . .] Rock, der nur das Knie deckt,“ u. s. w., vgl. etwas weiter unten: „Durch den Nötscher Graben wandert man nach [präp. mit Dativ] Kreuth und Bleiberg, Orte [statt Orten] mit uraltem Bergbau auf Blei und Zinkerze und nach dem lieblichen Emmersdorf.“

5. „Die Sitte des Kufenstechens, eines Topfschlagens zu Pferde . . ., die Beschenkung der Wöchnerinnen, das sogenannte ‚ins Waisat gehen‘ u. s. w.,“ vgl. Schmeller's bair. Wörterb. IV, 179 ff., woraus ich den Anfang hersetze:

„weisen Einen, sich bei gewissen Anlässen, besonders Hochzeiten, Geburten, Kindstaufen mit einem Geschenk bei ihm einstellen &c.“

6. Schließlich mag noch kurz erwähnt werden, dass auf den Alpenhöhen des Gailthales, wie auf der Kühweger- und Grainzeralpe eine zu den Löwenmaulgewächsen gehörende in der wissenschaftlichen Sprache Wulfenia genannte eigenartige Pflanze von den Kärntner Hirten Hundszunge genannt wird, — eine Benennung, die bekanntlich im Volksmunde noch andern Pflanzen gegeben wird.

Eine vergessene Gesellschaft.

Von Moritz Friedländer. Berlin.

„Gelehrte deutsche Männer,
Der deutschen Rede Kenner,
Sie reichen sich die Hand,
Die Sprache zu ergründen,
Zu regeln und zu ründen
In emsigem Verband.“

Mit diesen Worten begrüßte und kennzeichnete Ludwig Uhland im Jahre 1817 die „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache“, welche im November 1814 begründet worden war. Die Noth der schweren Zeit, die tiefe staatliche Zerrissenheit, sie lasteten unsäglich schwer

auf allen geistigen Bestrebungen, die Schwäche des Alldeutschland umfassenden Bewusstseins in dem größten Theile des geographischen Deutschlands hatte bewirkt, dass die Sprache von fremdländischen Wörtern und Wendungen durchwuchert und verderbt wurde, so dass es ein über alles Lob erhabenes Unternehmen war, das Bestreben, den Schatz der Sprache zu bewahren, wo er noch rein war, und zu läutern, wo er schon verderbt erschien.

Und in würdigen Worten gaben die Begründer der Gesellschaft ihren Bestrebungen in der Stiftungsurkunde Ausdruck: „Verwandte Gefühle für das deutsche Vaterland und gleiche Liebe für deutsche Sprache erregten in sieben Männern den Wunsch nach Vereinigung gleich gesinnter Seelen, die, das Bedürfnis der Sprachveredelung fühlend und an die Möglichkeit derselben glaubend, Zeit und Kraft daran setzen wollen, das große Werk mit Ernst und Liebe gemeinsam zu umfassen."

Es waren Dies Professor Bucher, Prediger Heineke, Professor Heinsius, Dr. Ludwig Jahn, Dr. Krause, Hofrath Wolke und Professor Zeune. Man stellte den „Zweck der Gesellschaft" dahin fest, „dass sie die deutsche Sprache aus ihren eigenen Quellen und in ihrem ganzen Umfange veredeln wollte", und die Mittel zur Erreichung dieses Zweckes glaubte man in einem freien und doch geordnetem Gang wissenschaftlicher Untersuchungen gefunden zu haben, „bei denen die Wahrheit mit bescheidenem Freimuth und geselliger Würde gesagt, als das Höchste erscheinen und durch keine Nebenrücksichten auf Alter, Stand und Würde verschleiert werden sollte."

Die Stifter waren der Überzeugung, dass die Beförderung ihres Zwecks und die Dauer ihrer Gesellschaft nicht von der Gelehrsamkeit allein abhängig sei, sondern viel mehr von dem Geist und Sinn, der sie belebt, von dem Eifer für Mitarbeit und Thätigkeit unter den Mitgliedern. Dem entsprechend wurden auch bei der ersten Vorstandswahl nicht nur zünftige Gelehrte, sondern auch in andern Lebensstellungen stehende Personen gewählt, von denen man wusste, dass sie eifrige Freunde und Förderer der Muttersprache waren.

Trotzdem begann man leider sofort mit unfruchtbaren Kontroversen, ob man teutsch zu sagen und zu schreiben habe oder deutsch,* wurde

---

* Vgl. Goethe's „Zahme Xenien" 6. Buch (Ausg. in 40 Bdn., III, 133):

„An die T . . . und D . . .

Verfluchtes Volk! kaum bist du frei,
So brichst du dich in dir selbst entzwei.
War nicht der Noth, des Glücks genug?
Deutsch oder Teutsch, du wirst nicht klug."

hitzig in Wort und Schrift erwogen und Hofrath Wolke, der erste Vorsitzende, eiferte lebhaft gegen die Wörter auf ung*; Anleit sollte es heißen statt Anleitung, Darstell statt Darstellung und Bemerk statt Bemerkung. Diesen Bestrebungen trat Jahn entschieden gegenüber, eben so, wie er sich dagegen verwahrte die Sonne und den Mond gemäß dem ὁ ἥλιος und sol so wie ἡ σελήνη und luna in das entgegengesetzte Geschlecht zu versetzen. Wolke hatte sogar vorgeschlagen, der Sonn und die Mone zu sagen. Jahn hat stets durch sein Maßhalten in der Gesellschaft segensreich gewirkt; und, wenn sein Ausscheiden trotzdem schließlich nicht bedauert wurde, sondern sogar einen Aufschwung der Gesellschaft bezeichnet, so hatte Dies andere Gründe.

Zunächst hatte er die allergrößten Verdienste bei der Begründung und Befestigung. In der „Gesetzesurkunde der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“ gab er dem Verein eine scharf begrenzte Verfassung und stellte ihre Aufgaben in Paragraphen sorgfältig auf. Drei große Werke wurden als besonders wünschenswerth dargestellt: Ein deutsches Wörterbuch, eine deutsche Sprachlehre und eine Geschichte der deutschen Sprache, — die aber leider alle drei nicht zu Stande gekommen sind — und ferner wurde die Herausgabe eines Jahrbuchs, in welchem die Ergebnisse der Gesellschaft veröffentlicht werden sollten, beschlossen.

Auch die Verhältnisse der Mitglieder zu einander und zum Verein wurden geregelt, ihre Geldbeiträge und Verpflichtungen für wissenschaftliche Mitarbeit durch schriftliche Einsendungen. Man setzte das Eintrittsgeld auf einen Thaler fest und in derselben Höhe den Vierteljahrsbeitrag. Da diese Summe jedoch in der damaligen Zeit für Viele nicht leicht erschwinglich war, so richtete man neben den ordentlichen Mitgliedern eine Abtheilung der Zuhörer ein, die nur zwölf Groschen jährlich zu zahlen brauchten, an allen Sitzungen und Versammlungen thätig theilnehmen durften, jedoch das Recht des Wählens und des Gewähltwerdens für die Ämter im Verein entbehrten. Schließlich gab es — abgesehen von zufälligen „Besuchern“ — noch die „auswärtigen Mitglieder“; diese sollten frei von Abgaben sein, man verlangte aber jährlich mindestens einmal von ihnen eine Abhandlung oder wenigstens „Sprachbemerkungen“.

Die betreffende Urkunde wurde am 14. Hornung 1816 vollzogen

---

s. mein Wörterb. I S. 288 c und die andern dort aus Goethe angeführten Stellen, namentlich die aus seinem Briefwechsel mit Reinhard (1814).

Der Herausgeber.

* Vgl. Goethe's Epigramm: „Kein Vergleich“ II S. 268.

Der Herausgeber.

und die Gesellschaft war von der Tragweite und Wichtigkeit ihrer Beschlüsse dermaßen durchdrungen, dass sie Abschriften an den König sandte, an die Prinzen und Prinzessinnen (was später in „Fürsten und Fürstinnen“ verdeutscht wurde), — an den „Rath der Hauptstadt“ — (statt „Magistrat der Residenz“) — und an die „hohe Schule“ (statt „Universität“). —

Und damit war man wieder in das Fahrwasser der verhängnisvollen Verdeutschungssucht eingelaufen, die schon zwei Jahrhunderte früher die „fruchtbringende Gesellschaft“ und die „aufrichtige Tannengesellschaft“ dem Fluche der Lächerlichkeit preisgegeben hatte. Damals hatte man Löschhorn für Nase gesagt, Röthinne für Aurora und Schauburg für Theater, man hatte „nachgewiesen“, dass Herkules eigentlich „Heerkeule“ heiße und Daktylen „Dattelreihen“ — und jetzt beging man ähnliche Überspanntheiten. Zunächst nahm man die Arithmetik auf das Korn. Sie sollte von nun an „Zahlendenkkunst“ heißen, arithmetisch „zahlkünstlich“, addieren „sammen“, subtrahieren „entsammen“, Rest „Verschied“, multiplicieren „vervielen“, dividieren „entvielen“, Proportion „Gleichverschiedssatz“ (!) und Exponent „Verhaltszähler“.

Für diese Dinge hatte man damals jedoch ein so lebhaftes Interesse, dass derartige Berathungen stets sehr eifrig besucht wurden, die „Fremdenliste“, welche sorgfältig geführt wurde, weist eine bunte Sammlung auf. Generäle, Obersten, Professoren, Hofräthe, Ärzte, Hauptleute, Lieutenants, Studenten und Schüler besuchten die Sitzungen; und das Bestreben der Gesellschaft, so viel als möglich alle Kreise der Gebildeten für die Aufgaben des Sprachvereins zu gewinnen, schien immer mehr zu gelingen, und das Ansehen des Vereins nach außen war im Wachsen.

Dahingegen war im Innern nicht Alles friedlich. Der ewige Kampf der „Alten“ und der „Jungen“ entbrannte auch hier, man konnte über einige sachliche und viele formale Punkte keine Einigkeit erzielen und es schieden daher im Jahre 1819 eine Anzahl bedeutender Mitglieder aus, Jahn wurde zu derselben Zeit als „Demagoge“ verfolgt und aus Berlin vertrieben.

Die jüngeren Mitglieder, welche nun die Oberhand gewonnen hatten, wollten ihr Können zeigen, und es wurde thatsächlich ein kräftiger Fortschritt erzielt: die längst geplante Zeitschrift kam endlich zu Stande, Johann Otto Leopold Schulz, der berühmte Verfasser lateinischer Lehrbücher, wurde „Druckordner“ — so wie heut zu Tage die Sprachreiniger „Schriftleiter“ sagen — und der erste und einzige Band des „Jahrbuches der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache“ erschien 1820. Er enthielt recht interessante Beiträge, zum Theil sogar über

Dinge, die noch heute streitig sind. So z. B. „Volkthum oder Volksthum“ und etymologische Erklärungsversuche an Sprichwörtern und Redensarten. Ferner suchte man schon damals eine geschickte Übertragung des Fremdwortes respektive und empfahl dafür als Verdeutschung das abscheulich klingende jedwedsam, wofür sich heute immer noch die vielsilbigen und weitschweifigen Wörter bezieh(ent)lich, bezüglich, beziehungsweise breit machen, obgleich sich dafür nach Wustmann's Ausführungen in den kurzen Bindewörtern (oder; und) ein vollständiger Ersatz bietet.*

Aber dieses Jahrbuch erschien, wie gesagt, nur ein einziges Mal und die lebhaftere Bewegung, die man im Verein angenommen hatte, wurde wieder recht langsam. Der Kreis wurde immer kleiner und immer gelehrter, man fand sich schließlich nur noch in den Wohnungen einzelner Mitglieder zusammen und verhandelte lang und breit meistens über recht wenig ins Leben eingreifende Fragen. Der Wunsch allerdings regte sich immer wieder, dass man sich den ursprünglichen Zielen wieder nähern möge und wieder in die Öffentlichkeit einzutreten suchen solle, die mehrere Jahre schon von dem Verein auch nicht die mindeste Kenntnis genommen hatte.

Da fasste man endlich die Sache am richtigen Ende an. Man fand einen trefflichen Mann und man fand ein treffliches Mittel, Antheil zu erregen und wachzuhalten: man gründete unter der Leitung von Friedrich von der Hagen eine Zeitschrift. Damit war die Blüthezeit der Gesellschaft herangekommen, Jedermann setzte eine Ehre darein, für „Hagen's Germania“ zu schreiben, und die Beiträge häuften sich gradezu.

Nun suchte man wirklich „das ganze Sprachgebiet zu umfassen“, man spürte dem Ursprung der Wörter nach, der Entwickelung von Flexion, Konjugation und Deklination, man stellte Untersuchungen an über Rhythmus, Quantität und Accent. Die Mitarbeiter, die aus den verschiedensten Gegenden stammten, brachten Forschungen über die Mundarten aus ihrer Heimat, und sogar Sagengeschichte behandelte man und altdeutsche

* In allen Fällen wird man mit den beiden Bindewörtern doch nicht ausreichen; ich habe in meinem Verdeutschungswörterbuch noch betreffend hinzugefügt und namentlich auf das kurze je hingewiesen, woran sich dann noch z. B. entsprechend und das Fürwort jeder ꝛc. schließen würde. Heißt es z. B. in einem mathematischen Lehrbuche: „In deckenden Figuren sind alle Stücke beziehlich gleich“, so könnte das hervorgehobene Wort weder wegbleiben, noch durch ein und oder ein oder ersetzt werden, wohl aber könnte es heißen: „In deckenden Figuren sind alle entsprechenden Stücke gleich“, vgl. ferner z. B.: „Nachdem die Gefahr vorüber war, kehrten die Einwohner sämmtlich, jeder in seine Behausung, zurück“ u. ä. m.

Der Herausgeber.

Mythologie, und auch die Pädagogik ging nicht leer aus. Dementsprechend verliefen auch die Sitzungen höchst anregend. Männer, wie Ranke, Trendelenburg, Gabelentz, Raumer traten der Gesellschaft bei und verliehen ihr neben der Förderung im Innern auch einen erhöheten Glanz nach außen.

Aber die Glanzzeit dauerte nur achtzehn Jahre, dann kam der Verfall um so rascher und entscheidender. Die „außerordentlichen" Mitglieder wurden unzufrieden, sie verlangten völlige Gleichberechtigung und Aufhebung der geheimen Sitzungen, die nach und nach üblich geworden waren. Auch die politisch bewegte Zeit von 1847—1850, in welcher die Gesellschaft mehrmals von Auflösung bedroht war, übte einen hemmenden Einfluß, und als gar im Jahre 1853 die „Germania" ihr Erscheinen einstellen mußte, da war es um die „Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache" vollständig geschehen; ihr Weiterleben wurde ein bloßes Scheindasein, ihre Veröffentlichungen gingen über das Maß des Dilettantismus nicht mehr hinaus, zumal die großen Germanisten jener Zeit Lachmann, die beiden Grimm, Moritz Haupt, Müllenhoff und Scherer ihr nicht beitraten und auch nicht die mindeste Theilnahme für sie bezeigten.

Auch der letzte Versuch, den man im Jahre 1856 machte, durch neue Satzungen neue Freunde und neuen Antheil zu werben — auch dieser Versuch schlug vollständig fehl. Die Gesellschaft konnte sich nicht mehr erholen. Sie hat sich nicht förmlich aufgelöst, denn ihre Mitglieder blieben ihr und einander bis zum Tode treu, zumal sie zumeist persönliche Freundschaft mit einander verband. Nun sind auch die letzten Getreuen dahin gegangen. Die Büchersammlung, die Handschriften und die ganz besonders anregenden Sitzungsberichte haben sie dem Dorotheenstädtischen Realgymnasium vermacht, welches nun das Erbe zu hüten hat, das einen schönen Beweis giebt für deutsche Gesinnung und deutschen Forschungstrieb.

Aber mit dem Hüten des Erbes wäre der Wissenschaft nicht gedient. Darum hat sich Oberlehrer Dr. John Koch der mühsamen aber doch dankbaren Aufgabe unterzogen, das große Material zu sichten und zu ordnen, und er hat diese Aufgabe ganz vortrefflich gelöst.

Er berichtet darüber in einer prächtigen Abhandlung, die als „wissenschaftliche Beilage" zum Jahresbericht des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums erschienen ist (Berlin, R. Gärtners Verlag), und die an Form und Inhalt thurmhoch über den üblichen „wissenschaftlichen" Programmbeilagen steht. Sie erweckt den Wunsch, daß der Verfasser die ungehobenen Schätze, die er in dem Handschriftenverzeichnis erwähnt, recht bald an das Tageslicht bringen und ausmünzen möge!

Zu einem Aufsatz von Gumprecht.

In dem schönen und auch stilistisch empfehlenswerthen Aufsatze von Otto Gumprecht über Hanslick (National-Ztg. 48, 73) habe ich mir folgende Stellen angemerkt, die ich hier füglich mit kurzen Bemerkungen hersetze:

1. „Das Anschwellen oder Abnehmen des Tones, geschehe es plötzlich oder langsam heranziehend, ertönt aus diesen siebzig Kehlen [des Domchors] mit einer so feinen und sicheren Übereinstimmung, dass man auf die Vorstellung irgend eines fabelhaften Riesensängers geräth, dem die Zauberkraft der Vielstimmigkeit verliehen ward. Es ist, als wenn man auf der Orgel spielte, rief Meyerbeer wiederholt aus, der seinen patriotischen Stolz auf den Domchor nicht verhehlte. Er hatte mit diesem Vergleich den reinen fülligen Klang und die unfehlbare Dynamik des Domchors treffend bezeichnet &c." (Hanslick), vgl. mein Wörterb. I S. 517c.

2. „Während Adelina Patti's ersten Wiener Gastspiels 1863 hatte der Berichterstatter der ‚Presse' ihr manchen vollen Kranz gewunden." Über den Misstand, dass der sächsische Genitiv hier von einem selbst im Genitiv stehenden Hauptworte abhängt, ist wiederholt bereits die Rede gewesen (s. Hauptschwier. S. 239a Nr. 3 und die Inhaltsverzeichnisse der verschiedenen Jahrgänge der Zeitschr.), vgl., als Verbesserungsvorschlag, durch Umwandlung des von während abhängenden Genitivs in den Dativ: „Während Adelina Patti's erstem Wiener Gastspiele" und noch besser (da der Dativ nach während mehr mundartlich als schriftdeutsch ist): „Während Ad. Patti das erste Mal in Wien als Gast auftrat &c."

3. „Kleinodien einer fürstlichen Schaukammer", eine in meinem Ergänz.-Wörterb. noch nachzutragende Zusammensetzung.

4. „Sie [Pauline Lucca] sang im Frühling 1876 um die Wette mit der Patti im Hofoperntheater und ihr Verhältnis zu ihm gestaltete sich dann immer enger", wo man bei dem zu ihm eher an eine Person als an das Theater denken wird (s. Hauptschwier. S. 139b ff. Nr. 2), vgl. empfehlenswerther etwa: zu dieser Bühne.

Etwas über Hermann Grimm's Stil.

Anklage und Vertheidigung.

Von * * *

Hermann Grimm's Feder ist in den letzten Monaten wieder besonders fleißig gewesen. Nicht genug, dass er uns in der Einleitung zu Achim von Arnim's Briefwechsel, in den „Rückblicken", die er der neuesten Aus-

gabe seines „Goethe“ vorangeschickt hat, und ganz kürzlich noch in dem großen Aufsatz über die Brüder Grimm und ihre Märchensammlung (Deutsche Rundschau. Januarheft 1895) köstliche Erinnerungsschätze gespendet und herrliche Zeugnisse seines unerschöpflich reichen Innenlebens und seiner tiefen, beinahe religiös gestimmten Auffassung alles geistigen Schaffens gegeben hat, — als im Sommer vorigen Jahres fünf deutsche Akademien mit der dreisten Millionenforderung für einen „Thesaurus linguae latinae“ auftraten, da hat er auch — zur besonderen Freude dem jungen Geschlechte, dem nun einmal die ganze lateinische Herrlichkeit trotz aller schellenlauten Kothurndeklamationen der „klassischen“ Philologen immer mehr zur Hekuba wird — ein stolzes, tapferes Bekenntnis seines deutschen Empfindens abgelegt und ein so inniges Verständnis für das Herzpochen unserer jugendlich national drängenden Zeit kundgegeben, dass Jeder, dem das Wohl seiner Muttersprache am Herzen liegt, seiner Abwehr freudig zustimmte und mit ihm nach einer würdigen Staatsunterstützung für deutsche Wörterbucharbeiten rief. Aber so begeistert und rückhaltlos der den vorgetragenen Gedanken gezollte Beifall auch war, die stilistische Form, in die sie sich kleideten, erregte an vielen Stellen bedenkliches oder gar ärgerliches Kopfschütteln; und dabei wurden dann all die Sünden aufgezählt, die Hermann Grimm wider den Geist der deutschen Sprache seit den letzten Jahren auf dem Kerbholz habe. In aller Bescheidenheit, aber doch mit dem sicheren Nachdruck einer festen, aus treufleißigem Studium unserer Muttersprache gewonnenen Überzeugung fasste diese Bedenken ein Aufsatz in den „Grenzboten“ zusammen (Nr. 32 des vor. Jahrg.), indem er sich namentlich gegen Grimm's „gezierten Satzbau“ und gegen seine Vorliebe für entbehrliche Fremdwörter wandte. Da es sich hier um einen Mann handelt, dessen warme Liebe zu allem deutschen Wesen und dessen feinsinniger Geschmack für alle Schönheiten künstlerischer Form über jeden Zweifel erhaben ist, so verlohnt es sich wohl, auf Grund einer langjährigen geistigen Vertrautheit mit den Werken und Vorträgen Hermann Grimm's noch einmal den Ursachen seiner stilistischen Eigenheiten nachzuspüren und, wo möglich, eine innere Erklärung und Rechtfertigung oder wenigstens Entschuldigung dafür zu finden.

Auch mir hat es wehe gethan, Hermann Grimm bei der bekannten Berliner Erklärung gegen den Allgemeinen deutschen Sprachverein unter den Gegnern dieser Bestrebung zu sehen, und was in dem Grenzbotenaufsatz weiter über seine Fremdwörterschwäche und seinen lockeren, zerkrümelten Satzbau bemerkt wird, Das ist mir mit dem stillschweigenden vergleichenden Gedanken an die Übung seines Vaters und seines Oheims oft durch den Sinn gehuscht, wenn ich mich z. B. in seinen „Goethe“

vertiefte oder auch nur eine seiner weitausschauenden Bücherbesprechungen las, mit denen er die „Deutsche Litteraturzeitung“ oft so fleißig versieht. So weit betrachtet, wäre ich dem bezeichneten Artikel also nur Zustimmung schuldig und Dank, dass er verschwiegenen Gedanken so klaren und muthigen Ausdruck verliehen hat. Aber wenn in jener Betrachtung von Hermann Grimm's Fremdwörtersucht gesprochen wird, so möchte ich mich zu dieser Auffassung und Erklärung seiner gewiss oft geradezu undeutschen Ausdrucksweise nicht so ohne Weiteres bekennen. So widersinnig es klingt, — aber von Hermann Grimm und seinem sprachlichen Ausdruck gilt das frei nach Schiller's Wallenstein gewendete Wort:

Sein Hörsaal nur erkläret seine — Schwächen.

Nicht Fremdwörtersucht, lernt man hier sehr bald bei einigermaßen feinfühliger Beobachtung, sondern Fremdwörterbequemlichkeit und lieb gewordene Gewohnheit ist es, die ihm die fremden Ausdrücke auf die Lippen legt. Selten oder nie wird man von ihm jene modernen Paradewörter hören, mit denen die Zeitung und die „aktuelle“ Schriftstellerei sich ausstaffiert, sondern sein Vorrath stammt aus vergangenen Zeiten und muthet uns Junge so altmodisch an wie das Jabot, mit dem uns der Großvater Respekt einflößte, oder das chinesische Porzellan, das wir auf Großmutters Kommode stehen sahen. Es giebt Leute — und Das sind selten welche von den schlechtesten —, die können sich von diesen Erbstücken ihrer Jugendzeit nicht trennen, auch wenn die übrige Welt längst den hohen Stehkragen und das bunte Vorhemde trägt oder auf ihren Sophalehnen Makartbouquets und bemalte Teller zu stehen hat. So scheint mir auch Hermann Grimm's Fremdwörtergebrauch nicht eitel gesucht, sondern nur lässig geduldet und fortgeführt zu werden, geduldet und fortgeführt mit jener schöngeistigen Geheimrathsvornehmheit, die ihre ersten Schritte noch im Bannkreis der Romantik übte.

Aber warum, wird man fragen, hat der Nachkomme der Brüder Grimm, die einen so kerndeutschen, unsrer eigensten Anlage entsprechend so kraftvoll anschaulichen Stil schrieben, nicht vielmehr, wenn er mit seiner Ausdrucksweise durchaus unter dem Zwange der Überlieferung stehen soll, von seinen Vorfahren Wilhelm und Jakob geerbt? — „Weil er der Sohn Wilhelm's war,“ — wenn man die kecke Prägnanz dieses Wortes vorsichtig und milde auszulegen und zu deuten versteht. Jene große, echte Poesie des Ausdrucks, die nur aus der Tiefe des Gemüths hervorsprießt und sich allein aus der innersten Herzenserfahrung einer Persönlichkeit zu nähren vermag, hatten sie beide; aber Wilhelm's Stil war doch ein gut Theil weicher und weiblicher als der Jakob's und, wenn man diesen mit dem knorrigen, kraus und schrullig verästelten Eichbaum vergleicht, so wird man

Wilhelm's Schreibart der Birke ähnlich finden, die glatt, schlank, leicht und gefällig gen Himmel steigt und sich in musikalischem Rhythmus von den Abendwinden wiegen läßt. Musikalisch und plastisch — Das wäre eine andre Scheidungsmarke. Aber, wie gesagt, die unterscheidende Trennung ist nicht so scharf durchgeführt, dass nicht wechselnde Fäden hinüber und herüber liefen. Doch im Allgemeinen wird es stimmen: während Jakob die männliche Plastik, vertritt Wilhelm die weibliche Musik des Stils. Und darin eben ist Hermann der Sohn seines Vaters, dass es auch ihn treibt, den Ausdruck aufzulösen und zerfließen zu lassen, wie der Tonkünstler sein Motiv, während Jakob wie ein Bildhauer dastand, der mit knetender Hand den weichen Thon zu fester, doch keineswegs glatter und zierlicher Körperlichkeit verdichtet.

Aber Hermann ist in gewissem Sinn auch der geistige Neffe seines Oheims Jakob Grimm. Als dieser in Paris weilte, 1805, schrieb er einen Brief in die Heimat, in dem kam unmittelbar hinter einander fünfmal das Zeitwort „sagen" vor. Jeder, der einmal länger und aufmerksamer auf den Wortschatz der gesprochenen Sprache geachtet hat, wird wissen, dass sie bei völliger Ungezwungenheit fast nur diesen einfachsten Ausdruck für den Begriff „mündliche Mittheilung" verwendet. Diesem Muster schlichter Beschränkung, das er unter stiller Freude auch wohl in dem kindlichen Volksmärchen und der mündlich überlieferten Sage wiederfinden mochte, eiferte Jakob nach und scherte sich gewiss wenig darum, wenn Wilhelm neben diese Briefstelle mit dem fünffachen „sagen" die brüderliche halb tadelnde, halb entschuldigende Bemerkung setzte: „bloße große Nachlässigkeit". Ähnliche Wiederholungen, die von unbeholfener Wortarmuth oft kaum zu unterscheiden sind, konnte und kann man gewiss noch heute aus Hermann Grimm's Munde in jeder Stunde seiner geistvollen Kunstplaudereien hören. Einen Docenten, dessen Sprache weniger nach Papier schmeckt, giebt es wohl schwerlich. Der Gedanke keimt auf und sucht sich seine Form; von mühsam ausgetifteltem Schmuck und geschnitzeltem Füllsel ist da keine Spur. Das ist gut und erquickend so. Aber in diesem Kopfe entstehen und wachsen die Gedanken zu schnell: noch ehe der erste mit einer sprachlichen Hülle befriedigt ist, ruft schon ein andrer nach dem Kleide. So läuft der vorige mit losen Schuhbändchen davon oder lässt sein Mützchen im Stich. Dem zweiten, der schon vom dritten oder vierten gedrängt wird, geräth gar Jäckchen und Höschen in Unordnung, und wie ein vernachlässigtes Waisenkindlein rennt er mit den andern hinweg. Alle haben sie frisches Roth auf den Wangen und heitre Wärme in den Adern, — aber mit Wamms und Hülle ists oft nur spärlich bestellt.

Nun, wird man mir einwerfen, im Hörsaal beim lebendigen Vortrag

mag Das ja hingehen, aber wenn man die Feder in die Hand nimmt, pflegen solche Nachlässigkeiten doch im Augenblick gebannt zu sein. Hermann Grimm wird sie doch nicht mit bewusster Absicht, wohl gar „zu künstlerischen Zwecken“ mühsam erst zu schaffen suchen? Allerdings, ganz gewiß, — und Das habe ich aus der zuverlässigsten Quelle. Es ist gar nichts Seltenes, dass er von einer kleinen, kaum eine Spalte in Anspruch nehmenden Mittheilung, sagen wir für die „National-Zeitung“, nach einander sechs- bis achtfache Korrektur verlangt und noch über die fünfte Fahne die Bemerkung setzt: „Als Manuskript behandelt!“ Jede einzelne Korrekturlieferung aber wird mit der größten Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit behandelt und keine geht ohne leise Striche, behutsam abgewogene Zusätze und sanfte Verschiebungen in die Druckerei zurück. Da ist jede Unebenheit, jede Verkürzung, jede scheinbare Entgleisung und jedes unregelmäßige Tempo die mühsame Errungenschaft stundenlanger Überlegung und aufmerksamster bald laut, bald leise, bald schnell, bald langsam betriebener Sprechprobe. Tonfall und Klangfarbe sind hier die entscheidenden Richter. Da darf man doch wohl gewiss sein, dass wenn das „Imprimatur“ erfolgt, von keiner „Nachlässigkeit“ und „Flüchtigkeit“ im gewöhnlichen Sinne mehr die Rede sein kann, dass für jedes „und“ und „oder“, für jeden Punkt und jedes Komma Hermann Grimm's Geschmack die volle Verantwortung trägt. Dass hierbei oft eine viel zu schroffe Verneinung des Papierthums und ein Zerrbild der natürlichen Ohrensprache zum Vorschein kommt, davon bin ich grade so fest überzeugt wie der Verfasser des erwähnten Aufsatzes in den „Grenzboten“. Aber wie jene werden auch diese Bemerkungen zu Hermann Grimm's Schreibweise und Stilauffassung — Das sei nochmals gesagt — in aller Achtung und Ehrfurcht vor diesem großen und eigenkräftigen Geiste vorgebracht, rein der Sache wegen und weil Niemand, der sich nach jahrelanger andacht- und liebevoller Versenkung in Vermögen wie Entbehren, in Fülle wie in Armuth unsrer Sprache, eine ehrliche Überzeugung gebildet hat von Dem, was ihr frommt, ruhiges Blutes zusehen mag, wenn diese Überzeugung gemisshandelt wird, nun gar von Händen, die ihm theuer und werth sind und die er andrer Verdienste wegen nicht anders als mit dankbarer Bewunderung betrachten kann. —

Zum Schluss noch ein kurzes Wort über die Schreibung, die Hermann Grimm für seinen Vornamen beliebt. Während er seinen Stil, über den wir eben mit ihm Abrechnung gehalten haben, erst vor gar nicht langer Zeit, jedenfalls erst im Alter — vielleicht nach Emerson, den er aufs höchste schätzt — so gemodelt hat, wie er heute ist, so übt er die Schreibung H e r m a n mit einem n schon seit seinen Jünglingsjahren.

Die germanistische Erklärung aber, die ihm Nr. 32 der Grenzboten dafür zueignet, würde er wohl ablehnen; denn Jakob Grimm schreibt von ihm am 26. Mai 1856 an Salomon Hirzel: „Von Herman (er schreibt so richtig, weil der Name aus Irman, Armin entstellt, nicht mit her und mann zusammengesetzt ist) haben wir oft Briefe." (Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Salomon Hirzel. Zeitschrift für deutsches Alterthum 34. Bd. S. 238.) Damit wäre — ob wissenschaftlich haltbar oder nicht — der persönliche Beweggrund für diese eigensinnige Namensschreibung aufgedeckt. Grimm steht mit ihr nicht allein; auch andre Gelehrte bekennen sich dazu, so Hermann Riegel, der Gründer und langjährige Leiter des deutschen Sprachvereins, nicht zu vergessen den treuesten und fleißigsten Mitarbeiter dieser Zeitschrift, Dr. Hermann Schrader, und auch, wenn ich nicht irre, Hermann von Pfister, „einen Schüler Jakob Grimm's", wie er sich gerne nennt: der Meister selbst aber hat sich in seinem Gebrauch zu der gewöhnlichen Form gehalten. Letzten Endes entscheidet solche Doppelwahl, wie sie hier vorliegt, doch der Geschmack. Auch wenn heut oder morgen schlagend bewiesen würde, dass Hermann Grimm's etymologische Aufstellung die einzig richtige sei, würde der Fall ein „tragischer" bleiben. Beide Theile wären im Recht: die sich aristokratisch auf ein uraltes, in der germanischen Götterlehre begründetes Zeugnis beriefen und nun ihren eigenen einsamen Pfad wandelten, wie die Andern, die sich demüthig und bescheiden dem fest eingewurzelten, von den Jahrhunderten geheiligten Gebrauch der Allgemeinheit beugten, der längst kein historisches Gewissen mehr zu belasten braucht. . . .

„Jeder Mensch hat seinen eigenen Stil, so wie seine eigene Nase", sagt Lessing im „zweiten Antigoeze", aber, fügt er hinzu, „Alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler".

Zerstreute Erinnerungen an Kaiser Wilhelm I. in Baden.

Von A. v. Freidorf, geb. Freiin v. Cornberg. (Roman-Bibliothek 23, Sp. 595—608.)

Die folgenden kurzen sprachlichen Bemerkungen hierzu mögen hier ein bescheidenes Plätzchen finden:

1. „Die nöthigen Schritte für Untersuchung, Sperrung der Telegraphen für Privatmittheilungen u. s. w. anzuordnen." Spalte 597, besser: die nöthigen Schritte zur Untersuchung, zur Sperrung der Telegraphen für Privatmittheilungen zc. anzuordnen, s. Hauptschwier. S. 8, Nr. 7 e.

2. „Dieses prahlerischen an geistigem Größenwahnsinn krankenden Jünglings." Sp. 598, wo das durch Sperrdruck hervorgehobene Wort

zu streichen ist, da Größenwahnsinn — wie jeder Wahnsinn überhaupt — den Geist betrifft. Würde die Verfasserin nicht vor Ausdrücken zurückschrecken wie: an geistiger Geisteskrankheit?

3. „So bedarf sie der landesherrlichen Dispens ꝛc." Sp. 600 st. des . . . Dispenses. Ich würde Das für einen Druckfehler halten, wenn nicht 6 Zeilen weiter gedruckt stände: „brauchte sie keine Dispens mehr."

4. „Eure Majestät durften nicht beisetzen: ‚zudem war Rußland die einzige Macht' ꝛc.," üblicher: hinzusetzen, hinzufügen ꝛc.

5. „Oben angekommen aber, wäre der Krater so rauchlos gewesen, wie der wolkenlose blaue Himmel über ihnen." Sp. 603 statt: Als sie oben angekommen, wäre der Krater ꝛc, wo bei der Verschiedenheit der Subjekte im Haupt- und Nebensatz die Verkürzung unstatthaft ist, vgl. dagegen richtig: Bei ihrer Ankunft oben aber wäre ꝛc.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Als; fluchen; antreten.

„Öfter stand sie [die Gestalt] still, als [wie] um zu horchen." Rosegger (Vom Fels zum Meer XII 237 a). „An einem Baumstamme lehnte ein wälscher Soldat, der fluchte laut des Namens Napoléon" ebd., gewöhnlich: dem (oder: auf den Namen), doch mit dem Genitiv z. B. auch vereinzelt bei Lessing ꝛc., s. mein Wörterb. I S. 469 c; Ergänz.-Wörterb. S. 208 a. „Das Ungeheuerliche des Menschenschlachtens war ihn angetreten" ebd., vgl. für die Bedeutung mein Wörterb. III S. 1371 b, wo unter antreten als zielendem Zeitwort in 2 c auch angeführt ist: „mit mehr oder minder belebt gedachtem Subjekt (vgl. packen, angreifen ꝛc.) z. B.: „Die nie der Hunger noch antrat." Freiligrath ꝛc.; vereinzelt auch mit persönlichem Dativ statt des Zielfalls, z. B. bei Leisewitz; hier bei Rosegger aber begegnen wir dem mit dem Zielfall verbundenen Zeitwort in der Abwandlung mit sein statt mit haben, vgl. Ähnliches z. B. bei angehen s. mein Wörterb. I S. 558 b/c und Ergänz.-Wörterb. S. 186 a.

2. Vernehmen mit Accusativ und Infinitiv.

„Vernahm er nicht sich selbst mit fester Kinderstimme ein Gelübde ablegen?" Nat.-Ztg. 46, 517, vgl. meine Hauptschwier. S. 15 b, wo in Nr. 2 b Belege für das seltene Vorkommen eines von vernehmen (nach der Ähnlichkeit mit hören) abhängigen Accusativs mit dem Infinitiv

aufgeführt sind (s. auch weitere in den Inhaltsverzeichnissen der Zeitschr.). Allgemein üblich würde es freilich lauten: „Hörte er nicht sich selbst ... ein Gelübde ablegen?“

3. Tragen.

Über die Formen für das einsilbige: „er trägt“, veraltet: er träget, mundartlich (z. B. bairisch) auch ohne Umlaut: er trag(e)t, s. mein Wörterb. III 346c; Ergänz.-Wörterb. S. 568c. Vgl. besonders ein in der Gartenlaube 41, S. 259/60a mitgetheiltes Gedicht von Herrn v. Miris (d. i. Franz Bonn): „Der alte Regenschirm“, woraus ich hier folgende Zeilen aushebe:

„Und ist's ein Schirm, was er da traget, noch? ...
Und doch er trägt ihn stets.“

4. Deklination der Eigenschaftswörter.

„Schrift von Dr. Thilo Hampke, zweiten [richtig: zweitem] Sekretär des königlichen Kommerzkollegium zu Altona.“ Nat.-Ztg. 46, 523.

5. Einzahl oder Mehrzahl?

„Der Stadtverordnete Justizrath Meyer I in Gemeinschaft mit noch vier Stadtverordneten haben folgenden Antrag ... eingebracht.“ Nat.-Ztg. 46, 523, richtiger mit dem Zeitwort in der Einzahl entsprechend dem Subjekt: der Stadtverordnete, vgl.: Der Stadtverordnete ... hat [nicht: haben] in Gemeinschaft mit ꝛc. Hieße es: „Der Stadtverordnete ... und noch vier Stadtverordnete haben gemeinschaftlich ꝛc.“, so wäre die Mehrzahl ganz in der Ordnung, s. in meinen Hauptschwier. unter dem Titelkopf: Einzahl S. 130—137), besonders S. 135a (Nr. 4 f).

6. Bethätigen.

„Die Wasserkraft wird von der Fulda geliefert. Sie bethätigt 4 Turbinen von zusammen 200 Pferdestärken, welche Wechselstrom-Dynamo-Maschinen bethätigen.“ Nat.-Ztg. 46, 523 (G. van Muyden), d. h. hier: in Thätigkeit (Wirksamkeit) setzen, — eine (so weit ich sehe) in unsern Wörterbüchern bisher nicht aufgeführte Anwendung, die ich deßhalb hier nachzutragen nicht habe unterlassen wollen.

7. Zusammengesetzte Hauptwörter.

„Sie zog den Kragen ihrer Otterjacke bis ans Kinn herauf, drückte die gleiche Mütze tief in die Stirn ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 525 (K. Greg) vgl. meine Hauptschwier. S. 347, wo ich unter dem Titelkopf: Zusammengesetzte Hauptwörter in Nr. 2 über die tadelhafte Beziehung von

Fürwörtern, Beiwörtern rc. auf das Bestimmungswort einer Zusammensetzung gehandelt und für das Vorkommen dieser falschen Beziehung Belege aus unsern besten Schriftstellern gegeben habe, vgl. auch mein Stil-Musterbuch S. 200 § 35 und andere Beispiele hier in der Zeitschr. unter dem oben angegebenen Titelkopf.

In dem Satze von K. Greg liegt der gerügte Fehler sehr auffällig vor: aus dem vorhergehenden Otterjacke soll der gefällige Leser bei den Worten: die gleiche Mütze ergänzen, dass darunter eine in gleicher Weise mit Otterfell besetzte Mütze zu verstehn sei. Warum schrieb der Vf. nicht einfach (wie die Otterjacke) auch: die Ottermütze?

8. Vorliebe (Mehrzahl).

„So sind Möser's Gedichte sprachliche Meisterwerke geworden bis auf vereinzelt erscheinende kleine Vorlieben persönlicher Manier rc." Nat.-Ztg. 46, 525 (Max Schneidewin), s. über die selten vorkommende Mehrzahl von Wörtern wie Hass, Liebe, Vorliebe meine Hauptschwier. S. 219 unter Numerus 3g und mein Wörterb. II 128c; 129b; Ergänz.-Wörterb. 343b. Hier hätte der Vf. vielleicht besser, jedenfalls üblicher, geschrieben: bis auf vereinzelte Fälle, in denen eine kleine Vorliebe persönlicher Manier erscheint (oder hervortritt, zu Tage tritt rc.).

9. Durchwacht.

„Hilde selbst sah blass und durchwacht aus." Daheim 31, 738b (Ant. Andrea) statt überwacht rc., s. mein Wörterb. III 1441a und c.

10. Zur Abwandlung hauptwörtlicher Eigenschaftswörter.

„Zu gleicher Zeit vernachlässigte er [Emin Pascha] keinen Augenblick seine naturwissenschaftliche Forschungen, und gerade diese Vereinigung von Gelehrtem, Staatsmann, Feldherrn und Organisator in seiner Person ist eine einzig dastehende Erscheinung." Nat.-Ztg. 46, 526. Diesen Satz habe ich ausgehoben als durchaus streng richtig und als Muster zur Nachahmung, weil bei lässiger Aussprache und entsprechender Schreibweise nur zu häufig in Fällen, wie der vorliegende, statt der richtigen starken Abwandlung des artikellosen hauptwörtlichen Eigenschaftsworts (auf -em im Dativ) die falsche schwache (wie bei vorstehenden dem rc., auf en) gesetzt wird. Ich möchte bei diesem Anlass auf die in gedrängter Kürze möglichst alle zu beachtenden Punkte behandelnde Abhandlung unter dem Titelkopf: Substantivische Eigenschaftswörter in meinen Hauptschwierigkeiten S. 279–286 hinweisen.

11. Als bis.

„Wie viel ihm [Napoléon I.] auch daran gelegen sein mufste, die diktatorische Gewalt wenigstens noch so lange auszuüben, als bis es ihm gelungen wäre, durch vernichtende Schläge seinen Thron gegen die auswärtigen Feinde wieder zu befestigen: selbst diese Frist wollte man ihm nicht gewähren.“ Nat.-Ztg. 46, 531 (Karl Witte).

Hier wäre unter den hervorgehobenen Wörtern das als zu streichen: wenigstens so lange . . ., bis.

12. Sein.

„Die ersten Kräfte der Bühne theilen sich nunmehr in die Rollen dieser Tragödie, die als ein Markstein unserer litterarischen Entwicklung hoch aufragt und nicht nur die ‚Bewunderung der Kenner‘ erregt, sondern mit seiner unvergleichlichen Sprache, seinem fest gefügten dramatischen Bau der charakteristischen Wahrheit seiner Figuren, jedes Publikum in ununterbrochener geistiger Spannung halten mufs, wenn sich Schauspieler finden, die diesen kostbaren Schatz von Poesie zu heben wissen.“ Nat.-Ztg. 46, Nr. 533 (Eugen Zabel). Hier sollten statt der durch Sperrdruck hervorgehobenen Formen des besitzanzeigenden Fürwortes sein überall — bezogen auf das weibliche Subjekt: „(Tragödie), die“ — die entsprechenden Formen von ihr stehen, vgl. Hauptschwier. S. 251b/2a Nr. 2, z. B. zwei Belege aus Lessing, wozu ich noch aus dem Laokoon [IV. 3] den Satz füge: „Die moralische Gröfse bestand bei den alten Griechen [Mehrzahl] in einer eben so unveränderlichen Liebe gegen seine [statt: ihre] Freunde als unwandelbarem Hasse gegen seine [statt: ihre] Feinde.“

13. Um . . . um.

„Um ein paar Händevoll Messingspäne hat sich der Dreher M., ein 50jähriger Mann, um seine Unbescholtenheit gebracht.“ Nat.-Ztg. 46, 535, vgl. — zur Vermeidung der in verschiedener Bedeutung neben einander stehenden beiden um (s. meine Hauptschwier. S. 9a Nr. 81) — als Schlufs: „hat er . . . seine Unbescholtenheit aufs Spiel gesetzt“ oder Ähnliches.

14. So.

„Geduld und Energie sind Tugenden, die man sich anerziehen kann und der Romandichter sich anerziehen mufs, oder er mag das Metier nur aufgeben. Und die Ausübung dieser Tugenden wird ihm nicht allzuschwer werden, so er nur seinen Helden hat.“ — Gartenl. 41, 271b. (Spielhagen), hier mitgetheilt als ein Beleg zu Dem, was ich in meinem Handwörterb. S. 779b unter so in Nr. 3 gesagt: „conj., namentlich in

Bedingungssätzen für das gewöhnliche wenn, z. B. (formelhaft): So Gott will ꝛc., außerdem, wie biblisch (z. B. 1. Mos. 28, 20 ff.; Joh. 8, 31; Matth. 5, 11 ꝛc.) namentlich noch im gehobenen Stil ꝛc." Heutige Schriftsteller sollten nach meiner Ansicht dies Bindewort an geeigneter Stelle häufiger anwenden und so vor dem Veralten bewahren.

15. Dessen.

„Diese Manöver werden in Anwesenheit des Kaisers Franz Josef und dessen Gäste, des deutschen Kaisers, des Königs von Sachsen und des Prinzen Leopold von Baiern abgehalten." Nat.-Ztg. 46, 536. Dass hier der sächsische Genitiv dessen von einem — noch dazu in seiner Form nicht erkennbaren — Genitiv Gäste abhängt, entstellt diesen Satz (s. Hauptschwier. S. 239 Nr. 3); warum nicht: „und seiner Gäste?"

16. Der letztere.

„Über die bereits erwähnte russische Polarexpedition unter Führung des gelehrten Kustos des mineralogischen Museums der Petersburger Akademie der Künste Baron Toll, wird ein Brief des letzteren veröffentlicht, der vom 6. Juni d. J. aus Aidschergaidach datiert ist und einige bemerkenswerthe Einzelheiten enthält." Wie viel natürlicher und einfacher hieße es: „Von dem gelehrten Kustos ... Baron Toll ist über die von ihm geleitete russische Polarexpedition ein vom 6. Juni ... datierter und einige bemerkenswerthe Einzelheiten enthaltender Brief erschienen."

17. Suchen.

„Er [Ignaz Zingerle] meint, Platter habe sehr glücklich Griffe gethan in die Tiefe des Denkens, Fühlens und Lebens; der Humor, wie die Melancholie der Südtiroler sei ohne Ziererei gegeben und vergebens suche man hier alles Störende." Nat.-Ztg. 46, 541 (Ernst Reiter).

Die Schlussworte bringen hier etwas „Störendes" (Schiefes und Ungehöriges) in den Satz: ihrem Wortlaute nach muss man annehmen, dass der Leser eines Unterhaltungsbuches geflissentlich und förmlich nach etwas Störendem suche und darauf Jagd mache und sich enttäuscht fühle, wenn seine Jagd eine vergebliche gewesen. Richtig gestellt sollte der Schluss etwa lauten: „und nirgend begegnet man hier etwas Störendem, stößt Einem etwas Störendes auf ꝛc."

18. Sich verpflichtet machen.

„Ehemals nur ein einfacher Rajah, machte er sich die englisch-indische Regierung bei verschiedenen Gelegenheiten, wie bei kolonialen

Streitigkeiten und aufständischen Vorgängen so verpflichtet, dass ihm der Sultanstitel verliehen wurde ꝛc." Nat.-Ztg. 46, Nr. 542. Warum nicht einfach: „er verpflichtete sich die ... Regierung?"

19. Imperfekt statt Perfekt.

„Zunächst sind sämmtliche Fußböden neu parkettiert und, da die Logen im Parkettraum fortfielen, ist auch der Raum größer geworden." Nat.-Ztg. 46, 544. Hier sollte statt des hervorgehobenen Imperfekts (der Zeitform der Erzählung) das Perfekt (die Zeitform der vollendeten Gegenwart) stehen: „da die Logen ... fortgefallen sind."

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Alemannia ... v. † Anton Birlinger, fortgeführt von Fridrich Pfaff. XXII. Jahrg. Bonn, P. Hanstein 288 S.

Th. Bischoff und **Aug. Schmidt**, Festschrift zur 250jährigen Jubelfeier des Pegnesischen Blumenordens, gegründet in Nürnberg am 16. Okt. 1644. Mit vielen Abbildungen. XVI und 582 S. Nürnberg, Johann Leonhard Schrag.

Friedrich Blatz, Großherzoglich badischer Geheimrath, Neuhochdeutsche Grammatik mit Berücksichtigung der historischen Entwicklung der deutschen Sprache. Dritte, vollständig neu bearbeitete Auflage in 2 Bänden. Karlsruhe, J. Lang's Verlagsbuchhandlung. (Erscheint in 12 Lieferungen von je 8 Bogen zum Subskriptionspreise von je 1 Mk. Nach Erscheinen wird der Preis bedeutend erhöht.) Erschienen sind bisher Heft 1 und 2.

Karl Breul, M. A., Ph. D., A handy biographical guide to the study of the German Language and Literature for the use of students and teachers of German compiled and edited (with two appendices and full indexes. Hachette and Co. London 1895. XVI and 144 p. Crown octavo. Cloth. 2 s 6 d.

Martin May, Der Antheil der Germanen an der europäischen Bildung im Alterthum. Vortrag, gehalten in der Hauptversammlung des Vereins für Geschichte und Alterthumkunde zu Frankfurt a./M., 24. Januar 1895. Frankfurt a./M. Gebrüder Fey. 16 S.

Aug. Sauer, Prof. an der deutschen Universität in Prag: Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte, herausgegeben von —. Vierteljährlich erscheint ein Heft von etwa 13 Bogen, Preis des Jahrgangs 16 M. Bamberg (in Baiern), C. C. Buchner, Verlag. (Erschienen Jahrg. 1 und Heft 1 des 2. Jahrg.)

Briefkasten.

Herrn **Alfr. Bauer** in Paris. Wenn es im 8. Jahrg. der Zeitschr. S. 394 im 2. Absatz heißt: „Um mit wenigen Worten — oder: um in zwei Worten — viel zu sagen", so sind meiner Ansicht nach die beiden hervorgehobenen Präpositionen im Deutschen durchaus statthaft und man braucht in dem in nicht einen Gallicismus zu

wittern, weil es französisch gewöhnlich heißt en deux mots. Auch Brandstäter in seinem fleißigen Buche: Die Gallicismen in der deutschen Schriftsprache S. 247/8 führt unter den Fällen, wo Schriftsteller im Deutschen in nach französischem Vorgange statt andrer Verhältniswörter gebrauchen, die Verbindung „in zwei Worten“ nicht als Gallicismus auf. Dagegen werden Sie wohl Recht haben, wenn Sie in Lindau's Ausdruck: „Sie war die Verneinung aller Eitelkeit“ (s. Zeitschr. 8 S. 411/2) eine Nachahmung des französischen négation erblicken. Sie finden es freilich merkwürdig, dass die Franzosen diese Ausdrucksweise verwenden, obgleich sich dagegen Dasselbe geltend machen lasse, was ich gegen die deutsche — freilich nur als „nicht unanfechtbar“ eingewandt habe. Über die Verwechslung von kalten und kälten, erkalten und erkälten (vgl. Zeitschr. 8, S. 376 Nr. 11 und S. 391 Nr. 9) darf ich wohl auf mein Wörterb. I S. 855b—856a (vgl. Sie auch III S. 1816a die Fußanm.) und Ergänz.-Wörterb. S 292a) verweisen. — Ihrem Wunsche, in dem abecelichen Verzeichnissen der Jahrgänge meiner Zeitschrift auch — wenigstens für die Zukunft — alle einzelnen von mir herrührenden Aufsätze und Bemerkungen unter meinem Namen aufgeführt zu sehen, werde ich schon mit Rücksicht auf den Raum schwerlich nachkommen können; sachlich sind ja die Aufsätze ꝛc. an ihrer abecelichen Stelle aufgeführt und, wenn auch meine Mitarbeiter mit vollem Rechte beanspruchen können, dass sie bei ihren Beiträgen genannt werden, so ist Das doch für den Herausgeber nicht nöthig. Ich bin vollkommen befriedigt, wenn meine Bemerkungen rein sachlich geprüft und nach ihren Gründen gewürdigt werden.

Im Schlussheft des vorigen Jahrgangs der Zeitschrift hatte ich zu dem Satze von Paul Lindau:

> „Wagte man es, ihm dem Chef der Firma J. W. Donnsdorf und Söhne eine Stelle als untergeordneter Leiter einer Fabrik anzubieten?“

— unter Hinweis auf meine Hauptschwier. S. 50/1 Nr. 11. — die Bemerkung gemacht, dass es sprachrichtig heißen müsste: „ihm . . . als untergeordnetem Leiter.“

Sie bemerken dagegen: „als untergeordnetem Leiter“ würde doch die Deutung zulassen, dass er schon Leiter war, nicht, dass er es erst werden solle — und ferner, dass die lose Anreihung im Nominativ nach als in der Apposition sich auch bei Luther, „dem größten deutschen Sprachmeister“ häufig finde, — wie ich ja auch am angegebenen Orte meiner Hauptschw. Beispiele solches Vorkommens aus guten Schriftstellern mitgetheilt habe. Aber dadurch, dass das nicht ganz Richtige auch bei Luther und bei guten Schriftstellern der Neuzeit nicht selten vorkommt, wird es doch nicht vollkommen richtig; und darauf gelegentlich aufmerksam zu machen, habe ich den Satz von Lindau in der Zeitschrift benutzt. Dass Jemand eine Stelle, die man ihm anbietet, noch nicht hat, sondern erst bekommen soll, scheint mir übrigens doch die von Ihnen bei Anwendung des Dativs als möglich befürchtete Missdeutung zur Genüge auszuschließen, doch gestehe ich Ihnen sehr gern, dass ich, falls ich mich nicht auf das als hätte beschränken, sondern eine gründlichere Umgestaltung des Satzes hätte vornehmen wollen, ich dafür etwa die folgende vorgeschlagen haben würde:

> „Wagte man es, ihm . . . die Stelle eines untergeordneten Leiters anzubieten?“, —

mit welcher Änderung Sie hoffentlich ganz einverstanden sein werden. Für Ihre sonstigen erwünschten Mittheilungen freundlichsten Dank! Mit bestem Gruß Ihr hochachtungsvoll ergebenster Sanders.

Herrn **Otto Behrens**, Postassistent in Itzehoe: 1. Mein „Wörterbuch der Hauptschwierigkeiten in der deutschen Sprache“ Berlin, Langenscheidt. 24. Auflage. —

2. Der Ausdruck: „sich Unregelmäßigkeiten in der Kassenführung zu Schulden kommen lassen“ ist wohl absichtlich gewählt, als einer, der je nach dem vorliegenden Falle eine härtere oder mildere Deutung zulässt. — 3. Ausdrücke mit dem intransitiven jagen wie: „Der Reiter jagt über Stock und Stein, der Wind über die Heide, die Stoppeln“ sind durchaus nicht ungewöhnlich; bei der in der Zeitschr. VIII S. 458 Nr. 99 angeführten Stelle aber: „Der Anblick . . . jagte ihr einen Schauer des Entsetzens über den Rücken“ handelt es sich um das transitive (oder zielende) Zeitwort, wie in der in meinem Wörterb. I S. 828a aufgeführten: Dieser Gedanke jagte mir die Schamröthe ins Gesicht, auf die Wangen ꝛc. — 4. In dem Satze (Zeitschr. VIII S. 475 Nr. 9) ist die Verbindung: mit dreifach (statt: mit dreifachem) Erz nicht richtig; aber natürlich könnte es bei der Umwandlung des Eigenschaftswortes (Adjektivs) in ein Umstandswort (Adverb) ganz richtig heißen: Wer . . . sein Herz dreifach mit Erz umpanzert hat. Vgl. Sie übrigens in meinen Hauptschwier. die Abschnitte: Adjektiv und Adverb (S. 23 ff.) und: Indeklinable Eigenschaftswörter (S. 179 b).

Herrn Lehrer **J. Hallenberger** in Hersfeld: Eine ausführliche Beantwortung Ihrer Frage finden Sie in dem 1. Jahrg. der Zeitschrift S. 128—132.

Herrn **H. Hanaczek,** Seminarlehrer in Brünn: Auf Ihre Anfrage wegen der Aussprache finden Sie die Antwort in meinem „Katechismus der Orthographie“ (Leipzig, J. J. Weber) 4. Aufl. S. 91, woher ich das Folgende entlehne:

Vielfach wird der Laut x in Stammwörtern durch chs bezeichnet und es ist deßhalb wohl zu empfehlen, dass man ein an auslautendes ch durch die Flexion herantretendes s (= es) zur Unterscheidung durch 's bezeichne, z. B. des Dach's (= Daches), aber: der Dachs, vgl.: Weint das Kind, so lach's (= lach es) aus; der Lachs; des Siegellacks; lax; die Blätter des Buch's; die Blätter des Buchs (Buchsbaums, Bux oder Buxes). In manchen Gegenden freilich wird des Dach's und der Dachs gleich ausgesprochen; so reimt z. B. Reithard, Sagen aus der Schweiz 1853 S. 69: Fuchs und Fluch's; 236: Fluch's und Gegluchs; 248: Bach's und Flachs, so Hans Sachs 4, 3, 93 b seinen Namen auf Ungemach's, wie Lenau Savon. 240 und Rückert Auswahl 505: nächst und wächst ꝛc. Vor z aber bewahrt in der allgemeinen hochdeutschen Aussprache ch seinen eigenthümlichen Laut, z. B. in ächzen, krächzen, jauchzen, schluchzen, vgl. namentlich: sechs (sprich sex) und sechzehn, sechzig.

Vgl. Sie hiermit meinen „Abriss der deutschen Silbenmessung und Verskunst“ (Berlin, Langenscheidt) 2. Aufl. S. 102 § 161 Z. 136—154, wo Sie noch manche Zusätze zu dem Obigen finden.

Herrn **F. Häußler** in Port au Prince (Haiti): Ihr heiterer Brief und das sich anschließende Lichtbild als Gruß aus der „Villa Opodeldok“ hat mir und den Meinigen viele Freude gemacht. Wen sollte es auch nicht erfreuen, wenn unbekannte Landsleute in so weiter Ferne des ihnen persönlich unbekannten Landsmannes in so freundlicher, wohlwollender und anerkennender Weise gedenken? Mit bestem Danke wünsche ich Ihnen sämmtlich:

Alles Gute!

Herrn **Dr. Franz Hülskamp** (Herausgeber des Lit. Handweisers) in Münster. Sie schreiben mir, was ich auch meinen Lesern an dieser Stelle mittheilen zu müssen für Pflicht halte:

„Gestatten Sie mir zu Ihrer Zeitschr. VIII, 11, S. 440 die Bemerkung, dass Bischof Korum an dem dort gerügten schlechten Deutsch der ‚Grenzboten‘ unschuldig ist.

In seiner Schrift: ‚Wunder und göttliche Gnadenerweise bei der Ausstellung des hl. Rockes zu Trier 1891‘ heißt es S. V unten wörtlich:

‚In Betreff der Heilung, welche als eigentliche Wunder [in meinem nachstehenden Berichte] bezeichnet worden sind, glaube ich, um jeder Missdeutung vorzubeugen, bemerken zu müssen, dass Niemand im Gewissen verpflichtet ist, an deren wunderbaren Charakter zu glauben.‘

Statt der zwei Wörter ‚im Gewissen‘ sind also dem Mitarbeiter der ‚Grenzboten‘ die beiden andern ‚zu glauben‘ aus Versehen nochmals in die Feder gerathen.“

Für die Anerkennung, die Sie namentlich meinem großen Wörterbuche zollen und für Ihre guten Wünsche sage ich Ihnen meinen verbindlichen Dank.

Herrn Lehrer **Lindner** in Berlin (Fichtestr. 34). Die Belege für Das, was ich in meinem „Lehrbuch der deutschen Sprache für Schulen“ 2. Stufe in dem Anhang S. II a (vgl. auch S. 62 § 71 Anm. 4) über die Abwandlung des Zeitworts backen gesagt habe, finden Sie in meinem großen Wörterb. Bd. I S. 66, namentlich b (in der Anm. vgl. auch Ergänz.-Wörterb. S. 22 c), worauf ich Sie und Ihre Freunde der Kürze halber verweisen muss.

Herrn Kaufmann **R. Malitz** in Berlin NO, Marienburgerstr. 35. Ich danke Ihnen verbindlich für die freundliche Mittheilung, dass Sie in meinem Handwörterbuch das Wort Stoßkarcher („zur Bezeichnung eines Vorarbeiters“) vermisst haben, erlaube mir aber zu bemerken, dass ich — mit Rücksicht auf den Umfang — von derartigen Zusammensetzungen, zumal wenn sie nicht eigentlich schriftdeutsch, sondern mehr mundartlich sind — nur wenige habe ins Handwörterbuch aufnehmen können und dürfen. In meinem großen Wörterbuch aber habe ich (I S. 869 a) als mundartlich aufgeführt:

Karch m., —(e)s; —e, Kärche = eine Karre, ein Karren (s. d.) mit Belegen aus älteren Schriftstellern, auch in Zusammensetzungen, wie Schinder-, Schubkarch und im Anschluss daran: Karcher m. —s; uv., wo es dann am Schluss heißt:

„auch mit Umlaut: Kannst du mir 10 Karolin schicken, so thu's mit den nächsten Kärchern. Goethe an Merck 2, 54. Auf Beschwerde der hiesigen Schiebkärcher . . . Betrieb der Schiebkärcherei. Polizei-Verordn. in Frankfurt a. M. vom 19. Aug. 1853;“

aber auch hier fehlt allerdings noch das von Ihnen vermisste Wort, das ich erst in meinem Ergänzungswörterb. S. 295 a nachgetragen habe, woraus ich hier Folgendes anführe: „. . . Schiebkärcher. O. Müller Erz. Char. 2, 184. Er handhabt den breiten kurzrädrigen Stoßkarren und so heißt er [in Mainz] Stoßkarcher . . . Auerbach Töchter 133; Volks.-Ztg. 20, 116 (Lastträger).“

Ich möchte gern von Ihnen erfahren, ob die von Ihnen angegebene Erklärung: Stoßkarcher = Vorarbeiter für Berlin eine allgemein zutreffende ist, oder ob nicht auch hier das Wort zunächst Jemand bezeichnet, der mit seinem Schieb- oder Stoßkarren — und verallgemeinert, wohl auch zuweilen ohne solchen — Lasten nach ihrem Bestimmungsort hinbefördert.

Herrn **Mrose**, Kammer-Registrator in Coesfeld, Westfalen: Es freut mich, dass ich mit der gegebenen Auskunft Ihnen einen Dienst habe leisten können.

Herrn **Friedr. N . . . . n** in Barmen: Über den Gebrauch des was als bezüglichen Fürworts „in der heutigen guten Schriftsprache“ verweise ich kurz auf meine Hauptschwier. S. 327, woraus ich nur den Schluss hersetze: „Abweichungen von der Regel finden sich nicht nur zahlreich bei Älteren (namentlich z. B. bei Goethe), sondern auch noch jetzt bei Schriftstellern, aber sind durchaus nicht zur Nachahmung zu empfehlen.“

Vgl. Sie in der Zeitschrift die Inhaltsverzeichnisse der verschiedenen Jahrgänge unter „was“, auch z. B. in Hackländer's Lustspiel „Der geheime Agent“ V, 2, die Stelle: „Es giebt nur ein einziges Mittel, was vielleicht im Stande ist, uns zu retten“, wo dem heutigen Gebrauch gemäß das was in das zu ändern sein würde, vgl. dagegen — mit Weglassung des Hauptwortes „Mittel“ —: Es giebt nur ein Einziges (oder auch: Eins), was 2c.

Herrn **L. Oppenheimer,** Lehrer in Mülheim a. d. Ruhr: Sie haben vollkommen Recht, daſs es sprachrichtig nur heiſsen kann: „Ich belaste Sie (oder auch: Ihre Rechnung, Ihr Konto) mit 10 Mark“, aber nicht: „Ich belaste Ihnen 10 Mark“. Wenn einzelne Kaufleute die letztere Fügung gebrauchen, so haben diese sich wohl dazu verleiten lassen durch die ganz richtige Wendung: „Ich schreibe Ihnen 10 Mark zur Last“, ohne zu erwägen, daſs bei der Umwandlung ins Passiv es nur heiſsen kann: „Ihnen werden 10 Mark zur Last geschrieben“, dagegen: Sie werden (oder Ihre Rechnung wird) mit 10 Mark belastet.

Fräulein **Henriette v. P . . .** bei Düsseldorf: Der Druckfehlerteufel hat allerdings in der National-Ztg. (Morgen-Ausgabe vom 28. Febr.) sein ergötzliches Spiel getrieben, wenn er die Vollendung des Kolosseums in Rom durch Kaiser Titus in das „Jahr 1880 nach Chr.“ versetzt hat. Ihr fröhliches Lachen darüber kann ich vielleicht aufs Neue wachrufen, wenn ich hinzufüge, daſs in der 5. Auflage von Meyer's „Kleinem Konversations-Lexikon“ (1892) Bd. II S. 292a der Druckfehlerteufel ebenfalls mit dem Kolosseum, nur in anderer Weise sein Spiel getrieben, indem hier gedruckt steht: „Kolosseum . . ., von Titus 80 v. Chr., [statt: nach Chr.] eingeweiht.“

Herrn **Gustav R . . .** in Leipzig: Sie theilen aus den Grenzboten 53, 3 S. 610 den Satz mit:

> Der Homöopath Hahnemann ist nämlich auf seinem Denkmal in Leipzig sitzend dargestellt, und zwar auf einem Stuhl und anscheinend in einer Verrichtung, die jeden Betrachter heiter stimmen.

Wenn Sie nun fragen, wie das hervorgehobene Schluſswort zu erklären sei, so kann ich nur die Vermuthung aussprechen, daſs wohl dahinter das Hilfszeitwort muſs ausgefallen sein wird.

Fräulein **Ida T.** in Stuttgart: Auf Ihre Frage, wie Hans Wachenhusen in seiner Humoreske: Irrthümer des Herzens (Neue Musik-Ztg. XV S. 219b) den harten Zusammenstoß der beiden Präpositionen in dem Satze: „Schlank gewachsen, mit ins Kupfer schillerndem, glänzend braunem Bart“ hätte vermeiden können, — erwiedere ich: durch eine einfache Umstellung: „Schlank gewachsen, mit glänzend braunem, ins Kupfer schillerndem Bart.“

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Die Uhr in Goethe's Faust.

Von Dr. Herman Schrader.

Unter dieser Überschrift hat der Herr Gymnasiallehrer a. D. Dr. Schulte in dieser Zeitschrift (8, 441) einen Aufsatz veröffentlicht, der mich in mehrfacher Beziehung erfreut hat. Der Herr Verfasser sucht tief und gründlich in die Goethe'schen Gedanken einzudringen, und liefert einen wohlthuenden Gegensatz zu den dünkelhaften Nörglern, die jeden auffallenden Ausspruch Goethe's, den sie nicht zu fassen vermögen, für falsch oder verkehrt erklären. Vielmehr aus seiner großen Belesenheit und Gelehrsamkeit sucht er das scheinbar Anstößige zu rechtfertigen und als wohldurchdacht und wohlbegründet nachzuweisen.

Trotz dieser warmen Anerkennung muss ich — was mir der Herr Verfasser verzeihen möge — erklären, dass ich die fragliche Stelle anders auffasse und erkläre, als er es gethan hat. Zuerst einige Vorbemerkungen, die uns den Weg bahnen sollen. Wenn hier Goethe sagt: der Zeiger (mag) fallen, und Schiller (in der Kindesmörderin): der Zeiger hat vollbracht den Lauf, wenn beide Dichter also nur von einem Zeiger reden, so ist Das ganz in der Ordnung und entspricht vollkommen der Volksanschauung ihrer Zeit. Wenn sie solch allgemein verständliches Bild gebrauchen, so müssen sie sich an eine allgemein zu beobachtende Thatsache anschließen. Da kann ich nun aus meiner Jugendzeit bezeugen, dass ich auf Dörfern viele Thurmuhren gesehen habe (wahrscheinlich giebt es solche noch jetzt), welche nur einen Zeiger, den Stundenzeiger, hatten. Fast nur die Thurmuhren allein — neben dem Auf- und Untergang der Sonne — regelten den Tag und ordneten die Arbeitszeit, zumal im Winter. Es kam damals bei der letzteren auf ein Mehr oder Weniger einer viertel, ja einer halben Stunde kaum an. Taschenuhren waren in Arbeiter- und Handwerkerkreisen eine Seltenheit; höchstens fand man in dem einen oder andern Hause eine einfache hölzerne sogenannte Schwarzwälder Wanduhr. (Die Arbeiter auf dem Felde und die Schäfer trugen oft einen mit Löchern versehenen Metallring von etwa 2 Zoll im Durchmesser mit sich, den sie gegen die Sonne hielten und bei dem sie aus der Stelle, wohin inwendig der Sonnenstrahl fiel, ungefähr die Stunde erkannten.) Nach Dem allen nehme ich als feststehend an, dass beiden Dichtern zu ihrem Bilde eine Thurmuhr mit einem Zeiger — als das Bekannte, immer und überall zu Beobachtende — vorgeschwebt habe.

Wenn nun Schiller sagt: Der Zeiger hat vollbracht den Lauf, und Tell zu dem Landvogt: Deine Uhr ist abgelaufen, so kann Das nur

heißen: Das Leben der Kindesmörderin und das des Landvogts gleichen beide einer Uhr, die ganz abgelaufen ist und deren Zeiger in Folge davon stillstehen muss; mit dem Leben beider Personen ist's zu Ende.

Ähnlich und doch anders ist es bei Goethe. Herr Dr. Schulte meint, Faust's Wort beziehe sich auf eine Wasseruhr, freilich nicht auf eine gewöhnliche, bei der — wie bei der Sanduhr — die Menge des durchgelaufenen Wassers (oder Sandes) die Viertelstunden und die ganzen Stunden anzeigt, sondern auf eine besonders kunstvolle, wo das abtröpfelnde Wasser nach und nach eine Engelsgestalt emporhebe, welche mit einem Stäbchen auf zeitangebende Linien einer Säule hinweise. Floss das Wasser nach 24 Stunden ab, so sank auch der Engel mit seinem Stäbchen. Dieses zurücksinkende Stäbchen sei der fallende Zeiger bei Goethe. — Der Herr Verfasser sagt selbst, dass gerade diese Uhr eine der kunstvollsten Wasseruhren war und dass dergleichen kostbare Uhren als Geschenk orientalischer Fürsten nach dem Abendlande gekommen seien. Wir dürfen hieraus zuversichtlich schließen, dass es überhaupt sehr wenige Exemplare dieser Uhren gegeben hat und dass nur wenige Menschen Kenntnis von ihnen hatten. Auf einer solchen Rarität (wie man sie wohl in einem Museum aufbewahrt) kann der so klare Goethe'sche Ausspruch nicht ruhen. Dergleichen kriegt nur etwa Jean Paul fertig, und selbst der würde wohl mit einem Zusatze sich ausdrücken: „wie der Engel mit dem Stabe in der berühmten Wasseruhr zu Florenz". Wir bleiben dabei, dass Goethe an eine Thurmuhr mit einem Zeiger gedacht hat.

Jetzt wollen wir das entscheidende Wort sprechen, warum der Gedanke an jene Wasseruhr bei unserm Gleichnis schlechterdings ausgeschlossen werden muss. Wann fällt denn bei ihr der Stab, der Zeiger? Dann, wenn die Uhr ihr Werk, ihre Aufgabe ganz vollendet hat, wenn die 24 Stunden völlig vorbei sind und das Wasser abgelaufen ist. Das wäre ein vortreffliches Bild für einen Mann, der das dem Menschen gesetzte höchste Lebensziel erreicht hat, auf eine wohl verbrachte Lebensthätigkeit zurückblickt und nun altersschwach und lebensmüde willig und in Frieden seine Augen zum letzten Schlummer schließt. Von Dem allen ist bei Goethe, wie auch bei Schiller, gerade das Gegentheil der Fall.

Bei Schiller heißt es: Der Zeiger hat vollbracht den Lauf, und: Deine Uhr ist abgelaufen. Beidemal wählt der Dichter die Form der Vergangenheit, weil er Das, was sogleich unabwendbar geschehen soll, als schon geschehen darstellt. Faust schiebt's auf eine ferne Zukunft hin, auf eine Zeit, von der er glaubt, dass sie niemals kommen werde. Erst dann, wenn er sich beruhigt auf ein Faulbett legen, also von seiner rastlosen Thätigkeit ablassen werde, wenn Ruhm und Ehre ihm innere Befriedigung

verschaffen, wenn leibliche und geistige Genüsse ihm Seele und Leib sättigen, wenn er bekennen werde, jetzt sei er wirklich glücklich, dann — sagt er — magst du mich in Fesseln schlagen, dann will ich gern zu Grunde gehn, dann — im Bilde gesprochen — mag meine Lebensuhr still stehen und ihr Zeiger fallen. Also ganz gegen den ordnungsmäßigen Verlauf des Menschenlebens mitten im Sturm der That oder im Taumel des Genusses soll die Katastrophe hereinbrechen, und — als Bild des plötzlich zerstörten Menschenlebens — wird auch das Getriebe der Uhr zertrümmert, so dass sie aufhören muss zu gehen, und der Stift oder Stab, an welchem der Zeiger sitzt, ist zugleich mit zerbrochen, so dass der Zeiger zur Erde niederfällt. Die ganze Situation im Faust weist unabweislich auf eine plötzliche, außergewöhnliche, gewaltsame Katastrophe hin. — Genau entsprechend geschieht's auch im 5. Akt des 2. Theils. Faust sinkt nach dem verhängnisvollen Wort sterbend so plötzlich zurück, dass die Lemuren ihn auffassen und auf den Boden legen; und Mephisto und Chor knüpfen an unsre Stelle, die jetzt erfüllt ist, mit den Worten an: Die Uhr steht still. Der Zeiger fällt.*

---

* Ich habe dem Aufsatz von Herrn Dr. Ed. Schulte über die Uhr in Goethe's Faust im Schlussheft des vorigen Jahrganges einen Platz in meiner Zeitschrift eingeräumt, eben so wie in dem vorangegangenen Hefte seiner Umarbeitung von Schiller's Prolog zum Wallenstein, ohne dass ich es damit übernommen hätte, das von ihm in beiden Aufsätzen Ausgesprochene zu vertreten.

Bei der Umarbeitung des Schiller'schen Prologs hat Herr Dr. Schulte es ausdrücklich selbst ausgesprochen, dass er nur eine Anregung zu einer besseren Umarbeitung habe geben wollen, zu der Viele berufener sein dürften als er selbst; und vielleicht bleibt seine Anregung nicht ohne Erfolg.

Als eine ähnliche Anregung betrachtete ich auch die in dem andern Aufsatz von von Herrn Dr. Schulte gegebene Erklärung über die Uhr in Goethe's Faust.

Was er gegen die von Düntzer vorgetragene Erklärung (s. Heft 8, S. 441 ff.) mit vollem Recht geltend macht, dass es für die Allgemeinverständlichkeit der Goethe'schen Worte an einer sichern Anschaulichkeit fehle, indem es sich um „einen nur dem Uhrmacher bekannten und sonst nur aus technischen Werken oder aus Kommentaren zu lernenden Vorgang" handle, trifft in noch höherem Grade für die von ihm gegebne gar zu weit hergeholte, gesuchte und künstliche Erklärung zu; aber ich dachte an einen Ausspruch — irre ich nicht von Lessing —, wonach Untersuchungen und Erklärungen, wenn sie auch nicht das Richtige treffen, doch auf Anerkennung Anspruch haben, wenn andere Forscher dadurch auf die richtige Spur geleitet oder auch nur veranlasst werden, das Richtige, das sie gefunden, mitzutheilen; und ich freue mich, dass mein hochverehrter Freund und Mitarbeiter Herr Dr. Schrader aus dem Aufsatze des Herrn Dr. Schulte, dessen Streben, Belesenheit und Gelehrsamkeit er rühmend anerkennt, Anlass genommen hat, seine eigene so ungesuchte und einfache, nahe liegende Erklärung der Goethe'schen Worte im Vorstehenden mitzutheilen, womit die Sache wohl ein- für allemal erledigt sein wird.

Der Herausgeber.

Zu einer Stelle in Schiller's Räubern.

Die zweite Scene des ersten Akts eröffnet Karl von Moor mit den Worten:

„Mir ekelt vor diesem tintenklecksenden Säculum, wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen“

und, wenn er in seiner Klage über das tintenklecksende Jahrhundert dann weiter sagt:

„Feuchtohrige Buben fischen Phrases aus der Schlacht bei Cannä und greinen über die Siege des Scipio, weil sie sie exponieren müssen,“

so wirft Spiegelberg die Worte dazwischen:

„Das ist ja recht alexandrinisch geflennt.“

Das hervorgehobene Wort hatte ich in meinem Wörterbuch 1 S. 20b kurz erklärt:

in der Weise von Alexandrinern.

In meinem 1871 erschienenen Fremdwörterbuch (I S. 37b) hatte ich den Zusatz gemacht:

nach anderer Erklärung: in der Weise Alexander des Großen, der weinte, weil er Nichts weiter zu erobern habe (statt: alexandreïsch).

Die beiden Erklärungen oder Erklärungsversuche, für deren erstere als Stütze vielleicht die kurz vorher mitgetheilte Stelle aus Schiller:

Seinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandrinern auszutropfen

herangezogen werden könnte, geben nicht das Richtige oder wenigstens nicht das ganze Richtige.

Dies theile ich — freilich sehr verspätet — nach einem Brief des Professors August Wilhelm Geers in Chur vom 5. Februar 1871 mit.

„Herrn Professor August Wilhelm Geers in Chur, dem Freunde, als Dank für reich gespendete Beiträge“

heißt es auf dem Widmungsblatte meines Wörterbuches der deutschen Sprache; und ich will hinzufügen, daſs ich diesen treuen Freund und wackern Mitarbeiter niemals gesehen, sondern nur durch unsern Briefwechsel kennen und schätzen gelernt habe. Er schrieb mir vor 24 Jahren in dem Brief, den mir ein Zufall jetzt wieder in die Hände gespielt hat, über das alexandrinische Flennen:

„Es bezieht sich auf das Flennen Alexander's bei dem Tode des Darius, das auch sonst noch von Schiller wenigstens angedeutet wird, nämlich in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges (S. 326 ed. Joachim Meyer) [= 966a der einbändigen Ausgabe]. Der hier von Schiller citierte und benutzte neuere katholische Schriftsteller ist

nämlich der bekannte Geschichtschreiber Michael Ign. Schmidt und dieser sagt in seiner Geschichte der Deutschen, Band 10 S. 132 (Wien 1791): „Da Alexander weinte, als er den Tod seines Gegners Darius erfuhr, fanden seine Zeitgenossen sowohl als die Geschichtschreiber diesen Augenblick als einen der schönsten seines Lebens.“ An dieses Flennen Alexander's hat Schiller gewiss auch in den Räubern gedacht. — Sollte meine Ansicht Beifall finden, so dürfte sie weitere Verbreitung verdienen.“

Die Stelle in Schiller's Geschichte des 30jährigen Krieges aber lautet:

„Der Kaiser, erzählt uns Khevenhüller, zeigte beim Anblick des blutigen Kollers, den man dem König in der Schlacht abgenommen und nach Wien geschickt hatte, eine anständige Rührung, die ihm wahrscheinlich auch von Herzen ging. „Gern,“ rief er aus, „hätte ich dem Unglücklichen ein längeres Leben und eine fröhliche Rückkehr in sein Königreich gegönnt, wenn nur in Deutschland Friede geworden wäre!“ Aber, wenn ein neuerer katholischer Schriftsteller von anerkanntem Verdienst, diesen Beweis eines nicht ganz unterdrückten Menschengefühls, den selbst schon der äußere Anstand fordert, den auch die bloße Selbstliebe dem fühllosesten Herzen abnöthigt und dessen Gegentheil nur in der rohesten Seele möglich werden kann, der höchsten Lobpreisung würdig findet und gar dem Edelmuth Alexander's gegen das Andenken des Darius an die Seite setzt, so erweckt er uns ein schlechtes Vertrauen zu dem übrigen Werth seines Helden oder, was noch schlimmer wäre, zu seinem eigenen Ideale von sittlicher Würde. Aber auch ein solches Lob ist bei Demjenigen schon viel, den man von dem Verdacht eines Königsmordes zu reinigen sich genöthigt findet!“

Dass der wackere Freund mit seiner Erklärung des alexandrinischen Flennens das ganz Richtige getroffen, unterliegt für mich nicht dem geringsten Zweifel. Dass ich aber für die Verbreitung seiner Ansicht erst so verspätet erscheine, möge und wird der Freund in seiner gewohnten Güte und Nachsicht entschuldigen, und so schließe ich denn diesen Aufsatz mit dem für ihn und seine vortreffliche Gemahlin geltenden herzlichen Wunsche:

Alles Gute!

Buntes Allerlei aus Österreich.

Von L. Ott in Wien.*

I.

Die nachfolgenden beiden Aufsätze finden sich in der Abendausgabe des Pester Lloyds vom 7. Jan. vergangenen Jahres:

(Se. Majestät an Moriz Jókai.) Der Minister a latere Graf Ludwig Tißa hat, wie „Nemzet" meldet, ein die allerhöchste Anerkennung Sr. Majestät des Königs enthaltendes Dokument in Begleitung eines herzlichen Schreibens gestern an Moriz Jókai gelangen lassen. Der Präsident des Jubiläums-Komités Baron Roland Eötvös wird das versiegelte königliche Begrüßungsschreiben am Anfang der samstägigen Festsitzung verlesen. Der Begleitbrief des Ministers lautet:

Wien, 2. Jänner.

Lieber Freund!

Es gereicht mir zu besonderer Freude, dass im allerhöchsten Auftrage mir das Glück zu Theil wurde, aus Anlass Deines fünfzigjährigen Schriftstellerjubiläums die allergnädigsten Glückwünsche und die allerhöchste Anerkennung für Dein glänzendes Wirken auf der schriftstellerischen Laufbahn in dem beiliegenden amtlichen Dokument Dir überreichen zu können. Meine Freude wird jedoch herabgestimmt durch den Umstand, daß ich in Folge meiner amtlichen Beschäftigung nicht persönlich Zeuge und Theilnehmer bei dem Nationalfeste sein kann. Ich muß daher meine Zuflucht zur Feder nehmen, welche ich leider bei Weitem nicht so meisterhaft führe wie Du — um, wenn auch in blassen Worten, jener alten Freundschaft und aufrichtigen Achtung Ausdruck zu geben, die ich für Dich empfinde. Der Gott der Ungarn erhalte und segne Dich.

Dein getreuer

Ludwig Tißa.

Redner verliest ein Schreiben des Ministers a latere Grafen Ludwig Tißa, in welchem dieser mittheilt, daß Se. Majestät ihn beauftragt habe, seine guten Wünsche und seine Anerkennung dem Jubilar auszudrücken.

Das Publikum hörte diese Verlesung stehend an. Die in dem Briefe des Ministers erwähnte und an der Spitze der heutigen Nummer des Amtsblattes veröffentlichte allerhöchste Entschließung lautet:

Ich betraue hiemit Meinen ungarischen Minister um Meine Person, dass er Moriz Jókai anläßlich der fünfzigsten Jahreswende seiner Laufbahn als Schriftsteller Meine guten Wünsche und für seine auf dem Gebiete der Litteratur erworbenen hervorragenden Verdienste Meine volle Anerkennung ausdrücke.

Wien, 2. Jänner 1894.

Franz Josef m. p.

Graf Ludwig Tißa m. p.

Stürmische Éljenrufe folgten der Verlesung des Briefes.

---

* Herrn L. Ott in Wien bin ich zu lebhaftem Dank verpflichtet für zahlreiche werthvolle Mittheilungen, die er im Lauf der Zeit mir für mein Wörterbuch, Ergänzungswörterbuch, Fremdwörterbuch rc. und für meine Zeitschrift zur freien Verfügung zugeben zu lassen die Güte hatte und weiterhin haben wird. Einzelnes davon habe ich schon in frühern Jahrgängen der Zeitschr. verwerthet und daran schließt sich das Obige, das meinen Lesern gewiss willkommen sein wird und dem ich später Weiteres nachfolgen zu lassen gedenke. Herzlichen Dank für die inzwischen erfolgten weiteren Sendungen!

Dazu fügt Herr L. Ott (unter Hinweis auf mein Fremdwörterbuch II S. 9b unter Latus II) das Nachstehende:

Der Geschäftskreis der einzelnen Ministerien ist folgender:

1. Das Ministerium um die Person des Königs, das seinen ordentlichen Sitz in Wien hat. Durch dasselbe senden die einzelnen Ministerien ihre Unterbreitungen und Verlangen an den König; dieses Ministerium vermittelt den amtlichen Briefwechsel (die Korrespondenz) zwischen Ungarn und anderen Staaten. Zu demselben gehören ferner alle Auszeichnungen weltlicher und geistlicher Personen und die Verleihung von Orden, Titeln und Adelsrechten. Joh. Környei (spr.: kŏr'-njä-ĭ), Die bürgerlichen Rechte und Pflichten. Aus dem Ung. von Dr. J. H. Schwicker. 3. Aufl. S. 42.

Beigefügt hat Herr L. Ott auch noch verschiedene Ausschnitte aus österreichischen und ungarischen Zeitungen, worin Ausdrücke vorkommen, wie: Das ungarische Ministerium am kaiserlichen Hoflager; der ungarische Minister am kaiserlichen Hoflager in Wien &c. und woraus ich hier nur den einen Satz hersetze: „Dr. Csernoch gehörte bekanntlich als Kanzleidirektor und Domherr a latere des Fürst Primas Simor zu dessen intimsten Freunden."

Weiter hat er in Bezug auf den in Tißa's Brief vorkommenden Ausdruck: „Gott der Ungarn" noch das Folgende hinzugefügt:

Gott der Ungarn, ein wahrscheinlich noch aus der alten Heidenzeit stammender Ausdruck, den Manche dadurch erklären, dass unsere Vorfahren an einen Gott glaubten, den sie (wie einstens das jüdische Volk) als ihren ausschließlichen nationalen Schutzgott betrachteten und für dessen auserwähltes Volk sie sich hielten. Redewendungen: Es lebt noch der Gott der Ungarn, du wirst dich noch des Gottes der Ungarn erinnern, die Hand des Gottes der Ungarn ist nicht kürzer geworden &c. Acsády [spr.: Ă'-tschā-dĭ], Konv.-Lex. II 1101a (Übersetzung aus dem Ung.)

Schließlich wäre dann noch wohl darauf hinzuweisen, dass in dem Schreiben des österreichischen Kaisers an Moritz Jokai von der fünfzigsten Jahreswende seiner Laufbahn als Schriftsteller die Rede ist, wofür wohl die meisten deutschen Kanzleien minder empfehlenswerth sein 50jähriges Schriftstellerjubiläum geschrieben haben würden.

II. Vermeintlich französische Fremdwörter in österreichischen Zeitungen.

Als solche sendet mir Herr L. Ott eine Menge Zeitungsausschnitte, worin sich die „im Französischen nicht vorkommenden" Wörter finden: Magazineur (z. B. auch Getreidemagazineur), Marineur (für Seemann, französisch marinier), Raseur (s. d. in Sachs-Villatte's franz. Wörterbuch).

III. Aufsitzer.

Zu Dem, was ich über diesen österreichischen Ausdruck (hergenommen von den „auf die Leimruthe gehenden" Vögeln) mit Anführung von

Belegen gesagt, hat mir Herr Ott einige Ausschnitte aus Zeitungen geschickt, z. B. aus der Wiener Presse vom 25. März 1894 die Anzeige einer neuen Posse mit dem Titel: Ein Aufsitzer und dann, womit ich für heute schließen will, ein Geschichtchen aus dem Budapester Tageblatt:

(Heiteres vom Tage.) Ein Aufsitzer. A.: „Heute sah ich einen alten Herrn mit schneeweißem Haare auf einem Sessel Platz nehmen: eine Viertelstunde blieb er sitzen, und als er dann aufstand, waren seine Haare kohlschwarz.“ — B.: „Nicht möglich! Wo hast Du denn Das gesehen?“ — A.: „Beim Friseur!“

Graf Jarl. Roman von Hermann Heiberg.

(National-Ztg. 48, Nr. 1 ff.)

Vereinzelte sprachliche Bemerkungen.

1. „In diesem gemüthlich erwärmten, mit Kupferstichen und Jagdgeweihen versehenen Raum.“ Nr. 2. Meiner Ansicht nach würde hier statt der hervorgehobenen Zusammensetzungen das bloße Grundwort vollkommen ausreichen; freilich hat wohl der Verfasser hervorheben wollen, dass die Geweihe eine Jagdbeute (oder Jagdtrophäen) des Zimmerbewohners seien; aber musste Das hier eigens erwähnt werden? und, selbst wenn Dies der Fall wäre, ist dafür Jagdgeweihe der übliche und bezeichnende Ausdruck? Hätte er dann nicht etwa besser setzen können oder sollen: „mit Kupferstichen und mit Geweihen als Jagdtrophäen“? (vgl. 2).

2. „Endlich schob er noch den silbervergoldeten Eierkocher näher an das Kouvert und schritt endlich und dabei zufällig auf dem spiegelglatt-gelben Parkettfußboden des Esszimmers ausgleitend, der Thür des Wohnzimmers zu.“ ebd. Hier erregen die beiden endlich einen Anstoß, da doch das dem „endlich“ Geschehenden Vorangehende nicht füglich schon als endlich bezeichnet werden konnte, also wohl richtiger: „Darauf (oder: dann) schob er noch . . . und schritt endlich ꝛc.“ Weiter sind auch hier (vgl. 1) die beiden hervorgehobenen Zusammensetzungen nicht ganz in der Ordnung: gemeint ist doch wohl: „ein vergoldeter silberner Eierkocher“, aber kann man den richtig einen „silbervergoldeten“ nennen? und bezeichnet — dem Wortlaut nach — dieser Ausdruck eigentlich nicht einen „mit Silber vergoldeten“? und ähnlich wie in Nr. 1 hätte es meiner Ansicht nach vollkommen genügt, wenn der Verfasser das Ausgleiten auf dem „spiegelglatten Parkettfußboden“ erwähnt hätte, ohne die Farbe des Bodens hinzuzufügen, und zwar in einer Zusammenschiebung (denn von einer Zusammensetzung kann kaum die Rede sein), die keine sprachliche Berechtigung hat; es hätte wenigstens heißen müssen: auf dem spiegelglatten gelben Parkettfußboden.

Ich habe in den beiden Nr. 1 und 2 die Aufmerksamkeit der Leser auf die Kleinigkeiten in den Zusammensetzungen hinlenken wollen, weil nach meiner Beobachtung neuere gewandte Schriftsteller, wie Heiberg, sich in unnöthigen — nicht immer sprachlich richtig gebildeten — Zusammensetzungen zu gefallen scheinen, uneingedenk des Schiller'schen Wortes:

Was er mir weise verschweigt, zeigt mir den Meister des Stils.

Im Vorübergehen möchte ich auch noch anmerken, dass für das Fremdwort Kouvert das deutsche Gedeck hätte gesetzt werden können oder sollen.

3. „Die Schlittenfahrt heute Nacht herrlich! Haben die beiden Kerle ausgeholt" ebd. = die Pferde, durchaus sachgemäß im Munde des die Pferde liebenden (und sie gleichsam vermenschlichenden) Grafen, s. mein Wörterb. I S. 899a unter Kerl 6.

4. „[Er] hatte einen undrehbar steifen Hals" ebd. Das hervorgehobene Wort ist allerdings durchaus verständlich und auch sprachlich richtig gebildet, aber nicht grade sehr üblich, vgl. einen ganz steifen Hals oder: sein Hals war so steif, dass er ihn nicht drehen konnte &c.

5. „Eine durch eine Grafenkrone gezierte goldene Buchstabennadel" ebd., — eine in meinen Wörterbüchern nachzutragende Zusammensetzung für eine Tuchnadel, in der Edelsteine zu Buchstaben zusammengestellt sind.

6. „Sie müssen noch gehörig durch den Busch gezogen werden, damit ein manierlicher Mensch aus Ihnen wird" Nr. 7 etwa = in der harten Schule des Lebens Ihre Ungeschliffenheiten (s. d. u. Ungehobeltheit &c.) ablegen, — eine noch in meinem Ergänz.-Wörterb. fehlende und dort nachzutragende Wendung.

7. „Zu den Funken ihrer Neigung gesellte sich der gefährlichste aller Nährwinde, die Eifersucht." Nr. 38. Die hervorgehobene Zusammensetzung von Wind findet sich weder in meinem Wörterb. noch in meinem Ergänz.-Wörterb. Sie gehört eben zu den hier in der Zeitschr. mehrfach erwähnten unerschöpflichen Zusammensetzungen, die man im Deutschen nach Bedürfnis des Augenblicks zu bilden wohl berechtigt ist, ohne dass sie zunächst eine Aufnahme in den allgemeinen deutschen Sprachschatz beanspruchen können. Man frage einen gebildeten Deutschen ganz allgemein: „Was bedeutet der Ausdruck Nährwind?" Ich bezweifle, dass er sofort eine genügende Antwort wird geben können; aber in der oben mitgetheilten Stelle wird er das Wort sofort verstehen als einen Wind, der einen Funken nährt und zur hellen Flamme anfacht. An seiner Stelle ist das Wort durchaus nicht unberechtigt, aber ich habe die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollen, um wieder einmal daran zu erinnern, dass derartige für das Bedürfnis des Augenblicks gebildete Zusammensetzungen

nur etwa als einzelne ins Unendliche zu mehrende Beispiele ins Wörterbuch aufgenommen werden dürfen, nicht mit der Absicht der erschöpfenden Vollständigkeit und dass eine auch nur annähernde wirkliche innere Vollständigkeit des deutschen Wörterbuches nicht anders als in der von mir durchgeführten Behandlung der Zusammensetzungen unter dem Grundwort zu erreichen ist, s. u. Nr. 17.

8. „Was soll Das heißen?“ fragte Frau Betty, während sie Tessa einhakte und mit ihr dem Wohnhaus zuwanderte.“ Nr. 48, vgl. auch: „Sie hatte sich von der vertraulichen Einhakung Hertha's gelöst.“ Eckstein Hertha S. 143, s. Zeitschr. VIII S. 467 Nr. 20. Die Wendungen: „eine Person hakt eine andere ein“ in dem Sinne: „sie fasst diese so unter den Arm, so dass die beiderseitigen Arme sich in einander schlingen und so beide Personen eng verbunden (Arm in Arm) mit einander da stehen oder sich zu gemeinsamem Gange anschicken ꝛc.“ und entsprechend: „sich bei Jemand einhaken“ ꝛc. sind noch in meinem Ergänz.-Wörterb. nachzutragen, vgl. in meinem Wörterb. I S. 416c die Stelle aus Fanny Lewald: Gegen Abend fasste sie mich unter [= unter den Arm].

9. „Was du fliehst und dem auszuweichen ich stets in dich gedrungen bin, ist hier.“ Nr. 78, statt gedrungen habe, vgl. mein Wörterb. I S. 317c, woraus ich das Folgende aushebe:

„Dringen, intr. (sein und haben), refl. und tr. . . . 1., intr. (sein) . . . — 2. intr. (haben): die Anstrengung machen, um Das zu überwinden, was Einen hindert, an das gewünschte Ziel zu gelangen; unablässig und unabweislich auf Etwas oder gewöhnlich auf Einen wirken, ihm hart zu Leibe gehen, ihn bestürmen (s. drängen), vgl.: Er hat lange in mich gedrungen, ihm nähere Mittheilung zu machen, er ist aber doch nicht tiefer in das Geheimnis gedrungen (s. 1) ꝛc.“

10. „‚Der soll mir auf meinem Schloss willkommen sein‘ — Ach, Herr Graf, es hat sich ausgeschlosst.“ Nr. 84 = mit dem Besitz eines Schlosses ist es vorbei, vgl., was ich in meiner kritischen Beleuchtung des Grimm'schen Wörterbuches Heft 2, S. 218 über den Gebrauch derartiger unpersönlichen rückbezüglichen Zusammensetzungen von Zeitwörtern mit der Vorsilbe aus im Sinne des Vorbeiseins kurz gesagt habe, wie auch Hauptschwier. S. 236b Nr. 3.

11. „Ich komme schon durch und bin zufrieden. Aber Herrn Grafens Zukunft —, an die denk' ich. Herr Graf werden noch Augen machen ꝛc.“ Nr. 84, s. über den Genitiv Grafens z. B. bei Justus Möser mein Wörterb. I S. 616a (Anm.) und vgl. besonders in meinen Hauptschwier. S. 53b unter dem Titelkopf: „Artikellose Hauptwörter“ Nr. 1.

12. „Ich stehe doch auch ferner ihnen Allen als gebildeter Mann gegenüber. Die Bildung zieht man doch nicht mit der Armuth aus.“ Nr. 90. Das soll bedeuten: „wenn man auch arm wird“, was der Schriftsteller auch hätte sagen sollen; denn dem Wortlaut nach war auch die Deutung möglich, dass man doch nicht die Bildung zugleich mit der Armuth (nicht beide zusammen) auszieht.

13. „Dass die Gräfin aufs höchste zusammenschrak“ Nr. 90, richtig und empfehlenswerth statt des nicht selten gebrauchten zusammenschreckte.

14. „Der letzte Satz klang schon zuversichtlicher. Während der Rede hatte sich der Mann bereits wieder an seinen Hoffnungen erstarkt“ Nr. 96, vgl. mein Wörterb. III S. 1180b, wo erstarken in der Bedeutung: „stark, kräftig werden“ als intr. (mit sein) und mit 4 Belegen aufgeführt ist und worauf es dann weiter heißt: „selten tr.: Die Herzen zu erstarken. Fouqué Dram. 1, 207 und refl.: Sich an ihr erstarken. Tieck Accor. 1, 190“, — was ganz mit dem Satze von Heiberg übereinstimmt. — Auf derselben Spalte meines Wörterbuches heißt es dann unter den Zusammensetzungen von stärken:

Erstärken selten statt des Grundwortes (s. erstarken), mit 4 Belegen, wovon ich außer dem von Goethe (6, 27):

Lasst uns kräftiglich erstärken
Des Verdienten neues Leben,

nur noch den aus einem Jagdliede hersetzen will:

Den Hirsch zu verfolgen . . .
Erstärket die Glieder und würzet das Mahl

(Auswahl deutscher Lieder 1836, S. 341), vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 508c, wo es am Schluss unter erstärken heißt:

„vgl. auch tr. ohne Umlaut: Der Bürgerkrieg hat die Union nicht geschwächt, sondern erstarkt. Naumann Gesch. Amerik. (Schluss),“ mit noch 2 weitern Belegstellen.

Nach diesen Anführungen glaube ich aber doch aussprechen zu dürfen, dass wenigstens in der gewöhnlichen (nicht gehobenen oder nicht gebundenen) Rede heute erstarken nur als zielloses Zeitwort üblich ist, während für das zielende oder rückbezügliche erstarken oder (sprachlich richtiger mit Umlaut) erstärken in der Regel das einfache stärken gilt; und demgemäß hätte meiner Ansicht nach Heiberg etwa setzen sollen:

„Während der Rede war die Hoffnung des Mannes bereits wieder erstarkt“ oder vielleicht auch: hatte sich seine Hoffnung bereits wieder gestärkt (gekräftigt) 2c.

15. „Etwas von tiefster Verachtung regte sich in ihm bei solcher egoïstischer Hartnäckigkeit und Unvornehmheit" Nr. 96.

Es unterliegt keinem Zweifel, dass sich von dem Eigenschaftswort vornehm und dem sich anschließenden Hauptwort Vornehmheit die Wörter Unvornehm(heit) sprachrichtig bilden lassen und verständlich sind; aber gebräuchlich sind sie nicht (wie ich sie denn auch weder in meinem Wörterb., noch in dem Ergänz.-Wörterb. aufgeführt habe). Ich möchte mir erlauben, hierbei auch auf Das hinzuweisen, was ich in meinem Handwörterb. S. 896 b unter der Vorsilbe Un- ausgesprochen, „dass, wo eigene Wörter für den graden Gegensatz vorhanden sind, die Zusammensetzungen mit un- als nur den Mangel einer Eigenschaft bezeichnend, schwächer sind, wie auch ihre Verneinung (durch nicht, kein ꝛc.) schwächer ist als der positive Ausdruck, z. B. vgl.: Unfleiß und Faulheit; unfleißig und faul; unbeliebt oder ungeliebt und gehasst; unwohl und krank ꝛc., ferner: Eine nicht unfleißige Schülerin, Arbeit ꝛc., schwächer als: eine fleißige ꝛc. Ich bin nicht (grade) unwohl, aber doch auch nicht ganz wohl. Das ist mir nicht unangenehm, verschieden von dem positiven: es ist mir angenehm."

Meinem Gefühl und meiner Ansicht nach hätte Heiberg mit Vermeidung des unüblichen oder — wenn Das zu viel gesagt ist — des wenig üblichen Wortes wohl besser etwa gesagt: „bei solcher selbstsüchtigen Hartnäckigkeit und solchem Mangel an vornehmer Gesinnung" oder in ähnlicher Weise.

16. „Mit solchen Personen, die mit dem Leben verspielt hatten, ließ man sich eben nicht ferner ein." Nr. 102. Meiner Ansicht nach steht hier die Präposition mit nicht ganz an ihrer Stelle; gemeint sind Personen, die im Leben ihr Wagespiel verloren hatten (vgl.: deren Lebensschiff gescheitert war, oder in ähnlicher Weise).

17. „Claudius machte ein Rückzugsgesicht." Nr. 114. Das soll, wie man aus dem Zusammenhange ersieht oder vielmehr erräth, etwa so viel besagen, wie: sein Gesicht zeigte die Miene eines Mannes, der —, weil er das Gesagte nicht aufrecht erhalten kann und es zurücknehmen möchte — sich vorsichtig auf den Rückzug begiebt. — Vgl., was ich an verschiedene Stellen der Zeitschr. über die verführerische Leichtigkeit unserer Muttersprache in der Bildung von Zusammensetzungen gesagt habe, s. o. Nr. 7.

18. „Du gütiger Himmel! Habe ich mich erschrocken." Nr. 123. Über das rückbezügliche „sich erschrecken" und das Schwanken zwischen starker Abwandlung (wie hier) und schwacher s. mein Wörterb. III S. 1007 c Nr. 4 und Ergänz.-Wörterb. S. 461 c und hier in der Zeitschr. III

S. 110—113 (nebst dem unmittelbar Vorangegangenen und S. 64—66) und die in den Inhaltsverzeichnissen der folgenden Jahrgänge unter „erschrecken“ angegebenen Stellen. Sub judice lis est. Die sprachliche Schwierigkeit wäre umgangen, wenn Heiberg geschrieben hätte, — entweder: „Hast du mich erschreckt!“ (v. tr.) — oder: „Bin ich erschrocken!“ (v. intr.)

19. „Ein unvergleichliches Beispiel eines goldenen Herzens und aufopferndester Mutterliebe“ Nr. 141, wo der gesperrt gedruckte Superlativ üblich durch Wegfall des durch Sperrdruck hervorgehobenen e um eine Silbe zu verkürzen gewesen wäre, s. Hauptschwier. S. 287 b unter Superlativ Nr. 5.

20. „Die alte Frau sah herzerbarmend aus“ Nr. 141, eine im Volksmunde gehörte, wenn auch nicht ganz streng sprachrichtige Anwendung des Mittelworts, vgl. in meinem Wörterb. I S. 86 b/c und Ergänz.-Wörterb. S. 46 a/b: zum Erbarmen; Gott erbarm es 2c., (gotts)erbärmlich u. ä.

Novellen von Paul Heyse.

8. Auflage, Berlin 1874.

Kurze sprachliche Bemerkungen.

I. Die Blinden (1852).

1. „Er spielte unruhige Melodien“ S. 7 = Unruhe bekundende, von Unruhe zeugende 2c. (vgl. 2).

2. „Plötzlich brach er ab, mitten in einem geistlichen Liede, das er nach eigenem Sinne verwildert zu haben schien“ ebd., s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 637 a, wo (nach einer andern Ausgabe) dieselbe Stelle angeführt ist, mit der Erklärung: „wild, regellos verändert.

3. „Seit der Stunde schon liegt 'was auf mir und will nicht weichen . . . Wie dein Vater damals zu beten anfing und Gott Dank sagte für diese Gnade, schwieg es ganz still in mir und betete nicht mit“ S. 9, vgl. meine Hauptschwier. S. 127 a/b Nr. 3 und S. 142 a Nr. 8 über das es als Subjekt der sogenannten unpersönlichen Zeitwörter „zur Bezeichnung von etwas Unbekanntem, nur aus der Wirkung Erkennbarem“, vgl. das vorangehende 'was (= Etwas), womit die Sprechende gleichfalls ein Unbekanntes, Unbestimmtes bezeichnet, das sie in seinen Wirkungen spürt und erkennt, aber doch nicht deutlich und bestimmt anzugeben im Stande ist, s. u. Nr. 14.

4. „Sprich nicht so Zeugs, was ich nicht leiden kann." S. 11, s. mein Wörterb. III S. 1735a/b Nr. 27 und Ergänz.-Wörterb. S. 671a.

5. „[So] würden sie dir nachspotten, wie sie's Jedem thun, der's nicht mit ihnen hält." S. 11 = hinter dir drein spotten, s. mein Wörterb. III S. 1146b, Ergänz.-Wörterb. S. 495b.

6. „Auch die Schulkinder . . . tobten nicht wie sonst aus dem Unterricht nach Haus, sondern gingen, das Haus scheu und flüsternd anblickend, paarweise entfernten Spielplätzen zu." S. 16, vgl. zu toben z. B. auch in meinem Wörterb. II S. 642b (unter dem sinnverwandten rasen III 2): „intr. mit wildem Ungestüm sich bewegen, stürmen, mit haben, wenn der Ungestüm und der wilde Lärm der Bewegung —, mit sein, wenn die Ortsveränderung hervorgehoben wird", also z. B.: „die Schulkinder waren nach Hause getobt" ꝛc. — Eine kleine Härte liegt in den beiden unmittelbar auf einander folgenden Mittelwörtern der Gegenwart: das Haus . . . flüsternd anblickend, von denen das erste als Umstandswort (oder Adverb) zu dem eigenschaftswörtlichen zweiten hinzugetreten. Die Härte ist dadurch etwas gemildert, dass dem Mittelwort flüsternd ein Umstandswort in anderer Form (scheu) hinzugesellt ist; doch würde, meiner Ansicht nach, eine Änderung sich empfehlen, wie etwa: „indem sie das Haus scheu und flüsternd anblickten" oder: „nach dem Hause unter scheuem Flüstern hinblickend" ꝛc.

7. „Sie war freundlich zu Jedermann." S. 18, s. mein Wörterb. I S. 495c Nr. 2.

8. „Sie sucht sich zu fassen und zurecht zu finden und besinnt sich auf Nichts als auf die traurigen Gedanken, mit denen sie einschlief" S. 21/2, richtiger wohl: eingeschlafen war im Plusquamperfekt statt des Imperfekts.

9. „Sie strich . . . ihr Haar ein wenig glatt, das noch immer in Zöpfen über den schlanken Nacken hing." S. 42, wo statt des von über abhängenden Accusativs auch mit leiser Begriffsabschattung der Dativ stehen könnte: über dem Nacken, s. mein Wörterb. I S. 688a Nr. 1b; Hauptschwier. S. 173b Nr. 2b.

10. „Du machst mir ein Pfingsten [neutr.], wie lange keins war" S. 46, s. mein Wörterb. II S. 532a; Ergänz.-Wörterb. S. 384c.

11. „Er hatte den Vater nie so über eigene Herzensnöthe reden hören" S. 50, s. über die Mehrzahl von Noth (und Zusammensetzungen) mein Wörterb. und Ergänz.-Wörterb.

12. „Bin ich nicht der Strafe werth, da ich Gottes Geheimnisse ausplaudre und mein volles Herz den Spöttern zur Scheibe mache?" Nr. 51, üblicher: Zielscheibe, s. mein Wörterb. III S. 900c Nr. 4.

13. „‚Hat er nicht geklagt die Tage her?‘ Nicht zu mir.“ S. 55, statt des üblichern: gegen mich (s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 304b).

14. „Ich verstehe mich aber doch darauf, was den Pflanzen gut thut. Ich spür' es am Geruch, ob eins welkt oder im Aufgehen ist oder Wasser bedarf. Es spricht ordentlich zu mir.“ S. 55/6, vgl. über das hervorgehobene es oben Nr. 3: es = ein für mich aus seiner Wirkung auf mich erkennbares Gefühl, das ich aber bestimmt zu bezeichnen nicht vermag. Man beachte daran sich anschließend das Neutrum eins statt eine (von den Pflanzen), s. dazu meine Hauptschwier. S. 214b ff. (unter Neutrum), wie man aus unsrem Satze sieht, nicht bloß in Bezug auf Personen, sondern auch auf etwas mehr oder minder Personificiertes.

15. „Wie sie mich kurz hält, Das ist nun vollends ein Meisterstück“ S. 62, s. mein Wörterb. I S. 1061a/b Nr. 1 am Schluss und — was Heyse wohl bei diesem Satz vorgeschwebt hat — die Stelle aus Goethe's Faust: „Wie sie kurz angebunden war, | Das ist nun zum Entzücken gar.“ Wörterb. I S. 140b.

16. „‚Du bist ein Kind von einem Menschen.‘ Und du bist ein Lump von einem Teufel“ S. 65, s. Hauptschwier. S. 324a unter Von 2, wo dieser Satz von Heyse passend hinzuzufügen wäre.

17. „Auf ihrer [der Blinden] Stirn lag ein seltsam gespannter Zug, als horche sie mit den Augen zu ihm hinüber.“ S. 71, wo mit dichterischer Kühnheit von einem Horchen mit den Augen die Rede ist statt: mit den Ohren, die ihr, der Blinden, als Ersatz für den fehlenden Gesichtssinn dienen müssen.

II. Marion (1852).

1. „Was hilft mir's, dass ich dann und wann die Erfahrung mache, du seiest dennoch von Fleisch und Blut, wenn ich vom Morgen bis Abend meine Späße allein belachen muss und meine Verse allein schön finden?“ S. 79. Hier stände das hervorgehobene muss üblicher und richtiger als Schluss des Satzes.

2. „Soll mich der Teufel in einen Pfannekuchen backen, wenn rc.“ S. 80 mehr berlinisch als schriftdeutsch (üblicher Pfannkuchen).

3. „Alle bildschön und alle bildstumm“ S. 81.

4. „Das thut dem Junker Beutel weh“ S. 82 ungewöhnlich für den auf seinen Beutel oder sein Geld junkerhaft Strotzenden.

5. „Erst als diese ihren Namen rief, schreckte [strenger richtig obgleich heute weniger üblich: schrak] sie in die Höhe.“ S. 85.

6. „O hättest du mich ja nur ein armes bischen lieb gehabt!“ s. mein Wörterb. I S. 145b Nr. 3b.

7. „Faſste er Marion sänftlich bei der Hand.“ S. 90, ſ. mein Wörterb. III S. 853c.

III. La Rabbiata (1853).

1. „Die heilige Jungfrau hat ihr beigeſtanden, daſs ſie wieder friſch und geſund worden iſt“ S. 98 ſtatt des richtigen geworden, ſ. mein Wörterb. III S. 1569 a/b, Anm. 3 a.

2. „Die Mutter hat mir verboten, daſs ich nie ein Wort davon ſagen ſoll“ S. 106, mit volksthümlich überſchüſſiger Verneinung in dem nie (ſtatt je), ſ. Hauptſchwier. S. 228 a/b, vgl.: hat mir geboten, daſs ich nie ꝛc.

3. „Du könnteſt die zwei Orangen deiner Mutter bringen. Wir haben ihrer noch zu Haus.“ S. 115, ſ. über dies (dem franzöſiſchen Theilgenitiv entſprechende) ihrer: Hauptſchwier. S. 115 b, vgl. S. 324 a/b (ſ. Zeitſchr. VIII S. 432 Nr. 18); mehr dem deutſchen Sprachgeiſt entſprechend: Wir haben noch welche.

4. „Wie ein Blitz vom Himmel fuhr mir's ins Hirn, daſs ich ganz aufbrannte [in Leidenſchaft entbrannte] ſ. mein Wörterb. I S. 212 a/b Nr. 1; Ergänz.-Wörterb. S. 103b und wuſste nicht [mit leichter Ausweichung aus der Satzfügung, vgl.: und nicht wuſste], was ich that.“ S. 120.

Bürger und Schlegel.

Von Friedrich Düſel.

Deutſcher Dichter und Univerſitätsprofeſſor in einer Perſon — man könnte ein langes, langes Klagelied darüber ſingen. Von Schiller's Tagen bis zu den Zeiten Emanuel Geibel's und Klaus Groth's hat es noch keinen rechten Zuſammenklang geben wollen zwiſchen Beruf und Berufung, zwiſchen Leier und Kollegheft; und irgend wo iſt immer Verſtimmung eingekehrt; entweder es hat den Poeten in den leeren Hörſälen zu fröſteln angefangen und er hat ſich zu dichteriſcher Sammlung ſcheu wieder in ſein einſames, warmes Inneres zurückgezogen, oder die Poeſie hat ſich langſam in die Proſa des Gelehrtenthums verpuppt und iſt bald grade ſo ledern und trocken geworden wie die Stubenweisheit der Andern, oder endlich, wenn Dies beides nicht, die Zünftlinge, die hübſch vorſchriftsmäßig Stufe für Stufe zu ihrem Katheder ſitz emporgeſtiegen ſind, haben den Eindringling mit geringſchätzigen Blicken gemeſſen, ihn laut einen Phantaſten oder Dilettanten geſcholten und ſo Ruf und Anſehn ihrer eignen Wiſſenſchaft geſchmälert. Was letzten Endes vielleicht ein weitſchauender, friſcher Geiſt aus jener Verbindung von Dichtergabe und Katheder amt hervorſprießen

zu sehen hoffte: die künstlerische Vermählung von Gehalt und Form, die Lehre, die mit dem mächtigen Drange des Gefühls tief aus der Seele Grund, wo Wissenschaft und Dichtung neben einander quellen, deren vereinte Weisheit fördert, um sie auf den Wogen fröhlicher Begeisterung zu Frucht und Frommen über das lechzende Ackerland junger Gemüther zu gießen, — Das ist auf so gewaltsamen Stoß selten oder nie gediehen; und wenn man die Sache ganz nüchtern betrachtet, so wird sich als hauptsächlichster Gewinn jener gewagten Verkoppelung doch wohl erweisen; dass der Pegasus einmal an der akademischen Krippe sein gehöriges Futter erhielt.

Wo auch Das nicht mal geschah, da floss nur Unsegen aus dem Experiment, und es gehörte die ganze Lammgeduld eines deutschen Dichters und Denkers dazu, sich durch das Elend solcher Verhältnisse hindurchzuwinden. Bürger als unbesoldeter Honorarprofessor in Göttingen musste es. Ihm blieb auf die Dauer Alles aus: die Anerkennung und freundschaftliche Förderung der Amtsgenossen, das häusliche Glück, die innere auf Festigkeit und Tüchtigkeit des Charakters fußende Zufriedenheit des Gewissens und der ermunternde Beifall und die erquickende Hingebung jugendlicher Schüler. So konnte die Fluth der täglichen Ärgernisse und Demüthigungen wohl mählich dies einst so kraftvolle Mannesleben zermürben und die neuen Keime seiner Palmen ersticken.*

Schon zu Anfang der achtziger Jahre dachte Bürger an einen akademischen Lehrstuhl. Als er aber seinem „lieben Bruder“ Goethe diese geheime Sehnsucht vertraute, da hörte er das Bedenken laut werden: „Alle unsere Akademien haben noch barbarische Formen, und der Parteigeist, der meistens Kollegen trennt, macht dem Friedfertigsten das Leben am sauersten und füllt die Luftörter der Wissenschaften mit Haber und Zank“; und von Zedlitz, der Minister Friedrich's des Großen, lehnte ein Gesuch um wohlwollende Verwendung mit den ewig denkwürdigen Worten ab: „da ich besonders darauf Bedacht nehme, alle Gelegenheit aus dem Wege zu räumen, dass die Jugend keinen frühen Hang zu der alle Seelenkraft und alle zu Geschäften erforderliche Thätigkeit untergrabenden

---

* Denn dass Bürger dies letzte Glück, die fortreißende Lehrgewalt einer freudig als Vorbild ergriffenen Persönlichkeit und der froh und frisch erhaltende Zufluss einer jugendlichen Gefolgschaft beschieden gewesen wäre, davon hat Julius Sahr's kürzlich vorgetragene Darstellung der bürgerischen Lehrthätigkeit wohl Niemanden überzeugt: Gottfr. Aug. Bürger als Lehrer der deutschen Sprache. In der Festschrift zum 70. Geburtstag Rudolf Hildebrand's, herausgegeben von Otto Lyon. Leipzig 1894. S. 310 bis 354. — Dieser gründlichen und inhaltsreichen Arbeit verdankt sonst auch der vorliegende Aufsatz manche Förderung.

Poeterei bekomme, so kann ich mit gutem Gewissen den Bürger, so sehr ich ihn auch schätze, in meinem Departement nicht versorgen."

Doch Bürger ließ sich durch diese Sturmwarnungen nicht entmuthigen, setzte seine Bemühungen fort und erreichte es, vor Allem durch die frei- und großmüthige Unterstützung Heyne's, Kästner's und Lichtenberg's, dass ihm die Göttinger Universität im Frühjahr 1784 zur Abhaltung von „theoretischen und praktischen Vorlesungen über Gegenstände der Philosophie und der schönen Wissenschaften" ihre Pforten erschloß. Nun war er „Dichter und Lehrer des teutschen Stils zu Göttingen", und sein Martyrium, das Goethe's menschen- und lebenskundiger Blick vorausgesehen und dem Zedlitz so zu sagen das Programm aufgesteckt hatte, begann.

Von dem elenden Zunftgetriebe und dem stelzbeinigen Gelehrtendünkel, der damals an der Georgia Augusta zu Hause war, hat uns Julius Sahr ein so vollständiges und im Allgemeinen zutreffendes Bild entworfen, dass ich nicht nöthig habe, es noch einmal zu zeichnen. Nur sind die Farben zu Bürger's Gunsten denn doch etwas zu hell aufgetragen. Freilich wer möchte, wenn wir all die harten Schicksalsschläge auf ihn hereinbrechen sehen: Molly's Tod, eigene Krankheit, Elise Hahn's dirnenhaften Betrug und Schiller's erbarmungslose Recension, — wer möchte da den ersten Stein auf ihn schleudern? Aber innere Haltlosigkeit und launische Sprunghaftigkeit, die in Bürger's Charakter während der Göttinger Lehrzeit immer mehr hervortraten, leisteten diesem Unglück Vorschub und, wenn ihn rings die kalten, rauhen Winde des Hohns und der Verachtung umwehten, so darf doch nicht vergessen werden, dass er sich selbst in burschikosem Übermuth und Leichtsinn oft etwas weit vorwagte und einen eigenen Reiz und Gefallen darin fand, sich auf den äußersten Vorsprüngen der gesellschaftlichen guten Sitte und Form zu bewegen. Doch ob verschuldet oder unverschuldet, jedenfalls spielte der neue Professor in Göttingen eine wenig beneidenswerthe Rolle: die Kollegen mieden ihn oder sahen mit dem Hochmuth der „Wissenschaftlichkeit" auf ihn herab; auch der „Trofs der Studenten" ging nach dem Professorenbeispiel weit um ihn herum und ließ seinen Hörsaal veröden.

Nur zweimal fiel in diese graue Ungemüthlichkeit ein erquickender Lichtstrahl. Den ersten brachte Molly, als sie ihm nach Dorettens Tode im Juni 1785 als Gattin an seinen Herd folgte. Aber die letzten Früchte dieser großen, leidenschaftlichen Liebe waren schon vor dem Priesterspruche gepflückt und das verspätete Geschenk des ehelichen Glückes fand nur eine matte Leier. Ehe noch die gesättigte Befriedigung des sichern Besitzes die nun zur Ruhe gekommene Energie der kämpfenden Leidenschaft ersetzen und ihren friedlichen Segen entfalten konnte, kam auf den kurzen Sommer

und den kränkelnden Herbst der grausame Todeshauch des Winters, und im Januar bettete der Dichter die Hoffnung und Zuversicht seines Lebens in die Erde. Nun brach der verhaltene Liederquell wieder hervor, aber wie ein Blutstrom aus der Herzenswunde eines Todsiechen: aus dem erwarteten Jubelton neu erwachender Lebenslust wurde der Schrei der Verzweiflung und die Wehmuth der Todtenklage. Von Neuem waren Bürger's Tage den grämlichen Gewalten dumpfer Gleichgültigkeit, kalter Missgunst und öder Hoffnungslosigkeit anheimgegeben. Da fiel noch einmal ein heller Streif Sonnenschein auf seinen Pfad und weckte so werdefrohen Frühlingsdrang und rührige Schaffenskraft, dass es ihm und den aus der Ferne liebevoll theilnehmenden Freunden schien, als sollte nun erst die ganze Fülle seiner dichterischen Gaben erblühen. Und dies mal hatte keine Frauenhuld oder Herrengnade dies Wunder gewirkt, sondern die vertrauensvolle Zuneigung und Hingebung eines jungen Schülerherzens, das es gleich seinem zu Poesie und künstlerischem Schaffen zog.

Als August Wilhelm Schlegel — denn er ist gemeint — 1786 in Göttingen seine Universitätsstudien begann, war er 19 Jahre alt. Er stammte aus einer Schriftsteller- und Poetenfamilie, und das Talent des Verses und der kunstsinnigen Interpretation, das sein Vater Johann Adolf, einer der Bremer Beiträger, in Oden und Kirchenliedern wie in seiner einst hochgeschätzten, selbst von Bürger in seinen Vorlesungen rühmend erwähnten Erläuterung der Batteux'schen Kunstlehre, und sein Oheim Johann Elias in historischen Trauerspielen und einigen von Lessing hoffnungsvoll begrüßten Lustspielen bewiesen hatte, war auch dem jungen Wilhelm zu Theil geworden. Aber der Sturm und Drang der Géniezeit, der in den siebziger Jahren die poetische Welt durchbrauste, war über sein noch kindliches Haupt hinweggegangen, ohne ihm auch nur eine Locke zu rühren, und als er vom heimatlichen Lyceum in Hannover Abschied nahm, da hielt er eine hexametrische Abiturientenrede, der von den „Zeitgenossen" viel zu viel philologische Gründlichkeit und äußere Glätte nachgerühmt wird, als daß sie auch noch Etwas von dichterischer Wärme oder gar genialer Leidenschaft hätte haben können. Was Goethe in seinem Götz zu oberst vom echten Dichter verlangt hatte: ein volles, ganz von einer Empfindung volles Herz, Das war und blieb Schlegel versagt und, als er in die Freiheit des Studentenlebens ging, ließ er die aus sich selbst schöpfende und schaffende Poesie oft in der Ecke stehen, um sich an die Studierlampe der philologischen Gelehrsamkeit zu setzen und im gesellschaftlichen Verkehr mit eleganten jungen Franzosen und Engländern seine weltmännischen Manieren zu bilden. Aber, so verschieden auch diese wohl temperirten Anlagen waren, von dem mächtigen Feuer, das einst den jungen

Bürger durchglüht hatte*, hier „am Ufer der Leine“ trieb die prosaïsche Spießbürgerlichkeit ihrer Umgebung beide doch zusammen. Zudem fing Bürger damals an, sich ganz dem Virtuosenthum der äußeren Regelgerechtigkeit und der Formenglätte hinzugeben; sonst hätte der „Condor des Hains“ den schwächlichen Flügelschlag des „jungen Aars“ wohl kaum so eng neben sich geduldet.

Zunächst gingen sie noch eine Weile ohne engere Verbindung neben einander her, obgleich Bürger's im Herbst 1786 ausgegebener Musenalmanach (auf 1787) von dem jungen Studenten schon mehrere Gedichte gebracht hatte, die freilich nicht viel Anderes als schillerisches Pathos, vermischt mit süßlichem Kanarienvogelgezwitscher boten, aber doch von einer ungewöhnlichen, den selbstquälerischen Formenmeister Bürger immer gewinnenden Versgewandtheit zeugten. Nur Mußestunden gehörten in dem ersten Semester der Poesie, sonst war Schlegel durch das philologische Seminar und durch Hilfsarbeiten, die er für Heyne's geplante Virgilausgabe leistete, vollauf in Anspruch genommen, und diese Auszeichnung des Meisters schien seinen Ehrgeiz zu befriedigen. Erst in dem Winter von 1788 auf 1789 ward der Verkehr mit Bürger lebhafter und inniger. Natürlich erhoben zuvor auch hier wohlwollende Pedanten, die bekanntlich immer in Neid und Entrüstung gerathen, wenn ein junges Herz sich der schulgerechten Langenweile ihres Umgangs entwindet, um fröhlichere Weide zu suchen, ihre warnende Stimme und schüttelten misbilligend den Kopf. Schlegel selbst erzählt davon in der neuen Ausgabe seiner „Charakteristiken und Kritiken“ (1828): „Da nun nach einiger Zeit der Umgang lebhafter wurde, bei unsern täglichen Spaziergängen die Poesie der beständige Gegenstand unserer Unterredungen war, da Bürger oft ganze Nachmittage bei mir zubrachte, in meinem Zimmer an seinen Liedern arbeitete, oder auch scherzhafte Aufgaben der Versifikation mit mir um die Wette ausführte: so hielt man mich für einen schon halb verlorenen Menschen.“ Freilich,

---

* Auf Bürger's dichterische Produktion während seiner Studienzeit in Halle beziehen sich die folgenden Verse seines Freundes Clamer Schmidt (Werke II, 422):

O, schon damals entstob der Jünglingslyra
Mancher leuchtende Funke, all die lichte
Feuergeniusflamme prophezeiend,
Die den kühneren Mann, nun ganz gewappnet,
Auf romanzischem Renner weit umhertrieb,
Rastlos schnaubend im Vollgalopp der Keckheit,
Die, von Keinem erreicht, dem Ziel vorantrotzt,
Dass Unkundige Maul und Nas' aufreißen,
Und, mit heiligem Kreuze sich verwahrend,
Bänglich stottern, es sei hier nicht geheuer.

akademische Anstandsregeln, wie sie Mephistopheles aus seiner Professorenkappe dem katzbuckelnden Schüler liest, galten bei diesen Zusammenkünften nicht, und oft mag die wirthliche Studentenbude einen recht kollegialen Burschenton gehört haben. „Wenn Sie heute nichts Besseres wissen, so kommen Sie doch gegen Abend zu mir und trinken Thee bei mir; Sie sind so lange nicht bei mir gewesen“, beginnt ein Billett Schlegel's „an Herrn Doctor Bürger“. „Wenn Sie kommen wollen, so machen Sie Sich den Nachmittag hübsch an die versprochenen Verse, ich will sehen, ob ich auch Etwas auftischen kann.“ Dieser formlose Einladezettel thut uns gewissermaßen die Thür zu den gemüthlichen Zusammenkünften auf und läſſt uns einen frischen, fröhlichen Verkehr, aber auch eine aufrichtige treue und warme Herzensfreundschaft sehen. Beides dauerte bis zu Schlegel's Abreise aus Göttingen (1791) ungestört fort. Wenn dieser seinen Lehrer auch einmal übermüthig „des heiligen deutschen Reichs erwählten Volkspoeten, allzeit Mehrer des guten Geschmacks“ und „Ew. Poetisierlichkeit“ anredet, so bittet er gleich darauf doch auch um Verzeihung für die „Narrheit“, und in einem Briefe an seinen jungen Freund Meyer vom März 1789 stellt Bürger der Bescheidenheit seines Jüngers das zufriedene Zeugnis aus: „Bei allem Trotze des Herzens ist er denn doch, Gott sei Dank, nicht vornehmer in seinen Gedanken, als sein Herr und Meister, und die Hohen halten ihn noch ziemlich in Respect, dergestalt, daſs sich zu seiner armen Seele Heil und Seligkeit noch Etwas ausrichten läſſt.“ Genug, mir scheint: der Vorwurf, mit dem Bernays und Andere Schlegel's dünkelhafte Anmaßung und Bürger's würdelose Herablassung strafen, nimmt seine Waffen einzig und allein aus dem lockeren Briefstil, dessen sich beide befleißigten, und läſſt sich durch die gesuchte Derbheit des liederlichen Naturburschentons die Auffassung färben. Ein gut Theil freier und kecker als der junge Goethe zu Herder, stand zwar Schlegel zu Bürger, aber er hat dem verzagten Manne, der an Glück und schöpferischem Vermögen schon völlig zu verzweifeln anfing, doch auch weit größere und werthvollere Dienste leisten können, als der Straßburger Student am Krankenbette des augenleidenden, aber sonst unvergleichlich rüstigeren und selbstherrlicheren Lehrmeisters Gelegenheit hatte, um dessen Lippen schon damals der Hohn mephistophelischer Überlegenheit spielte.

Und hören wir denn aus Bürger's Munde, der sich doch immer so rückhaltslos zu seinen Freunden auszusprechen liebte, jemals ein Wort des Tadels, des Ärgers oder nur der Unzufriedenheit über seinen „poetischen Sohn, an dem er Wohlgefallen hatte“? Im Gegentheil, wenn man seine von Schlegel sprechenden Briefe liest, hat man das Gefühl, als athme der Schreiber, der sich damals noch dazu an den schwierigen Problemen Kant's

vergebens abmühte, erleichtert auf, sobald er von seinen Berufs- und Familienangelegenheiten schweigen und von Schlegel sprechen kann, wie ein Mensch, der sich nach langer dumpfer Mühsal in unterirdischem Schachte wieder ans Tageslicht emporgearbeitet hat und nun lechzend die reine, freie Gottesluft einschlürft und sich an den warmen Sonnenstrahlen weidet.

Es war nur zum geringeren Theile befriedigte Eitelkeit und verhohlen triumphierende Genugthuung, wenn der Einsame die poetischen Erzeugnisse seines Kameraden ungebührlich pries und ihn, den er „förmlich zu seinem Jünger an- und aufgenommen hatte“, in dem bekannten 1789 gedruckten Sonett vor aller Welt feierte:

Junger Aar! Dein königlicher Flug
Wird den Druck der Wolken überwinden,
Wird die Bahn zum Sonnentempel finden,
Oder Phoebus' Wort in mir ist Lug.

Schön und laut ist deines Fittigs Tönen,
Wie das Erz, das zu Dodona klang,
Und sein Schweben leicht, wie Sphärengang.

Dich zum Dienst des Sonnengotts zu krönen,
Hielt' ich nicht den eignen Kranz zu werth;
Doch — dir ist ein besserer beschert.

Die lebhafte Erkenntnis vielmehr, dass er Schlegel's belebendem Umgang allein den neu erwachenden Schaffenstrieb und die lösende Befreiung von dumpf verquältem Gram verdanke, war es, die dem Dichter diese prophetische Anerkennung eingab. „Er ist sehr oft bei mir,“ schrieb er im Frühjahr 1789 von Schlegel, „so dass ich fast diesen ganzen Winter seit Eurem Abschied keinen andern Umgang gehabt und verlangt habe. Ich muss ihm aber auch das Verdienst um mich einräumen, dass er durch sein Anschüren und Blasen die alte, fast hinsterbende Flamme meines Busens wieder emporgebracht hat“, und „das Vorgefühl der Gesundheit, das er Boie zusang, war nicht ganz poetische Fiktion“ (Brief an Gleim 20. April 1789).

Aber nicht nur zu danken, auch zu vergelten und zu entschädigen hatte der Aufgerichtete. Kaum dass der „junge Aar“ in Göttingen anfing, sich über den prosaïschen Durchschnitt der platten Alltäglichkeit zu erheben, so erfuhr er wie der „poetisierende Professor“, dass diese Musenstadt „des Gickelgackels Heimat“ war und dass hier Niemand ungestraft mit dem verbummelten Génie Bürger verkehren durfte. „Auch geht es ja dem jungen Schlegel hier,“ schreibt Bürger in Bezug auf diese Verhältnisse an Boie (26. Nov. 1789), „wie gemeiniglich den guten Köpfen. Er wird von dem Alltagstross beneidet und angefeindet. Dieser würde ein Stück

Arbeit schon um deswillen nicht so gut finden, als es ist, weil er Verfasser davon ist. Dies Gesindel muss man erst zwingen, gut davon zu urtheilen, ehe es erfährt, wer Verfasser ist, damit es sich hernach hübsch das Zipperlein an den Hals ärgere." Dieser Brief, der dem Herausgeber des „Neuen deutschen Museums" einen schlegelischen Aufsatz übermittelte, zeigt ferner, wie fürsorglich der Dichter auf das litterarische Fortkommen seines Schutzbefohlenen bedacht war und wie glücklich er alle seine Vortheile wahrzunehmen verstand.

Schlegel blieb dafür nicht unerkenntlich. Außer einer liebevoll eingehenden, aber keineswegs blindlings lobenden Besprechung der zweiten Gedichtsammlung Bürger's, die im Juli 1789 die Göttingischen Gelehrten Anzeigen brachten, und der fast religiös begeisterten, feinsinnigen Würdigung des „Hohen Liedes von der Einzigen", mit der er in tapferm Schildknappeneifer Februar und März 1790 in Boie's Zeitschrift unverständige Angriffe abwehrte*, widmete er dem vertrauten Lehrer auch zwei Gedichte, die beredtes Zeugnis dafür ablegen, dass dies freie Verhältnis trotz seiner losen Formen im Grunde doch auf den sittlichen Pfeilern bescheidener Unterordnung und herzlich theilnehmender Liebe ruhte.

Die erste dieser Huldigungen brachte der Musenalmanach auf 1789 (S. 165—167); sie ist offenbar erst kurz vor dessen Ausgabe im Herbst 1788 gedichtet worden und nimmt ihren Ausgang von dem „Hohen Liede", zu dessen Vollendung Schlegel nicht müde wurde Bürger's matte Kräfte anzuspornen. Die elende Stümperhaftigkeit der Verse wird das warme Gefühl der Hingebung nicht verkennen lassen:

. . . O könnt' ich schweben auf Adlersschwingen!
Ich wollte zum hohen Olympus dringen
Und Nektar dort entwenden für dich.
Ich wollte dich mit Nektar tränken,
Und Kraft in deine Adern senken,
Bis deine matte Kälte wich . . .

Sag! kann ein Ton von mir dich freuen?
So will ich alle Gesänge dir weihen,
Die meiner Leier verliehen sind . . .

Und sind mir dann alle die Weisen gelungen,
Und haben die Saiten dann ausgeklungen,
Und ist mein Köcher ganz geleert: . . .**

* Beide Recensionen sind vor kurzem von Jakob Minor in der „Zeitschrift für österreichische Gymnasien" (1894 Heft 7) von Neuem mitgetheilt und kurz gewürdigt worden.

** Ein Lieblingsbild Bürger's, offenbar aus Homer geschöpft und demnach in den siebziger Jahren, als ihn die Iliasübersetzung beschäftigte, mit besonderem Eifer angewandt. So fühlte er im Herbst 1775, wie sich ein Brief ausdrückt, der eine

Dann werd' ich sinnend, voll Entzücken,
Nach deiner Dichterstirne blicken,
Und jeden Nachhall in mich ziehn.
Zerschmettern werd' ich meine Leier:
Doch meines Busens starkes Feuer
Soll, weil ich lebe, nie verglühn!

Noch innigere Töne hat das zweite, auch der Form nach vollendetere Gedicht (An Bürger. Musen-Alm. auf 1790); trotz der Vertraulichkeit, die es voraussetzt, vermisst man doch keineswegs jene zart zurückhaltende Scheu, die der Jüngere vor den schmerzlichen Herzenserlebnissen des Älteren allzeit hegen soll:

Süßer Sänger, willst du mir vertrauen,
Wo sie wohnt, die dein Gesang erhebt? . . .
Wie? du winkst mir, da hinauf zu schauen,
Wo der Feiertanz der Sterne schwebt?
Die im Liede lieblich blüht und lebt,
Weilt sie schon auf Paradiesesauen?

Sänger, deine Müh wird doch belohnt.
Einsam klagst du nicht am Grabeshügel,
Jedem Laute gabst du Seraphsflügel.

Wo bei Laura deine Molly wohnt,
Hören beide, zart, wie Tauben girren,
Durch die Amaranthenlaub' ihn irren.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Haberbock und Habergeiß.

„Aus gründewachsenem Sumpf erhebt sich die Hawerblarr oder der Hawerbuck in die Luft, dass selbst ein gutes Auge kaum mehr den Vogel erkennt. Von dort oben lässt er einen dem fernen Meckern der Ziege höchst ähnlichen Ton erschallen und dieser Ton hat ihm zu dem Namen verholfen Die Himmelsziege sä't Gras, sagt der Ostpreuße, weil zu der Zeit die Wiesen grün werden. Mit dem Getreide Hafer aber hat die Bekassine Nichts zu thun und so bleibt der Name Hawerbuck oder Habergeiß dunkel."

J. Gillhof in der Sonntags-Beilage der National-Ztg. (1895) Nr. 9.

Fortsetzung der Übertragung ankündigt, „die goldnen Pfeile heller denn je im Köcher rasseln" und in der „Bravade" an Friedr. Leop. Stolberg (Oktober 1776) heißt es:

Des Fernhintreffers Silberbogen weiß
Ich wohl zu spannen; treffe scharf das Ziel;
Mein Köcher rasselt goldner Pfeile voll.

Auf naturgeschichtlichem Irrthum beruht es, wenn Oken in seiner „Allgemeinen Naturgeschichte“ (Stuttgart 1837) Bd. 7, S. 506 von der Heerschnepfe (Scolopax gallinago) schreibt: „[Sie] frisst Gewürm und Wasserlarven, auch Haber und heißt daher Haberbock“. Gleich darauf schreibt er dann: „nistet in Binsen, fliegt oft hoch in die Luft und meckert wie eine Ziege, heißt daher auch Himmelsziege.“

Das freilich durch Oken nicht erhellte Dunkel, das Gillhof in der ersten Hälfte der Namen Haferbock, Habergeiß findet, ist aber leicht aufzuhellen, wofür ich folgende Stellen aus Fr. Kluge's Etymol. Wörterb. (4. Aufl.) hersetze: Dort findet sich S. 35b unter Bock:

„Ein andres altgerman. Wort (zu lat. caper, gr. *κάπρος*) blieb im neuhochd. Habergeiß erhalten“, vgl. S. 124:

„Habergeiß für Heerschnepfe, in den ältern Perioden nicht nachgewiesen; Haber- ist in dieser Zusammensetzung der einzige Rest des alten Bocknamens (angelsächs. hæfer, altnord. hafr, griech. *κάπρος*, lat. caper) in Deutschland: der Vogel ist so benannt, weil er zur Begattungszeit den Ton eines fernen Meckerns hoch in der Luft hören lässt.“ — vgl. für den Vogel auch den Namen Donnerziege in Grimm's und in meinem Wörterbuch. Aus dem letztern aber möchte ich noch aus Bd. I S. 570b/c das Folgende hersetzen, — wodurch an Stelle des gelösten Räthsels zwei andre erscheinen. Es heißt dort:

„Habergeiß: 1. großer inwendig mit Pech ausgegossner Kreisel und das Spiel damit. Auerbach Dorfgesch. 249, s. Stalder.* — 2. Art Afterspinne Phalangium opilio (s. Geist 8b).“ Ich füge hinzu, dass in Oken's Naturgesch. Bd. V S. 673 sich die Angabe findet:

„Die Afterspinnen, Habergeißen oder Weberknechte (Phalangium)... Die gemeine (Ph. opilio).“

Vielleicht weiß ein freundlicher Leser das neue Dunkel aufzuhellen. Da ich die mit Pech ausgegossnen Kreisel nicht aus eigener Anschauung kenne, so kann ich es nur als eine bloße Vermuthung aussprechen, dass vielleicht in dem durch die Kreisel hervorgebrachten Ton, wie bei der Heerschnepfe, der Grund der Benennung liegen könnte.

Naevus muriformis.

Roman von Gerhard v. Amyntor (Deutsche Roman-Ztg. 22, Sp. 1921 ff.).

1. „Sie war seit der Geburt des Töchterleins noch reizender, noch begehrlicher geworden; aber er darf der Versuchung, sie zärtlich an sich

* Der diese Bedeutung als in Bündten heimisch anführt; in Schmidt's schwäb. Wörterbuch S. 252 findet sich Nichts über das Wort.

zu ziehen, nicht nachgeben“ Sp. 1928, vgl. mein Wörterb. I S. 565b, wo für das hervorgehobene Wort die beiden Bedeutungen angegeben sind: „1. begehrenswerth (mit 2 Belegen aus Bettina v. Arnim) und Fr. Rückert. 2. begehrend, Begehren hegend, voll davon, gierig (s. begierlich)“, unter welchem Worte (S. 583b) gleichfalls Belege für die beiden Bedeutungen gegeben sind, sowohl für die aktive = begiervoll, wie für die passive = begehrenswerth, für welche ich den ersten Beleg hersetze: „Dass einem Jeden . . . Nichts begehrlicher, süßer noch lieber ist als sein Vaterland“ Schaidenreißer's Homerübersetzung (aus dem J. 1538). Es folgt noch ein Hinweis auf eine andere Stelle aus derselben Quelle und auf eine aus Ryff's Spiegel der Gesundheit (1544) mit dem Zusatz: und oft, namentlich bei Älteren.“ Vgl. in Adelung's Wörterb. I Sp. 714.

„Begehrlich . . . 1. was begehrt werden kann, in welcher Bedeutung dieses Wort aber nur selten vorkommt. 2. begierig ꝛc.“
und Sp. 715 in der Anm. zu begierig:

„Auch das Hauptwort die Begierigkeit für starke Begierde, im gleichen begierlich und Begierlichkeit, ungeordnete Begierden besonders nach zeitlichem Vermögen auszudrücken, sind selten geworden. S. begehrlich“ — und damit übereinstimmend z. B. auch Campe's Wörterbuch.

Danach ist es auffällig und bemerkenswerth, dass das Grimm'sche Wörterb. (I Sp. 1290) unter begehrlich die passive Bedeutung (= begehrenswerth mit keiner Silbe erwähnt, und diese Nicht-Erwähnung hat es denn auch wohl verschuldet, dass auch Dr. Felix Flügel in dem deutsch-englischen Wörterbuche (1891) S. 174b begehrlich nur im aktiven Sinne aufführt, obgleich er in seinem Vorwort (S. VI) gesagt hat:

„Auch ist hier das einzige Buch, dessen Benutzung Lucas ausdrücklich erwähnt, als beständiger praktischer und zuverlässiger Rathgeber zu nennen: Sanders' deutsches Wörterbuch, ein Werk außerordentlichen Fleißes und ein fast unerschöpflicher Schatz von Belegen aus der neueren und neuesten Zeit, aus welchen oft überraschende Belehrung in grammatischen und anderen Beziehungen fließt.“

Unter diesen Umständen war es mir erwünscht, den in meinem Wörterb. aufgeführten Belegen für begehrlich im Sinne von begehrenswerth den oben mitgetheilten von Gerh. v. Amyntor beizufügen.

2. „Bedeckt sie es [das Gesicht] mit einem halben Dutzend schnell hinter einander geschmatzter herzhafter Küsse.“ Sp. 1932, s. mein Wörterbuch III S. 971b über schmatzen als intr. und tr. in der Bedeutung: mit klatschendem Laut der Lippen, des Mundes küssen, — hier angeführt wegen der seltnen Verbindung: geschmatzte Küsse (vgl. Hauptschwier. S. 128a Nr. 4); üblicher ist die Verbindung: schmatzende Küsse.

3. „Der lichtblaue nur im Süden mit leichtem Cirrusgewölk übersprenkelte Himmel 2c. Sp. 1932, vgl. mein Wörterb. III S. 1152c.

4. „Von Bord des heimkehrenden Postdampfers . . ., über dessen Rehling eine . . . Dame auf den Geheimerath herniederspähte" Sp. 1978, s. in meinem Wörterb. II, S. 694a:

„Regeling f.; —en, (—e); —s-: (Schiff) auf Stützen ruhende Riegel (oder Latten), die ein Geländer bilden und — ein solches Geländer, wobei die ursprünglichen Riegel oft durch ein durchgeschornes Tau ersetzt sind: R. des Finkennetzes (s. d.) . . . Die R—e und ihre Stützen bilden rings um den Bord des Schiffs das oberste Geländer 2c. Bobrik, wo denn auch Belege für die Formen Railing, Reiling, Reilung, Reeling gegeben sind, vgl. Ergänz. Wörterb. S. 413a auch noch für Reling, Rehling (wie hier), Riegelung 2c.

5. „Dem die Achtung und Ehrerbietung abseiten der Gesellschaft so unentbehrlich war wie die Luft zum Athmen." Sp. 1980, vgl. Hauptschwier. S. 11b: „Abseiten mit Genitiv = von Seiten des Genannten, von ihm ausgehend" 2c., s. Zweideutigkeit 2c, an welcher Stelle es heißt (S. 353b):

„Zweideutig ist ein abhängiger Genitiv, der als objektiver oder subjektiver aufgefasst werden kann, so: der Hass der Tyrannen — deutlicher: der Hass, den die Tyrannen hegen, — ist fürchterlich. Der Hass gegen die Tyrannen ist edel 2c., vgl. auch: Man braucht Nichts weniger als Freund der Plackereien und Unterdrückungen von Adel, Geistlichkeit und Städten [statt: seitens, abseiten des Adels, der Geistlichkeit und der Städte — gegen die Bauern] zu sein, um 2c. Allgemeine-Ztg. 1857 (Beilage 3929a)" u. s. w. In dem vorliegenden Satze aber hätte der bloße Genitiv (ohne das abseiten) vollkommen genügt und somit den Vorzug verdient.

6. „Sollte er sich von einem einfachen naturrohen Schiffer beschämen lassen?" Sp. 1980, üblicher und besser: von einem einfachen rohen Naturmenschen wie dieser Schiffer 2c.

7. „Dass er Frau Karoline Brink begegnet hatte, verrieth er nicht" — üblicher und besser: dass er ihr begegnet war, s. Hauptschwier. S. 65b/6a und mein Wörterb.

8. „Der halb schmachtende, halb neugierige Blick ihrer dunkel glänzenden Augensterne schoss zwischen wenig geöffneten, müden, stark gewulsteten Liedern hervor." Sp. 1982, s. mein Wörterb. III S. 1670c; Ergänz.-Wörterb. S. 656a.

9. „Da blühen die rothen Heideblümlein in ganzen großen Nestern" Sp. 2035, s. mein Wörterb. II S. 428c, wo es unter Nest 3g heißt: „ein Ort, wo Vieles von einer Art dicht zusammengedrängt ist", vgl. namentlich 3b.

Eingehen, 'reinfallen.

Über die beiden in der Überschrift genannten Ausdrücke, von denen der erste der süddeutschen, der andre der norddeutschen Volkssprache angehört, sind mir zu verschiedenen Zeiten aus Nord- und Süddeutschland wiederholt Anfragen zugegangen, auf die ich hiermit eine Art kurze Gesammt-Antwort geben oder eigentlich aus meinem Wörterbuch und dessen Ergänzung zusammenstellen will.

Ich beginne mit dem Folgenden aus meinem Ergänz.-Wörterb. S. 25 b, wo es heißt:

„Heraus mit den Kerlen!" Der Oberkellner aber als Süddeutscher rief: „Hinaus!" Diese Verschiedenheit von Heraus und Hinaus kann man, beiläufig bemerkt, immer wahrnehmen, wenn Norddeutsche und Süddeutsche irgend wo zusammen über die unfreiwillige Entfernung einer Persönlichkeit einig sind. Volks-Ztg. 20, 116. — Schön heraus sein [aus dem Spiel, der Patsche, Gegensatz: gehörig 2c. hinein- oder (s. o.) hereinfallen], z. B.: Wenn ich 150 Thaler auf mein Theil bekomme, so bin ich schön heraus. Berl. Bürger-Ztg. 12, 61; Kladderadatsch 30, 207 c u. o.

Ferner heißt es in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 186 b/c unter den Zusammensetzungen von Fall:

Hinein-, norddeutsch (s. heraus): Herein-, Reinfall: unangenehmer Vorfall, Vorgang 2c., wodurch man in die Grube, Schlinge, Patsche 2c. „hineinfällt" z. B. Hineinfall. Nat.-Ztg. 29, 129 2c. (iron.: Eine Verlobung [in Berlin] kurzweg: ein Hineinfall. Gegenw. 3, 91 b 2c.): Reinfall Amyntor Br. 199; Salon (78) 1219; Schalk 1, 179 b; Westermann 278, 186 b 2c. und als wortspielender Titel einer Posse: Der Rheinfall bei Schaffhausen und weiter im Ergänz.-Wörterb. unter den Zusammensetzungen von fallen (S. 188 b):

Auf Etwas (als Köder) in eine Falle, Schlinge 2c. hineinfallen oder bloß (zunächst berlinisch) darauf hinein-, (he)rein-, (rin-)fallen, vgl. Keller Antibarb. S. 27.

Indem ich hier die von mir angeführten Belegstellen übergehe, will ich dagegen aus Keller's Buch das Folgende ausheben:

„Schon in Mitteldeutschland hört man: Ich werde herauskommen [statt hinauskommen, s. u.]. Demgemäß sagt auch Lessing 1 525 [oder vielmehr lässt er Tellheim's Bedienten Just in dem Schlussauftritt des 1. Aufzugs in Minna von Barnhelm sagen, s. u.]: Wir lassen anschreiben und, wenn man Nichts mehr anschreiben will und uns zum Hause herauswirft, so versetzen wir, was wir noch haben. Und Ähnliches hat Goethe

öfters 2, 90 [= 1, 79, 40bänd. Ausg. Lili's Park]: Sie hat [darin] die wunderbarsten Thiere | und kriegt sie 'rein, weiß selbst nicht wie. Die neu aufgekommne Redensart vom Hereinfallen = in die Falle gehen, sich überlisten lassen — verräth deutlich ihren norddeutschen Ursprung. Wo der Preuße einen 'ringefallenen sieht, da spricht der Süddeutsche von Einem, der hineingetappt* oder hineingeplumpt (oder hineingepflumpft) ist. In diesem Fall sollte der Norden vom Süden lernen."

Das ist für die Schriftsprache vollkommen richtig; aber in Bezug auf die Stelle aus Lessing's Minna von Barnhelm (s. o.) erinnere ich an die Worte des feinfühligen Meisters:

> wenn es im Dramatischen nicht mehr darauf ankäme, der Person eher angemessene als gute Worte in den Mund zu legen,

was überhaupt in allen Fällen gilt, wo nicht der Schriftsteller selbst spricht, sondern Personen in ihrer Sprache sprechen lässt. Danach dürfte man unterscheiden: Reinfall und reinfallen in der norddeutschen Volkssprache, Rinfall 2c. in der Berliner Mundart, Hineinfall im Munde von Personen, die, sich der Volkssprache bedienend, doch zugleich zeigen wollen, dass sie auch mit den Regeln der Sprachlehre Bescheid wissen.

In dem Bisherigen ist von dem in der Überschrift genannten eingehen noch nicht die Rede gewesen; in meinem Wörterb. 1 S. 361a heißt es unter eingehen in Nr. 1k: In eine Falle eingehen [gewöhnlich: gehen] Wieland 11, 191 = sich fangen lassen. Die dort nur angezogene, nicht angeführte Stelle lautet: Das bestochne Herz . . . geht so gern in alle Fallen ein, | die ihm die Neigung stellt; und daran schließt sich die Stelle aus dem „Neuen Amadis": Sie war, ging Amadis nicht ein, dahin gebracht | sich selbst zu amüsieren.

Über die Unterscheidung von her und hin und deren Zusammensetzungen, (die in den meisten Büchern zu eng gefasst ist, muss ich mit Rücksicht auf den Raum) auf meine Sprachbriefe [191] S. 114, namentlich § 14 verweisen; nur möchte ich zum Schluss noch auf mein Wörterb. I S. 973c hinweisen, wo es unter kommen in Nr. 4 heißt: „mit Adv. des Orts: Komm zu mir her, herauf, heraus, herein, herunter 2c., auch — abweichend vom Französischen — mit hin 2c., indem sich der Sprechende gleichsam schon an den Ort der Bestimmung geistig hinversetzt: Geh nur ins Theater, ich komme auch noch hin" 2c. Ähnliches gilt auch für das hier besprochene (he)reinfallen: Wer eine Falle, ein Netz 2c. stellt, der verweilt so — wenigstens mit seinen Gedanken — an dem Ort

* S. mein Wörterb. III S. 1287b; ich setze daraus die Stelle aus Goethe's Übersetzung von Rameau's Neffe her: Dies ist eine Falle, die wir den Neuankommenden legen, und ich habe fast Niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre.

der gestellten Falle und von diesem Stand- und Gesichtspunkte aus erklärt es sich denn auch, dass die Volkssprache zunächst den am Netz &c. Lauernden sagen lässt: die Beute &c. ist hereingefallen, nicht — wie der unbetheiligte Zuschauer sagen würde: hineingefallen, — vgl. bei Schiller in Wallenstein's Tod, wo im 1. Auftritt des 4. Aufzuges Buttler von dem nach Eger gegangenen (oder gekommenen) Wallenstein sagt: Er ist herein. Ihn führte sein Verhängnis! Der Rechen ist gefallen hinter ihm &c.

Kurze sprachliche Bemerkungen zu dem 1. Bande von A. Marby's Roman „Haus Dodendorf".

(Roman-Ztg. XXXI, 3, Sp. 289 ff.)

1. Sp. 292: „Ihre ganze Erscheinung rief auch den Eindruck hervor, als wäre sie eigens geschaffen, wohlig unterzutauchen auf der luftberauschenden Woge glänzender Geselligkeit." Diese Stelle habe ich hier ausgehoben als einen weiteren Beleg für Das, was ich dem so ungemein scharf beobachtenden und durch ein bei Ausländern doppelt anzuerkennendes Feingefühl für die deutsche Sprache ausgezeichneten Dänen, Herrn Ipsen in Kopenhagen, auf seine Bemerkung über die Fügungen: „mir ist wohlig" und: „ich bin (ich fühle mich) wohlig &c." im 6. Jahrgang der Zeitschr. auf S. 60 ff. geantwortet (s. II S. 272 und VII S. 60 Nr. 5).

2. Sp. 298: „Gewährte es ihr [der jungen Wendin] doch die größte Lust die ‚Herrischen' im Tanz sich drehen zu sehen," wofür es im Munde eines deutschen Dienstmädchens gewöhnlich gelautet haben würde: „die Herrschaften", vgl. jedoch die Stellen unter herrisch 2a in meinem Wörterb. I S. 749a; Ergänz.-Wörterb. S. 270a.

3. Sp. 300: „Paula ist ein Geizteufel," s. in Beziehung auf die unerschöpflichen Zusammensetzungen von Teufel mein Wörterb. III S. 1299 und Ergänz.-Wörterb. S. 554c. Aus dem ersteren führe ich hier an: Mit diesem Geizteufel und Wucherteufel besessen. Luther &c. und (wie in der vorliegenden Stelle) für eine vom Geizteufel besessene Person: Dass ich für einen Geizteufel ausgeschrieen würde. Iffland.

4. Sp. 301: „Fühlst du die Karten erst wieder in der Hand, verfällst du unrettbar ihrem sardonischen Banne." Diese Stelle ist wohl wie geschaffen, vor dem Gebrauch zumal von falsch angewendeten Fremdwörtern zu warnen. Für den richtigen Gebrauch von sardonisch führe ich hier aus meinem Verdeutschungswörterb. S. 201b das Folgende an:

„Sardonisches (oder krampfhaftes, Krampf-, grinsendes, lautes, wildes, bitteres, hämisches, grimmiges oder Grimm-, Hohn- &c.) Lachen,

Grinsen 2c., vgl.: Mit schrecklichem Lächeln | drängt' er den Zorn in der Brust. Voß Odyssee 20 V. 302 = Und barg mit erzwungenem Lächeln | grimmigen Zorn im Gemüthe. Wiedasch, Homerübersetzung ebd."

Hat es etwa heißen sollen: „ihrem dämonischen (oder satanischen) Banne"? und wäre dafür nicht: ihrem teuflischen oder: ihrem Zauberbanne (vgl. auch: ihrem unwiderstehlichen, unbezwinglichen Banne 2c.) vorzuziehen gewesen?

5. Sp. 305: „‚Eine heikle Sache', meinte achselzuckend die vorherige Sprecherin" —, wofür es wohl üblicher hieße: die Sprecherin von vorher — oder: die erste (die frühere) Sprecherin. Allerdings kann sich A. Marby auf Goethe berufen, aus dem ich in meinem Wörterbuch I S. 746a den Satz angeführt habe: „Die Äpfel . . . wurden zu Frauenzimmerchen . . . deren Kleider von der Farbe der vorherigen Äpfel waren", — wofür es (wenn ich nicht irre) üblicher heißen würde: deren Kleider von der Farbe waren, welche vorher die Äpfel gehabt.

6. Sp. 361: „Die Liebe, welche dem Mann meines Herzes mich zu eigen gegeben" — was als Beleg für den seltnen Genitiv (s. mein Wörterb. I S. 753b) besonders zu erwähnen ist, wenn nicht etwa ein bloßer Druckfehler (statt Herzens) anzunehmen ist.

7. Sp. 368: „Da wäre es ja Zeit, nach Maika [dem Dienstmädchen] zu klingeln," s. Zeitschr. VII S. 259 Nr. 28.

8. Sp. 371: „Dessen verstörtes Gesicht kaum weniger bleich erschien wie [statt: als] das seines todten Kameraden," vgl.: Mit noch triftigeren Gründen wie [statt: als] seine Gemahlin versuchte Herr von Dodendorf Renata's Entschluss zu bekämpfen" u. ö.

9. Sp. 387: „Welche Überwindung mochte es die stolze Frau gekostet haben, unter für sie so peinlichen Verhältnissen Samariterdienste zu thun!" — wo der harte Zusammenstoß der beiden Verhältniswörter leicht hätte vermieden werden können: „unter Verhältnissen, die für sie so peinlich waren" oder: „unter diesen für sie so peinlichen Verhältnissen."

10. Sp. 390: „Zwar wollten Dodendorf's Nichts davon hören, dass die lieben Gäste so kurz vor dem Weihnachtsfeste von ihnen zu scheiden gedachten," — wo durch die Änderung: „vor den Weihnachtsfeiertagen" (oder: „vor Weihnachten") der „unbeabsichtigte Reim" (s. die Inhaltsverzeichnisse der Zeitschr. unter „Reim") beseitigt wäre.

11. Sp. 438: „Das reiche Gemisch von Herzensgüte, Mitgefühl, Zartsinn und unendlicher Liebe, welches in der Art und Weise lag, wie Dodendorf auf seine Gattin einsprach, verfehlte seinen besänftigenden Eindruck nicht." Hier würde statt Gemisch wohl richtiger ein anderes Wort stehen, etwa: Die reiche Vereinigung oder Verbindung 2c.

Radau.

Von Dr. Herman Schrader.

Wer geringe oder gar keine Anforderungen an Geist und Wahrheit stellt, begnügt sich zur Erklärung mit einer einfältigen Geschichte. Im Harz giebt es ein Flüßchen, die Radau (erste Silbe zu betonen), welche in der Nähe von Harzburg einen hübschen Wasserfall bildet. Dieser wird von Harzreisenden gern aufgesucht und zu einer Stätte fröhlichen Beisammenseins gemacht. Als einst eine solche Gesellschaft — wie ein Förster erzählt — wacker getrunken und heitere Lieder bei dem rauschenden Bergwasser gesungen hatte, kam ihnen der Einfall, die Kraft des Gesanges so zu steigern, dafs der Wasserfall übertönt würde. Fremde, welche vorbeigingen und nach der Ursache des Höllenlärms frugen, erhielten die Antwort: Wir machen Radau! (zweite Silbe zu betonen). — Der Ausdruck fand Beifall und verbreitete sich weithin. — Dafs solch albernes Geschichtchen Nichts erklärt, bedarf keines Beweises. —

Man hat gesagt, das Wort stamme aus dem Tschechischen oder Russischen, wo Radovnik einen Zechbruder und Radovani zechen bedeute. Wenn aber auch jene Worte diese Bedeutung haben sollten (was ich nicht beurtheilen kann), so erklären sie doch den Ausdruck keineswegs; denn kein Mensch wird Tobenden, damit sie vom Lärmen ablassen, zurufen: macht doch nicht solche Zeche! — Obenein ist der Ausdruck auch nicht von Böhmen zu uns gekommen.

An einer Vorstadt von Danzig fließt, wie mir gesagt ist, ein Flüfschen Namens Radaune vorbei. Die dort Wohnenden sollen sich durch Lärmen und Skandalmachen hervorthun. Drum heiße solcher Lärm und Skandal Radau; als ob nicht auch anderswo Lärm oder Radau gemacht werden könnte! Zu der inneren Unwahrscheinlichkeit dieser Deutung kommt noch der Umstand, dafs die Redensart nicht von Danzig ausgegangen ist.

Auch auf dem gelehrten Gebiete wird eine Erklärung gesucht. Es giebt nämlich im Hebräischen einen Verbalstamm radah in der Bedeutung treten. Wir wollen diese Deutung nicht geradezu zurückweisen, obwohl die Form radah (er hat getreten) erst auf Umwegen zu unserm Radau führt. Es sind allerdings manche Ausdrücke der niederen Volksschichten (schofel, Kaffer, Mischpoke) der jüdischen, zumal der Gaunersprache entnommen. Allein diese — sie ist mir ziemlich genau bekannt — hat weder diesen noch einen ähnlichen Ausdruck; auch hat radah keine verächtliche Nebenbedeutung, wie etwa unser trampeln.

Als sicher werden wir annehmen können, dafs das Wort von Berlin aus seinen Ursprung genommen und von hier aus weite Verbreitung

gefunden hat. Man kann nun annehmen, dass das Wort Nichts als eine onomatopoetische Bezeichnung eines wüsten Lärms ist, wie etwa pardauz oder bardautz und Kladderadatsch. Der Berliner ist in diesem Punkte recht erfinderisch. — Wem Das nicht genügt, Dem bieten das Französische und das Italiänische eine Handhabe zur Erklärung. Im Französischen heißt radot, radoterie, radotage albernes Geschwätz, Faselei, radoter faseln, radoteur Faselhans. Und von der Faselei bis zum Lärm ist kein weiter Weg. Sodann ist auch bei uns in weiten Kreisen aus dem Italiänischen des Ariost in seinem Orlando furioso der großprahlerische Held Rodomonte bekannt, d. h. eigentlich ein Bergroller, Bergfortwälzer. Davon heißt ein Rodomont überhaupt ein Prahler, Großsprecher, Eisenfresser, und Rodomontade ist Aufschneiderei, Großsprecherei. Statt Rodomonte sagt man sehr gewöhnlich auch Radomonte. Beide Wörter, sowohl das französische als das italiänische, können sehr wohl aus gebildeten Kreisen in die niederen Schichten des Volkes gedrungen sein. Es steht auch Nichts im Wege, dass das Wort in gebildeten Kreisen entstanden ist. — Das Wort ist übrigens sehr jung. Da es aber in unsern Tagen schon in die Schriftsprache übergegangen ist, so bleibt es auffallend, dass es im Grimm'schen Wörterbuch (von 1893) nicht steht. Dagegen hat es Prof. Sanders schon 1885 in seinem Ergänzungswörterbuch und erklärt es als den die Aufmerksamkeit auf sich lenkenden tobenden Lärm, Spektakel. Gebräuchliche Wendungen sind: Radau machen, Radau schlagen, Radaumacher, Radauschläger. Man kann auch das burschikose Wort Randal, randalieren vergleichen.*

Zu einem Aufsatze: „Joshua Reynolds“ v. Kornelius Gurlitt.

(Vom Fels zum Meer 1894, S. 168 ff.)

1. „Der Engländer erschien ihnen einer versinkenden Zeit anzugehören, so lange sie selbst im Gebiete der alten Griechen ihre nationalen Ziele suchten ꝛc.“ S. 169a, als eine Vermischung zweier Fügungen, vgl.: „er schien ihnen einer versinkenden Zeit anzugehören“ — und: er erschien ihnen als einer solchen angehörend“.

* Ich möchte mir erlauben, das dem Worte Radau in meinem Ergänz.-Wörterb. unmittelbar vorhergehende hier hinzuzufügen. Dies lautet: „Radabum(m): interj. (tonnachahmend) (vgl. bum I): Nach Wien ist berufen ein Schützentag, | radabum, radabum, rassasa! Kladeradatsch 21, 130a. Radabum tsching, tsching, [Janitscharenmusik ꝛc.], vgl.: Dass die Lokomotive Radabumtsching macht. Gegenwart 19, 330b. Die Flinte geht los: Radum! Nord und Süd 11, 271. [Rodump = Rohrdommel, s. d] ꝛc., s. das Folgende“ [d. i. eben: Radau].

Der Herausgeber.

2. „Einnahmen von bis zu 100 000 Mark im Jahre zu erzielen.“ S. 171 b, füglicher: „von einer Höhe bis zu“ ꝛc. oder mit Tilgung des „von“: „Einnahmen bis zu 100 000 Mark“ — zur Vermeidung des harten Zusammenstoßes der drei Verhältniswörter.

3. „Zugleich malte er fünfmal die übelberüchtigte, aber witzige und unternehmungslustige Schönheit des Tages, über deren Streiche und Liebschaften alle Welt sich erzählte“ S. 172 b statt: „von deren Streichen ꝛc.“ oder: „über deren Streiche . . . alle Welt sprach (sich unterhielt),“ vgl.: „deren Streiche . . . in aller Welt Mund (oder: das Gespräch aller Welt) waren“.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Stellung.

„Der dritte Akt . . . spielt wieder in der Hütte der Frau Wolff und knüpft an Situationen an, die wir schon kennen, ohne sie zu erweitern.“ Nat.-Ztg. 46, 545 (Eug. Zabel).

Der verkürzte Schlussſatz (ohne sie zu erweitern) soll dem Sinn nach zu dem Hauptsatz gehören: er knüpft an Situationen an. Der Stellung nach könnte er aber auch zu dem Relativ- oder Beziehungssatz gezogen werden: die wir schon kennen, ohne sie zu erweitern. Der kleine Missſtand wäre vermieden, wenn es hieße: „er knüpft an Situationen, die wir schon kennen, an, ohne ꝛc.“ oder: „er knüpft an schon bekannte Situationen an, ohne ꝛc.“

2. Vornehm.

„Dann und wann zuckte ein Blitz durch die Wolkenmassen, beleuchtete die vornehm schöne Landschaft ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 545. Man kann wohl z. B. von einer vornehm schönen Zimmereinrichtung ꝛc. sprechen; aber was ist eine „vornehm schöne Landschaft“? Der Vf. darf sich nicht etwa auf die in meinem Wörterb. unter vornehm 2 angeführten Verse aus Schiller's Spaziergang (mit deutlich hervortretender Personifikation des Unbelebten) berufen:

Stände seh ich gebildet; der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher.

3. Bezügliche Fürwörter.

„Der ehrwürdige Baumriese, der nach Größe und Ausdehnung kaum von einem seiner Genossen in Italien übertroffen wird, hat in diesem Jahre zum ersten Male keine Früchte gezeitigt, die er früher in

Menge hervorzubringen pflegte." Nat.-Ztg. 46, 546. Richtiger stände hier statt des hervorgehobenen bezüglichen Fürworts die vielmehr: wie er deren ꝛc.

4. Einzahl und Mehrzahl.

„Der Stadtverordnete Weiß in Gemeinschaft mit noch 12 Stadtverordneten haben [Mehrzahl statt der richtigen Einzahl: hat] folgenden Antrag ... eingebracht." Nat.-Ztg. 46, 546, vgl. Hauptschwier. S. 135a Nr. 4f.

5. Neuerlich.

„Dass eine Deputation aus Südtirol dem Kaiser in Innsbruck neuerlich die Wünsche des Trentino ... unterbreite." Nat.-Ztg. 46, 547 (aus Wien) = aufs Neue, wiederholt ꝛc., besonders in Österreich sehr üblich, s. Wörterb. II, S. 433b, Ergänz.-Wörterb. S. 370c.

6. Überschüssiges „als".

„Wir ... erkannten, dass der Karren doch noch nicht so tief im Sumpfe steckte, (als) dass er durch Fleiß und Energie nicht wieder hätte flott werden können." Der Weidmann (von Paul Wolff) XXIV S. 436b, wo das von mir eingeklammerte „als" zu streichen ist, s. Hauptschwier. S. 313a/b Nr. 5m.

7. Infinitiv mit „zu".

„Von einer Verminderung der Arbeitsgelegenheit durch die technischen Fortschritte zu reden heißt, die Thatsache auf den Kopf stellen." (Gegenwart 43, 387b (Ed. v. Hartmann). Heißen gehört zu den Zeitwörtern mit doppeltem Nominativ, einem des Subjekts und einem des Prädikats. Die beiden Nominative sind hier durch einen hauptwörtlichen Infinitiv vertreten, die beide, in dem gleichen Verhältnis stehend, auch gleichmäßige Form haben sollten. Demgemäß hätte wie der das Prädikat vertretende Infinitiv (ohne zu) auch der das Subjekt vertretende ohne zu gesetzt werden sollen: davon reden heißt die Thatsache auf den Kopf stellen.

8. Zur Abwandlung der Beiwörter.

„Mit gründlicher naturwissenschaftlicher und technischer Schulung." Gegenw. 43, 388a (Ed. v. Hartmann).

Wie hier durchaus richtig die 3 artikellosen Beiwörter im weiblichen Dativ in der Einzahl gleichmäßig die starke Form (auf -er) haben und es wohl schwerlich irgend Jemand als eine Verbesserung betrachten würde, wenn dafür gesetzt würde: Mit gründlicher [starkformig] naturwissenschaftlichen und technischen [schwachformig] Schulung, so muß es richtig auch im männlichen Geschlecht übereinstimmend heißen: Mit gründlichem

naturwissenschaftlichem und technischem [nicht: naturwissenschaftlichen und technischen] Wissen, vgl. im Genitiv der Mehrzahl: Trotz gründlicher naturwissenschaftlicher und technischer [nicht: naturwissenschaftlichen und technischen] Kenntnisse u. ä. m.

Das hier kurz Angedeutete möge mehreren Anfragenden als Antwort dienen. Ausführlicheres finden sie in meinen Hauptschwier. S. 96b ff. (Nr. 10 ff.)

9. Zwar; aus aller Herren Ländern.

„In richtiger Erkenntnis der ihm als Privatmann zu Gebote stehenden Mittel wählte er sich seine Specialität, an der er mit großer Zähigkeit festhielt. Zwar eine solche, die als die denkbar reichste und für unsere Zeit dankbarste bezeichnet werden muſs: die Renaissance, daneben das Mittelalter.“ Gegenw. 43, 392b (Ernst Zimmermann). Hier ist das hervorgehobene zwar mit dem vorgesetzten Punkt nicht in der Ordnung; es müſste dafür nach dem allgemein üblichen Schriftgebrauch und zwar mit davor gesetztem Beistrich (oder Komma) stehen, wofür in neuerer Zeit auch das mundartliche, meiner Ansicht nach für die allgemeine Schriftsprache nicht zu empfehlende so zwar vorzudringen beginnt, s. mein Wörterb. III S. 1804b; Ergänz.-Wörterb. S. 687b.

In demselben Aufsatz steht auf S. 393a: „Aus aller Herren Länder kommen sie gezogen ꝛc.“ statt des richtigen: „Aus aller Herren Ländern“, s. die Inhaltsverzeichnisse der Zeitschrift.

10. Apposition.

„Er wuſste noch nicht, ob der alte Szegedin, der Vater Gustel's von Blasewitz, seinen langen Stock wiedergefunden hatte, ein echter Stock [richtig: einen echten Stock] vom vorigen Jahrhundert.“ Gegenw. 43, S. 393 b.

11. Liebenswürdig mit Jemand; auf gleich!

„Der Vicomte, der immer außerordentlich liebenswürdig mit mir gewesen, kam mir etwas zurückhaltender vor als gewöhnlich.“ Paul Lindau, Kleine Geschichten 2, S. 11, — wofür ich „liebenswürdig gegen mich“ vorziehen würde.

„Wenn das Essen serviert ist, lasse ich Sie rufen. Auf gleich!“ ebd. S. 31, deutsch üblicher: Sehr bald ꝛc., vgl.: auf baldiges Wiedersehen! ꝛc. à l'instant.

12. Schiefer (Mehrzahl).

Von Schiefer hatte ich in meinem Wörterb. III S. 918a die Form der Mehrzahl nur als der Einzahl gleichlautend aufgeführt; in

meinem Ergänz.-Wörterb. hatte ich dann aber auch die schwache Form: die Schiefern (mit Belegen, z. B. auch von Rückert) nachgetragen. Dazu füge ich noch als besonders bezeichnend für das Schwanken die folgenden Stellen aus einem Aufsatz: „Der Mansfelder Bergbau" (in Weber's Illustr. Ztg. Nr. 2608 S. 688c ff.):

„Mit der Trennung des haltigen Kupferschiefers vom unhaltigen, dem Klauben der Schiefer, beschäftigt ... Die ausgeklaubten schmelzwürdigen Schiefern gehen ... den Hüttenwerken ... zu, während die unschmelzwürdigen Schiefern ... über die Halde gestürzt werden." S. 688c.

„Die eigentliche Gewinnung der Kupferschiefer ... Die über diesem Schram stehen bleibenden haltigen Schiefer ... Nach Fortschaffen dieser haltigen Schiefer ... Die von dem Abbaupunct gewonnenen Schiefern &c." S. 689a.

13. Unnützlichkeit.

„So fand ich ... in einer ärmlichen Fischerhütte ein silberplattiertes Kaffeegeschirr ... Die Fischer haben, wie sie mir selbst sagten, 7 Jahre daran abgezahlt und freuten sich wahrhaft des Besitzes dieser Unnützlichkeit" Nat.-Ztg. 46, 551 E. v. Wald-Zedtwitz, vgl. mein Wörterb. II S. 457b, wo sich aufgeführt findet:

„**Nützlichkeit** f.; —en ...: 1. (ohne Mehrzahl) das Nützlichsein ... 2. (zuweilen) etwas Nützliches: Mühsame Spielereien statt schöne Nützlichkeiten zu bilden. Auerbach Leb. 1, 178. Küchengärten und dgl. landwirthschaftliche Nützlichkeiten. Goethe 23, 301."

An diese zweite seltene Bedeutung, die — wie man sieht — doch gute Gewährsmänner für sich hat, reiht sich für den Gegensatz von Nützlichkeit der obige Beleg, den ich hier nachtrage, ohne freilich diese Anwendung damit als nachahmungs- und empfehlenswerth bezeichnen zu wollen. Im Gegentheil würde ich es vorziehen, wenn der Schriftsteller etwa geschrieben hätte: „Sie freuten sich wahrhaft dieses unnützen Besitzes (oder: Besitzthums)".

14. Sattelräumig.

„Durch einen Kopfhieb oder eine Winkelquart von seinem [des Prinzen Friedrich Karl] Säbel hätte ein Gegner unfehlbar sattelräumig werden [= den Sattel räumen, aus dem Sattel gehoben werden] müssen." Der Weidmann (von Paul Wolff) XXV, S. 5a, eine unter den Zusammensetzungen von räumig in meinem Wörterb. II S. 663a fehlende und deßhalb hier nachgetragene Wortbildung.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Die Aula. Wochenblatt für die akademische Welt. Verlag von R. W. Bobach, München. 1. Jahrg. Wöchentlich erscheint eine Nr. von 16 Seiten oder 32 Spalten. Verantwortlicher Redakteur Dr. Ewald Boncke, München. Pr. vierteljährlich 3 Mk.

F. W. Eitzen (Eitzen und Co.). Fremdwörter der Handelssprache, verdeutscht und erläutert zur Ergänzung seiner mehrsprachigen Wörterbücher für Kaufleute. Leipzig, H. Häffel 1894. 176 S.

Deutsche Revue. Herausgegeben von Richard **Fleischer**. 20. Jahrg. April-Heft (Nr. 1) 128 S. Gr. 8°. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart, Leipzig. Preis vierteljährlich 6 Mk.

Freytag's Schulausgabe klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Leipzig 1895. G. Freytag, gebunden:

1. Lessing, Minna von Barnhelm, herausgegeben von Edm. Ålschker, k. k. Direktor der Staats-Oberrealschule in Steyr. 136 S. Pr. 70 Pf.
2. Goethe, Götz von Berlichingen, herausgegeben von Dr. August Sauer, k. k. ö. Universitäts-Professor. Mit einem Kärtchen. 180 S. Pr. 90 Pf.
3. Schiller, Don Carlos, herausgegeben von Ottokar Hans Stoklaska, 228 S. Pr. 90 Pf.
4. Lessing, Miss Sara Sampson, herausgegeben von Dr. Martin Manlik. 112 S. Pr. 60 Pf.

Dr. Johann Schmaus, K. Gymnasiallehrer. Aufsatzstoffe und Aufsatzproben für die Mittelstufe des humanistischen Gymnasiums. VIII und 130 S. Bamberg, C. C. Buchner, Verlag. 1895. Pr. 1 Mk. 60 Pf., in Leinen-Einband 2 Mk.

Spanhoofd, Germania A. Monthly Magazine for the Study of the German Language and Literature. Vol. VI No. 11. Boston, Published by the Germania Publishing Company. 234—236. Congress Street. Price 20 cents. $ 2.00 per year.

Th. Voges, Sagen aus dem Lande Braunschweig. Mit einer Karte. Braunschweig, Benno Göritz. Brosch. 4 Mk. In Leinwand 4,60 Mk. 340 S.

A. Wolfromm, Revue de l'Enseignement des Langues Vivantes. 12 e. Année (Mars et Avril 1895) Paris, A. Laisney, 6, rue de la Sorbonne.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 10. Jahrg. Nr. 4 (1. April 1895) „Bismarcknummer". Pr. 30 Pf.; Pr. des Jahrgangs 3 Mk.

Briefkasten.

Herrn Prof. **Dr. Jak. Hintner** in Wien: Für die freundliche Zusendung Ihrer Besprechung der fünften, verbesserten Auflage von Friedr. Kluge's Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache (im 9. Jahrg. der „österr. Mittelschule" S. 84—94) sage ich Ihnen meinen verbindlichen Dank. Soeben trifft Ihr Aufsatz ein. Abdruck im nächsten Hefte.

Herrn **Dr. H. J. K . . .** in Prag: Den Gebrauch des einmal in Aufzählungen statt erstens 2c. habe ich — außer in meinem Wörterb. I S. 214 b Nr. 4 — auch hier in der Zeitschrift in einem ausführlichen Aufsatz (Jahrg. I S. 75—80)

besprochen, worauf ich Sie verweisen muss. Vergleichen Sie auch Weiteres in den Sachregistern der verschiedenen Jahrgänge.

Herrn Oberlehrer **Dr. Friedr. Latendorf** in Schöneberg (Ratzeburg): Freundlichen Gruß und Dank für Ihren willkommenen kleinen Aufsatz. Lassen Sie doch bald wieder von Sich hören!

Herrn Sanitätsrath **Dr. Ed. Mayer** in Halle: In meinen Hauptschwier. S. 327 habe ich eine Regel für den Gebrauch des was in der heutigen Schriftsprache aufgestellt, aber zum Schluss hinzugefügt: „Abweichungen finden sich nicht nur zahlreich bei Älteren (namentlich z. B. bei Goethe), sondern auch noch jetzt bei Schriftstellern &c." (vgl. Zeitschr. S. 39/40). Es wird Sie freuen, wenn ich Sie darauf aufmerksam mache, dass auch ein Meister der Sprache wie unser 80jähriger Altreichskanzler, eben so wie Goethe, sich Abweichungen von der heute ziemlich allgemein durchgedrungenen — und, wie ich wiederhole — empfehlenswerthen Sprachregel erlaubt. In der Abendausgabe der National-Ztg. vom 9. April heißt es: „Die Rede, mit welcher gestern Fürst Bismarck auf die Huldigung der preußischen höheren Lehrer geantwortet hat, lautet nach den Hamburger Nachrichten wörtlich, wie folgt" — und in dieser Rede finden sich denn die Sätze:

„Unser Officierkorps, einschließlich des Unterofficierkorps, was sich nach ihm bildet, ist eine unnachahmliche Schöpfung für alle übrigen Nationen"

und weiterhin:

„Ich habe dadurch manche Feinde erworben und manches Wort gesprochen, was zu den übelwollendsten Deutungen Anlass geben kann."

Nachschrift. Ein kleiner Nachtrag folgt im nächsten Hefte.

Herrn **L. Ott** in Wien: Wiederholten Dank für die neuen Zusendungen. Meinen gedruckten Aufsatz werden Sie doch wohl inzwischen erhalten haben. Heute noch eine Anfrage:

In der ersten Nr. von Zolling's „Gegenwart" (vom 5. Jan. 1895) steht ein Aufsatz von Ludwig Hevesi und darin heißt es auf S. 13a Z. 3:

„Ihren Eltern ging es nicht zusammen, da meinten sie, es wäre doch zweckmäßig, sich dem Kaiser ein wenig ins Gedächtnis zu rufen."

Aus dem Zusammenhange schließe ich, dass die Anfangsworte so viel sagen wollen oder sollen, wie: „Ihren Eltern ging es nicht gut (oder: nicht nach Wunsch &c.)". Ich möchte von Ihnen hören, ob ich den Sinn getroffen habe und ob diese Anwendung des hervorgehobenen zusammen allgemein österreichischer Sprachgebrauch oder vielleicht nur ungarischer ist. In Hügel's „Wiener Dialekt" (1873) finde ich S. 196b für „z'samgeh'n" nur die Bedeutung: „abmagern" angegeben, vgl. in Schmeller's „baierischem Wörterbuch" (1836) Bd. 3, 243: „zesamgên, fig.: abnehmen." Diese Bedeutung passt hier offenbar nicht. In meinem Wörterb. I S. 564c habe ich unter zusammengehen in Nr. 3 die Bedeutung angegeben: zusammengebracht werden können, mit Beispielen, wie: „Die Enden des Gürtels, der Gürtel will nicht zusammengehen" &c. ich habe nun zur Erklärung der Worte bei Hevesi an den englischen Ausdruck gedacht: to make both (or the two) ends (of the year) meet = es so machen, dass man mit seinem Einkommen auskommt (grade ausreicht). Das ist freilich — wie ich Ihnen wohl nicht erst zu sagen brauche — eine bloße Vermuthung von mir, aber ich wollte sie doch nicht vor Ihnen zurückhalten, um von Ihnen zu erfahren, ob ich damit auf richtiger oder auf falscher Fährte sei.

Herrn **Georg F . . .**, Handlungsbeflissenem in Bremen: Der Aufsatz, nach dem Sie Sich bei mir erkundigen, findet sich in dem 1. Heft des 20. Jahrgangs der von

Richard Fleischer herausgegebenen „Deutschen Revue“ (April 1895, S. 106—110) unter der Abtheilung: „Sprachwissenschaft“ mit der Überschrift: „Über die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen“ und ist, wie ich ausdrücklich hervorgehoben habe, nur ein möglichst gedrängter Auszug aus meinem denselben Gegenstand behandelnden Aufsatz in dem neunten und zehnten meiner „Deutschen Sprachbriefe“ (11. Aufl., Berlin Langenscheidt). Aus dem neu Hinzugekommenen hebe ich für Sie den folgenden Absatz aus:

„Ich freue mich, hieran einen Hinweis auf ein jüngst erschienenes Buch* knüpfen zu können, in Folge dessen über 60 hervorragende Handelshäuser Hamburg's an die dortige Kaufmannschaft einen Aufruf gerichtet haben, an der Reinigung der deutschen Handelssprache mitzuarbeiten, woran voraussichtlich die gesammte deutsche Handelswelt sich rege betheiligen wird.“

Herrn Buchbindermeister **Otto Pfleiderer** in Berlin: Unter dieser vorgenommenen Maske richten Sie folgende schelmische Anfrage an mich: „Hält mein Namensbruder, der am 30. März zur Vorfeier des Geburtstages des Fürsten Bismarck in der Philharmonie die Rede gehalten und darin nach dem bekanntlich aus Uhland's „Ludwig der Baier“ herstammenden Ausspruch ‚ein großes Wort gelassen ausgesprochen‘ hat, in dem Satze

‚Selbst aus den Kreisen der Dichter und Gelehrten kamen solche Stimmen.

Ein Uhland rief seinen redseligen Landsleuten zu:

Der Worte sind genug gewechselt,
Lasst uns nun endlich Thaten sehn &c.‘ —

hält dieser mein Namensbruder vielleicht an der Berliner Universität auch Vorlesungen über deutsche Litteraturgeschichte, insonderheit über Wolfgang Uhland's „Faust“ und über Ludwig von Goethe's „Ernst von Schwaben“? In diesem Falle möchte ich alle meine Zunftgenossen dringend auffordern, zur Ergänzung und Erweiterung unserer mangelhaften Kenntnis in der Geschichte des deutschen Schriftthums diese Vorlesungen zu belegen.

Mit der vorstehenden Veröffentlichung des Schreibens von dem verkappten Buchbindermeister sind für meine Zeitschrift auch andere Zusendungen erledigt, die mir über den Satz in Otto Pfleiderer's Festrede zugegangen sind.

Herrn Rittergutsbesitzer **Aug. Wilh. v. R. . . .** bei Königsberg: Ausführliche Auskunft über die beiden in Ihrem Briefe an mich enthaltenen Anfragen und vieles daran sich Anschließende finden Sie in dem vortrefflichen, vor Kurzem in zweiter Auflage in Weimar bei Emil Felber erschienenen Buche: „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache“ von Dr. H. Schrader, das ich Ihnen und allen Freunden unserer Muttersprache nicht warm und eindringlich genug empfehlen kann, vgl. Sie Zeitschr. VIII S. 393/4.

Einen Aufsatz meines wackern treuen Mitarbeiters hoffe ich in dem nächsten Hefte zur Veröffentlichung bringen zu können.

---

* Fremdwörter der Handelssprache von F. W. Eitzen [s. auch die Bücheranzeigen in diesem Heft der Zeitschrift, S. 78].

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Gelb.

Von Dr. Herman Schrader.

Von Gelb weiß die Sprache wenig Gutes zu sagen, aber ziemlich viel Schlechtes. Das Gute lehnt sie fast ausschließlich an das gelbe oder blonde Haar und das Gold an. — Was sich Gutes über den Charakter dieser Farbe sagen lässt, hat am schönsten wohl Goethe in der Farbenlehre (§ 765) ausgesprochen: „Es ist die nächste Farbe am Licht. — So ist es der Erfahrung gemäß, dass das Gelbe einen durchaus warmen und behaglichen Eindruck mache. — Diesen erwärmenden Effekt kann man am lebhaftesten bemerken, wenn man durch ein gelbes Glas, besonders in grauen Wintertagen, eine Landschaft ansieht. Das Auge wird erfreut, das Herz ausgedehnt, das Gemüth erheitert; eine unmittelbare Wärme scheint uns anzuwehen. — Diese Farbe, in ihrer Reinheit und hellem Zustande angenehm und erfreulich, hat in ihrer ganzen Kraft etwas Heiteres und Erfreuliches."

1. Das goldgelbe, blonde Haar hat von je für besonders schön gegolten. Es war den alten Germanen eigenthümlich und den Römern höchst begehrenswerth. Bei Tacitus (Germ. 4) heißt es rutilae comae. Vielfach ists gepriesen worden. Hans Sachs nennt solches Haar lichtgelb, gleich dem Golde klar. Es sieht aus wie gesponnenes Gold. Solches Haar (doch gewöhnlich mit zarter Haut verbunden) ist ein Empfehlungsbrief, und solch anmuthige Erscheinung macht die Menschen entgegenkommend und die Herzen zugänglich. Daher erklärt sich das im Schwabenlande gebrauchte Sprichwort in negativer Fassung: um deiner gehlen Haare willen geschieht es nicht, (dass wir dir willfahren). Und Luther sagt: (dass dir deine Sünden vergeben werden) ist nicht deiner gehlen Haare Schuld, sondern der Gnaden. Auch redet er von einem Fürsten, der sich lässt dünken, er sei nicht um seiner Unterthanen willen, sondern um seiner schönen gehlen Haare willen Fürst. In ähnlicher Übertragung sagt der Franzose: Einem etwas zu Liebe thun pour ses beaux yeux. In noch höherem Grade galt für schön, wenn dies goldgelbe Haar zugleich kraus war, was wir jetzt blondgelockt nennen. Dr. Hildebrand führt den alten Rittersypruch an:

man nennit einen ritter here (Herr)
nicht umme sie gelis krusis Har,
man irbutit eme solche ere
umen sine toginde, das ist war.

Was wir jetzt hellblond nennen, hieß früher gelbweiß. — Das blonde Haar musste noch mehr in die Augen fallen, als neben ihm auch viel dunkelfarbiges Haar in Deutschland nach und nach heimisch wurde. Daher kommt's, dass es auch zu Namenbildungen verwerthet wurde z. B. Gelbhaar oder Gälhaar, vielleicht auch Gelbke, engl. Yellow.

Wie früher wohl mehr vom rothen Golde, so spricht man jetzt mehr vom gelben Golde. Schon scherzweise redet man von gelben Pfennigen und meint, was wir sonst Goldfüchse nennen. Das Wort Pfennige erniedrigt den Sinn des Ausdrucks, das Wort gelb erhöht ihn. Luther redet von hohen Hansen, „so daher treten mit ihren gelen Ketten"; und gelbringig heißt, wer einen goldnen Ring trägt. Miller (in Cabale und Liebe 5, 5) der sich in das geschenkte Geld, in den „grausamen Reichthum" nicht finden kann, ruft erstaunt: da greif ich ja das bare, gelbe, leibhaftige Gottesgold. — Sagt aber Jemand: jetzt laßt uns das gelbe Kraut anzünden, so meint er die Cigarren oder den Tabak in der Pfeife. — Auch werden wir nicht böse, wenn der Wirth, bei dem wir zu Gaste sind, Gelbsiegel bringen heißt, d. h. gelbgesiegelten, gelbverpichten Rheinwein. — Etwas Unschuldiges ist auch der Gelbgießer, der aus Messing allerlei Geräthe gießt, franz. jaunisseur. — Desgleichen auch der Gelbfink oder Goldammer oder Goldfink oder Gelbgans oder Gelbling, Geling, Gelbammer, Goldamsel. Seinen in Westdeutschland gebräuchlichen Namen Gelert oder Gellert finden wir wohl in dem Dichternamen Gellert wieder. Mit Gelbling bezeichnet man auch wohl die Pfifferlinge, auch den Vogel Pirol. — Die Gelbsuppe wird aus Rosinen, Mandeln und Safran bereitet.

2. Die guten Seiten der gelben Farbe waren schnell abgethan. Der schlechten wird es mehr geben. Wie Das zugeht, darüber giebt uns wiederum Goethe in der Farbenlehre (§ 770 und 771) vortrefflichen Aufschluss. Er sagt: „Die gelbe Farbe ist äußerst empfindlich und macht eine sehr unangenehme Wirkung, wenn sie beschmutzt oder einigermaßen ins Minus gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die ins Grüne fällt, etwas Unangenehmes. — Wenn die gelbe Farbe unreinen und unedlen Oberflächen mitgetheilt wird, wie dem gemeinen Tuch, dem Filz und dergleichen, worauf sie nicht mit ganzer Energie erscheint, entsteht eine solche unangenehme Wirkung. Durch eine geringe und unmerkliche Bewegung wird der schöne Eindruck des Feuers und Goldes in die Empfindung des Kothigen verwandelt, und die Farbe der Ehre und Wonne zur Farbe der Schande, des Abscheus und Missbehagens umgekehrt."

Nur selten begegnet uns im Leben das reine edle Gelb, meist erscheint dies in häßlichen Missfarben. Ein fester Schlag in das Gesicht, auf den

Arm macht, daß die Haut eine grüngelbe Farbe bekommt. Einen derbe verhauen heißt demnach ihn grün und gelb schlagen (wie Knoblauch und Schwefel); sonst wohl: braun und blau schlagen, weil die geschlagene Stelle auch wohl diese Farben annimmt. Dies wird dann weiter gewandt: es ist mir grün und gelb vor den Augen (sonst auch: schwarz, blau). Denn bei Anwandlungen von Ohnmachten spiegeln sich viele, kaum deutlich zu unterscheidende, besonders dunkle, schwarze Farben vor dem Auge. Einer solchen Ohnmacht (in geistigem Sinne) ist bei Bürger der Abt von St. Gallen nah, weil er seit Monaten sich vergebens quält, die drei ihm vom Kaiser aufgegebenen Fragen zu lösen: Ihm ward's vor den Augen bald gelb und bald grün. — Es mag auch sein, dass in Schreck und Angst die Gegenstände in grüngelber Färbung erscheinen. Von hier aus deutet sich auch der Ausdruck: Ein grüngelber Faden von Heuchelei geht durch das ganze englische Wesen. — Weiter zeigt sich dies häßliche Gelb in Krankheiten, welche hiervon den Namen erhalten haben: die Gelbsucht oder gelbe Sucht, auch Gallensucht, das gelbe Fieber, franz. jaunisse. Diese Krankheiten zeigen eine gelbe, grünliche, bis braungrüne Farbe der Haut (wie der Säufer an der bläulich-rothen Färbung des Gesichts und der feuer- oder kupferrothen Nase zu erkennen ist). Die Galle selbst ist ja grünlich gelb gefärbt. Der Graf Mirabeau hatte in seinen letzten Jahren solche grüngelbliche Gesichtsfarbe, in Folge des vielen Giftes, das er nehmen musste, um Krankheiten der Ausschweifung gleichsam zu überteufeln. — Hierher gehören (nach R. Kleinpaul) verschiedene Namen, z. B. griech. Chloros, Chloris, Chloë ($\chi\lambda\acute{o}\eta$ die junge grüngelbe Saat); lat. Helvius von helvus grüngelb, honiggelb, lederfarben; Flavius von flavus gelb, blond, goldgelb; Fulvius von fulvus, der Farbe des Löwen, des Sandes; Livius von livēre bleifarbig, neidisch sein; franz. Jaunet und Jauneau von jaune gelb. Das Wort blond (lichtgoldgelb) liegt dem Namen des ritterlichen Sängers Blondel zum Grunde, welcher den gefangenen Richard Löwenherz 1194 auf der Burg Dürrenstein an der Donau ausfindig machte. Der berühmte kühne Seiltänzer, „der Held des Niagara“ heißt Blondin. Im Deutschen dürfen wir an die Namen Flachshaar, Flachsmaier, Werghaupt, Flaxmann erinnern.

Dass junge, noch nicht flügge Vögel gelbe Schnäbel haben, also Gelbschnäbel sind, wird mit eben diesen Worten auf junge, unerfahrne, unreife Menschen übertragen, die Alles besser wissen wollen. Jener Greis sagte: die jungen Leute halten uns Alte für Narren, und wir Alte wissen, dass die jungen Leute Narren sind! Ganz eben so franz. béjaune aus bec jaune. Il a montré son béjaune hat seinen Gelbschnabel gezeigt, seine Unwissenheit verrathen. Das Wort wird in sehr verächtlichem

Sinne mit mehren kleinen Änderungen viel gebraucht. So sagt man statt des bekannten ungerechten Wortes, daſs die Schwaben erst mit dem vierzigsten Jahre klug werden, auch wohl: Erst im vierzigsten Jahre fällt den Schwaben das Gelbe vom Schnabel. In kürzester Form in diesem Bilde: du bist noch recht gelb. Du Gelber! in welchem Sinne, von ganz jungen Blättern ausgehend, wir sonst auch sagen: du grüner Junge, und von Grünschnäblerei unerfahrener Führer reden. — Es finden sich alte Wendungen (zum Theil bei Luther): Er ist noch zu gelb um das Maul, um den Schnabel; er hat sich das Geel am Schnabel noch nicht abgestoßen; er sollte sich in der Welt versuchen, daſs ihm das Gelbe vom Schnabel gewischet werde. — Sonderbarer Weise (wohl ohne natürlichen Grund) wird dies Gelb öfters hinter die Ohren verlegt: das Gelbe guckt ihm noch hinter den Ohren hervor; wohl eine gedankenlose Verwechslung mit dem Worte: Er ist noch nicht trocken hinter den Ohren. — Im zweiten Faust (2, 1) sagt Mephistopheles zum Baccalaureus:

Wenn man der Jugend reine Wahrheit sagt,
die gelben Schnäbeln keineswegs behagt,
sie aber hinter drein nach Jahren
Das alles derb an eigner Haut erfahren,
dann dünken sie, es käm' aus eignem Schopf;
Da heißt es denn: der Meister war ein Tropf.

In dem Festspiele, der Herzogin Amalia zu Ehren, 1800 führt Paläophron (Altverständig) die zwei Gestalten Griesgram und Haberecht neben sich; dagegen Neoterpe (neuvergnügend, die neue Zeit, der Genius der Zeit) zwei Kinder, die gewohnt sind, durch Alles durchzugehen, und erklärt selbst sie also: Gelbschnabel heißt man diesen. Heiter tritt er auf und hat nichts Arges weiter in der argen Welt. Doch diesen heißt man Naseweiß*, der flink und rasch nach allen Gegenden das stumpfe Näschen kehrt. In Wilh. Meist. Wanderj. 2, 3 sagt der Major: Du warst schon ein gemachter Mann, als ich mit der Kühnheit eines wagehalsigen Gelbschnabels dir in gewisser Verlegenheit beistand. Und an Zelter schreibt Goethe: (der Berliner Musenalmanach) beginnt mit ernstem, fünfzigjährigem Rückblick und endigt mit der Gelbschnabelei der sancta juventus. — Sonst sagt man auch: die gelbschnablichte Jugend, ein gelbschnäbelichter Witz. Statt gelb schrieb man in früherer Zeit auch oft gel, geel, gehl.

Es scheint, als ob nur im Menschenleben das Grüngelbe so verrufen ist; die Natur bringt es zu Ehren, wenn der Frühling sich in diese seine Leibfarben kleidet. Wir erinnern an die Saatfelder und Wiesen, an die

* So steht hier in mehreren Ausgaben gedruckt. An anderen Stellen (s. Weiß) steht richtig Naseweis.

jungen gelbgrünen Blätter der Laubbäume und die zarten Triebe der Nadelhölzer. Und neben und in diesem grüngelben Lenz die vielen Blumen vom glänzenden Schwefelgelb bis zum dunkleren Goldgelb, die Butter- und Dotterblume, der Goldstern, die blühenden gelben Rapsfelder und jene, mit dem schönen Namen Himmelschlüssel, welche Lenau preist:

Liebliche Blume, primula veris,
holde, dich nenn' ich Blume des Glaubens.
Gläubig dem ersten Winke des Himmels
eilst du entgegen, öffnest die Brust ihm.

3. Unter den Farben ist Gelb die auffallendste, lauteste, schreiendste. Hieraus erklären sich manch alte und neue Bräuche und Gewohnheiten. Abgesehen davon, dass Brünette wissen, dass ihnen ein edelgelbes Kleid gar gut steht, wird man im Allgemeinen sagen dürfen, dass putzsüchtige und eroberungslustige Frauen und Mädchen sich gern in Gelb kleiden. In früheren Zeiten war es ja an manchen Orten gar obrigkeitliche Verordnung, dass gemeine Frauen, „damit man sie erkenne“, ein gelbes Fähnlein (Schleife) auf den Schuhen tragen mussten. Dieselben wie überhaupt die nach Liebeslust dürstenden Frauen trugen gelbes Gebände, gelbe Schleier, gelben Schwanz (d. h. Schleppkleid). Ein rothes Gesicht in gelben Schleiern und Bändern hieß wohl ein Stück Fleisch in gelber Brühe. Hin und wieder mag auch (nach Fischart) der gelbe Brautschleier als ein Zeichen der Vermählung gegolten haben. — Aus gleichem Grunde trugen die berüchtigten fahrenden Schüler gern Gelb, etwa gestrickte Tücher oder Shawls um den Hals. — Nun verstehen wir auch, warum die Juden irgend ein gelbes Abzeichen tragen mussten, um als solche kenntlich zu sein. Im 14. und 15. Jahrhundert trugen die Juden (nach einem früheren Gebote des Papstes Innocenz III. vom Jahre 1215) einen gehörnten, spitzen Hut von gelber (seltener von rother und blauer) Farbe. Auch gelbe (oder rothe) Ringe, radförmige Abzeichen auf ihren Kleidern oder Kappen, Brust oder Rücken, die Frauen auf ihren Schleiern. Die Ringe waren von Messing oder Tuch. Gelbberingelt sein oder „geele Rinken“ tragen ist nach Luther ein Kennzeichen der Juden und Bettler. — Auch Ketzern ward vor der Verbrennung wohl ein gelbes Kreuz an den Hals gehängt, und Mördern setzte man zur Hinrichtung wohl eine gelbe Kappe auf. — Selbst Bankerottierer waren gezwungen, gelbe Hüte zu tragen, wie Goethe die zuletzt angeführte Stelle mit den Worten schließt: Daher mögen die gelben Hüte der Bankerottierer, die gelben Ringe auf den Mänteln der Juden entstanden sein; ja die sogenannte Hahnreifarbe ist eigentlich nur ein schmutziges Gelb.

4. Noch ein Schritt weiter, und das Gelb charakterisiert sich als das Üble und Böse. In ersterem Sinne sieht man gelbe Hautfarbe

als Zeichen des Siechthums, des Sterbens und des Todes an. Bleich und gelb werden als Krankheitsmerkmale öfter zusammengestellt. Sehr häufig gilt das Gelb aber als das Böse, und das hat seinen natürlichen guten Grund und zwar in der Galle. Dies Wort wie das verwandte griechische χολή mag ursprünglich soviel wie grüngelb bedeutet haben, wie denn auch die Galle wirklich eine grüngelbliche Farbe hat. Nun sagt die Sprache ganz richtig: es läuft Einem die Galle über, die Galle tritt ihm in den Magen, in das Blut, und somit auch in die Gesichtsfarbe. Die Galle gilt nun als Sitz und Quelle des Ärgers, des Hasses, des Zornes, der Bosheit, des Grimmes und ganz besonders des Neides. (Ist doch Gelb und Grün auch die Teufelsfarbe; und ward doch die Galle selbst zur Bereitung von Gift gebraucht.) Von hier aus erklären sich eine Menge Ausdrücke, die in diesem Grunde wurzeln. Der gelbe Neidwurm. Der grüngelbste Neid. Der giftgelbe Pfaffe. Die gelbe Lüge des Misstrauens. Gelb und grün vor Neid und Ärger. Schiller: Die Wangen gelb und grün, des giftigen Neides sichtbarliche Strafe. Heine (Rom. 119):

Ich floh den gelben Menschenneid,
ich floh in die grüne Waldeinsamkeit.

Platen: Um das Aug' neidgelben Ranft (Rand, Ring). Der Neidische und Boshafte wird selbst Gift und Galle genannt. — Besser hierher zum gelben Neid und Ärger als zur Krankheit der Gelbsucht gehört es, daß man auch von gelbsüchtigen Gedanken, Vorstellungen, Blicken redet.

Wenn Damen der hohen Aristokratie den Ausdruck ohne Bedenken gebraucht haben, so dürfen wir Männer aus sprachlichen Rücksichten ihn auch wohl nennen. Man nannte nämlich, in Frankreich zunächst in der Zeit der byzantinischen Vergötterung der Könige, eine sehr beliebte grüngelbe Modefarbe caca du dauphin, und man wiederholte diese Schmeichelei in der Zeit des ersten Kaiserreichs mit Rücksicht auf Napoleon's Sohn: caca du roi de Rome. — Hiernach können uns die ungeheuerlichen Verse kaum Wunder nehmen, in welchen ein Franzose selbst die niedrigen Schmeicheleien seiner Landsleute auf den Kaiser Napoleon geißelt (ich citiere aus alter geschichtlicher Erinnerung und kann deßhalb für den ganz genauen Wortlaut nicht einstehen):

quand l'empereur faisait un pet,
Geoffroy disait, qu' il sent la rose;
et le sénat se rassemblait,
pour affirmer la chose.

So sind die Franzosen, welche (wie Voltaire sagt), wenn sie nicht gerade Tiger sind (1793!), gar zu leicht Affen werden.

5. Allerhand Nachlese, zumal Sprachliches (im engeren Sinne). Theils um Schattierungen des Gelb zu bezeichnen, theils um den nicht beliebten

Superlativ zu umgehen (s. Weiß), weiß sich das Volk durch Zusammensetzungen zu helfen. Man sagt: blaßgelb, bleich-, dunkel-, düster-, grell-, hell-, hoch-, licht-, matt-, satt-, tief-, rein-, schmutzig-, schreiend-, warmgelb. Gern in Vergleichen: schwefelgelb, blitz-, fieber-, glüh-, honig-, quitten-, gold-, citronen-, wachs-, dotter-, eier-, stroh-, brand-, flammen-, rost-, blei-, speck-, erd-, sommer-, wüstengelb.

Das Zeitwort gelben steht gewöhnlich in intransitivem Sinne, wie Herder von der Herbstzeit schreibt: Es ist traurig, daß ich Alles gelben (gelb werden) und falben und fallen und wintern sehe. — Doch kann man auch sagen: der Herbst gelbt die Blätter (macht gelb). — Eine Nebenform ist gilben z. B. die Erbsen gilben (sich). Hiervon ergelben z. B. das Antlitz ergilbte; und noch häufiger vergelben. Man sagt: ein vergelbtes Papier; noch häufiger vergilben. Laube nannte in der Zeit des „jungen Deutschlands" den Professor Tholuk in Halle ein vergilbtes Blatt der Apokalypse. Heine gebrauchte das Wort häufig; z. B. von den Salamandern sagt er: das Antlitz kränklich, vergilbt und bedrückt. Von einer Dame: während ihr vergilbt Gesichtchen mit dem sauersüßen Lächeln der Citrone gleichet, welche auf besagtem Teller ruht (Rom. 123. 133).

Das griechische *Ξανθός* (gelb, goldgelb, feuergelb, bräunlichgelb) ist auch zu Namen verwendet. Bei Homer ist es das stehende Beiwort des Menelaos. Könnte man das Wort bei diesem Manne wegen seines Lebens unter freiem Himmel während des trojanischen Krieges von seiner gebräunten Hautfarbe verstehen, so steht dem doch entgegen, dass dasselbe Wort auch von Athene, Demeter und Apollo gesagt wird. Es muss also von dem goldfarbigen oder blonden Haare, dem Goldhaar der alten Deutschen ähnlich, verstanden werden. So wird denn auch (wie Passow bemerkt) dem Achill ausdrücklich *Ξανθὴ κόμη* (Il. 1, 197; 23, 141), dem Odysseus *Ξανθαὶ τρίχες* beigelegt (Od. 13, 399. 431). Dieses lichte Goldhaar, unter südlichem Himmel das seltnere, scheint im ganzen Alterthume auch als das edlere und als unerläßliche Zier idealer Jugendschönheit gegolten zu haben.* — Auch ein Pferd des Achill hieß Xanthos (isabellenfarbig Il. 16, 149), das andere hieß Balios (Scheck).

Das lat. livēre heißt sowohl bleifarbig sein als auch missgönnen, neiden, weil der Neid auch solche bleiche Bleifarbe erzeugt. Hiervon der Name Livius. Unter Nero macht der angeklagte Suilius dem Seneca heftige Vorwürfe, dass er, nur mit Schulpedantereien und unwissenden Knaben beschäftigt, eifersüchtig sei auf Die, welche sich einer männlichen und unverderbten Beredsamkeit beflissen, livere his, qui vividam et in-

* „Blonde schwarzgeaugte Maid," heißt es oft in neugriech. Volksliedern.
Der Herausgeber.

corruptam eloquentiam exercerent (Tac. A. 13, 42). Brutus schreibt an Cicero (fam. 11, 10) von den Feinden der Republik: malevolentia et livore impediuntur, ne quid faciant. Ovid (Am. 1, 15, 39) sagt, dass der Neid sich weide am lebendigen Menschen, nach dem Tode schweige:

pascitur in vivis livor, post fata quiescit.

Das Wort flavus, goldgelb, gab dem Geschlecht der Flavier (gens Flavia) den Namen, welchem Vespasian angehörte. Auch wird das goldgelbe Haar cæsaries flava gerühmt (Val. Flacc. 6, 225). — Weiteres über lividus s. unter Blau.

Auf die Frage: Was ist gelb? gab ein Leipziger Witzblatt ohngefähr diese Antwort: Gelb ist, wenn ein sächsischer Postillion über einen in Nanking gekleideten jungen malaiischen Gelbschnabel, der seinen Kanarienvogel in der gelben Postkutsche mit Citronenschalen und Eidotter füttert, vor Ärger und Neid so gelb wird, dass er die Gelbsucht bekommt. (Nach Belieben zu erweitern.)

Wir schließen mit einem harmlosen Singsang aus der Kinderstube, an welchem die Kleinen lernen ihre Händchen zusammenzuklatschen und Sprechversuche zu machen (statt des Zuckers wird oft das wegen Schmalz überflüssige Wort Butter gesagt):

Backe, backe Kuchen,
der Bäcker hat gerufen.
Wer will schönen Kuchen backen,
der muss haben sieben Sachen:
Eier und Schmalz,
Zucker und Salz,
Milch und Mehl,
Safran macht den Kuchen gehl.

An der Heilquelle.

Novelle von Friedrich Spielhagen. 2. Aufl. Leipzig 1885. (432 S.)

Vereinzelte sprachliche Bemerkungen.

1. S. 4: „Unterdessen hatte Kora nur wenige Schritte in der Lichtenthaler Allee gemacht, als sie wieder umkehrte und den Weg einschlug zwischen den Verkaufsbuden des Kurgartens und dem Theater," — wo das hervorgehobene Zeitwort üblicher am Schluss stände [und vielleicht nur durch ein Übersehen des Druckberichtigers seine Stelle etwas früher hinauf erhalten hat].

2. S. 5: „Durch die sonnige Stille drang das lustige Krähen des Kindes hell bis zur einsamen Schauerin an der Parkpforte" —, vgl. mein Wörterb. III S. 897 b, wo in Nr. 4a für Schauer (und das

weibliche Schauerin) Belege gegeben sind, mit der beigefügten Bemerkung: „So fern es sich um Etwas handelt, dem Leute zuschauen (s. d.), um ein Schauspiel, gilt gewöhnlich Zuschauer, selten: [Wo] Dichter, Spieler, Schauer [sich verbinden, | sich wechselseits erwärmen und entzünden].“ Goethe 6, 243. Während hier Goethe in der gebundenen Dichtersprache die unzusammengesetzten Wörter wählt [Schauer statt Zuschauer, Spieler statt Schauspieler], hat Spielhagen statt des in der ungebundenen Rede im Allgemeinen üblicheren Zuschauer(in) das einfache Schauerin gewählt, weil man bei dem zusammengesetzten Worte zunächst, wenn auch nicht immer, an eine Person denkt, die sich mit bewusster Absicht wo einstellt, um einem den Versammelten zum Genuss dargebotenen Schauspiel beizuwohnen. In dem vorliegenden Falle aber handelt es sich um eine Person, die ganz zufällig und absichtslos einen ihr nicht absichtlich dargebotenen, sondern vielmehr durch den Zufall sich ungesucht von selbst darbietenden Anblick genießt.

3. S. 12: „Aber bei Menschen, wie wir Beide“ [sind], „heilen solche Wunden schwer“, vgl. S. 18: „In Herzen, wie die unsern“ [sind], heilen solche Wunden schwer.“ Hier erklärt sich der unmittelbar auf das vergleichende wie folgende Nominativ, während das dem wie unmittelbar vorangehende Wort der Vergleichung im Dativ steht, vollkommen durch das von mir in Klammern hinzugefügte [sind]. Ich habe aus einem andern Roman von Spielhagen im 3. Jahrgang der Zeitschrift S. 207/8 zahlreiche ähnliche Sätze, die ich hier nicht wiederholen will, mit kurzen Bemerkungen zusammengestellt und dabei auf meine Hauptschwier. S. 310 Nr. 5k verwiesen, woraus ich das hier Folgende (theilweise etwas verkürzt, theilweise etwas vermehrt, mit unwesentlichen Änderungen im Ausdruck) entlehne:

Die verglichenen Gegenstände stehen beim Positiv mit wie ꝛc. und bei der höheren Steigerungsstufe mit als, der Gleichmäßigkeit entsprechend, im selben Biegungsfall, vgl.: Er kennt mich so gut wie (oder als) — und: besser als — du [sc. mich kennst] — und: Er kennt mich so gut wie dich, besser als dich = so gut, wie er dich kennt; besser, als er dich kennt ꝛc.; ähnlich: Er erinnert sich meiner so genau wie — oder: genauer als — du oder deiner ꝛc. Es ist mir eben so viel — oder mehr — schuldig als du oder dir. Er rühmt sich keines größern Glücks als sein Freund [sc. sich rühmt] — und: als seines Freundes. [Dieser ist sein größtes Glück] ꝛc. Doch findet sich z. B.: Es giebt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann [sc. ist]. Börne 2278 statt: als einen verliebten Mann ꝛc. und regelmäßig: Mit zehn Männern wie du [bist]. In einem Zeitalter wie das unsrige [ist] ꝛc. Heißt es z. B.: In einem Kunstwerk

wie diesem ist die Kunst nicht die gebundene Dienerin. Jul. Lessing (Nat.-Ztg. 30, 39), so hängt der Dativ: „diesem," wie: „einem Kunstwerk" von dem Verhältniswort in ab und es konnte vollständiger auch lauten: In einem Kunstwerk wie in diesem ꝛc. Hängt aber das Fürwort dieses nicht von dem Verhältniswort in ab, sondern ist vielmehr das Subjekt des Vergleichsatzes, dessen Zeitwort — wie wir durch Einklammerung andeuten — auch fortbleiben kann, so muſs es nothwendig im Nominativ, nicht im Dativ heißen: In einem Kunstwerk, wie dieses [nicht: diesem] (ist), ist ꝛc. Vgl. einige Sätze, in denen statt des auf das vergleichende wie folgenden Nominativs in einer anderen Auffassung auch ein anderer Biegungsfall statthaft wäre, z. B.: „Einem Manne, wie Sie" [sc. sind], (oder auch: wie Ihnen) „kann es nicht immer fehlen". Lessing Minna v. Barnh. III 7. „Wär' ich der Baier gewesen, . . . nimmer mehr würde ich einen Posten, wie dieser da" [ist] (oder auch: wie diesen da), „verlassen und dem Feinde meine Staaten geöffnet haben" Schiller 946 b (Gesch. des 30jährigen Krieges, 3. Buch). „Bei einem so trefflich vorbereiteten Sinn, wie der deine" [ist] (oder auch: wie (bei) dem deinen) „kommt das eigentliche Resultat einer Reise später, wie die Wirkung einer Badekur". Familie Mendelssohn Bd. I S. 133 u. ä. m. Dagegen nur: Mit ihren sechs, wie die [nicht: den] Orgelpfeifen der Reihe nach aufgestellten Töchtern. Daudet's Der kleine Dingsda 282. Vgl.: Der bunt wie ein Schmetterling umhergaukelnde Stutzer, wo bei der Umsetzung in andere Biegungsfälle ein Schmetterling richtig unverändert im Nominativ bleibt: Die Erscheinung des bunt wie ein Schmetterling [nicht: wie eines Schmetterlings] umhergaukelnden Stutzers. Sie schenkte dem bunt wie ein Schmetterling umhergaukelnden Stutzer keine Aufmerksamkeit. Sie beachtete den bunt wie ein Schmetterling umhergaukelnden Stutzer nicht ꝛc. Dagegen, wenn Heine 1, 53 schreibt: Als hörte ich . . . Etwas schlottern und schlappen wie der unsichere Gang eines alten Mannes, — so stände hier richtiger der von hören abhängige Accusativ beim Infinitiv: wie den unsichern Gang ꝛc. Ähnliches gilt auch für das als beim Komparativ und bei dem identificierenden (oder gleichsetzenden) als und es ist also nur ein vermeintes Richtigkeitsbestreben, wenn es in der National-Ztg. 26, 193 heißt: Graf Roon führte den königlicher als den König gesinnten Herrn von Kleist-Retzow mit militärischer Kürze und Entschiedenheit ab. Es muſs vielmehr heißen: der König, da das Wort hier nicht, wie: den Herrn, Objekt des Verbums ist, sondern dem Subjekt eines — verkürzten — Beziehungssatzes entspricht: den Herrn, [der] königlicher als der König gesinnt war, vgl.: Die Äußerungen des königlicher als der König [nicht: als des Königs] gesinnten Herrn. Seine Abrechnung mit dem — sein

Spott über den — königlicher als der König gesinnten Herrn 2c. und ähnliche, aus einem irre leitenden Streben nach vermeinter Richtigkeit hervorgegangene falsche Biegungsfälle nach dem sogenannten identificierenden als statt des richtigen Nominativs (vgl. Hauptschwier. S. 50b ff.): „Dafür bürgt der Name des als Gelehrten wie als Schulmann gleich rühmlich bekannten Verfassers“ Beilage zur Kreuz-Ztg. 1887 Nr. 47 (20. Nov.). Richtig muss es heißen nicht: „als Gelehrten“, sondern: „als Gelehrter“. Wie unsicher und schwankend das Sprachgefühl des Schreibenden war, erkennt man deutlich daraus, dass er nicht gewagt hat, den (allerdings falschen) Genitiv gleichmäßig für das Folgende fest zu halten und fortzuführen. Wenigstens hätte er der Folgerichtigkeit halber doch setzen müssen: „Der Mann des als Gelehrten wie als Schulmanns gleich rühmlich bekannten Verfassers.“ Vgl. — wenn auch ohne den Verstoß gegen die Folgerichtigkeit, — doch nicht minder fehlerhaft: „Wir haben den als dramatischen“ [lies: dramatischer] „Dichter wie als politischen Publicisten“ [lies: politischer Publicist] hochverdienten Manne die Glückwünsche dargebracht. Magazin des Auslandes 55, 47 b [Nur nebenbei sei bemerkt, dass es, selbst wenn der Dativ richtig wäre, doch in richtiger Form hätte heißen müssen: als dramatischem Dichter wie als politischem Publicisten], ferner: „Das plötzliche Verschwinden des als Violoncellisten [lies: Violoncellist] bekannten Directors“ National-Ztg. 40, 62.

Spielhagen möge verzeihen, dass ich an seine durchaus tadellosen Sätze die Besprechung von nicht selten vorkommenden sprachlichen Fehlern als Warnung anzuknüpfen mir erlaubt habe, hauptsächlich dazu bewogen, weil ich in der Sonntagsbeilage Nr. 14 zur National-Ztg. (vom 7. April 1895) von einem so namhaften Schriftsteller wie Paul Nerrlich in seinem Aufsatze: „Fünf Tage auf Korsika“ den folgenden Satz gefunden habe:

„Mein Erstes war, mir den als den besten Führer der Insel geltenden [statt: den als der beste Führer der Insel geltenden] Joseph Ordone kommen zu lassen, um mit ihm wegen der Besteigung des Monte Rotondo zu unterhandeln.“

4. S. 16: „Und so lassen Sie uns bleiben: scherzhaft und herzhaft, dass wir mit uns zufrieden sein können, wenn die Kampagne vorüber ist“ —, s. über die stehenden Reimverbindungen in der ungebundenen Rede (vgl. unter Nr. 46) meinen Abriss der Verskunst § 122 ff., besonders § 123.

5. S. 21: „Bleich und traurig mit starrem, schmerzerfülltem Blick,“ (s. Hauptschwier. S. 98 a), vgl. hier das Schwanken Spielhagen's unter Nr. 62.

6. S. 23: „In dem schattigen Raum, der ihm weniger dunkel erschien, als vorhin;“ und auf derselben Seite: „[Sie] stammen aus einer

bessern Region als wir andern mit Erdenresten aller Art behafteten Sterblichen“ [s. über den Schluss Nr. 7]; kaum zwei Seiten weiter dagegen S. 25: „War's denn jetzt anders? schlug ihr Herz der geliebten Schwester weniger heiß entgegen? war sie weniger bereit, ihr zu dienen wie zuvor? sie zu bewundern, anzubeten, wie zuvor?“ s. Hauptschwier. unter dem Titelkopf: „Vergleichendes als und wie“ in Nr. 5 (S. 306 b), wo die in der heutigen Schriftsprache im Allgemeinen durchgedrungene Regel angegeben ist, wonach als vergleichendes Bindewort nach dem Komparativ und ähnlichen Verhältnissen als zu setzen ist, während die ältere und die mundartliche Sprache daneben auch unterschiedlos das dem Positiv entsprechende wie setzt, s. Nr. 5a, wo es gleich im Anfange heißt:

„Wie nach dem Komparativ &c. statt als ist häufiger als man nach den Grammatikern schließen sollte“ und wo dafür zahlreiche leicht zu mehrende Belege nicht bloß aus Schriftstellern wie Voß, Lessing, Goethe, Schiller, Engel u. A. gegeben sind, sondern auch noch aus Späteren, wie z. B. aus Börne, Heine, Gutzkow, Wilibald Alexis, Adolf Stahr, Fanny Lewald, Hackländer, Karl Frenzel und —, wie im Obigen, — auch aus Spielhagen. Dass auch in Bismarck's Reden an Stelle des als nicht selten ein wie erscheint, sei hier nebenbei erwähnt; aber, nach meiner auch in den Hauptschwier. ausgesprochenen Überzeugung sollten maßgebende Schriftsteller in der guten Schriftsprache die Scheidung zwischen als und wie streng regelrecht durchführen (vgl. franz. que und comme, engl. than und as). Die regellose Vermischung beider Bindewörter führt in vielen Fällen nur zu leicht zu Missverständnissen und Missdeutungen.

7. Der Schluss des in Nr. 6 angeführten zweiten Belegs: „wir andern, mit Erdenresten aller Art behafteten Sterblichen“ verdient besondere Beachtung in Bezug auf die im 2. Jahrgang der Zeitschrift S. 145—151 behandelte Frage: „Wir Deutschen oder: wir Deutsche?“ (s. darüber auch die abecelichen Inhaltsverzeichnisse der verschiedenen Jahrgänge unter wir), vgl. auch in Spielhagen's Novelle S. 34: „wir armen Frauen“, aber abweichend s. unter Nr. 20.

8. S. 28: „Die Stutzuhr . . . wies auf viertelsechs“, vgl.: auf ein Viertel auf Sechs (oder: nach Fünf).

9. S. 29: „Etwas Gepresstes in dem Ton . . ., das an den unfrohen Ausdruck seines Gesichtes mahnte“, vgl. mein Wörterb. I S. 501 b und Zeitschr. VIII, S. 415 Nr. 57 über unfreudig.

10. S. 34: „Nicht, als ob ich an deinem Glück zweifelte, liebes Kind, — der Himmel verhüte!“ —, vgl. S. 45: „Sie hatte ja Hilde nicht erschrecken oder gar mit ihrem Manne in Unfrieden bringen wollen — Gott bewahre!“ — s. in meinem Wörterb. I S. 811a u. b. III S. 1460a.

11. S. 42: „Poly ist mir immer odiös gewesen mit ihrer entsetzlichen Koketterie und ihrer Geistreichthuerei," s. mein Wörterb. III S. 1316a.

12. S. 44: „Die Ärmel müssten höher sitzen und die Raffung hier ist auch nicht sehr geschmackvoll," welches Hauptwort in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 402c nachzutragen wäre [es steht auch z. B. in Lindau's „Spitzen" 1, 22], wo angeführt ist: Damen raffen ihr Kleid (auf), tragen geraffte Kleider, vgl. schürzen 1 u. s. w.

13. S. 45: „Sie wusste nicht, sollte sie sich Hilde's Fröhlichkeit freuen?" besser: „über Hilde's Fröhlichkeit" weil der „sächsische Genitiv" (Hilde's) nicht gut von einem selbst im Genitiv stehenden Hauptwort abhängt, s. Hauptschwier. S. 239a/b Nr. 3 und viele Stellen hier in der Zeitschr. (s. die Inhaltsverzeichnisse).

14. S. 46: „Wenn so ein armer Dienstbote wie ich sich zwischen die Herrschaften drängt, hernach kriegt er's von beiden Seiten," vgl. Hauptschwier. S. 270a, wo es heißt: „Den Nachsatz (s. d.) einleitende Adverbien sind besonders so und da . . ., aber auch dann . . . und auch andere Adverbien (s. u.), jedoch nur mundartlich (bairisch) z. B. nachher (s. d.) statt so" — wozu (wie der obige Satz zeigt) auch die Zusammensetzung in umgekehrter Reihenfolge hätte gefügt werden können. Dem Ton der Volkssprache entspricht auch sowohl das Zeitwort kriegen wie das allgemeine es als Objekt dazu, hier in dem Sinne = so wird er von beiden Seiten gescholten, s. mein Wörterb. I S. 376c; 1032c; Ergänz.-Wörterb. S. 322b; Hauptschwier. S. 142b und vgl. — ebenfalls in der Volkssprache mit bestimmten Hauptwörtern (statt des es): er kriegt sein Theil, sein Decem, sein Fett ꝛc.

15. S. 47: „War es die Doppelthür, die den Ton der beiden Stimmen so dumpf, so geschäftsmäßig bleiern machte?" — zur Bezeichnung des wie Blei klingenden gedämpften oder dumpfen, matten Tones, der auch als klanglos bezeichnet werden kann, s. Wörterb. I S. 162b und im Gegensatz dazu Ausdrücke wie: Silberklang, Silberton, silberhell, silbern; Goldklang, Goldton ꝛc.

16. S. 50: „Sie hatte . . . das Kind angelegt [an die Brust], das gierig trank."

17. S. 50: „So, Schnuteken," [als kosende Anrede für das Kind, mundartlich eigentlich = kleine Schnauze, dann (wie Mäulchen) = Küsschen und als Liebkosung für das zu küssende Wesen], „nun wollen wir" [= sollst du] „in die Baba" [Bett, Wiege] „gehen" (Ammensprache).

18. S. 53/4: „Jener Ausdruck von Kälte, ja von Feindseligkeit, über den er sich nun schon fast das Herz abgegrämt hatte."

19. S. 58: „Um unseretthalben“ gedehnt statt des gewöhnlichen unserthalben.

20. S. 59: „Die gnädige Frau ist das Licht, um das wir arme graue Motten flattern,“ wofür ich vorziehen würde: wir armen grauen Motten, s. Nr. 7.

21. S. 59: „Ihr Jägerkostüm . . . ist ja gewiss sehr praktisch, sehr gesund“ — hier zur Bezeichnung der von Professor Jäger empfohlenen Tracht ausschließlich aus reiner Wolle; sonst auch natürlich = eine für Jäger geeignete, passende Tracht (meist grün). Vgl. S. 267: Die Taktlosigkeit des Herr Jägerianers . . . Den Wollmenschen.

22. S. 60: „Ich vermuthe, Sie wollten sagen: Socialdemokratisch-Gleichmacherlustig-Aristokraten-Kopfabschneidermäßiges, rief der Oberst lachend,“ — eine nach aristophanischer Weise gebildete komische Zusammensetzung.

23. S. 60/1: „Fürsten und Grafen aus aller Herren Ländern“ [richtig, ohne die Weglassung des Schluss -n, s. Zeitschr. I S. 33 ff. u. o., vgl. IX S. 76 Nr. 9] „blasierte Russen, die nach Patschuli und Juchten rochen, waghalsige Amerikaner, die das Gold, das sie verspielten, in Kalifornien eigenhändig aus dem Sande gebigget, spleenige Engländer, die sich zur Abwechslung einmal unter grünen Tannen, wo's so schön knallt, erschießen wollten &c.“ — wo die hervorgehobenen Fremdwörter zur Schilderung der in den früheren Spielbädern zusammenströmenden Menge durchaus an ihrer Stelle sind, weil es —, nach Lessing's hier in der Zeitschrift mehrfach angeführten Worten, — den Bühnenschriftstellern aber auch eben den Romanschreibern mehr darauf ankommen muss, „angemessene als gute Worte zu wählen“.

24. S. 69: „So waren die klassischen Züge von einem Hasseslächeln, das fast ein Grinsen war, widerwärtig entstellt.“

25. S. 71: „Dass die Generalin ihren Schwiegersohn Nichts weniger als leiden kann, vermuthlich, weil er nicht splendabel genug ist,“ vgl. in der Zeitschr. III S. 237 Nr. 20, wo ich über das hervorgehobene, auch in einem andern Roman Spielhagen's vorkommende Wort — wohl eine Vermischung von spendabel und splendide — mich ausgesprochen habe.

26. S. 77: „Sie hatte plötzlich das deutliche Gefühl, dass der nächste Augenblick ihr eine Klage über Hilden, vielleicht eine Anklage [Hildens] bringen würde &c.,“ vgl. in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. Klage 2 a und b und Anklage, wie auch klagen und anklagen.

27. S. 82: „Sie verzankte sich auch sofort mit Allen,“ s. mein Wörterb. III S. 1702 Nr. 2.

28. S. 83: „Wenn man so von lauter Dingen spricht, die Einem

und dem Andern ganz gleichgültig sind, nur um zu sprechen, damit die Dienstboten nicht merken, wie es um ihre Herrschaft steht, Das ist eine grausame Qual."

Ich würde hier, um den gemeinten Sinn deutlicher und klarer hervortreten zu lassen, eine Änderung vorschlagen, wie etwa:

die den beiden Sprechenden, einem wie dem andern, ganz gleichgültig sind — oder sonst: Wenn zwei Eheleute so von lauter Dingen sprechen, die beiden ganz gleichgültig sind ꝛc., vgl. Zeitschr. II S. 498/9 über man in Verbindung mit einer Mehrzahl.

29. S. 88: „Mit-vor Lebenslust glitzernden Augen dem Tod Schritt für Schritt entgegengehen," — vgl. (zur Vermeidung des Zusammenstoßes der beiden Präpositionen): mit Augen, die vor Lebenslust glitzern.

30. S. 93: „Das hieße, man könne wohl einander wahrhaft freund sein, ohne sich zu lieben; aber man könne nicht wahrhaft lieben, ohne dass Eines des Andern Freund wäre" — s. mein Wörterb. I S. 495a unter Freund, Nr. 5, 6 und Anm., ferner Hauptschwier. S. 214b ff. unter dem Titelkopf Neutrum.

31. S. 95: „Wie wäre Das möglich zwischen zwei Geschöpfen, die von Natur aus verschieden sind? im Alter verschieden sind, in ihrer Erziehung, Bildung, Empfindung, Geschmack, in ihren Neigungen und Abneigungen verschieden sind ꝛc."

Dass zu dem hervorgehobenen männlichen Hauptwort Geschmack das vorangegangene weibliche besitzanzeigende Fürwort ihre nicht ganz stimmt, ist eine kleine Härte, worüber man meine Hauptschwier. unter dem Stichwort Zusammenfassung 1 S. 342b/3 vergleichen möge; durch die Änderung: in ihrem Geschmack wäre die kleine Härte zu beseitigen; aber ich möchte außerdem der Erwägung und Entscheidung der Leser anheimgeben, ob nicht bei einer kleinen Veränderung in der Stellung von den beiden Wörtern: verschieden sind bei der Wiederholung vielleicht das zweite besser wegbliebe, also z. B.:

zwischen zwei Geschöpfen, die von Natur aus verschieden sind, verschieden im Alter, in ihrer Erziehung, Bildung, Empfindung, verschieden in ihrem Geschmack, in ihren Neigungen und Abneigungen ꝛc.

32. S. 96: „Wenn sie nun aber nicht fest in ihrer Liebe bleiben? oder schlimmer: es sich herausstellt, dass diese Liebe nie da war, nie? Alles nur Lug und Trug war? Selbstlüge, Selbstbetrug meinetwegen! ꝛc."

Leicht zu mehrende Belege für das Wort Selbstbetrug finden sich in meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb., wie auch für die seltnere Mehrzahl: die Selbstbetrüge; dagegen fehlt in beiden Wörterbüchern noch das von Spielhagen damit verbundene und zusammengestellte Selbst-

lüge, das meiner Ansicht nach nicht richtig gebildet und auch durch die Zusammenstellung mit Selbstbetrug nicht vollkommen zu rechtfertigen ist. Selbstbetrug liegt da vor, wo Jemand sich selbst betrügt, wie Selbsttäuschung da, wo Jemand nicht von Andern getäuscht wird, sondern sich selbst täuscht (s. mein Wörterb. deutsche Synonymen, 2. Aufl. S. 79 ff.); könnte man ähnlich nun sagen, dass Jemand „sich selbst lügt", so wäre nach der Sprachähnlichkeit auch das Wort Selbstlüge zu rechtfertigen; aber da es sprachüblich nur heißt: Etwas lügen, nicht Jemand oder sich lügen, sondern nur: Jemand oder sich belügen, so müsste es statt des Wortes Selbstlüge — wenn auch nicht sprachüblich, doch wenigstens sprachrichtig gebildet — Selbstbelügung heißen, vgl. mit eingreifenderer Veränderung etwa:

dass diese Liebe nie da war, Alles nur Lug und Trug war, meinetwegen: den man gegen sich selbst verübt (oder: den man sich selbst vorgespiegelt) 2c.

(Schluss folgt.)

Der Gefangene.

Vor dem gethürmten grauen Schloss
Steht brüllend ein gemeiner Tross.
„Ihr tapfern Brüder, stürmet an!
Es gilt dem armen gefangenen Mann!

Es gilt dem armen gefangenen Mann!
Wir helfen ihm aus Fessel und Bann!"
Keck schwingen sie sich über den Wall,
Sie bringen Thor und Wache zu Fall.

Sie bringen klirrend in den Hof,
Sie metzeln, dass er vom Blute troff,
Sie werfen den Feuerbrand ins Haus,
Sie treiben den alten Ritter aus.

Sie hau'n zusammen Herrn und Gesind,
Sie brechen in Scheun' und Keller geschwind,
Sie halten über den Fässern Schmaus
Und trinken sie wie Becher aus.

Sie legen sich über den Herrentisch
Und schmausen Braten ab und Fisch;
Die Flamme schlägt ringsum empor,
Sie legen trunken sich aufs Ohr.

Und als der Brand das Schloss verzehrt
Und als sie Küch' und Fass geleert,
Da mit der Neige stoßen sie an:
„Es gilt dem armen gefangnen Mann!

Wo ist der arme gefangene Mann?
Dass er mit uns sich freuen kann?"
Sie kriechen aus Schutt und Staub herfür;
Sie taumeln zu der Kerkerthür.

„Du armer gefangener Mann hervor!
Wir sprengen dir dein Eisenthor!"
So stießen sie die Thüren ein
Und ließen hinab den Sonnenschein.

Was ist es, das sie dort erblickt?
Der arme Mann, er ist erstickt.
Er liegt zu Boden in Qualm und Rauch;
Es leckt an ihm der Flamme Hauch.

Da eilten sie, davon zu ziehn;
Sie ließen liegen und modern ihn.
Es schrien die satten, trunknen Knecht':
„Wir haben den armen Mann gerächt!"

Gustav Schwab Gedichte (Tübingen, 1846) S. 440 [noch nicht enthalten in den „Gedichten" (Tübingen) 1838].

Es wird, glaub' ich, den Lesern der Zeitschrift willkommen sein, wenn ich dem vorstehenden Gedichte aus Johan Stumpf's Schweizer Chronik Buch V, XXXVI Kapitel (in der Ausgabe: Getruckt zu Zürych bey Johans Wolffen MDCVI Fol. cccclib), dessen Überschrift lautet: „Von den alten Schlössern vnd Herrschafften | Freyenstein, Tüffen, Rorbiß vnd andern vmb den Jrchel vnd vor vber gelegen" das Folgende hinzufüge:

„Vnd Anno 1443 zoch Herr Heinrich Schwend von Zürich Ritter | damals Vogt auff Kyburg | mit derselbigen Grafschafft volck | vnnd mit hilff beyder Stetten Winterthur vnd Diessenhofen | für das Schlossz Freyenstein | von wegē eines gefangnen, den sie darinn im Thurn hielten. Sie schussend fewr in das Schlossz | darvon bald die Tächer von Schindlen gedeckt anfiengen brünnen | deßhalb sie das Hauß mußten aufgeben am 28 tag Novemb. Also lüff das volck hinein | vnd was mennigklichem also noht zuplünderen vnd außzutragen | daß sie alle deß Armen gefangnen im Thurn vergassen | von deßwegen sie dahin gezogen waren | biß das fewr also eynfiel, daß man jm nit mehr geholffen mocht. Also verbran diß Schlossz gar. Die Gericht vnd Herrligkeit darzu gehörig | dienen diser zeit zu der veste Alten Tüffen."

Jch irre wohl nicht, wenn ich hierin die Quelle zu Schwab's Gedicht erblicke. Einige kurze Bemerkungen zu diesem, wie sie in den eigentlichen Rahmen meiner Zeitschrift hinein passen, mögen schließlich noch ein Plätzchen finden:

V. 1. Gethürmt s. mein Wörterb. III S. 1332b Nr. 2.

V. 6. Fessel und Bann, s. ebd. I S. 80a, wo diese Stelle als Beleg angeführt ist, unter Hinweis auf Uhland 308, wo sich in umgekehrter Reihenfolge die Zusammenstellung: „Bann und Fessel“ findet.

V. 10. Von Blute, wofür es in der ungebundenen Rede heute üblicher ohne das Dativ-e „von Blut“ lauten würde, s. Hauptschwier. S. 106/7a Regel 5d.

V. 13. Herrn und Gesind als artikellose Zusammenfassung, vgl.: Herrn und das Gesinde, s. Hauptschwier. S. 53b Nr. 2, vgl. im folgenden Verse: Scheun' und Keller und V. 22: Küch' und Fass, vgl.: die Küche und die Fässer (Mehrzahl), vgl. V. 15, wo auch die Gegenüberstellung von Fässern und Becher Beachtung verdient.

V. 17/8. Aus dem hier von der ungebundenen Rede abweichenden ab im zweiten Verse darf wohl nicht auf ein trennbar zusammengesetztes Zeitwort abschmausen geschlossen werden; eher dürfte man darin die — in der heutigen allgemeinen Schriftsprache nur noch in vereinzelten Ausnahmefällen vorkommende, im Allgemeinen aber als veraltet oder als mundartlich zu bezeichnende Präposition (im Sinne des heutigen von) erblicken, zu erklären durch das aus dem vorhergehenden Verse zu ergänzende Hauptwort: Herrentisch, also: „Sie legen sich über den Herrentisch und schmausen von diesem Tische Braten und Fische“ —, s. in meinem Wörterb. I S. 3a und in meinem „Programm eines neuen Wörterbuches der deutschen Sprache“ (1854) S. 66—73a. Meiner Ansicht nach aber macht das ab hier mehr den Eindruck des gesucht Alterthümelnden als den der in dem wirklichen Gebrauch der alten Sprache begründeten Dichtersprache und erregt somit gerechten Anstoß, während z. B. das alterthümliche herfür (statt hervor) V. 27 viel eher zu rechtfertigen sein dürfte.

In V. 31 und 32 verdienen die Binnenreime -stießen, ließen (neben den Endreimen: ein, Sonnenschein) Beachtung; nur möchte ich mir die Bemerkung erlauben, dass man sprachüblich wohl nicht sagt: „den Sonnenschein hinablassen“, sondern: ihn ein- oder hineinlassen. Eben so würde es in V. 35 (in der rein örtlichen Bedeutung) üblicher heißen: „Er liegt am Boden“ als: „zu Boden“ und endlich enthält die Kürzung der Mehrheitsform: „die Knecht“ statt: „die Knechte“ (in V. 39) einen kleinen — doch immerhin als Härte empfundenen Anstoß.

Eintragen, Eintrag, einträglich; abtragen, Abtrag, abträglich; austragen, austräglich.

Herr Professor J. Tissèdre (professeur d'Allemand au lycée de Tarbes) hat zwei Fragen an mich gerichtet, von denen die erste lautet: „Wie ist es zu erklären, dass die Verbindung: ‚Jemandem Eintrag thun‘ die Bedeutung hat: ‚ihm schaden‘ während das Eigenschaftswort einträglich im Gegentheil doch so viel sagt, wie ‚gewinnbringend‘?

In der nachstehenden Antwort, für die jedenfalls der beschränkte Raum des Briefkastens nicht ausgereicht haben würde, habe ich noch die in der Überschrift genannten Wörter hinzugezogen, in der Annahme, dass das Gesagte auch den deutschen Lesern der Zeitschrift nicht unwillkommen sein und ihnen manche Anregung bieten werde.

In meinem Wörterb. III S. 1344 b/c habe ich unter Eintrag gesagt:

1. Das Eintragen in Etwas und das so Eingetragene z. B. a. Als ich den zweiten Eintrag überlas. Auerbach Gevatt. 3, das ins Sparkassenbuch Eingetragene. Wiewohl er in dem berühmten E. auf das Titelblatt seines Virgilius versichert . . . Von Petrarka's Titelblatteinträgen in seinen Virgil. Westermann Illust. 2, 636 b.

b. (Weber. s. Kette 9; Auftrag 4; Eintracht 11), z. B. Goethe 19, 50; Karmarsch Mech. 2, 299 ꝛc.; bildlich: Er webt Wahres und Falsches so verhenkert durch einander, dass man Zettel und E. unmöglich von einander trennen kann. Wieland Merck 2, 104.

[In meinem Ergänz.-Wörterb. S. 568b habe ich noch hinzugefügt: c. der E. der Bienen, des Honigs, Honig-E. s. Tracht 10. Den künstlerischen E. [gewöhnlich: Ertrag], den diese Reise ihm gebracht. National-Ztg. 20, 588, s. 2.] Weiter heißt es in meinem Wörterb. a. a. O.:

2. (veraltet, vgl. 3) Das, was eine Sache Einem einträgt, einbringt, der Nutzen, Gewinn: Sparen ist ein großer Zoll und E. Seb. Franck Sprichw. 1, 46. Den E. [Ertrag] der Früchte. Olearius Baumg. 65 b. Ist ja Kunst ein solcher E., das kein Rent und Zins auszehren kann. Weise Kl. Reden 14 b.

3. Das, wodurch Jemand oder Etwas Abbruch leidet (vgl. etwa 1 b als das in die Quere Kommende?*) besonders: E. (mundartlich Eintracht. Herrig Arch. 34, 222; Wildermuth Heim. 254) thun mit Dativ (s. beeinträchtigen, eintragen 2), z. B.: Ernstere Betrachtungen, die einer freien Heiterkeit eher E. thaten. Goethe 22, 7. Dass ich . . . der höheren

* Vielleicht weiß einer oder der andere der Leser an die Stelle dieses Erklärungsversuches einen andern zu setzen, wodurch er wie Herrn Professor Tissèdre auch mich zu Dank verpflichten würde.

8*

Einheit E. gethan. 150. Dies thut der Wirkung großen E. 23, 18. Griechen, bei denen die körperliche Gesundheit der geistigen mehr Vorschub als E. that. Jean Paul Fata 1, 87; Schiller 764 b; Wieland 9, 161; 31, 504; 34, 191 xc.; seltener: Besorgnisse wegen des E — s, den fremder Fleiß dem einheimischen bringen soll. Garve Pflicht. 3, 199. E. leiden. Ehe eines Mannes (Leipzig 1735) 384. Ohn' all Einträg und Widerspan. Hans Sachs 3, 1, 102 d.

Aus dem in meinem Wörterb. III S. 1348 a/b unter dem Zeitwort eintragen Gesagten beschränke ich mich darauf, das Folgende auszuheben: 1. [1 a] hineintragen in den Ort der Bestimmung, des Bedarfs xc., z. B. a. (s. austragen 1 a) Jer. 17, 27; 2 Mos. 16, 5 . . . Beschickt man die Häfen mit dem Glassatz . . . mit der Vorsicht, zuerst nur $^1/_3$ der ganzen Füllung einzutragen. Karmarsch 2, 136. — b. (s. a) besonders auch von Bienen: in die Zellen, in den Stock tragen, z. B.: Wasser e. Voß Ländl. 1, 10. Honig e. Rückert, Rostem 89 xc., auch bloß: E. Voß 1, 7, ähnlich von Ameisen. Olearius Ros. 87 b xc. — c) Web.: in den Aufzug oder die Kette (s. d. 9) die Querfäden oder den Eintrag (s. d. 1 b) hineinbringen, einschlagen. Gryphius 2, 173. Trockenweberei . . . wo der Einschlag trocken eingetragen wird. Goethe 19, 44. — d. [1 a γ] Etwas ins Buch e. xc. . . . Die gegenwärtigen Besitzer sind im Hypothekenbuche nicht eingetragen. Freytag Soll 3, 241 (vgl.: ins Buch), wie es auch ohne Zusatz bloß heißt: Eingetragene Forderungen. Ein Tagebuch, in welches alle abgeschlossenen Geschäfte täglich einzutragen sind . . . Die Eintragungen in das Tagebuch. Deutsches Handelsgesetz 72. — e. veraltend, bildlich . . . f., [1 a α] veraltet . . .

2. veraltet: Einem e., Eintrag (s. d. 3) thun: Wir Teufel wollen dem Orden so viel e. und ihn hindern xc. Alberus Barf. Alkoran § 404 xc., auch mit sachlichem Subjekt und tr.: Dass große fließende Wasser . . . die See[n] . . . an vielen Orten e., kleinern. Stumpf Schwz. Chr. 390 a xc.

3. [2 d] mit sachlichem Subjekt: Etwas e., einbringen (vgl. ertragen 2): Mit welchem einen Tag zuzubringen ein Jahr gründlicher Belehrung einträgt. Goethe 27, 116. Was mir eine gelinde Nase eintrug. Hackländer Handel 1, 53. Was pflegt ein Tag wohl einzutragen? Hagedorn 2. 119. . . . Eintracht trägt ein. Zinkgräf 243. — 4. [1 d] Ohrringe e. [in den Ohren]. — 5. [1 e] Neue Ehren sind wie neue Kleider, sie passen nicht eher, als bis sie etwas eingetragen sind. Bürger 291 a.

Ferner über das Eigenschaftswort: einträglich s. mein Wörterb. III S. 1351 b, wo es heißt: Etwas eintragend (s. d., vgl. abträglich 2; austräglich 2), einbringend, gewinnbringend. Kant 9, 23. Wenn der Schriftsteller sich die Geburten seines Kopfes so e. zu machen sucht Lessing. 11, 178.

Die Stelle ist e. genug 12, 252 ꝛc. Im Besitz über-e—er Ämter. Heine 8, 110.

Ich komme nun zu den von mir in der Überschrift hinzugefügten Zusammensetzungen von tragen nebst den zugehörigen Haupt- und Eigenschaftswörtern und beginne hier mit einer Stelle aus meinem 1854 erschienenen „Programm eines neuen Wörterbuches der deutschen Sprache", wo ich in dem Abschnitt: „Ungenügende und falsche Erklärungen im Grimm'schen Wörterbuche" auf S. 26a das Nachstehende angeführt habe:

„Abträglich, nocivus, Abtrag thuend" [s. Grimm I Sp. 141] mit einem Beleg. Das Wort bedeutet aber auch, wie abtragen = eintragen, Abtrag = Ertrag (Stalder Schwzr. Idiot 1 S. 294) gerade das Gegentheil: Seine Zeit nützlich und abträglich [= einträglich] gebrauchen. Gotthelf Uli der Knecht. S. 25, vgl. 24: Es trägt Nichts ab, was hilft mir Das ꝛc.? 65: Manches wäre unterwegs geblieben, was Nichts abträgt; 67: Das Zu-Hause-Herumsitzen, trage doch hell Nichts ab; 74; 86; 112; 114; 119; 122; 143; 302; 314; 338. – Er überschlug die Hauskosten, dann den Abtrag aus Feld, Wald und Stall. 253."

Hiernach wird es genügen, wenn ich aus meinem Wörterbuch das Folgende — mit Weglassung der meisten Belegstellen – für die verschiedenen Bedeutungen hersetze (Bd. III S. 1343c ff.)

Abtrag: 1. das Abtragen eines Terrains, in so fern es durch Fortnahme geniedrigt wird, Gegensatz Auftrag von der Erhöhung durch aufgefahrnes Erdreich . . . – 2. = Abhub (s. d. 1b) von der Tafel: [Nehmen Sie mit dem A. von anderer Leute Gastung vorlieb?] Schiller 151b; 700b ꝛc. – 3. die Abzahlung einer Schuld ꝛc., in so fern diese dadurch (vgl. 1) niedriger und (allmählich) getilgt wird: Nach dem A—e der bereits darauf haftenden Kapitalien. Bürger 450a . . . Vielleicht empfang ich einen Theil der Schuld, | erwart' ich hier den A. in Geduld. Schlegel Shakesp. Sommern. 3, 2 . . . Ein gleich ofter Dank-A. Rückert Erbaul. 2, 52. – 4 (s. 3) Das, wodurch für eine Verschuldung gebüßt, für Schaden und Kränkung Ersatz geleistet wird . . . — 5. Schaden, Abbruch (s. d. 8) in so fern Einem etwas ihm Gebührendes entzogen wird (vgl. abtragen 2f): Die Dieberei [des Gesindes] und mancherlei A. Hohberg 3, 45, in dem sie Mancherlei aus dem Hause wegtragen, s. Schmeller. Diese thäten mir viel A. und Schaden. Simplicissim 2, 193. Diese Fälle können dem großen Haufen der sich wohl Befindenden an ihrem Rechte, gesund zu sein keinen A. thun. Wieland 29, 160 ꝛc. — 6. (schweiz.): a. A., Vertrag, Unterschied. Stalder. b. = Ertrag. Ders. [dazu der Beleg, s. o. aus meinem Programm, am Schluss];

ferner zu dem Zeitwort: abtragen:

1. [1a] in der Verbindung: Etwas auf- und a. (niedertragen), auch bildlich: Der innre Sinn bewahret sie getreulich, | . . . die holden Bilder auf- und abzutragen. Goethe 6, 51, in sich auf- und nieder zu bewegen. — 2. [1a] Etwas a., fort-, wegtragen, a. von da, wo es nicht mehr dient, besonders dahin, wohin es gehört, z. B.: Ich will die Zeitung schnell lesen; dann soll sie das Dienstmädchen a., an Den, der sie als Mitleser von mir bekommt. Geliehene Sachen wieder a., an Den, von dem man sie sich geliehen (s. 3). Das von der Mahlzeit Übriggebliebene; die Speisen, Schüsseln von der Tafel a., metonymisch: Als die Tafel abgetragen war. Wieland 16, 91. Die Leichen werden abgetragen [von der Bühne] Gryphius 1, 530 &c. — b. (vgl. a) namentlich von mathematischen Zeichnungen und Rissen: Linien, Winkel, Figuren a., sie dahin, wohin es verlangt wird oder der Zweck erheischt, zeichnen, so daſs das Gezeichnete dem Gegebenen gleich ist, so auch: An eine Linie in einem bestimmten Punkte einen gegebenen Winkel antragen, so daſs jene Linie ein Schenkel, jener Punkt der Scheitel des zu zeichnenden Winkels wird. Auf einer Linie in ihrem Endpunkt ein Perpendikel auftragen [errichten]. Einen Riſs auftragen &c. — c. Erde von einem Terrain, metonymisch: Terrain a, s. Abtrag 1. Einen Berg a., Mendelssohn 4, 1, 115; bildl.: Die Gelehrsamkeit bildet den Wall, die Unwissenheit den Graben. Füllt die Unwissenheit aus mit Dem, was ihr von der Gelehrsamkeit abtragt &c. Börne 3, 30 &c. — d. einen Bau abtragen (als unbrauchbar einreiſsen). Das Dach a. Poch- und Kunsträder, eine Radstube a. &c. — e. weidmännisch: Einen Leithund a.: von der Fährte, die er zeichnete, wegtragen . . . — f. (Einem) Etwas a., es ihm wegnehmen, entziehen, Gegensatz zutragen, z. B.: Es müſst' nicht klein [wenig] zutragen die Zeit Dem, der die Waare allzeit überkommen mag, gleich wie sie nicht wenig abträgt Dem, der nicht kann die Waare los werden. Luther 1, 195b. Wo die Messe so viel abtrüge als sie zuträgt. 2, 156a, besonders oft von der veruntreuenden Verschleppung durch Hausgenossen. Hans Sachs 1, 442c; 450c; Zinkgräf 1, 155 &c. (vgl. Abtrag 5). — 3. (s. 1 c) eine Schuld &c. a., abstatten, bezahlen &c. Die Termine sollen richtig abgetragen werden. Goethe 10, 45 . . . Diesem trefflichen Kreise meinen Einstand abzutragen. 17, 199. Ihm den Dank a. (s. entrichten 1) 21, 227 . . . Dein Lohn ist abgetragen [du bist abgefunden] Schiller 21a . . . Als ein Fremdling . . . muſste ich dem Neide den Zoll a., der &c. Zimmermann Friedr. d. Gr. 259 &c. Dazu: Schuldenlast . . ., deren Abtragung . . . unmöglich war. Kriegk 1, 304 . . . &c. (s. Abtrag 3). — 4. mundartl., veraltet: Etwas ersetzen, vergüten. Haltaus; Stalder. — 5 [2d] schweizer. sehr gewöhnlich statt des allgemeinen hochdeutschen eintragen (s. b) = einbringen. Sanders Programm [s. o.];

auch noch andere Belege von Gotthelf und ferner z. B.: Er lehre sie Sachen, die ihnen Nichts nützen und a. Pestalozzi 4, 45 ꝛc. — 6. weidmännisch A.: einen Raubvogel zur Jagd abrichten. Laube Brev. 235, in so fern er dabei auf der Faust getragen wird . . . 7. [1 e] durch Tragen abnützen, zunächst von Kleidungsstücken: Seinen Rock a. Goethe 17, 8 . . .; bildlich Du hast's . . . längst an den Sohlen (s. d. 3) abgetragen. Goethe 12, 64 und verallgemeint im pass. Partic. (vgl. engl. out-worn): Die Mode, Wünsche herzusagen, | ist zwar ein wenig abgetragen. Cronegk. 2, 278 . . . Abends bin ich abgetragen [abstrapaziert]. Goethe Stein 1, 342. Ein alter, müder, abgetragener Mann. Heine Reis. 1, 137 ꝛc. — 8. refl., z. B. a. [4 c] und b. [4 e]: Sich (müde oder) a.; (v. Bäumen) sich an Früchten (satt oder) a. Das Tuch trägt sich (schäbig oder) ab ꝛc.

Für die Zusammensetzung austragen beschränke ich mich — aus Rücksicht auf den Raum — mit Übergehung der andern Nummern in meinem Wörterbuch III S. 1347 c auf 2 Nummern: 1. c. wie abtragen 2 f von veruntreuenden Hausgenossen. Fischart Garg. 68 b — und: 5. intr. wo es heißt: Etwas trägt viel, wenig, so und so viel aus = ergiebt Dies als Betrag (s. betragen 2): Die Fracht kann so viel nicht a. Lessing 12, 10; 9 ꝛc., auch [vgl. 2 c]: Auf einen Tag kann ich mich nicht einlassen, es trägt die Kosten nicht aus. Hebel 3, 450 ꝛc. — Daran schließt sich (Wörterb. III S. 1351 b):

Austräglich a: Etwas austragend (s. d. 5) = einträglich (s. d., vgl. 2): Schleunige und a—e Hilfe begehren. Th. König Lthr. 1, 378; Lessing 3, 63. Ein Amt, welches nicht ansehnlich, aber doch a. war. Rabener 1, 152, 3, 31; 38. Die Austräglichkeit des Amts. 32; Sturz 2, 19 ꝛc. — 2. Die Besitzung war eine fressende, nicht eine nährende, keine einträgliche, sondern eine a—e. Gotthelf Uli 2, 325 (vgl. austragen 1 c; abtragen 2 f; Abtrag 2.

In dem Vorstehenden habe ich versucht, Herrn Prof. Tissèdre in Tarbes auf seine Anfrage, so weit ich es konnte, eine einigermaßen genügende Antwort zu geben, zugleich aber auch den Lesern der Zeitschrift an einem Beispiele zu zeigen, wie die Zusammensetzungen von Zeitwörtern mit Präpositionen als Vorsilbe nebst den sich anschließenden Ableitungen mannigfach in einander übergreifen und wie in einzelnen darunter sich sehr verschiedene, ja zum Theil sogar gradezu entgegengesetzte Bedeutungen entwickeln können, von denen dann freilich manche aus der allgemeinen Schriftsprache mehr oder minder verschwinden und nur noch als veraltet oder veraltend und mundartlich zu bezeichnen sind.

Die Beantwortung einer zweiten Anfrage des Herrn Prof. Tissèdre muss ich mit Rücksicht auf den Raum einem späteren Hefte vorbehalten.

Herman oder Hermann?

Von Dr. Herman Schrader.

Der geistvolle Verfasser des Aufsatzes über Herman Grimm (Zeitschrift S. 25—30) scheint recht ungehalten zu sein über die Schreibung des Namen Herman (mit nur einem n). Da der Herr Verfasser in jenem so durchdachten und wohlwollend geschriebenen Aufsatz, den ich mit wahrem Vergnügen gelesen habe, auch meiner freundlichst gedenkt, möge er mir erlauben, dass ich ein Wort zur Rechtfertigung meiner Schreibung sage. Ich thue Das durch eine Antwort, welche ich vor Kurzem einem Herrn gab, der mich um Auskunft über die richtige Schreibung des Namens bat. Ohne das doppelte n etwa tadeln oder geradezu verwerfen zu wollen, möchte ich mir wenigstens die Anerkennung erkämpfen, dass auch meine Schreibung nicht etwa eine Schrulle ist, sondern als wohlbegründete — mindestens ebenfalls — zu Recht besteht.

Die älteste Hindeutung auf diesen Namen findet sich in Irmin. Irmin galt als germanischer Stammgott der Irmionen und war ursprünglich wohl Beiname des gewaltigen Wodan. Er bezeichnet ihn als Großen, Starken, Urkräftigen, Mächtigen. Irminsäule ist die große, mächtige Säule, Irminstraße die große Himmels- d. h. Milchstraße. Der Name, in der Bedeutung: mächtig, groß, stark ist oft abgeschwächt zu ermen, hermen, herman. Die Römer hörten aus diesem Worten den Namen Armin heraus. — Das Wort hat sich erhalten in dem Namen Irmino, Irminold, Irmendio, Ermenger, weiblich Irmina, Irmingard, Irmendrut, Irmenswint, Irmenhilt, Ermelint. — Irmo und Irmi sind Koseformen zu den mit Irm gebildeten Namen; und Das hat sich wieder in Immo abgekürzt.

Nehmen wir die einzelnen Bestandtheile des Namens. Das Wort her (heri, hari) hat im Altdeutschen die Bedeutung Krieger, Kämpfer, Held. Und diese Bedeutung ist im größten Theile der damit gebildeten Personennamen noch lebendig. So Heribald (Herbald, Herbold), Heriger (Herger), Heribert (Herbert, Herbort), Heriulf (Herulf), Heribrand, Herwig, Herimund, Charibert, Aribert. Als Einzelkämpfer heißt Wodan Einheri. Vielleicht haben wir dies Wort in unserm hehr wieder zu erkennen. — Unser Wort erweiterte sich dann zu der Bedeutung: Schar, Volk, Heer. So in Walther (nicht Walter) der über das Heer Waltende, Reginheri (Reiner), Giselher, Sigeher (griech. Nikostratos). Weiblich Herilint, Herirat.

Nun zu der zweiten Silbe. Diese findet sich zuerst im Sanskrit als manu (manus und manusa) in der Bedeutung Mann, und zwar tüchtiger, trefflicher Mann, dann allgemein Mensch. Mit dem Worte wird

auch Manu der Stammvater der Menschen bezeichnet (vgl. bei Tacitus der Stammvater der Westgermanen). Das Wort steckt noch in unserm „Jemand, Niemand“. Auch das unbestimmte Fürwort man ist ursprünglich dasselbe wie das Hauptwort. Ziemlich allgemein wird angenommen, dass das indische Wort — und somit auch das deutsche — so viel wie denken bedeute (vgl. mahnen); dann ist die Grundbedeutung „denkendes Wesen“. In mens ist es vielleicht wiederzuerkennen. Wie hoch steht doch auch hier das Deutsche über dem Lateinischen, wo homo (humanus) auf humus hinweist. Dem Lateiner ist der Mensch eben der Erdige. Der ideale Grieche dagegen sieht in dem Menschen ἄνθρωπος den aufwärts Blickenden. Was die Schreibweise betrifft, so schrieb man früher gewöhnlich Man. Luther schrieb 1. Sam. 14, 22: alle Man von Israel. Richt. 19, 16: da kam ein alter Man vom Felde. Hiob 2, 4: Alles, was ein Man hat, läßt er für sein Leben. Hans Sachs: viel tausent Man verlorn den Leib von wegen des Leviten Weib. So wurde früher unser Name vorzugsweise Herman geschrieben; und jetzt kehren unsre besten Namenforscher zu dieser Schreibung zurück. So hat der gelehrte Ferdinand Khull nur Herman und Hermanfrid. Ebenso schreibt doch wohl Jeder mit nur einem n die Namen Manfred (der die Männer Beschützende), Manhard (der Kühne unter Männern), Manigar oder Mangar (der Mannes-, der Heldenspeer). Die nn-Schreiber müssten folgerichtig auch Mannfred schreiben. — Wir dürfen aus Dem allen wohl entnehmen, dass wir im vollsten Rechte sind, wenn wir unsern schönen deutschen Namen Herman schreiben.

Geharnischte Sonette von Wilhelm Jordan

in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ veröffentlicht und daraus auch in der National-Ztg. 48, 219 zum Abdruck gelangt. In sprachlicher Hinsicht möchte ich hier in meiner Zeitschrift wenigstens zu einer Stelle einige Bemerkungen machen. Im 2. Sonett schreibt Jordan:

> Ihr schwört, mit schlechtem Gelde, theurem Brote
> Sei rasch das Volk aus aller Noth befreilich,

wo das hervorgehobene Schlusswort den Reim zu heilig und polizeilich bildet. Irre ich nicht, so werden hier die meisten Leser das Gefühl haben, der Dichter habe, um einen ungewöhnlichen Reim zu gewinnen, sich eines bisher in der deutschen Sprache ungewöhnlichen Ausdruckes bedient; wenigstens entsinne ich mich nicht, das Eigenschaftswort befreilich früher gehört oder gelesen zu haben. In der ungebundenen Rede würde es statt dessen heißen: zu befreien, vgl.: „Mit schlechtem Gelde &c. . . . könne das Volk aus aller Noth befreit werden“. Das Wort ist, wie das entsprechende befreibar,

nicht gegen die Sprachähnlichkeit gebildet, man vergleiche, was ich in meinem Wörterbuche deutscher Synonymen (2. Aufl.) S. 200 ff. über die von Zeitwörtern hergeleiteten Eigenschaftswörter auf -bar und -lich gesagt habe; aber, meiner Ansicht nach sollte der Dichter die Sprache beherrschen, nicht sich von dem Reim beherrschen lassen.

Beherrscht

ist Das, was von Jemand beherrscht wird, z. B.: „Er schaute . . . auf das [von ihm] beherrschte Samos hin." Der in neuerer Zeit um sich greifende Gebrauch dieses Mittelworts da, wo es sich um Selbstbeherrschung handelt, ist ein Missbrauch, vor dem ich hiermit (s. Zeitschr. III S. 380/1; V S. 437 Nr. 2) wiederholt warnen möchte. Ich habe mir aus dem Roman: „Das Haus Dodendorf" von A. Marby (im dritten Vierteljahr des 31sten Jahrgangs der Roman-Ztg.) folgende Stellen angemerkt: „Sagte er mit gewaltsam beherrschter Stimme" S. 688. „Nur der Ton ihrer Stimme klang beherrscht." S. 695. „Ihre Stimme klang beherrscht." S. 699. „Fügte sie mit beherrschter Stimme hinzu." S. 700, ähnlich auch 759; 760 ꝛc., vgl. (sich daran anschließend) aus einem Roman von Wilh. Jensen (Vom Fels zum Meer XIV S. 362b): „Ich unterlag einem Einfluss, der stärker war als meine geistige Beherrschungskraft."

Störkalb

(s. Zeitschrift VIII S. 465 Nr. 2).

Ein angesehener hiesiger Viehhändler theilt mir mit, dass der Ausdruck Störkalb bei allen Händlern in ganz Deutschland und namentlich auch auf den großen Viehmärkten in Hamburg und Berlin wohlbekannt ist. Daneben findet sich die Bezeichnung Doppellender* oder Doppellendner. In Ostfriesland und solchen Gegenden, wo es auf Mastvieh abgesehen ist, sucht man durch Störbollen solche Kälber zu erzielen; die weiblichen Kälber sind zur Aufzucht nicht geeignet; die hiesigen Bauern pflegen in solchen Fällen wohl von Zwittern zu reden und veräußern die für die Milchwirthschaft nicht brauchbaren Thiere so rasch wie möglich.

* Diesem Ausdruck bin ich auch häufig in Berliner Viehmarktberichten begegnet, (z. B. in der National-Ztg.), wie sich denn dort in der Abend-Ausgabe vom 8. Mai d. J. (Nr. 296) in einem Bericht über die Berliner Mastviehausstellung der Satz findet: „Doppellender sind unter den 213 Kälbern 83, also ein recht ansehnlicher Procentsatz, der seine Erklärung in der Jahreszeit findet, sind doch die Doppellender die ‚geborenen' Lieferanten der saftigen Schnitzel, die jetzt zur Spargelzeit so gesucht sind." Vgl. auch in der Zeitschr. VIII S. 465 die Bezeichnung „doppelgliedriges Kalb".
Der Herausg.

Im mittelniederdeutschen Wörterbuch finde ich das Wort Storemân = herba luminaria. Colerus V. 272. Welches ist sonst der deutsche Name der muthmaßlich großblüthigen Pflanze?

Schönberg (in Ratzeburg). Oberlehrer Dr. Friedr. Latendorf.

Ein Gespräch mit José Benlliure.

Von Hermine von Preuschen.

Der in der Überschrift genannte Aufsatz findet sich in dem ersten Heft des 20. Jahrgangs der von Richard Fleischer herausgegebenen „Deutschen Revue", auf die ich bei dieser Gelegenheit die etwa damit noch nicht bekannten Leser empfehlend aufmerksam machen möchte.

Die 1854 in Darmstadt geborene Verfasserin ist Dichterin und besonders auch Malerin, und auf dem Gebiete der Malerei bewegt sich ihr Gespräch mit dem wie sie in Rom lebenden, 1855 in Valencia geborenen berühmten spanischen Maler José Benlliure y Gil. Ich kann es mir nicht versagen — und meine Leser werden es mir meiner Überzeugung nach danken — daraus wenigstens in kurzem Auszuge mitzutheilen, wie der aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangene, jetzt berühmte und gefeierte Künstler durch unverdrossene Arbeit ums Brot sich emporgerungen und die Möglichkeit verschafft hat, das seinem Geiste unablässig vorschwebende Kunstwerk wirklich zur Ausführung zu bringen und von da ab immer höher und weiter aufwärts zu streben. Sein ganzes Leben und Streben mahnt an Longfellow's schönes Gedicht, von dem ich hier wenigstens das erste Versgebinde in Frau Freiligrath's vortrefflicher Übertragung* hersetze.

Die Nacht sank auf der Alpen Joch,
Da zog durchs Dorf ein Jüngling noch;
Der trug ein Banner in der Hand,
Auf dem der fremde Wahlspruch stand:
Excelsior!

Von seinem Vater in Valencia hatte José, wie seine drei Brüder, die Liebe zur Malerei und die Begabung dafür geerbt, die er schon als neunjähriger Knabe bethätigte. Vom 11. bis zum 14. Jahre besuchte er dort die Werkstatt eines Malermeisters Francesco Domingo und war daneben Schüler in der accademia di San Carlos, in der er die Klassen der Antike, des Naturzeichnens und Malens zugleich besuchte. „Da" — so berichtet er — „die Mittel meiner Eltern sehr spärliche waren, mufste ich vom Beginne meiner Studien an aus der Malerei selber meine Mittel zur Weiterbildung mir verdienen." Dies geschah durch Malen kleiner

* s. Ferdinand Freiligrath's sämmtliche Werke. Vollständige Original-Ausgabe New-York 1858 Bd. IV S. 221 ff.

Bildnisse, für die er bei Leuten, die mehr auf Ähnlichkeit als auf künstlerischen Werth sahen, zu billigsten Preisen stets Abnehmer fand. Als Vierzehnjähriger durfte er dann mit Erlaubnis des Vaters nach Madrid, wo er durch Verkauf von Nachbildungen Velasquez'scher Gemälde und eigner Bilder an Kunsthändler den nöthigen Unterhalt zu seiner Fortbildung an den Kunstschätzen des Nationalmuseums erwarb. Aber Excelsior! nun galt es ein weiteres höheres Ziel: Rom.

Im Beginn des Jahres 1879 zog er arm an Geld, aber hoffnungsreich nach der ewigen Stadt, in der er, um nur zu leben, Anfangs das alte Leben und Malen fortsetzen musste. Sein hohes Ziel galt einem großen Zukunftsbild, das ihn mit einem Schlage den ersten Meistern anreihen sollte: die Entdeckung Amerika's; aber die Sorge für des Lebens Nothdurft zwang ihn fortwährend zu nicht zurückzuweisenden Arbeiten auf Bestellungen der Kunsthändler. Schließlich machte ihm ein Bilderhändler Mr. Martin Coluaghi, der einige von des Malers kleinen Bildchen auf den Londoner Kunstmarkt gebracht, wo sie außerordentlich gefielen, den Vorschlag, ihm hundert, sage hundert, ähnliche kleine Bilder zu liefern. — Ich lasse nun den Maler unverkürzt, wie er sich in dem Gespräche gegen Hermine von Preuschen äußert, weiter sprechen:

„Ich unterschrieb den Vertrag, der mir einen nicht unbeträchtlichen sicheren Gewinn brachte. Den durft' ich nicht verscherzen. Und wieder ward mein großer Bilderplan zurückgeschoben in den hintersten Winkel meiner Seele, die ich nun wieder für so und so viele Jahre an den Meistbietenden verkauft hatte. Ich malte und malte und malte, suchte noch das Beste daraus zu ziehen, zu lernen, mich frei zu machen für mein großes Zukunftswerk.* — Wieder vergingen Jahre im Dämmer all der Kirchenscenen und Straßenlieben* für den Londoner Kunstmarkt. Mein Geschmack aber ward allmählich ein anderer. Unter dem Einfluss des römischen Himmels und meiner eigenen geistigen Entwicklung wandelte sich langsam die Entdeckung Amerika's zur Entdeckung meiner eigensten Seele. Aus der papierenen Realität der Historie entstieg mir die Wahrheit und Macht der Phantasie. In einer Vollmondsommernacht im Kolosseum erstand mir mein Bild, das Bild aus meinem Wesen und Sinn: die Kolosseumsvision, der Kampf des Christenthums gegen die Gewalt des römischen Kaiserreichs. Endlich konnte ich mein Bild beginnen.

In einem Jahr war es beendet. Ich schickte es zuerst in die große Ausstellung nach Madrid, dann nach München. Und der Erfolg, der geistige Erfolg übertraf meine kühnsten Erwartungen. Ich ward dadurch wirklich

* S. dazu eine sprachliche Bemerkung weiter unter.

Der Herausgeber.

mit einem Schlage berühmt, wenn ich so sagen darf, erwarb mir zwei große Medaillen und Aufträge und Anerbieten* jeder Art. Es ward auch angekauft für die heimische Staatsgalerie. Freilich war der Preis kaum nennenswerth gegenüber meinen enormen Unkosten. — Aber auch Das focht mich nicht an. Ich hatte es mir ja durch jahrelange Frohnarbeit schwer und heiß errungen, endlich einmal ein Bild nach meinem Herzen malen zu dürfen. So war ich fast froh über den rein idealen künstlerischen Erfolg. Darnach aber musste ich mich wieder an Bestellungen und Aufträge halten, die mir unerschöpflich zuflossen, die sich wie ein Berg vor mir thürmten, der scheinbar niemals ganz erstiegen werden konnte. Aber das Glück an der Seite meiner Frau, die Geburt unserer Kinder entschädigten mich dafür. Wir konnten uns ein kleines Haus in Assisi kaufen und, wie ich einst im Zukunftserfolg meines ersten großen Bildes schon Jahre lang vorher schwelgte, so leb' und träum' ich bei Nacht und Tag vom Zukunftserfolg meiner ‚Flagellanten'.

Aber wenn ich mein Künstlerleben überdenke, das, wie ich wohl sagen kann, fast mein ganzes bisheriges Leben umfasst —, wie viel durchgeführte Bilder liegen hinter mir! Die meisten davon befinden sich in Staatsgalerien und Privatsammlungen von Deutschland, England und Amerika.

Und wie ich ja schon sagte —, so lang ich denken kann, hab' ich nur von meiner Arbeit gelebt, mich niemals um Staats- oder Privatpensionen beworben. Ich bin stolz hierauf, denn ohne jede Übertreibung darf ich mir sagen: Ich verdanke mein Glück meiner Beharrlichkeit, meinem Glauben an mich und der Kunst, meiner Begeisterung für sie, der seit nun 30 Jahren jeder Gedanke, jeder Athemzug gehören.

Freilich muss ich hinzufügen, wenn ich nicht undankbar sein will, auch mein gutes Glück und die Gunst des Publikums haben mich treulich durch mein Leben hin, von Anfang bis heute geleitet.

Ich bin glücklich jetzt, zu Zeiten, doch der Friede, in dem ich mit aller Welt lebe, die Freude und Seligkeit bei den Meinen, oft werden sie durch einen Schatten getrübt, der schwarz und groß mir alles Licht verdunkelt, die Angst, nicht dahin zu gelangen, wo alle Größten stehen.

Denn dahin zu gelangen, Das ist heute mein einziger Wunsch, mein glühendes Sehnen, mein verzehrender Ehrgeiz.

Möchten meine Flagellanten mich diesem höchsten Ziel meines Lebens ein gutes Stück näher bringen. Ich hoffe, das Bild im nächsten Jahr nach München senden zu können, um so einen Theil der großen Dankesschuld abzutragen, die ich für jene Stadt hege, die mich mit Ehren und Aufmerksamkeiten geradezu überhäuft."

So weit die Mittheilungen des spanischen Malers über seinen Lebens-

und Entwicklungsgang, die meinen lebhaften Antheil erregt haben und, wie ich hoffe und wünsche, ähnlich auch auf meine Leser wirken werden. Ausdrücklich bemerken aber möchte ich, dass ich seine Gemälde nicht aus eigener Anschauung kenne und, selbst wenn ich sie kennte, mir ein Urtheil darüber nicht anmaßen würde.

Was aber die Verfasserin des Aufsatzes betrifft, so füge ich dem zu Anfang über sie Gesagten noch hinzu, dass sie seit 1891 mit dem bekannten Romanschriftsteller Konrad Telmann (oder mit seinem bürgerlichen Namen Ernst Konrad Zitelmann, geb. 1854 in Stettin) verehelicht ist, vgl. zu mehreren von seinen Romanen sprachliche Bemerkungen in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift.

Und zum Schluss möchte ich zu dem Aufsatze von Hermine von Preuschen noch einige sprachliche Bemerkungen fügen:

„Wir schimpfen dann zusammen über die Noth der Zeit und den Kitsch." S. 87. „Warum aber müssen wir leben, wenn das Leben uns zwingt, unser Bestes und Heiliges zu verleugnen, wie ein sattes Thier im Staub zu kriechen und Erde zu fressen und Kitsch zu malen?" S. 88. „Aus dieser Zeit stammt mein glühender Hass gegen die Kitschmalerei." S. 90, vgl. hierzu aus Konrad Telmann's Roman: „Unter römischem Himmel" in der Zeitschr. VIII S. 127/8 den Satz: „Zu diesem Zwecke wurden [von den Malern] die ältesten und werthlosesten ‚Kitsch-Sachen' hervorgesucht" und dazu die Bemerkungen dort über diesen Malerausdruck.

„Es stünde einem Künstler besser an, seine Stellung zur modernen Kunst durch Thaten zu beweisen statt durch Worte" S. 89, vgl. (entsprechend dem vorangegangenen Steigerungsgrad besser) „als".

In der schon oben angeführten Stelle: „Ich malte und malte und malte und suchte noch das Beste daraus zu ziehen, zu lernen, mich frei zu machen für mein großes Zukunftswerk" (S. 91) stören die drei neben einander stehenden Infinitive mit zu, s. Hauptschwier. S. 3b Nr. 3 und vgl. als Verbesserungsvorschlag: „Ich suchte noch das Beste daraus zu ziehen, nämlich zu lernen [gleichlaufender Infinitiv], wie ich mich dadurch für mein großes Zukunftswerk allmählich frei mache ꝛc." In den unmittelbar darauf folgenden Worten: „Wieder vergingen Jahre im Dämmer all der Kirchenscenen und Straßenlieben" ist das Schlusswort an und für sich nicht recht klar und besonders auch die Mehrzahl wenig üblich, s. Hauptschwier. S. 219a, vgl. vielleicht schon besser: „und Straßenliebschaften", wenn man nicht mit eingreifenderer Veränderung setzen will: „und der in den Straßen sich abspielenden Liebschaften". Auch für das im folgenden Abschnitt gesetzte „Aufträge und Anerbieten" hieße es üblicher wohl: Anerbietungen.

Der oder die Dispens?

Mit Rücksicht auf diese Zeitschr. IX, 1, S. 31 sei es mir gestattet, meine abweichende Meinung durch Thatsachen in thunlichster Kürze zu begründen. Herrn Prof. Sanders kam die Dispens so ungewöhnlich vor, dass er beinahe geneigt war, einen Druckfehler anzunehmen. Ich muss gestehen, ich habe in meinem Leben noch nie der Dispens gehört, auch nicht in einem Werke oder einer Urkunde gelesen. Und doch habe ich das Wort, wie es in einem vorwiegend katholischen Lande natürlich ist, unzählige Male gehört und gelesen. Welches ist nun richtig oder richtiger, der oder die Dispens? Die Antwort kann für mich nicht zweifelhaft sein, sie lautet: Nur die Dispens ist richtig, sowohl hinsichtlich des Ursprunges als auch des Sprachgebrauches in dem weitaus größten Verbreitungsgebiete unseres Wortes. Zwar geben mir die Fremdwörterbücher, die ich gerade zur Hand habe, Jürgens (S. 248), Heyse-Lyon (17. Aufl. 1893, S. 258) und Sanders (2. Aufl. I, S. 298) der Dispens an, aber bei Kehrein (S. 126) steht richtig die Dispens mit einem Beleg aus Görres. Allein solcher Belege für die Dispens könnte ich sofort hunderte beibringen, es wird jedoch genügen, wenn ich aus einem Buche Beweisstellen anführe, das lange Zeit als Schulbuch an theologischen Lehranstalten eine große Verbreitung gehabt hatte und mit Rücksicht auf das bürgerliche Gesetzbuch bearbeitet war. Der Titel heißt: Handbuch des österreichischen Kirchenrechtes. I. Bd. das öffentliche Kirchenrecht, von Georg Rechberger, der Rechte Doktor und bischöflicher Konsistorialkanzler in Linz. 3. Aufl, Linz 1815. Auf S. 136 gleich vier Beispiele: „eine Ehedispens." — „Die Dispens zur priesterlichen Einsegnung." — „Die kirchliche Dispens." — „Wenn aber der Bischof eine päpstliche Dispens für nöthig hält, muss eine besondere landesfürstliche Bewilligung zur Ansuchung derselben eingeholt werden, und diese wird gewöhnlich nur mit dem Vorbehalt, dass sie unentgeltlich bewirkt werde, ertheilt." — Daher natürlich in der Mehrzahl überall die Dispensen. Eben so kennt die österreichische Kanzleisprache seit Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag nur die Dispens, wie man aus allen Erlässen und Verordnungen ersehen kann. Die Dispens kennt aber auch jeder Bauer bis in die abgelegensten Alpenthäler, weil er es oft von seinem Pfarrer und sonst hört. Würde bei uns ein Schüler um den Dispens z. B. vom Turnen ansuchen, müsste er gewärtig sein, dass der Rothstift in seine Rechte tritt.

Es ist bereits angedeutet worden, von wo Dispens den Ausgang genommen, wo es die eigentliche Heimat hat: es ist von der Kirchensprache ausgegangen, das Verbreitungsgebiet sind zunächst die katholischen Länder

deutscher Junge. Im protestantischen Deutschland mag das Wort überhaupt nicht so häufig vorkommen, woraus sich die schwankenden Angaben der in Deutschland erschienenen Fremdwörterbücher erklären.

Unser Fremdwort soll aber auch mit Rücksicht auf die Herkunft als weibliches Hauptwort behandelt werden. Es kommt nämlich nicht, wie angegeben wird, vom franz. dispense, obwohl auch dies weiblich wäre, sondern vom kirchenlat. und mlt. dispensa (Du Cange-Fa. III, 138 f.). Ob nun dieses dispensa, der Vorläufer zu den rom. Wörtern franz. dispense, ital. dispensa, eine eigene Wortbildung ist, oder eine Kurzform für dispensatio, oder gar von der Befehlsform dispensa von dispensare (vgl. Reseda = reseda dolores) etwa nach den päpstlichen Sendschreiben an die Bischöfe seit Innocenz III.: carissime frater, in his casibus dispensa, ist eine Frage für sich und gehört nicht in diese Zeitschrift.

Wenn nun in Deutschland auch der Dispens gebraucht wird, was ich ja nicht zu bezweifeln wage, so kann das männliche Geschlecht nur missbräuchlich übertragen sein von einem anderen, ähnlich klingenden, in begrifflicher Wechselbeziehung stehenden Worte, etwa von „der Consens, der Ehe-Consens: der Ehe-Dispens“.

Schließlich ist natürlich usus tyrannus.

Wien, 25. April 1895. Prof. Dr. Val. Hintner.

Ich sage Herrn Professor Hintner meinen aufrichtigen Dank für seine dankenswerthe Berichtigung und Belehrung. Ich füge nur hinzu, dass —, wie ich mich inzwischen überzeugt habe, — z. B. der Bischof † Hubertus in Paderborn in seiner am Sonntag Septuagesima (10. Febr.) d. J. veröffentlichten Fastenordnung im Abschnitt VII schreibt:

„Wir ertheilen allen Pfarrern und Beichtvätern der Diöcese die Befugnis, die hier gewährte Dispens nach Bedürfnis zu erweitern“ und etwas weiterhin: „Doch sollen die Pfarrer diese erweiterte Dispense nur einzelnen ihrer Pfarrkinder, welche dieselbe nachsuchen ... zu ertheilen befugt sein.“ Danach werde ich also in einer etwaigen neuen Ausgabe meines Fremdwörterbuches setzen lassen:

„Dispens m., —es; —e, (in katholischen Ländern) — oder —e f., —en Dispensation, Erlass ꝛc.“

Ein Brief an den Herausgeber — und dessen Antwort.

Elberfeld, den 9. April 1895.

Hochgeehrter Herr Professor!

Ihrer freundlichen Aufforderung, meine noch zurückgehaltene Anfrage Ihnen nur zuzuschicken, gebe ich gern Folge; und so sehen Sie mich schon

wieder unter den Vielen, die Ihre Zeit in Anspruch nehmen. Es ist vielleicht Nichts als eine Klügelei, ein überkritisches Grübeln, womit ich Ihnen nur lästig fallen kann; es kann sein, dass ich in eine Dichterstelle mehr hinein erklären will, als vom Dichter selbst beabsichtigt worden ist: aber die philologischen Geister lassen mich nun nicht wieder los, immer auf's Neue legen sie mir die Beantwortung der einmal aufgeworfenen Frage vor, und ich habe mich in so viele ‚Oder' verrannt, dass ich allein gar nicht mehr aus diesem Irrgarten von Vermuthungen zum erlösenden Ausgang herausfinden kann. Wollen Sie mir helfen?

In dem Mosen'schen Gedichte „Andreas Hofer" heißt es im 5. Versgebinde:

Dort soll er niederknieen;
Er sprach: Das thu' ich nit!
Will sterben, wie ich stehe,
Will sterben, wie ich stritt,
So wie ich steh' auf dieser Schanz u. s. w.

oder in der Lesart der 2. Auflage der Gedichte von Julius Mosen, Leipzig bei F. A. Brockhaus 1843:

Will sterben, wie ich stehe,
Und wie ich stand und stritt,
So wie ich steh' a. d. Sch.

Nimmt man zu diesen Worten noch die beiden letzten Verse des vorhergehenden Gebindes:

Dort stand er fest auf der Bastei,
Der Mann vom Land Tirol,

so gebraucht Mosen kurz hinter einander viermal das Zeitwort „stehen".

Nun ist ja dieser Ausdruck in solchem oder in ähnlichem Zusammenhange, wie in diesem Gedichte — auch in Verbindung mit „streiten" — gar nicht ungebräuchlich; ich erinnere nur an:

Fest steht und treu die Wacht am Rhein

oder in dem Gedichte „die Opfer von Wesel" [von Schmidt] an die beiden Stellen:

Sie drücken sich wie Brüder
Die Hand zum letzten Mal;
Dann steh'n sie ernst und ruhig . . .

und

[Albert Wedell] verwundet nur am Arme,
Steht er und wanket nicht . . .

oder endlich auch an Seidl's „Hans Euler", worin es heißt:

Im Angesichte Dessen [will ich kämpfen], wofür ich stritt und stand.

Das Wort selbst bietet also keinerlei Schwierigkeit für die Erklärung des Gedichts; auch die viermalige Wiederholung lässt sich als Absicht des

Dichters hinstellen, der gerade dadurch allen Nachdruck auf das „Stehen" Hofer's bei seiner Erschießung hat legen wollen; immerhin aber kann Mosen doch nicht jedesmal Ein und Dasselbe haben ausdrücken wollen, einmal wenigstens — und wenn auch erst an letzter Stelle — muſs ein Fortschritt in der Gedankenreihe (Hofer's und so auch des Gedichts) anzunehmen sein. Diesen Fortschritt aber aufzufinden, Das bildet für mich die Schwierigkeit, die ich durch diese Anfrage gern gehoben sehen möchte, und wenn ich im Folgenden eine Erklärung zu der in Rede stehenden Stelle gebe, so stehe ich selbst doch nicht fest genug in der Annahme, damit auch das allein Richtige getroffen zu haben. Meine Auslegung bleibt eben nur ein Versuch, der durch eine andere, passendere Deutung und bessere Auffassung als miſslungen abgelehnt werden kann.

Will sterben, wie ich stehe,
Und wie ich stand und stritt

gehört eng zusammen. Hofer sagte: Ich will sterben, wie ich (jetzt) noch stehe, und wie ich in dem ganzen Freiheitskampfe immer gestanden habe, nämlich muthig, ohne Furcht vor dem Tode. Das Niederknieen wäre eines Soldaten und gar eines Führers unwürdig; der Führer verfolgt stehend den Verlauf eines Kampfes, auch im dichtesten Kugelregen — drum will ich auch jetzt nicht niederknieen.

So wie ich steh' auf dieser Schanz

wäre dann auf den Anfang der folgenden Strophe zu beziehen:

Und von der Hand die Binde
Nimmt ihm ein Grenadier.

So lese ich in der Ausgabe von 1843 — und weiter

Andreas Hofer betet
Zum letzten Mal allhier.

Als ihm die Augenbinde gereicht wird, weist er auch diese mit den Worten zurück: Nein, es bedarf keiner weiteren Vorbereitungen, ich will so sterben, wie ich (jetzt) schon hier stehe, ohne Binde.

So wäre jedesmal ein innerer Zustand und ein äußerer Vorgang mit einander verbunden; im 3. und 4. Verse würde ausgedrückt: muthig und ohne niederzuknien — im 5. Verse: fest und ohne die Augen verbinden zu lassen.

Nun haben Mosen aber gewiſs doch auch bei der Abfassung seines Gedichtes die Worte vorgeschwebt, die Hofer auf die Erinnerung, sich auf die Kniee niederzulassen, geantwortet haben soll: „Ich stehe vor Dem, der mich erschaffen hat, und stehend will ich ihm meinen Geist wiedergeben." Kann man diesen Gedanken nicht auch noch unterbringen und steckt er schon in den Worten Hofer's?

Für Ihre freundliche Antwort im Briefkasten Ihrer Zeitschrift im voraus bestens dankend

Hochachtungsvoll
Otto Möller.

Sehr geehrter Herr!

Meiner Ansicht nach, die Sie zu hören gewünscht, haben Sie durch Ihre Erklärung in das Gedicht von Mosen nicht mehr hineingelegt, als in der That darin liegt. Offenbar hat der Dichter — um es möglichst kurz auszusprechen — den im Leben und im Sterben standhaften Hofer verherrlichen wollen, wie es denn von diesem z. B. in dem Brockhaus'schen Konversations-Lexikon heißt:

„Er ging mit Standhaftigkeit dem Tode entgegen, duldete nicht, dass man ihm die Augen verband und kommandierte selbst: Feuer!“

Besonders deutlich tritt die Absicht des Dichters durch die Lesart in der 2. Auflage hervor, wo er zwischen die beiden: ich stehe (im Präsens) noch bedeutungsvoll die Zeitform der Vergangenheit: ich stand hinzugefügt hat.

Vielleicht wird es Ihnen und den Lesern nicht unwillkommen sein, wenn ich zum Schluss dieser Zeilen aus Johannes Scherr's Blücher (Bd. II S. 428) die — allerdings zur Erklärung des Gedichts Nichts beitragenden — Worte hersetze:

„Nach Meran und von da nach Mantua hinunter geschleppt, ward er daselbst am 19. Februar 1810 vor ein Kriegsgericht gestellt und am folgenden Tage erschossen. Wie ein christlicher Held sei er zum Tode gegangen und wie ein muthvoller Märtyrer gestorben, hat sein Beichtvater bezeugt (un uomo, chè andato alla morte come un eroe cristiano, e l'ha sostenuta come martiro intrepido). Eine Stunde vor seinem Tode hatte er noch an einen Freund geschrieben und den Brief mit den Worten beschlossen:

‚Ade, mein schnöde Welt, so leicht kombt mir das sterben, daß mir nit die Augen naß werden. Um 9 Uhr Reiß ich mit der Hilf aller Heiligen zu Gott.‘

In die Mündungen der Gewehrläufe blickend, hat er, bevor er „Feuer!“ kommandierte, noch „Hoch der Kaiser Franz“ gerufen.

So viel Treue ward an ein Steinherz verschwendet, das es nicht über sich gewinnen konnte, ein fürbittend Wort für den armen Andreas zu sprechen.

Ihr ergebenster
Daniel Sanders.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Anrühren.

„Er [der Förster] meldete, dafs sich die gesammten geweihten Hirsche des Reviers zu einem gewaltigen Rudel zusammengezogen hätten; er würde, wenn es genehm wäre, die hohen Herren auf dem nahen, ganz sichern Wechsel anstellen, dann auf einem Umwege das Rudel zu erreichen suchen und es anrühren; es wäre kaum zu zweifeln, dafs es dann auf schufsgerechte Entfernung an dem Standort vorbeiwechseln würde." Der Weidmann XXV S. 6a, vgl. für diese weidmännische Anwendung des hervorgehobenen Zeitwortes mein Wörterb. II S. 812b unter rühren 5a und als sinnverwandt: das Wild (an)-regen, regemachen, s. ebd. S. 693a; 694c; 695b. Der obige Beleg wird weidgerechten Lesern willkommen sein.

2. Bis.

„Andererseits giebt es Straßen, wie die Goltzstraße, die fast nur auf Miether rechnen, welche von 2 bis 3 Stuben brauchen. Der breite Mittelstand, welcher in guter Gegend Wohnungen von 4 bis 6 Zimmern wünscht, ist sehr übel daran ꝛc." Nat.-Ztg. 46, 555.

Statt des ersten bis sollte es heißen: „welche zwei oder drei Stuben brauchen", da zwischen 2 und 3 keine ganzen Zahlen, sondern nur Bruchzahlen liegen, von denen in Bezug auf „Stuben" nicht füglich die Rede sein kann (vgl.: welche nur 2 Stuben und etwa noch eine Kammer brauchen); das zweite bis ist richtig, da unter „Wohnungen von 4 bis 6 Zimmern" z. B. auch eine von 5 Zimmern verstanden werden kann. Wo es sich nicht nothwendig um ganze Zahlen handelt, kann das bis auch richtig zwischen zwei nur um Eins verschiedene Zahlen gesetzt werden, z. B. zwei bis drei Ellen, Fuß, Zoll ꝛc.

3. Dortseitig.

„Auch dürften unsere Vorschläge dem Ältestenkollegium dadurch annehmbar erscheinen, dafs der im Jahre 1883 erhobene dortseitige Einwand der Inopportunität einer Statutenveränderung derzeit nicht mehr zutrifft," s. Nat.-Ztg. 46, Nr. 555. Warum nicht einfach: der im Jahre 1883 von ihm erhobene Einwand? —, vgl.: „Dem dortseitigen Ermessen überlassen", ebd. Nr. 43 statt: „Ihrem Ermessen, dem Ermessen der Gegenpartei ꝛc."

4. Stellung.

In einem Sonett von Ludwig Pfau auf Hölderlin (s. Vom Fels zum Meer XII S. 308b) wird dieser angeredet:

„Du Griechenseele in des Nordens Banden,
Du ringender Pilot nach sel'gen Landen,
Zertretner Kämpfer in des Lebens Schlacht!"

In der schlichten ungebundenen Rede würden die mit den Verhältniswörtern (nach, in) an die davor stehenden Hauptwörter, als davon unmittelbar abhängend, geknüpften Wörter richtiger zu den vor den Hauptwörtern stehenden Participien gezogen werden, zu denen sie eigentlich gehören: „Du nach seligen Landen ringender Pilot, du in des Lebens Schlacht zertretner Kämpfer!"

5. Imperfekt; drohen.

In einem sehr lesenswerthen Aufsatz von Eugen Zabel zu Rudolf Gottschall's 70stem Geburtstag (Nat.-Ztg. 46, 557) habe ich zu zwei Sätzen mir das Folgende angemerkt, dem ich hier ein Plätzchen einräumen will. Der erste Satz lautet:

„Der am 30. September 1823 in Breslau geborne Dichter war der Sohn eines preußischen Artillerieofficiers und verlebte seine Jugend in seiner Heimatprovinz Schlesien, am Rhein und in Ostpreußen." Hier ist das zweite Imperfekt durchaus in der Ordnung, aber nicht ganz das erste, da Gottschall auch noch jetzt der Sohn eines (freilich inzwischen verstorbenen) Artillerie-Officiers ist. Meiner Ansicht nach hätte Zabel richtiger etwa geschrieben: „Der . . . Dichter, der Sohn eines preußischen Artillerie-Officiers, verlebte &c."

Zu dem zweiten Satze:

„Zuweilen ist der Alles überragende Einfluss Schiller's auf Gottschall so mächtig eingestürmt, dass er sich desselben nicht recht erwehren konnte und darüber seine Persönlichkeit als selbständig schaffendes Talent zu verlieren drohte"

bemerke ich, dass es, streng genommen, nicht Gottschall war, der drohte, sondern vielmehr, dass ihm die Gefahr drohte, seine Persönlichkeit . . . zu verlieren.

6. Stellung.

„Also erging es uns auf dem Skiddau, den wir, nachdem wir am Tage vorher gleichsam als Vorübung ca. 8 Stunden auf einer Fußtour zugebracht und die Gegend um Buttermere und Crummeck-Water kennen gelernt hatten, eines frühen Morgens beschlossen zu besteigen." Nat.-Ztg. 46, 599 (Adeline Rittershaus) statt: zu besteigen beschlossen (hatten), wobei auch das eingeklammerte hatten füglich nicht wegbleiben dürfte, weil ohne dies das Plusquamperfekt der Form nach nicht von dem Imperfekt zu unterscheiden ist.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Freytag's Schulausgaben, gebunden. Leipzig, G. Freytag:
1. Goethe. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit (Auswahl) 1. Bd. mit 2 Abbildungen. Mit Einleitung und Anmerkung. 170 S. Herausg. von Dr. Karl Hachez. Pr. 80 Pf. 2. Bd. mit 1 Titelbild. 168. S. Pr. 80 Pf.
2. Schiller. Maria Stuart. Mit Einleitung, Anmerkungen und Anhang. 171 S. Herausg. von Edm. Älschker. Pr. 80 Pf.
3. Uhland. Gedichte (Auswahl). Mit Einleitung und Anmerkungen. 126 S. Mit einem Titelbild. Herausg. von Prof. Dr. Friedr. Bachmann. Pr. 70 Pf.
4. Uhland. Ernst Herzog von Schwaben. Mit Einleitung, Anmerkungen und einer Stammtafel. 112 S. Herausg. von Rich. Eickhoff. Pr. 60 Pf.

Germania, A Monthly Magazine for the study of the German Language and Literature. A. W. Spanhoofd and E. Spanhoofd Editors. Boston. published by the German publishing company, 234—236 Congress Street. 44 p. Price, 20 cents. $ 200 per year.

Jesus von Nazaret. Geschichtliche, objektive Darstellung seines Lebens, Wirkens und Todes. Von Dr. J. Hamburger, Ober- und Landes-Rabbiner in Strelitz i. M. 2. Aufl. Berlin, Gergonne 1895. 48 S. Pr. 1 M.

Litteraturwerke „Minerva“. Illustrierte Volks-Ausgaben von Meisterwerken aus den Litteraturschätzen aller Nationen. Erscheinen in wöchentlichen Lieferungen zu je 10 Pf. Goethe's Gedichte (Lief. 66/67). Mit einer Einleitung (von Friedrich Düsel) und zahlreichen Illustrationen namhafter deutscher Künstler. Verlag der Litteratur-Werke „Minerva“ (B. Meske) Berlin W., Corneliusstraße 5.

Verdeutschungswörterbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins: VI. Das Berg- und Hüttenwesen. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 20 S.

Briefkasten.

Herrn **Alfr. Bauer** in Paris: Besten Dank und freundlichsten Gruß. Meine Postkarte werden Sie erhalten haben.

Herrn **H. Karpeles** in Berlin: Ihr angekündigter Aufsatz wird mir sehr willkommen sein.

Herrn Sanitätsrath **Dr. Ed. Mayer** in Halle: Fortsetzung der im vorigen Briefkasten (S. 79) gegebenen Beispiele für was statt des heute üblichen das in des Altreichskanzlers Reden noch in der jüngsten Zeit, z. B. in der Rede an die Österreicher vom 15. April (s. Nat.-Ztg. 48, 245): „So muss man, wenn man überhaupt über die Intentionen der göttlichen Vorsehung nachdenken will, doch darin dasselbe Princip erkennen, was sich in der ganzen Natur bethätigt.“ — „Aber außer dem Christenthum existiert doch noch das Band der Angehörigkeit zu demselben Staatsgebilde, was zur Nachsicht in der Beurtheilung, auch in der Beurtheilung der feindseligen Akte des fremdnationalen Mitbürgers bewegt“ —; ferner in der Rede an die Anhalter (vom 22. April 1895, s. Nat.-Ztg. 48, 257): „Ein nationales Leben zu führen, was des Lebens werth ist. Wenn es in ganz Deutschland irgend ein Land oder Ländchen giebt, was in sich die Elemente trug, sich in Partikularismus einzuwachsen, einzuleben und einzuspinnen,

so war es das Anhalter Land.“ — „Es muss also etwas Ideales noch geben, was [der heutigen Regel gemäß,] über diese Sache noch hinausgeht, und Das ist das deutsch-nationale Gefühl, was auch in dem bestsituierten, wohllebigsten partikularistischen Staate doch Gott sei Dank! stets unter der Asche geglüht hat“; — ferner in den Reden vom 27. April (s. Nat.-Ztg. 48, 272): „Auch mitten in der Sorge um Frau und Kind, um Gesundheit, um Amt, um das Geschäft, was man betreibt. — Dass Sie mir durch das Denkzeichen, was Sie setzen wollen, einen Ausdruck Ihres Einverständnisses und Wohlwollens gewähren.“ —

Lassen Sie mich hinzufügen, dass diese Reden auch noch nicht seltene Beispiele für das wie statt des als nach dem höhern Steigerungsgrade 2c. bieten (s. meine Hauptschwier. S. 306b ff. Nr. 5), z. B. in der Rede vom 15. April: „Unsere Zusammengehörigkeit ist ja, wie der erste Herr Redner bemerkte, älter wie ein Jahrtausend.“ — „So liegt für uns doch die Anlehnung an Österreich-Ungarn näher wie irgend eine andere.“ — „Sie können Ihr Wohlwollen für Ihre Stammesgenossen im deutschen Westreich nicht wirksamer bethätigen als [durchaus gemäß der heutigen Regel für die Schriftsprache im Allgemeinen!] indem Sie Ihre Beziehungen zur eigenen Dynastie pflegen und mehr von der Seite des Gemüths wie von der des Verstandes und der juristischen Argumente pflegen und beurtheilen.“ — „Man soll mit einander kämpfen, aber, wenn man unter demselben Landesherrn lebt, soll man mit Wohlwollen kämpfen und sachlich und nicht den Kampf in Formen führen, die keinen andern Zweck und keine andere Wirkung haben als [der Regel gemäß] die Gegner zu kränken, zu ärgern, zu reizen“; ferner in der Rede vom 22. April: „Zeugnis . . . für die nationale Gesinnung einer der bestsituierten deutschen Bundesstaaten, der der Versuchung zum Partikularismus noch mehr ausgesetzt war wie irgend ein anderer.“ —

Rechnen Sie, mein vortrefflicher alter Freund, dem Überbeschäftigten diese und die vorige Mittheilung im Briefkasten mindestens für einen Brief an. Ihnen und den Ihrigen, wie auch Ihrem lieben Bruder in Stettin und seinen Angehörigen alles Gute und lassen Sie recht bald ausführlich von Sich hören!

Herrn Gust. K . . . in Leipzig: Sie senden mir aus den Grenzboten LIII, 4, S. 339 den folgenden Satz ein:

> „Warum soll der Arzt, der in seinem Erwerb doch völlig auf das Publikum angewiesen ist, nicht in eben diese Beziehung zu ihm treten, warum Denen, denen er gegen Entgelt Hilfe bringen will, nicht sagen, dass 2c.?“

und Sie wünschen, dass ich hier im Briefkasten über die beiden unmittelbar auf einander folgenden Denen in Bezug auf den Wohllaut meine Ansicht ausspreche. Ich kann hierüber auf Das hinweisen, was Herr Friedr. Düsel in der Zeitschr. VI S. 178/9 gesagt hat und woraus ich hier wenigstens das Folgende hersetzen will:

„Forschen wir doch einmal bei Wustmann selbst nach, ob er von diesem ‚Aberglauben‘, zwei auf einander folgende der der oder die die klängen häſslich, ‚frei ist‘. Nicht in seinen ‚Sprachdummheiten‘, darin sieht er sich schon vor, wer wollte auch Richter und Verbrecher in einer Person spielen? Aber 6 Jahre vor seinem letzten Buche hat Gustav Wustmann unter dem zusammenfassenden Titel: ‚Aus Leipzig's Vergangenheit‘ gesammelte Aufsätze erscheinen lassen: vielleicht widerlegt er sich darin selbst. Nun jedenfalls ‚welchert‘ es ganz hübsch darin . . . Ich glaube, dass es manche Fälle giebt, wo man froh sein darf, neben dem der, die, das noch das welcher, welche, welches zu haben . . . Zahlreich sind solche Fälle, wo für feinfühligere und sorgfältigere Schriftsteller ein gewisser Zwang zu welcher vorliegt (s. Sanders Hauptschwier. S. 75 b), Gott sei Dank nicht 2c.“

Aus meinen Hauptschwier. will ich hier nur Folgendes aus Luther's Bibelübersetzung hersetzen:

„Thut Denen wohl, die euch hassen; segnet Die, so [wohllautender als die] euch verfluchen; bittet für Die, so euch beleidigen." Luk. 6, 28, (Matth. 5, 44) und dazu will ich von ähnlichen mir grade zur Hand liegenden Sätzen noch die nachstehenden fügen:

Habe ich Böses vergolten Denen, so friedlich mit mir lebten, oder Die, so mir ohne Ursache feind waren, beschädiget ꝛc. Ps. 7, 5. Die, so Viele zur Gerechtigkeit wiesen. Dan. 12, 5; ferner aus Schlegel's Shakespeare-Übersetzung (s. Ausg. in 9 Bdn. Berl. 1853): Die Truppen, so wir führen. 2 S. 32 [Heinr. V., II 2]. Selbst Die, so eures Vaters Feinde waren. S. 38 [ebd.] Du sollst nicht mehr beherrschen | Den, so der Himmel dir zum Herrscher schuf. S. 389 [Heinr. VI, Thl. 2, V, 1]. Kein Blut vergossen Die, so Cäsarn fällten. S. 531 [Heinr. VI, 3. Thl. V, 5]. Das räth dir Die, so für dich seufzt. 4, 170. [Was ihr wollt II, 5] ꝛc.; auch z. B. in Bodenstedt's Shakesp.: Vermeinst du, es seien . . . geringe Handwerksleute, so diese Zettel und Rollen schreiben? 32, IV (O. Gildemeister), und ferner in Wilh. Müller's Bibliothek deutscher Dichter, z. B. 1, 91: Wie wohl doch wiederfähret | ihm, dem zu solcher Zeit | sein Stündlein ist bescheret ꝛc. —, wo Opitz gesetzt hatte: Dem, dem ꝛc. — und eben so 2, 120: Bleib ewig treu ihm, dem ich jetzt dich schicke (bei A. Gryphius: Dem, dem ꝛc.) und S. 52: Opfre Dank und Freudenlieder | ihm [bei Gryphius: Dem] den Luft, Erd' und Himmel preist, und S. 166: O Ewigkeit, verzehr | Die, so [bei Gryphius: die] die Donnerstimm' des Höchsten an wird krachen ꝛc."

Hiermit genug! Wenn Wustmann und Genossen an dem unmittelbaren Zusammenstoß von gleich — oder in manchen Fällen auch vielleicht nur fast gleich — lautenden Formen von der keinen Anstoß nehmen, so mögen sie es haben; aber Leute von feinerem und zarterem Gehör werden, wo sie nicht etwa durch das Versmaß, gehindert sind, den Zusammenstoß gern vermeiden und froh sein, dass ihnen für das bezügliche Fürwort neben den Formen von der die auch in andern Fällen wohl berechtigten von welcher zur Verfügung stehen. Mögen Wustmann'sche Ohren keinen Anstoß nehmen an Verbindungen wie in dem von Ihnen mitgetheilten Satze: „Warum Denen, denen er . . . Hilfe bringen will, nicht sagen ꝛc.?" — welchen Anstoß können sie aber daran nehmen, wenn andre Personen dafür vorziehen: Denen, welchen er Hilfe bringen will?

Herrn H. Rother, Buchhändler in Wittstock: Der Titel lautet: Deutscher Sprachschatz, geordnet nach Begriffen zur leichten Auffindung und Auswahl des passenden Ausdrucks. Ein stilistisches Hilfsbuch für jeden deutsch Schreibenden von Daniel Sanders. Hamburg, Hoffmann und Campe 1873. — II Register-Theil. ebd. 1877.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Gustav Freytag †

Von Heinrich Stümcke.*

In die Reihe der älteren hervorragenden Vertreter deutschen Schriftthums hat der unerbittliche Tod wieder eine klaffende Lücke gerissen. Ein Lieblingsdichter der Nation, um diesen in Nekrologen sonst ungebührlich freigebig vertheilten Ehrentitel zu gebrauchen, ist in der That mit Gustav Freytag dahingeschieden. Nicht mitten in rüstiger Schaffenskraft ist er abgerufen worden, sondern als hochbetagter Mann, der auf ein reiches und fruchtbares Leben zurückblickte und das Beste, ja vielleicht Alles, was er zu sagen hatte, seinem Volke bereits gesagt. Es mag ja Manchem scheinen, dass er durch sein langes freiwilliges Schweigen etwas aus dem Kontakt mit den litteraturfreundlichen Volkskreisen gekommen sei. So bedeutet sein Hinscheiden keinen unmittelbaren Verlust für das zeitgenössische Geistesleben, aber erfüllt dennoch alle in Betracht kommenden Kreise mit aufrichtiger Trauer. Das gegenwärtige litterarische Deutschland ist, wie Nietzsche einmal mit bitterer Ironie hervorhob, nicht so reich an hervorragenden Persönlichkeiten, die den Vergleich mit den großen Meistern des Auslandes aushalten können, dass man einen Namen wie Freytag mit leichtem Herzen aus den Listen der Lebenden gestrichen sehen könnte. Es war gleichsam eine Beruhigung, ihn noch unter uns zu wissen, mochte er auch nicht mehr durch neue Gaben zur Mehrung des poetischen Nationalschatzes beitragen. Haben wir doch schon heute die Gewissheit, dass mehrere der Werke des Verewigten für alle Zeiten, wie auch Geschmack und Sinnesrichtung sich verändern mögen, ihren Werth behalten werden und als Marksteine in der Entwicklung der deutschen Litteratur gelten. Diese Überzeugung verträgt sich wohl mit der freimüthigen Erkenntnis der Mängel und Schattenseiten, die der Freytag'schen Produktion anhaften; aber, wie die ideale Ferne, aus der die Nachwelt den entschlafenen Dichter betrachtet, geeignet ist, Das, was er geleistet und was er seinem Volke gewesen, in ganzer Größe zu zeigen, so ermöglicht sie auch, unbefangen zu untersuchen, in wie weit die

* Mein geehrter Mitarbeiter Herr Stümcke, den meine Leser aus seinen Aufsätzen in meiner Zeitschrift (über Goethe's Heidenröslein, über Schiller's Mutter) kennen, hat mich ermächtigt, seinen im Maiheft der von ihm (im Verlage von C. A. Schwetschke und Sohn in Braunschweig) herausgegebenen „Neuen litterarischen Blätter“ enthaltenen Aufsatz über Gustav Freytag hier zum Abdruck zu bringen, und ich benutze die Gelegenheit, dabei auf seine reichhaltige Monatsschrift empfehlend aufmerksam zu machen.

Schwächen des Dichters Schwächen seiner Zeit waren und in den Anschauungen und Lebensbedingungen jener Tage, in denen er schaffte, wurzeln. Die nächste und berechtigtste Empfindung, die den Einzelnen sowohl wie die Nation Angesichts des frischen Grabhügels, der Gustav Freytag's sterbliche Überreste deckt, beseelt, ist die der Dankbarkeit. Nicht gering fürwahr ist die Zahl Derer, die mit der Lektüre von „Soll und Haben“ ihren ersten großen litterarischen Eindruck empfangen haben, der wohl eben so nachhaltig wie der nach der ersten Aufführung von Wallenstein und Faust ist. Und nicht minder freundliche Eindrücke, jedenfalls niemals den der Langweile, wird die Lektüre der übrigen Freytag'schen Schriften dem jugendlichen Leser hinterlassen haben. Das deutsche Volk in seiner Gesammtheit aber beklagt in dem Todten einen seiner getreuesten Söhne, der wie wenige andere für die Erkenntnis und Wahrung germanischer Eigenart, für die Erforschung germanischer Zustände in früheren Zeiten erfolgreich thätig gewesen ist. Im Mutterboden wurzelte Freytag's Kraft, in stetig erneuter Berührung mit ihm gewann er, wie der Gigant der griechischen Sage, neue Stärke. Dabei war er keiner jener blöden Hurrahpatrioten, die mit dem nationalen Gedanken hausieren gehen, ein warmer Verfechter der monarchischen Idee und Freund des Kaiserhauses und desjenigen Fürsten, der am freigebigsten Adel, Titel und Orden vertheilte, aber stets ein Mann des freien Gedankens und der freien Rede, der, als er zuletzt zu seinem Volke über den „Kronprinz und die Kaiserkrone“ sprach, goldene Worte über Monarchenerziehung und die den hohen Herren drohenden Gefahren des Selbstbetrugs sagte, Hofrath und Geheimrath und später gar Excellenz, der einzige bürgerliche Poet seit dem großen Wolfgang, dem dies Prädikat zu Theil geworden, aber nicht hofräthlich in Gesinnung und Ausdruck und das Adelsdiplom stolz bescheiden ausschlagend. Von idealen Gesichtspunkten bei seinem Schaffen geleitet, aber ein Feind der ideal sein sollenden hohlen Phrase, mit scharfem Blick für die realen Thatsachen des Lebens und die augenblicklichen Erfordernisse begabt, nüchtern, wo er sich einer Phantasiewelt politischer Schwarmgeister und socialer Utopien gegenüber befand, begeisternd und begeistert, wo es galt, auf dem Boden der konkreten Thatsachen einen gesunden Idealismus zu pflegen. Freytag blickte bereits auf eine ziemliche Reihe von Lebensjahren und eine vielseitige Thätigkeit zurück, als er mit seinem berühmten Erstlingsroman den größten litterarischen und buchhändlerischen Erfolg errang, den Deutschland auf diesem Gebiete je gesehen hat. Wir sind heute schon in der Lage, die einzelnen Faktoren, die zusammen kamen, zu erkennen und diesen Erfolg auch Denen, die sich selbst den unleugbaren Schönheiten dieses Werkes gegenüber skeptisch verhalten, verständlich zu machen. Wie bei den ersten Gedichten Geibel's und den

Liedern Mirza Schaffy's ist auch der Erfolg, der Freytag's Roman zu Theil ward, aus der anfänglichen Begeisterung und dann folgenden tiefen Depression, die Ende der vierziger Jahre in Deutschland herrschte, zu erklären. Man war in weitesten Kreisen geneigt, mit Goethe politisch Lied ein garstig Lied zu nennen, man hatte das aufreizende Pathos der Herwegh und Freiligrath satt, man verlangte statt der zertrümmerten politischen Ideale etwas Neues, Greifbares, man wollte sich Rechenschaft über sich selbst ablegen. Da erschien der schlesische Poet mit seiner berühmten Parole, das deutsche Volk da zu suchen, wo es in seiner Tüchtigkeit zu finden ist, bei seiner Arbeit. Er zeigte dem deutschen Bürgerstand, wie in dieser redlichen Arbeit allein sein Ideal begründet liegt, wie die redliche Arbeit schließlich über adelige und polnische Lotterwirthschaft und jüdische Pfiffigkeit triumphiert. Aber er war kein blinder Lobhudler, der der Nation Weihrauch streute, er stieß Hinz und Kunz mit der Nase darauf, wo's zu bessern galt. Dabei im Ton verständig und verständlich, hausbacken und doch wieder hinreißend, die ganze Darstellung von gesunder Wärme belebt, den Erdgeruch der Scholle athmend, ein Humor, bald an Dickens, bald an Reuter gemahnend, durchs ganze Buch hindurch, manchmal derb und selbst an die Karrikatur streifend, hin und wieder auch ein bischen Rührseligkeit, ein Zug zum Pathetischen und Doktrinären. Auch wer die verschiedenen technischen und später zu berührenden tiefen Mängel des Buches nicht verkennt, wird sich seinem stellenweise ungemeinen Reiz nicht entziehen können. Dasselbe gilt von der „Verlorenen Handschrift", scheinbar stofflich schon verfehlt und hinwiederum stofflich interessanter als „Soll und Haben", Freytag's humoristische Begabung in erhöhter Potenz zeigend, aber eben so seine Neigung zum Doktrinären und Pathetisch-Sentimentalen in verstärktem Maße aufweisend. Die kardinalen Schwächen der Freytag'schen Muse lassen sich nirgends besser demonstrieren, als gerade an diesem Roman. Als mangelnde Weite des Horizonts, als klein-, ja spießbürgerlicher Zug sind sie schon von ehrlichen Kritikern früh charakterisiert worden. Freytag ist nicht der Mann, sich wie Raabe, Gottfried Keller oder Seibel liebevoll in eine kleine eng umzirkte Welt, deren Horizont mit Brettern vernagelt ist, einzuspinnen, eine absichtliche Beschränktheit zu kultivieren. Er will auch nicht mit Daudet's lächelnder satirischer Grazie absichtlich karrikieren und die Helden von Tarascon und der Akademie wie fossile Insekten im Bernstein wunderlich konserviert unsterblich machen. Er ist ein Freund hoher geschichtlich-philosophischer Auffassung und steckt seine Ziele weit; aber häufig ist auch das Umgekehrte der Fall. Man erstaunt billig, dass ein Poet, der so viel kann, so wenig will. Das Fehlen einer bedeutenden Perspektive macht sich auch am Schlusse des großen Romancyklus „Die Ahnen"

unliebsam fühlbar. Man hat dem Dichter in Folge des Umstandes, dass er den letzten der Ingosprossen Journalist werden lässt, sogar den Vorwurf der Selbstverherrlichung gemacht, während man eine Zeitlang geglaubt hatte, das Werk werde auf eine Verherrlichung der Hohenzollern, Bismarck's oder von Freytag's herzoglichem Gönner hinauslaufen. So verläuft der Cyklus sang- und klanglos im Sande, keinen Pulsschlag einer großen Zeit, keine Botschaft für die Zukunft vernehmen wir. Fast scheint es, als habe der Dichter in dem einen großen geschichtsphilosophischen Zug aufweisenden Bande „Markus König“ seine Kraft erschöpft. Eine gewisse Beschränktheit der Lebensauffassung und speciell des politischen Horizonts lässt sich heute auch in Freytag's vielgepriesenem Lustspiel „Die Journalisten“ nicht ableugnen. Man wird es allmählich mit rein historischem Interesse betrachten lernen müssen, als Spiegelbild längst vergangener Tage. Die Schilderung des journalistischen Getriebes ist schon heute antiquiert, nur Schmock ist nicht ausgestorben. Was die Gesammtbeurtheilung des Freytag'schen Schaffens angeht, so müssen wir gerade im Hinblick auf die oben erwähnten Mängel uns hüten, unseren Dichter wie alle Männer und Werke früherer Jahrzehnte nach den Forderungen und Idealen der Gegenwart zu beurtheilen und, wenn die sociale Frage in allen ihren Schattierungen fehlt oder die psychologische Methode kindlich erscheint, zu verurtheilen. Ein Vergleich der „Ahnen“ mit Zola's „Rougon Maquart“ z. B. muß vor dem Forum moderner Kritiker aus mehr als einem Grunde zu Ungunsten des deutschen Werkes ausfallen. Im letzten Grunde ist die Vererbungsgeschichte, die Zola auftischt, freilich eben so unreal und konstruiert, wie Freytag's Unternehmen, durch anderthalb Jahrtausende die Geschlechter-Folge einer Familie als möglich hinzustellen. Wenn Freytag von der Vererbung körperlicher Eigenschaften absieht und als gemeinsame Erbschaft allen Ingosprossen nur im germanischen Volkscharakter überhaupt liegende Eigenschaften zuweist und ganz leise nur z. B. im Finale an das Motiv der Einleitung erinnert, indem er den Studiosus König in das Korps treten lässt, das den Namen des Stammes trägt, dem der Urahn Ingo einst angehört hat, so ist diese Beschränkung nur weise zu nennen.

Obgleich Freytag mit dem verfehmten antiquarischen Roman und in einer einigermaßen enttäuschenden Weise seine poetische Thätigkeit beschloss, hat sich doch der Anfang der achtziger Jahre heranbrausende Sturm der realistischen Bewegung gegen ihn niemals gewandt. Vielmehr hat Keiner den Dichter von „Soll und Haben“ eingehender gewürdigt als einer der damaligen Wortführer der deutschen Moderne, Conrad Alberti. Es wäre verkehrt, Dies lediglich aus dem Umstande ableiten zu wollen, dass Freytag im Gegensatz zu den Heyse, Jordan, Hopfen und Dahn sich nicht nur aller

Angriffe gegen die Jungen enthalten, sondern, wie ein eben veröffentlichter Brief an Gerhardt Hauptmann und verschiedene Mittheilungen Stauffer-Bern's beweisen, auch mit lobender Anerkennung da, wo er Talent sah, nicht zurückgehalten hat. Es liegt diese von den Vertretern der Moderne Freytag gezollte Anerkennung vielmehr darin begründet, dass der Dichter von „Soll und Haben“ trotz seiner Schwächen im Einzelnen den Anforderungen unserer Tage weit besser entspricht als die Mehrzahl seiner ältern Berufsgenossen. Freytag ist, wie Alberti mit Recht hervorgehoben hat, kein revolutionäres Génie wie Rousseau oder Schiller, das Altes zertrümmert und neue Bahnen siegreich eröffnet, sondern ein vollgewichtiges Talent, in dessen Schaffen das Wollen und Können seiner Zeit den adäquaten Ausdruck gefunden. So erklärt sich seine stellenweise Nüchternheit, sein Mangel einer großen Perspektive, aber auch sein gesunder Wirklichkeitssinn und der Hang zur beschaulichen Romantik. So dürfen wir, wie gesagt, nicht zweifeln, dass diejenigen seiner Werke, in denen seine Vorzüge und Eigenart am deutlichsten hervortreten, für alle Zeiten als theures Vermächtnis von der Nation hochgehalten werden. Nun ruht ihr Schöpfer auf dem kleinen Friedhofe seines thüringischen Dörfchens, wo schon ein anderer deutscher Schriftsteller, aber ein längst vergessener, ruht. Melchior Grimm, der Freund der Pariser Encyclopädisten, der sein Vaterland verleugnete und seine Muttersprache . . . Der deutscheste unserer Dichter, Gustav Freytag, hat ihm einst den Denkstein wieder hergestellt und theilt jetzt mit ihm dieselbe Erde.

Ehre um Ehre.

Roman von M. v. Pressentin-Rautter (Nat.-Ztg. 48, 156 ff.).

Sprachliche Bemerkungen.

1. Erst hatten die zufällig zu Gefährten gewordenen Insassen desselben Koupés gescherzt und gelacht über diese Fahrt im russischen Stil; dann aber war mit der in dem Fach stetig sinkenden Wärme einem nach dem andern der Humor ausgegangen. Nr. 156.

Hier wäre wohl füglicher statt Fach für Koupé die amtlich dafür eingeführte und durchgedrungene Verdeutschung Abtheil zu setzen gewesen.

2. Während ein alter derber Landbewohner wie ein knurriger Hund knurrte und seine . . . Galle . . . ausschüttete etc. Nr. 156.

Hier würde, meiner Ansicht nach, mit Rücksicht auf das nachfolgende Zeitwort knurren das Eigenschaftswort knurrig besser mit einem von gleicher oder ähnlicher Bedeutung vertauscht worden sein, etwa: bissig, böse.

3. Tief sanken ihre Füße bei jedem Schritt in den weichen Wall [von Schnee] ein, kältend legten sich die näffer werdenden Unterkleider um ihre Glieder. Nr. 162,

s. über die Zeitwörter kalten und kälten mein Wörterb. I S. 855b/c ff. und Ergänz.-Wörterb. S. 292a.

4. Die Reben eines wilden Weinstocks, welche eine seitwärtige Pergola umrankten ꝛc. Nr. 168,

üblicher: eine seitwärts befindliche (gelegene) ꝛc., s. die den Adverbien auf -wärts entsprechenden Eigenschaftswörter auf -wärtig in meinem Wörterb. III S. 1489c ff.; Ergänz.-Wörterb. S. 610c ff.

5. Jedes Wort, was ich von dir vernehme, will ich treu in mir verwahren. Nr. 171.

statt: jedes Wort, das ꝛc., s. Hauptschwier. S. 327, vgl.:

Dieses halb enthüllte Geheimnis, was [st.: das] so viele Deutungen zuließ, legte sich wie ein Alp auf seine Seele. Nr. 77.

6. Dieser Mund, welcher so scharf und fein spotten gekonnt, so unbedingt zum Befehlen sich geboren geglaubt, der sollte nun einer einzigen Lüge zum Werkzeug gedient haben? Nr. 171,

üblicher (s. Hauptschwier. S. 170a/b unter haben 2): dieser Mund, welcher so scharf und fein hatte spotten können, so unbedingt zum Befehlen sich geboren geglaubt hatte ꝛc.

7. Das viele Alleinsein hat dich selbstgrüblerisch gemacht. Nr. 171,

eine noch in meinem Ergänz.-Wörterb. fehlende Zusammensetzung, die mir, so weit mein Gedächtnis reicht, hier zum ersten Mal aufgestoßen ist. Sie soll offenbar bedeuten: „es hat dich zum Grübler über dich selbst gemacht", was ein entsprechendes Hauptwort: Selbstgrübler zur Voraussetzung hat. Ob Haupt- und Eigenschaftswort Aufnahme in den allgemeinen Sprachschatz finden werden, muss die Zukunft entscheiden.

8. Seine unter heißer Sonne erworbene braune Gesichtsfarbe war noch nicht ausgebleicht und gab ihm trotz des rothblonden Haar- und Bartschmuckes ein fremdländisches Aussehen. Nr. 177.

In meinem Wörterb. III S. 1566c ist erwerben erklärt: durch seine Bemühung, sein Wirken, Thun Etwas zu Eigen machen — und weiter heißt es dort: In der Regel bezeichnet das Objekt etwas Erwünschtes, Erstrebtes oder Strebenswerthes ꝛc.

Trifft Dies, wie ich glaube, zu, so gewinnt es den Anschein, als ob der Vf. die unter den Tropen gebräunte Gesichtsfarbe als etwas Wünschens- und Erstrebenswerthes habe bezeichnen wollen. Sollte Dies aber nicht der Fall sein, so hieße es vielleicht richtiger etwa:

Seine unter heißer Sonne gebräunte Gesichtsfarbe war noch nicht wieder dem ursprünglichen Weiß gewichen — oder in ähnlicher Weise.

9. Magda schaute seitwärts, dorthin, wohin ihre Augen schon viel zu oft, wie sie sich innerlich sagte, geschweift waren. Nr. 198,

vgl. mein Wörterb. III S. 1042b, wo es unter schweifen in Nr. 1 heißt: „intr. (haben, sein), s. irren, Anm." und wo auch ein Satz aus Tieck's Aufruhr in den Cevennen mitgetheilt ist: „Wenn ich begeistert

durch Waldungen und grüne Thäler geschweift war", — s. das Nähere in meinen Hauptschwier. unter dem Titelkopf: Intransitiva Nr. 3 S. 183 b ff.

10. Entweder überanstrengen Sie Ihre Nerven oder Sie müssen mehr an die Luft. Nr. 198,

vgl. dazu, was ich in meinen Schriften: Hauptschwier. S. 299 a; Ergänz.-Wörterb. S. 531 b; Satzbau ꝛc. S. 21; 33 unter dem hervorgehobenen Worte gesagt habe, und dazu einen der aufgestellten Regel vollkommen entsprechenden Beleg aus der Gartenl. 37, S. 262 b ff., wo Ida v. Boy-Ed schreibt:

Den ohnehin immer überangestrengten Kopf . . . Ohne ihn zu überanstrengen.

Hinzufügen möchte ich nur noch Eins. In der zuletzt angezogenen Stelle aus meiner Schrift über den Satzbau habe ich gesagt:

Recht üblich sind übrigens von dem Zeitwort „unterabtheilen" eigentlich nur die Formen, in welchen für trennbare Zusammensetzungen überhaupt keine Trennung statthaft, s. z. B.: In der Folge wird sich über alles Dieses eine unterabtheilende Terminologie finden. Goethe 40, 315. Zünfte, welche sich wieder nach ihren verschiedenen Gewerken unterabtheilten. Heine Werke (1861) 4, 6, vgl. auch die sehr gewöhnliche Substantivableitung: Unterabtheilung.

Ähnliches gilt auch von überanstrengen. In einem abhängigen Satze würde, glaub' ich, ein deutsches Ohr daran so wenig Anstoß nehmen, wenn es etwa hieße: Wenn (oder: da, weil ꝛc.) Sie Sich (oder: Ihre Nerven) überanstrengen, wie an dem Hauptwort: Überanstrengung; dagegen würde, wenn mein Sprachgefühl mich nicht täuscht, in dem an der Spitze dieser Nummer stehenden Satze es doch wohl üblicher lauten: Entweder strengen Sie Ihre Nerven übermäßig (oder: allzusehr) an ꝛc.

11. Immer schrecklicher offenbarte sich die rächende Hand des Schicksals und machte selbst diejenigen Zuschauer, welche eine andere Auffassung von den Aufgaben der Kunst hatten, im Innersten, gelinde gesagt, unbehaglich. Nr. 201.

Vgl. in meinem Wörterb. II S. 189 ff. das Zeitwort machen. Da heißt es in Nr. 1 c: „Einem Angst, Bange machen (verschieden: Einen angst, bange machen, s. l und m)" — und dann unter 1 l: „mit einem Eigenschaftswort, zur Angabe Dessen, was das Objekt wird. Das Unglück macht ihn zahm und mild. Goethe 11, 88. Dein Lob könnte mich stolz machen. Einen angst und bang machen (s. c) ꝛc." und weiter unter 1 m: „Dies Wort macht den Umstehenden [Dat. der Mz.], durchglühten Muscheln ähnlich, heiß. Goethe 4, 206. Ich hätte nicht geglaubt, daſs solchen Mann der Schlacht | die Welt hervorgebracht, der mir so warm gemacht. Rückert Rostem 93 a. Es war, ich weiß nicht 'was, das Einem seltsam bang | und schwer macht, in der Luft. Wieland 11, 170. Jacobi „von den göttlichen

Dingen" machte mir nicht wohl. Goethe 27, 288. Schreib uns, du machst uns wohl [dein Schreiben thut uns wohl] Ders. an Merck 1, 98. Recht behaglich kann uns das Werk nicht machen. Goethe 30, 380, wo freilich der Form nach uns auch mit einer Begriffsabschattung als Accusativ gefasst werden kann, vgl.: Die Arznei hat mich wieder wohl gemacht. Ich bin — und: mir ist — wohl 2c."

Ich füge nun aus meinem Wörterb. I S. 657b die folgenden Stellen für behaglich (behäglich), das ich durch „Behagen empfindend und erweckend" erklärt habe, und die Zusammensetzungen hinzu: „Die Kinder waren sämmtlich froh, wohlgemuth und behäglich . . . Ein flinker derber Bursche läuft hervor, einen blutenden Dachs behaglich vorzuweisen. Goethe 26, 212 . . . Wie diese Aufregung missbehaglich zu werden begann. Auerbach Ab. 129. Sie wirkt missbehaglich. Heine Sal. 114... Das war ihm sehr missbehaglich. Seume Spazierg. 37 . . . Dem Herrn ward's unbehäglich. Chamisso 3, 199. Ich fand mich gleich sehr unbehaglich. Goethe 23, 211. Es ist der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehäglich. Lessing 8, 211. Stand . . . | so unbehäglich, als stünd' er auf scharfgespitzten Hecheln. Wieland 15, 125 2c. Ein wohlbehaglicher hübscher Jüngling. Goethe 31, 99. Ein wohlbehäglicher Mann."

Nach diesen Belegen wird man zugestehen, dass in der oben mitgetheilten Stelle statt des Accusativs: diejenigen Zuschauer nach einer etwas andern Auffassung auch der Dativ stehen könnte, vgl. (mit dem Eingeklammerten oder ohne dies): Sie machte [es oder: die Stimmung 2c.] **den Zuschauern unbehaglich.***

12. Während er als höflicher Mann Magda am Fuße der Treppe erwarten ging. Nr. 201,

vgl.: ging, (um) Magda am Fuße der Treppe zu erwarten, mit dem eingeklammerten um oder ohne dies, besser als (wie hier) mit dem bloßen Infinitiv, s. mein Wörterb. I S. 556c/7a unter gehen 3, vgl. Nr. 17.

13. Dank dieses Mittels trat bald größere Ruhe ein — Nr. 206,

statt: Dank diesem Mittel, s. Hauptschwier. S. 89a.

14. So will ich Ihnen gestehen, dass ich mich einer nagenden Eifersucht, dem Zeugen eines zu geringen Selbstgefühls, schäme. Nr. 218,

statt: des Zeugen, nach österreich. Weise mit der Apposition im Dativ, statt in Übereinstimmung mit dem zugehörigen Worte im Genitiv, siehe Hauptschwier. S. 89a.

---

* Vgl. die in der Zeitschrift wiederholt besprochene Stelle aus Goethe's Fischer: „O wüsstest du, wie 's Fischlein ist | so wohlig auf dem Grund" mit drei möglichen Deutungen = das Fischlein; es dem Fischlein oder: es den Fischlein.

15. Im Gefühle einer Beklommenheit, der [statt des üblicheren: deren] sie nicht Herr wurde. Nr. 218,

s. Hauptschwier. S. 109a Nr. 2b.

16. Sie hätte in diesem Augenblicke vor keinem noch so großen Opfer zurückgeschreckt. Nr. 223,

s. über das Schwanken zwischen dem Hilfszeitwort sein und haben (auch bei zurückbeben) und zwischen der starken und schwachen Abwandlung des Mittelworts (zurückgeschreckt und zurückgeschrocken) mein Wörterbuch I S. 102b; III S. 462a und mehrfach hier in der Zeitschr. (s. die Inhaltsverzeichnisse der verschiedenen Jahrgänge unter schrecken ꝛc.).

17. Wie eine Vision zog das blühende, üppige Bild seiner Pflegeschwester an seinem geistigen Auge vorüber und ließ die Braut, um die er werben kam, noch einmal so farb- und reizlos erscheinen. Nr. 226,

üblicher: um die er zu werben kam, s. über den von kommen abhängigen Infinitiv mit oder ohne zu mein Wörterb. I S. 974a, b Nr. 7a und 8, und vgl. ebd. S. 556c/7a Nr. 3 über den von gehen abhängigen Infinitiv mit oder ohne zu, s. o. Nr. 12.

18. Eine jederzeit nach freiem gegenseitigen Willen zu gestaltende Übereinkunft zweier freier und unabhängiger Personen. Nr. 226,

wofür ich (s. u. Nr. 22) — aus wiederholt besprochenen Gründen (s. Hauptschwier. S. 96b—98 Nr. 10 und S. 351b) — vorziehen würde: nach freiem gegenseitigem Willen; zweier freien und unabhängigen Personen.

19. Eine Frau bedarf keines weiteren Berathers als den eigenen Mann. Nr. 228,

richtiger — gemäß der Übereinstimmung in den beiden gleichmäßig von dem Zeitwort bedürfen abhängenden Hauptwörtern — entweder: Sie bedarf keines weiteren Berathers als des eigenen Mannes — oder sonst: Sie bedarf keinen weiteren Berather als den eigenen Mann.

20. Während . . . ich manchmal eine wahre Befriedigung darin finde, ihm in Allem zu widersprechen, um mich davor zu retten, nur mit seinen Gedanken zu denken, seinen Willen zu thun. Nr. 228.

Der Satzbau hat hier etwas Schwerfälliges dadurch, dass von dem Infinitiv mit um zu (um zu retten) zwei unter einander gleichlaufende Infinitive mit zu (zu denken, zu thun) abhängen (s. Hauptschwier. S. 3b ff. Nr. 3), was noch verstärkt wird durch den vorangegangenen Infinitiv mit zu (zu widersprechen), vgl. als einen Verbesserungsvorschlag etwa:

Während ich manchmal eine wahre Befriedigung darin finde, ihm in Allem zu widersprechen. Nur so, glaube ich, kann ich mich davor retten, nur noch mit seinen Gedanken zu denken, nur noch seinen Willen zu thun.

21. Nimm mich mit! Ich kann ja nicht anders, als deinen Willen thun, so viel ich mir auch dagegen einrede,

vgl. mein Wörterb. II S. 688c, wo ich unter einreden in Nr. 3 zur Erklärung der Bedeutung gesagt habe:

„in Etwas reden; sich redend einmischen, eine andere (entgegengesetzte) Ansicht, Einwürfe ꝛc. geltend machen; widersprechen ꝛc.“

Von den dort dafür angegebenen Belegen will ich hier nur zwei aus Goethe — und zwar etwas ausführlicher, als ich es dort im Wörterb. gethan — anführen. In dem — hier in der Zeitschr. im 1. Jahrgange besprochenen Aufsatze: „Der Sammler und die Seinigen“ lässt Goethe in dem zweiten Briefe Julie, die Nichte des Sammlers, schreiben (40bändige Ausgabe, Bd. 30, S. 334):

„Genug, Sie haben mir eine große Freude gemacht, ob ich gleich wohl sehe, dass ich mir eine Ruthe aufgebunden habe, indem ich Sie zu meinem zweiten Oheim annahm. Als wenn mir der erste nicht schon genug zu schaffen machte! Denn auch der kann es nicht lassen, die Kinder über ihr Vergnügen aufklären zu wollen. Dagegen verhält sich meine Schwester besser als ich, diese lässt sich gar nicht einreden ꝛc.“ —, wozu in meiner Zeitschrift Jahrg. I S. 399 als Erklärung hinzugefügt ist: „so fern sie sich in ihrer Liebhaberei für das Anmuthige durch gar keine Einrede irre machen lässt.“

Der zweite Beleg aus Goethe findet sich in der 40bändigen Ausgabe Bd. 22, S. 413 im 20sten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ im drittletzten Abschnitt und lautet:

„Meine Beste, sagte ich, reden Sie mir Nichts ein, ich bin entschlossen, zurückzukehren; die Gründe habe ich selbst bei mir abgewogen; sie zu wiederholen, würde Nichts fruchten. Der Entschluss am Ende muss gefasst werden und wer soll ihn fassen als Der, den er zuletzt angeht?“

In einem andern Zusammenhang aber werden die Worte: „Reden Sie mir Nichts ein!“ sehr gewöhnlich in einem andern Sinne gebraucht, nämlich um auszudrücken: „Versuchen Sie nicht, durch Ihre Rede mich Etwas glauben machen zu wollen, was sich nicht wirklich so verhält“ und vielleicht hätte Goethe — um von vorn herein jedes etwaige Missverständnis abzuschneiden — deutlicher und unzweideutiger etwa setzen können: „Erheben Sie keine Einrede (gegen Das, was ich sagen werde — oder: gegen mich, gegen meinen Entschluss ꝛc.),“ vgl.: Machen Sie keine Einrede, keinen Einwurf gegen Das, was ich sagen will, geltend ꝛc.; und ähnlich hätte in der ersten Stelle, wie ich schon oben angedeutet, Julie in ihrem Briefe üblicher etwa schreiben können: „Meine Schwester lässt sich durch keine Einrede irre machen, lässt gar keine Einrede aufkommen ꝛc.“ und so hätte es auch in dem an der Spitze dieser Nummer stehenden Satze vielleicht üblicher lauten können: „Ich kann ja nicht anders als deinen Willen thun,

so viel auch in mir (oder: in meinem Innern, in meiner Brust) dagegen spricht — oder: so heftiger Widerspruch sich auch dagegen in meinem Innern geltend machen möchte — oder: erhebt“ ꝛc.

Ich brauche wohl kaum besonders hinzuzufügen, dass ich die von den Schriftstellern gewählten Wendungen durchaus nicht habe tadeln oder gar verwerfen, sondern nur die Leser habe anregen wollen, nach ihrem Sprachgefühl zu entscheiden, ob sie nicht vielleicht eine etwas andere Ausdrucksweise doch vorziehen würden.

22. Um einiger elender Groschen wegen. Nr. 230,

wofür ich „elenden“ vorziehen würde, s. Hauptschwier. 125a.

23. Die Zeit scheint mit dir schonender umgegangen zu sein als mit mir armen Hahn. Nr. 232,

statt des richtigeren: armem, s. Hauptschwier. S. 93b und 101.

24. Was heißt Pflegeschwester eigentlich? Nahe genug, um Vertraulichkeiten vor fremden Blicken harmlos erscheinen zu lassen, und genug fremd, um dem Verhältnis einen gewissen Beigeschmack zu geben. Nr. 232,

wofür es in gewöhnlicherer Stellung und entsprechend dem Vorangegangenen besser hieße: und fremd genug, s. Hauptschwier. S. 164b ff.

25. Frau Vernunft ist zu Hause; wollen Sie mit der ein Schwätzchen machen ꝛc. Nr. 234,

s. mein Wörterb. III S. 1039c, wo das Hauptwort: der Schwatz (bairisch auch Schwätz), mit der Mehrzahl: die Schwatze und die Schwätze aufgeführt ist. Nachzutragen aber wäre die Verkleinerung: ein Schwätzchen und die Verbindung (s. o.): ein Schwätzchen machen mit Jemand = schwatzen, schwätzen, plaudern, plauschen ꝛc.

26. Die Zuhörer vermehrten den malerischen Eindruck durch die bunten, hellen Gewänder der Frauen. Nr. 236,

wohl richtiger: Die bunten, hellen Gewänder der Frauen in der Zuhörerschaft vermehrten den malerischen Eindruck.

27. Mit Beweisen freundlicher Huldigung empfangen, schwand die leichte Befangenheit ꝛc. Nr. 236,

richtiger: . . . „verlor (oder überwand) die Künstlerin die leichte Befangenheit“, da es nicht die Befangenheit, sondern die Künstlerin war, die so empfangen wurde.

28. Unbeirrt hob sie indessen die Geige und setzte mit breitem, markigen [statt: markigem] Strich ein. Nr. 236.

29. Etwas früher zu erscheinen wie [st. als] die übrigen gebetenen Gäste. Nr. 238.

30. [Er] stellte sich, als ob er nicht die scheue Zurückhaltung und eisige Kälte der Kollegen wahrnahm. Nr. 240,

statt: wahrnähme, s. Hauptschwier. S. 34b (unter: Als wenn 2a), s. unten Nr. 34.

31. Der Onkel . . ., der so viel weniger reizbar für ihre kleinen Unarten und Streiche war, wie [statt als] der Papa es gewesen. Nr. 244.

32. Als er sich dagegen das Bild der schönen Frau vorstellte, welche ihn in vornehmer Umgebung erwartete, deren jede Bewegung Schönheit war, deren Lippen keine Theorien erörterten, sondern zum Küssen geschaffen waren. Nr. 246.

Vgl. dazu meine Hauptschwier. S. 241 b, wo ich unter dem Titelkopf: Sächsischer Genitiv, zu Anfang des Abschnittes 5 c gesagt habe:

„Nicht füglich wird der sächsische Genitiv von dem ihn regierenden Wort durch etwas Zwischengeschobenes getrennt, z. B.: Die Scene, deren wir zufällige Zeugen waren. Kapper Christen und Türken 1, 236 statt: deren zufällige Zeugen wir waren (oder: von der wir ꝛc.). Die Eindrücke der Zerstörung und Vernichtung, deren er damals Zeuge [statt: deren Zeuge er damals] war. Deutsche Rundschau 6, 413; auch: Eine Stadt, deren jedes Haus sie [statt: von oder: in der sie jedes Haus, oder: deren Häuser sie alle] vor 2 Jahren noch kannte. Jokai Andere Zeiten 2, 120. Ein Leichnam, dessen jeder Blutstropfen [statt: dessen Blutstropfen alle] bereits zu Eis geworden. 160 ꝛc.“

Danach würde ich für den obigen Satz etwa folgende Umänderung vorschlagen — wobei ich der Gleichmäßigkeit halber für die nebengeordneten gleichlaufenden Beziehungssätze das erste bezügliche Fürwort welche in die umwandle (s. Hauptschwier. S. 6 b/7 a Nr. 6) —:

die ihn in vornehmer Umgebung erwartete, an der jede Bewegung Schönheit war, deren Lippen ꝛc.

33. Er ist ein selten schöner Mann. Nr. 246,

statt: außerordentlich, äußerst, sehr ꝛc., s. Zeitschr. VII S. 47 b Nr. 13.

34. Du sprichst gar nicht, als ob er dein Freund ist. Nr. 246,

statt sei oder wäre, s. o. Nr. 30.

35. Weißt du, Ernst, daſs ich es ihm gar nicht verdenke, wenn er sein Herz immer beschäftigt haben muſs? Nr. 248,

mehr englisch als deutsch, s. mein Wörterb. I S. 649 a unter haben Nr. 11, woraus ich hier das Folgende entlehne:

„Sie tragen blaue Mäntel und haben das Haupt bedeckt. Goethe 20, 24 = ihr Haupt ist bedeckt. . . . Hätte doch Jeder [wär es doch Jedem] am Vorhaupt geschrieben, | wie er gedenkt. 5, 234. . . . Das Monument ist wohl erhalten und hat nur die Spitze der Nase ergänzt. Winckelmann 196 a. . . . Diejenigen, welche die Ohren zerschlagen haben [denen die Ohren zerschlagen sind] 198 b u. o. Im Englischen würde z. B. die letzte Stelle durch die Stellung des Objekts vor Misſsdeutung gesichert sein (Those who have the ears dashed, — verschieden: dashed the ears, die Andern die Ohren zerschlagen haben), im Deutschen, wo

Dies nicht der Fall, vermeidet man deshalb im Allgemeinen diese Wendung rc.," vgl. auch:

„Bekommen: Etwas geschenkt [= als Geschenk] bekommen. Ich bekomme [mir werden] die Bücher zugeschickt rc. Darnach bei Einigen verallgemeint (ohne hervortretenden Begriff des Empfangens rc.), sogar: Zum Schluſs bekomme ich [= wird mir] nach Neujahr wieder abgenommen, was ich zu Weihnachten erhalten habe rc., so auch kriegen und erhalten als nicht nachahmungswerther Anglicismus, s. Sanders Wörterb."

In dem obigen Satz würde ich als Änderung am Schluſs vorschlagen: „wenn sein Herz immer beschäftigt sein muſs (oder: will)."

36. Eigentlich müſste ich Sie hassen, — aber meine Natur kennt nicht diesen finstern Gesellen. Nr. 252.

Wer dieser finstere Geselle ist, erhellt aus dem Vorhergehenden nicht; gemeint ist darunter, wenn ich nicht sehr irre, das aus dem vorhergehenden Zeitwort hassen von dem gefälligen Leser zu errathende Hauptwort: den Hass; aber Das heißt doch der Gefälligkeit des Lesers zu viel zugemuthet, und sprachlich richtig ist es jedenfalls nicht.

37. Glänzender Sonnenschein hatte die stürmischen und dunstigen Tage abgelöst. Er fluthete mit kaltem Winterglanz blendend auf die leblosen Gegenstände nieder und schielte neugierig den Herrn Professoren nach, als sie mit hastigen Schritten durch das Portal der Universität traten.

Vgl. über diese Belebung des Sonnenscheins als eines „den Professoren neugierig nachschielenden", was ich in der Besprechung von Spielhagen's Novelle: „An der Heilquelle" hier in der Zeitschrift S. 143/4 in Nr. 41 gesagt habe.

38. Der Dekan hatte die ungefähr zehn Strophen enthaltende Verherrlichung sinnlicher Liebe durchflogen und gab stumm das Papier weiter. Er fühlte sich außer Stande, sie laut vorzutragen. Ja, dieses Sonett durchwehte der Scirocco einer heißen sündigen Leidenschaft und muſste jedes jungfräuliche Gefühl aufs tiefste verletzen. Nr. 259

und dann etwas weiterhin:

... begann er mit lautem, ehernen [vgl. ehernem] Organ das Sonett vorzutragen.

Hier liegt eine kaum begreifliche Verwechslung vor, da zuerst von einem „ungefähr zehn Strophen enthaltenden" Gedicht die Rede ist, das nachher als „Sonett" bezeichnet ist, welches bekanntlich aus 14 Zeilen besteht, die man nach ihrer Anordnung auch als 4 Strophen oder Reimgebinde (nämlich als zwei vierzeilige und als zwei dreizeilige) bezeichnen kann, (s. meinem Abriſs der Verskunst § 167 Nr. 5).

Worauf diese Verwechslung beruht oder wie sie zu erklären ist, wüſste ich nicht anzugeben.

39. [Sie] lehnte mit unter dem Hinterkopfe verschlungenen Händen im Armsessel. Nr. 274,

vgl. (s. Hauptschwier. S. 232 b ff. Nr. 6 und die Inhaltsverzeichnisse der

verschiedenen Jahrgänge der Zeitschrift) ohne den mehr oder minder harten Zusammenstoß der beiden Präpositionen: Sie lehnte, die Hände unter dem Hinterkopf verschlungen, im Armsessel.

40. Nur zu bald lehrte mich der tägliche Umgang mit Eva, dass sie keine jener Frauen sei, die einer gewaltigen Leidenschaft Alles opfern, sondern einer viel gefährlichern Art angehöre: den Anempfinderinnen. Im Besitze aller Reize des echten Weibes, ohne doch eine eigene Individualität zu haben, sind sie im Stande, sich jedem gewünschten Charakter anzuempfinden. Ohne absichtlich falsch zu sein, spielen sie vermöge dieser Fähigkeit immer neue Rollen. So vermögen sie Jahre lang die verkörperte Pflichttreue darzustellen, ohne irgend ein Haupterfordernis dieser Tugend zu besitzen. Heute scheinen sie leidenschaftliche Heldinnen, in Kurzem kalte Seelen. Nr. 274,

s. über die Doppelzusammensetzungen von empfinden und die Fortbildungen mein Wörterb. I S. 446a/b und Ergänz.-Wörterb. S. 201a Nr. 11, besonders über anempfinden u. s. w. Nr. 11b, woran sich die obige Stelle als Beleg anreiht.

41. Wäre ein Blitz neben Helwin niedergefahren, er hätte nicht erschrockener sein können als durch diese Nachricht. Nr. 277.

Vom sprachlichen Standpunkt aus, wäre die Frage nicht ganz ungerechtfertigt, auf welches der beiden vorangegangenen männlichen Hauptwörter das „er" zu beziehen sei, auf den Blitz oder auf Helwin? und wenn freilich der Leser sich auch sagen wird, das persönliche Fürwort könne dem Sinn nach sich nur auf Helwin beziehen, so würde doch jedenfalls die Änderung vorzuziehen sein: Wäre ein Blitz neben ihm niedergefahren, Helwin hätte nicht erschrockener sein können ꝛc.

Über die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen.

(Zuerst erschienen in dem Aprilheft dieses Jahres in dem 20. Jahrgang der sehr empfehlenswerthen von Richard Fleischer herausgegebenen „Deutschen Revue" und hier auf den Wunsch von maßgebenden Lesern meiner Zeitschrift wiederholt.)

Ihre Aufforderung, in Ihrer Zeitschrift meine Ansicht über die Verwendung von Fremdwörtern im Deutschen darzulegen und zu begründen, ist mir natürlich sehr willkommen; aber ich habe diesen Gegenstand bereits eingehend in dem neunten und zehnten meiner „Deutschen Sprachbriefe" (11. Auflage, S. 189—192 und S. 220—222) behandelt, so dass ich Ihrer Aufforderung nur nachkommen kann, wenn mir gestattet wird, das dort Gesagte verkürzt in einem möglichst gedrängten Auszuge zu wiederholen.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, — habe ich a. a. O. gesagt, dass unter allen Bildungsvölkern fast allein die Deutschen neben dem Wörterbuch ihrer Sprache noch ein eigenes Fremdwörterbuch bedürfen, ja dass eigentlich nur das letztere als ein wirkliches Bedürfnis von vielen Deutschen,

welche sich wenigstens selbst zu den Gebildeten zählen, anerkannt wird, während sie eines deutschen Wörterbuches entrathen zu können glauben. Durch die falsche Anwendung, Aussprache, Schreibweise eines Fremdwortes würden sie fürchten, sich eine Blöße zu geben und einen Mangel an Bildung zu verrathen, von dessen weit stärkerem Hervortreten in dem willkürlich regellosen Gebrauch und in der Verwahrlosung der Muttersprache sie nicht einmal ein Ahnung haben.

Diese eigenthümliche Erscheinung hängt — wofür ich Zeugnisse von Du Bois-Reymond und von Ernst Moritz Arndt angeführt habe – einerseits zusammen mit dem wenig ausgebildeten Sinn der Deutschen für sprachliche Formvollendung, andererseits aber ist sie in der Eigenartigkeit unserer deutschen Schriftsprache selbst begründet, die — und zwar nur allzu leicht und allzu reichlich — Fremdes in sich einströmen lässt, aber doch meist nur etwa wie Öl ins Wasser, ohne sich damit zu vermischen und es in sich aufzunehmen. Die Fremdwörter bleiben zumeist in ihrem Wesen und Kern unverändert; nur in der Endung und Biegung erfahren sie eine leichte, äußerliche Umformung in so weit, dass sie sich wenigstens einigermaßen in das Gefüge deutscher Rede einordnen lassen. Aber immer bleiben sie dann für das deutsche Ohr und Gefühl etwas Fremdes und Fremdartiges und finden deshalb mit Recht keine Aufnahme in dem eigentlichen deutschen Wörterbuch, sondern erfordern bei ihrem nur zu häufigen und reichlichen Vorkommen ein eigenes „Fremdwörterbuch". Völkern freilich, denen in ihren aus älteren Sprachtrümmern hervorgegangenen und zusammengeschmolzenen Sprachen das Gefühl und Bewusstsein eines ureigenen Grundstocks im Wortsatz abgeht, genügt statt der innern Gleichartigkeit, welche der Deutsche für die als deutsch anzuerkennenden Wörter fordert, für die ihren Sprachschatz bildenden Wörter schon eine äußere Gleichförmigkeit in der Aussprache, Endung und Biegung. Unsere ältere Sprache, wie noch die Volkssprache in den Mundarten, setzte der eindringenden Fremdwörterfluth einen stärkeren Damm entgegen als unsere heutige Schriftsprache, namentlich aber duldete sie nicht leicht etwas Fremdartiges in sich; vielmehr strebte sie, wenn einmal Fremdes unabweislich eingedrungen, dies in seinem Kern und Wesen umartend sich anzuähnlichen, um es sich dann wirklich zu eigen zu machen und einzuverleiben. Solche durch anartende Umformung dem Deutschen vollkommen angeeignete Wörter erklingen nun ganz wie heimische und gelten im allgemeinen Volksbewusstsein auch für echt deutsche.

Wie ganz anders muthen sie den deutschen Hörer an als die bis etwa auf einigermaßen deutsche Zustutzung der End- und Bildungssilben noch unverändert übernommenen, im deutschen Volksbewusstsein immer als

undeutsch und fremdartig empfundenen Fremdwörter! Wem das Gefühl für Einheit und Reinheit der Sprache nicht ganz abhanden gekommen, Dessen Ohr muss durch die Einmischung des Fremdartigen, auch wenn er den Sinn vollkommen versteht, empfindlich verletzt werden. Dazu ist aber für die fremder Sprachen unkundige große Masse des Volkes zugleich alles Undeutsche auch etwas Undeutliches, Unverstandenes und Unverständliches; und so entsteht durch die Einmischung des Fremdartigen nicht bloß eine das feinere Sprachgefühl beleidigende Ungleichartigkeit und Buntscheckigkeit, sondern auch geradezu ein die Volksverständlichkeit schwer beeinträchtigendes Kauderwälsch.

Ich will, weil in solchen Fällen Beispiele am anschaulichsten und eindringlichsten wirken, aus einer 1797 erschienenen Schrift von Friedrich Schlegel einen Satz hier einrücken, der unter achtundvierzig Wörtern sechzehn (also ein volles Drittel) undeutsche enthält, mehr, als Luther in seiner ganzen Bibelübersetzung gebraucht hat. Es ist Das derselbe Schlegel, der später (1812) in einem Aufsatz über die Verwahrlosung unserer Muttersprache aus Selbsterfahrung und hoffentlich auch aus reuiger Selbsterkenntnis „das Ding oder Wesen, wie man es sonst nennen will“, das viele unserer Schriftsteller schreiben, als „ein unnatürliches Zwitterwesen“, „einen widerartigen Mischling aus dem Abfall aller anderen Sprachen“ bezeichnet. Der erwähnte Satz von Friedrich Schlegel lautet:

„Ehe ich diese interessante Komposition moderner Anmaßung, raffinierter Missverständnisse und barbarischer Vorurtheile in ihre ursprünglichen Elemente analysire, muss ich einige Worte über die einzigen giltigen objektiven Prinzipien des ästhetischen Tadels voranschicken. Dann wird es nicht schwer sein, den subjektiven Ursprung der konventionellen Prinzipien dieser pathetischen Satire zu deducieren.“

Man vergleiche damit in reinem Deutsch etwa:

„Ehe ich diese geistreiche Verquickung neuzeitlicher Anmaßung, ausgeklügelter Mißverständnisse und ungebildeter Vorurtheile in ihre ursprünglichen Bestandtheile auflöse, muss ich einige Worte über die einzig giltigen gegenständlichen Grundsätze des Tadels in Bezug auf das Kunstschöne voranschicken. Dann wird es nicht schwer sein, den unsachlichen Ursprung der nur hergebrachten Grundsätze dieser hochtrabenden Spottrede darzuthun.“

Allerdings mag eine solche rein deutsche Darstellung dem Schriftsteller, zumal dem bisher darin ungeübten, mehr Mühe kosten als die lotterige Weise, wonach er jedesmal das ihm zuerst in den Gedanken oder in die Feder kommende Wort niederschreiben zu dürfen glaubt, ohne auch nur darüber nachzudenken, ob nicht die reiche Fülle des deutschen Wortschatzes

ihm einen vollgültigen Ersatz für das Auszudrückende darbietet. Aber, wer diese Mühe scheut, sollte auch nicht Anspruch auf den Namen eines deutsch Schreibenden, am wenigsten auf den eines deutschen Schriftstellers erheben dürfen. An der nöthigen Schulung und Selbstzucht in Beziehung auf die Richtigkeit und namentlich auch auf die Reinheit des Ausdrucks haben es viele Deutsche bisher immer noch fehlen lassen. Man mache es sich nur einmal streng zum Gesetz, Fremdwörter in der Rede und namentlich in der Schrift niemals anders als mit dem vollen Bewusstsein ihrer Unentbehrlichkeit und Unersetzlichkeit zu gebrauchen, und bald wird man selbst mit Staunen wahrnehmen, für wie viele der nach der bisherigen lässigen Übung massenweis sich zudrängenden Fremdlinge bei reiflichem Nachdenken schon der anerkannte deutsche Wortschatz bequemen und vollgültigen Ersatz darbietet. Freilich, ganz ohne Fremdwörter auszukommen, ist in einer Bildungssprache weder möglich noch räthlich; und wohlmeinende, aber unverständige Freunde einer rein deutschen Sprache haben durch ihren das Kind mit dem Bade ausschüttenden Übereifer der guten Sache vielleicht nicht minder geschadet als die gegen die Reinheit der Sprache Gleichgültigen, welche aus lässiger Bequemlichkeit allem andrängenden Fremden ohne Auswahl Thor und Thür geöffnet.

Auch schon unsere ältere Sprache hat manches unverähnlichte Fremdwort in sich aufgenommen, das nun trotz der undeutschen Betonung und Aussprache durch den langjährigen und häufigen Gebrauch so tief ins Volksbewusstsein eingedrungen ist, dort Wurzel geschlagen und sich in Ableitungen und Zusammensetzungen so verzweigt hat, dass man nothgedrungen auf Grund der Verjährung es zwar nicht als eingeartet, doch als eingebürgert und unwiderruflich zum Wortschatz gehörig wird anerkennen müssen, zum Beispiel Natur (mit natürlich), Figur (mit figürlich), Musik (mit Musiker, Musikant), Fabrik (Fabrikant), Person (persönlich), Religion &c.

Die um- und eingedeutschten und solche ganz volksüblichen und volksverständlichen Fremdwörter aus dem deutschen Wortschatz streichen zu wollen, kann nur unverständigen Übereiferern einfallen. Im Gegensatz zu diesen hat schon der bedächtige Leibniz die Nothwendigkeit erkannt, gewisse noch gleichsam zwischen deutsch und fremd hin und her flatternde Wörter ein für allemal für deutsch zu erklären; und es versteht sich ferner auch wohl von selbst, dass bei der Besprechung ausländischer, von unseren deutschen abweichender Verhältnisse die genaue fremdländische Bezeichnung nicht aus thörichter Deutschthümelei durch ungenaue oder gar durch falsche und schiefe Verdeutschungen ersetzt werden darf, wie denn z. B. auch die über die Gleichartigkeit und Reinheit ihrer Sprache so eifersüchtig wachenden Franzosen in solchen Fällen naturgemäß und unbedenklich die fremden Bezeichnungen anwenden.

Dazu kommen dann noch die bis auf geringe Abweichungen der Aussprache und Biegungsendungen fast in allen Bildungssprachen übereinstimmenden Kunstausdrücke, wenigstens für die streng fachmäßige und wissenschaftliche Behandlung; denn für die allgemeinere, zumal in Volksschriften, wird man wohl thun, zur Erklärung und Verdeutlichung wenigstens bei der ersten Einführung jedes Kunstwortes, so weit es irgend möglich, eine treffende Verdeutschung beizufügen und vielleicht damit auch späterhin nach Bedarf abzuwechseln.

In dem angegebenen Umfange werden meines Erachtens bedächtige, von engherziger und dumpfgeistiger Beschränktheit sich frei erhaltende Freunde der Sprachreinheit fremdher stammende und fremde Wörter als berechtigt in der deutschen Sprache anerkennen; aber auch außerhalb dieser Begrenzung wird man noch gar manches von einem feineren Ohr als störende und fremdartige Entstellung der reinen Sprache empfundene Fremdwort einstweilen dulden müssen und an der gehörigen Stelle mit dem vollen Bewusstsein es selbst verwenden. Es ist eben nicht möglich, das seit Jahrhunderten auf dem Felde der deutschen Sprache wuchernde, theilweise sogar gehegte und gepflegte Unkraut mit einem Male auszujäten und die dadurch entstandenen Lücken sofort mit guten heimischen Anpflanzungen genügend und vollständig auszufüllen. Der ebenso bedächtige wie feinfühlige Lessing hatte sich bekanntlich zu eigenem Gebrauch eine Sammlung von guten, aber wenig üblichen Ausdrücken angelegt, die ihm zur Ausfüllung einer Lücke geeignet schienen und von denen er dann auch manche durch den Gebrauch in Umlauf gesetzt. In diesem Verzeichnis finden wir denn z. B. die hergehörige sehr beachtens- und beherzigenswerthe Bemerkung, dass er in seiner Emilia Galotti an einer Stelle statt Kopie hätte Abbild setzen können, „wenn es im Dramatischen“ (und dies gilt ebenso z. B. für Romane ꝛc.) „nicht mehr darauf ankäme, der Person eher angemessene als gute Worte in den Mund zu legen“.

Vergleichen wir mit diesem Verfahren Lessings das zweier anderen um unsere Sprache hoch verdienten Männer, die aber beide, der eine durch Missachtung der Sprachreinheit, der andere durch Übereifer für diese, das Richtige verfehlt zu haben scheinen.

Unser größter Schriftsteller, Goethe, von dem wir uns durch den Glanz und das Gewicht seines Namens, wie durch das von uns bereitwillig anzuerkennende und anerkannte Wahre über das Irrige und Falsche nicht blenden lassen dürfen, hat einmal geäußert:

„Die Muttersprache zugleich reinigen und bereichern ist das Geschäft der besten Köpfe. Reinigung ohne Bereicherung erweist sich öfter als geistlos; denn es ist nichts bequemer, als von dem Inhalt absehen und auf den

Ausdruck passen. Der geistreiche Mensch knetet seinen Wortstoff, ohne sich zu bekümmern, aus was für Elementen er besteht; der geistlose hat gut rein sprechen, da er Nichts zu sagen hat. Wie sollte er fühlen, welches kümmerliche Surrogat er an der Stelle eines bedeutenden Wortes gelten läßt, da ihm jenes Wort nie lebendig war, weil er Nichts dabei dachte. Es giebt gar viele Arten von Reinigung und Bereicherung, die eigentlich alle zusammengreifen müssen, wenn die Sprache lebendig wachsen soll. Poesie und leidenschaftliche Reden sind die einzigen Quellen, aus denen dieses Leben hervordringt, und, sollten sie in ihrer Heftigkeit auch etwas Bergschutt mitführen, er setzt sich zu Boden und die reine Welle fließt darüber hin."

Ein Schriftsteller wie Goethe hat nur allzu reichlich Gelegenheit gehabt, aus dem nergelnden Tadel gegen viele Fremdwörter und besonders aus vielen dafür ungeschickt genug als Verbesserung vorgeschlagenen Verdeutschungen sonnenklar zu erkennen, dass mancher übereifrige Sprachreiniger von der vollen Bedeutsamkeit und Inhaltsfülle des getadelten Ausdrucks gar keinen rechten Begriff hatte und eben deshalb statt eines vollgültigen Ersatzes einen kümmerlichen und dürftigen Nothbehelf darbieten zu können vermeinte. Erklärt sich daraus Goethes derber Ausfall gegen ungeschickte und geistlose Sprachreiniger, so hat er in seinem Unmuth doch offenbar weit über das Ziel hinausgeschossen, wenn er es gleichsam als eine berechtigte Eigenthümlichkeit geistreicher Personen hinstellt, die Rücksicht auf die Reinheit der Sprache ganz außer Augen zu setzen und in ausschließlichem Hinblick auf den Inhalt ihren Wortstoff aus den fremdartigsten Bestandtheilen zusammenzukneten, während doch z. B. die geistreichsten französischen Schriftsteller ein solches Vorrecht für sich auf Kosten ihrer Muttersprache niemals beansprucht haben und beanspruchen werden.

In den entgegengesetzten Irrthum ist Johann Heinrich Campe verfallen. Er hat für manche Fremdwörter deutsche Neubildungen vorgeschlagen und in Umlauf gebracht, die — als vollgültiger Ersatz in vielen Fällen — allgemeine Anerkennung gefunden haben und nun vollständig und unwiderruflich dem deutschen Wortschatz einverleibt sind, zu dessen verdienstvollen Mehrern er dadurch unbestritten gehört. Sein den Spott und den Widerspruch so sehr herausfordernder Irrthum bestand darin, dass er sein, des Einzelnen, unbestreitbares Vorschlagsrecht zu Neubildungen mit dem nur dem gesammten Volk zustehenden Anerkennungs- und Bestätigungsrecht verwechselte, wie er denn auch die ganze massenhafte Spreu seiner nicht allgemein anerkannten Wortgebilde nicht etwa im Winde verwehen lassen wollte, sondern sie eben so wie die als kernhaft anerkannten Fruchtkörner darunter in das von ihm veranstaltete deutsche Wörterbuch eintragen

ließ. Ein neues Wort zu bilden, das ihm als eine glückliche Bereicherung des deutschen Sprachschatzes erscheint, hat der Einzelne nicht nur das Recht, sondern er erfüllt damit auch eine vaterländische Pflicht und es ist ihm auch durchaus nicht zu verdenken, wenn er das von ihm neugeprägte Wort durch wiederholten Gebrauch an passender Stelle in Umlauf zu setzen, zu verbreiten und dafür nach Möglichkeit Anhänger zu werben sucht. Mehr steht aber auch gewöhnlich nicht in der Macht eines Einzelnen; anders dagegen verhält es sich z. B. mit größeren Körperschaften, besonders mit Behörden, Regierungen und gesetzgebenden Gewalten, die für die Einführung und Verbreitung neuer Ausdrücke so ganz andere, mächtigere, nachhaltigere und wirksamere Hilfsmittel besitzen als der Einzelne. Man denke an das, was der Staatssekretär des deutschen Reichspostamts, Excellenz Dr. Heinrich von Stephan, auf dem Gebiete des Postwesens für die Reinigung und Säuberung der Sprache von überflüssigen Fremdwörtern geleistet hat durch Einführung guter deutscher Ausdrücke, die in gründlicher Berathung von sach- und sprachkundigen Männern mit Geschick und Umsicht festgestellt sind und daher auch so ungemein schnell in den weitesten Kreisen freudige Auf- und Annahme gefunden haben.

Ich freue mich, hieran einen Hinweis auf ein jüngst erschienenes Buch* knüpfen zu können, in Folge dessen über sechzig hervorragende Handelshäuser Hamburgs an die dortige Kaufmannschaft einen Aufruf gerichtet haben, an der Reinigung der deutschen Handelssprache mitzuarbeiten, woran voraussichtlich die gesammte deutsche Handelswelt sich rege betheiligen wird.

Auf die Wirksamkeit des allgemeinen deutschen Sprachvereins, der die Fremdwörter nicht überhaupt in unserer Sprache ausmerzen, sondern sie nur beschränken, aber da zulassen will, wo sich dafür kein vollgültiger, allgemein verständlicher deutscher Ersatz bietet, glaube ich nicht erst noch besonders hinweisen zu müssen.

Möge jeder, der dieser Ansicht zustimmt, sie ohne Überstürzung mit Bedacht und Stetigkeit bethätigen.

In dem Vorwort zu meinem Fremdwörterbuch habe ich vor vierundzwanzig Jahren gesagt, was ich hier wohl wiederholen darf: „Nicht dringend genug kann das Streben nach möglichster Reinheit des deutschen Ausdrucks empfohlen werden, nicht heiß genug gebrandmarkt die Verunreinigung unserer Muttersprache durch Sudler, die namentlich beim Übersetzen aus fremden Sprachen und in Zeitungen oft die Mühe scheuen, den richtigen, guten deutschen Ausdruck zu suchen, zuweilen aber sogar thöricht wähnen, durch den Gebrauch von Fremdwörtern in deutscher Rede sich den

* Fremdwörter der Handelssprache von F. W. Eitzen in Hamburg. (Leipzig, H. W. Hässel.)

Schein höherer Bildung zu geben“ — und hieran möchte ich zum Schluss eine Mittheilung knüpfen als Beleg dafür, wie thöricht so manche Deutsche förmlich in Fremdwörtern schwelgen und sich darin gar nicht genug thun können.

Vor ganz Kurzem ging mir von einem solchen Schwärmer für Fremdwörter die folgende Mittheilung und Anfrage zu:

„Le chrysargire“ (impôt d'or et d'argent) Vergleiche Les „Postes Romaines“ von Lucien Maury, S. 110, Z. 9 von unten. Das Wort steht nicht in dem großen französischen Wörterbuch von Sachs-Villatte.

„Kann man nicht auch im Deutschen sagen: ‚Die Chrysargire‘?“

Ich habe darauf geantwortet, dass französische Leser, wenn ihnen das Griechische bekannt ist, allerdings erkennen würden, dass es sich bei dem Worte um „Gold“ und „Silber“ handle, aber nicht, dass von einer „Steuer“ auf Gold und Silber die Rede sei; ferner, dass nach dem Griechischen, wie in der ersten Silbe, auch in der dritten ein y (nicht ein i) stehen müsse; ferner, dass kein Grund vorliege, das von dem französischen Schriftsteller als männliches Hauptwort gebrauchte Wort in ein weibliches umzuwandeln, und endlich (was die Hauptsache sei) gefragt, warum denn ein so mehrfach tadelhaft gebildetes Fremdwort ins Deutsche eingeschmuggelt werden sollte, da man doch deutsch allgemein verständlich und vollkommen richtig sagen könne: „Steuer auf Gold und Silber“.

Ob der Anfragende danach Abstand davon genommen hat, den deutschen Wortschatz mit dem Fremdwort „die Chrysargire“ zu bereichern, weiß ich nicht; aber ich möchte es fast bezweifeln.

„So'n bischen Französisch,
Das ist doch ganz wunderschön.“

In Bezug auf Fremdwörter.

In der National-Ztg. 48, 286 schreibt Georg Voß am Schluss eines längern Aufsatzes das Folgende, dem ich ein Plätzchen in meiner Zeitschrift einräumen zu müssen glaube:

„Neuerdings haben einige Künstler solche Abdrücke auch von gewöhnlichen Basreliefs gemacht. Die Bildhauer selbst haben in dieser Weise ihre Reliefs durch Abdrücke in angefeuchtetem starkem [gedruckt steht: starken] Papiermaché vervielfältigt und mit Wasserfarben koloriert. Bereits der Salon des Champ de Mars vor 3 Jahren brachte einige Abdrücke, z. B. von Pierre Roche und Alexander Charpentier. Die Künstler haben dafür die Namen „Gypsographien“ und „Glyphographien“* gewählt. Doch

* Vgl. in etwas anderer Bedeutung mein Fremdwörterb. S. 446 b.

das Wort „Reliefdruck“ scheint mir besser geeignet, ein Verständnis in den weitern Kreisen des Publikums zu finden. Der moderne Kunstdruck ist schon genugsam mit schwerfälligen Fremdwörtern überladen, dass man diesen Ballast nicht ohne zwingende Nothwendigkeit vermehren sollte.“

An der Heilquelle.

Novelle von Friedrich Spielhagen. 2. Aufl. Leipzig 1885. (432 S.)

Vereinzelte sprachliche Bemerkungen.

(Schluss s. S. 88—96.)

33. S. 98: „Weshalb soll ich in dem Leben nicht eine Komödie sehen, wie Sie vorhin in der Schafherde von Menschen einen Zug des Todes?“ —, vgl. in meinem Wörterb. I S. 746a unter Herde 3c, woraus ich hier nur die am Schluss angeführte Stelle aus Heine's Lutetia hersetzen will: „Eine gleichgeschorene, gleichblökende Menschenherde! Wilde Zeiten drohen heran!“

34. S. 109: „Die es nicht mehr zu kosten schien, es jetzt mit zwei Gegnern zugleich aufzunehmen, wie vorher mit einem,“ statt als (nicht selten bei Spielhagen, s. Hauptschwier. S. 306b/7a). Aus dem vorliegenden Roman sei hier noch die Stelle angeführt: „Du, die es so viel mehr verdient, wie wir.“ S. 407/8, s. ferner unter Nr. 68.

35. S. 110: „Die . . . sich . . . bewusst ist, dass die Angreifer doch nur Nebenbuhler ihrer Gunst sind,“ wofür es wohl richtiger heißen müsste: „um ihre Gunst“, vgl.: Ein Nebenbuhler des Grafen um Klementina. Wieland 28, 165 (s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 121c).

36. S. 123: „Sie meinen also, Das mit der kleinen Offek sei doch nur so ein Techtelmechtel,“ s. mein Wörterb. III S. 1295b und Ergänz.-Wörterb. S. 553c.

37. S. 127: „Wir geben dem Herrn Gelegenheit, eine Versäumnis nachzuholen, die an das Sträfliche grenzt,“ s. mein Wörterbuch III S. 872c/3a mit Belegen für das weibliche und das sächliche Geschlecht.

38. S. 129: „Ein Herr von Wolfsberg. — Macht seine Sache für den Anfang recht brav. — Der kann Alles aus dem Handgelenk,“ s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 341b, wo es heißt: Aus dem Handgelenk [ohne Anstrengung] arbeiten, zeichnen, mit vielen Belegstellen.

39. S. 143: „Diese raffinierte Beifalljägerin und Männerfischerin,“ vgl. in meinem Wörterb. I S. 451c und 830a/b; Ergänz.-Wörterb. S. 202b und 280b Beispiele der nach Ähnlichkeit zu mehrenden Zusammensetzungen.

40. S. 144: „Adalbert kennt meine Ansicht über ihn . . . so genau, dass unsere alte Freundschaft darüber nur eben nicht ganz aus den Fugen gegangen ist," — s. mein Wörterb. deutscher Synonymen (2. Aufl.) S. 116, unter den sinnverwandten Ausdrücken, die bezeichnen, „dass wenig an Etwas fehlt". Da heißt es in Nr. 2 [mit dem in eckigen Klammern Eingeschlossenen als Zusatz]: „Mundartlich oder veraltet: Öffentlich unterhalten, geehrt und nur nicht gar vergöttert. Wieland 22, 16; 12, 323; 16, 6; [15, 254; 23, 269]; [Kannst du vergessen, wie der Stolze dich | verachtete! wie grausam höhnend er | dich nur nicht gar ihm ließ zu Füßen fallen?] Schiller 616b; [Alsdann stellt er sich so, dass er . . . dem königlichen Thron nur nicht den Rücken wendet. 661b]. Herzzerschmelzend und nur nicht gar mit Thränen gebeten. Böttiger Sabina 290. [Der Präsident habe nur nicht ganz korrekt gehandelt. Nat.-Ztg. 27, 250] &c.; ähnlich: Der nur nicht völlig willkürlichen Verurtheilung. Klopstock Gelehrtenrep. 90. Das heutige „über" hat die ältere Form nur nicht völlig verdrängt. Voß Ged. 1, 185 &c., elliptisch = beinahe (oder fast), nur nicht ganz (oder völlig); auch: Man wird finden, dass auf diesen Partikeln gerade nur nicht (= fast) Alles beruht. Lessing Ster. 9, 95." [Ein Duplik, Schluss der Einleitung].

Da, wie man aus dem Vorstehenden ersieht, diese Art der Ausdrucksweise noch vor etwa 20 Jahren in der National-Ztg. und ferner in dem vor 10 Jahren erschienenen Roman von Spielhagen vorkommt, so wäre es richtiger gewesen, wenn ich dies Vorkommen statt, wie ich es gethan, als „mundartlich und veraltet" vielmehr als „mundartlich und fast veraltend" bezeichnet hätte. Der Sinn ist klar; die Sprechende will sagen: es hat nur sehr wenig daran gefehlt (oder: es war ganz nahe daran) dass unsere alte Freundschaft aus den Fugen gegangen wäre; sie wäre bei einem Haare aus den Fugen gegangen.

Mittheilungen darüber, wo — bei Schriftstellern oder im Volk — derartige Wendungen noch jetzt vorkommen, wären erwünscht.

41. S. 144/5: „Ein Sonnenstreifen, der durch das dichte Gezweig der Buchenkrone geschlüpft war, zitterte über sie hin, jetzt voller Muthwillen nur in ihrem dunklen Haar spielend, von dem sie nach ihrer Gewohnheit den Hut genommen, dann verschämt sich bis zu dem Busen senkend, dessen reizende Formen das sommerliche Gewand ahnen ließ, dann plötzlich kühn an dem schlanken Leibe hinabgleitend, bis zu der Spitze des schmalen Fußes, der aus dem Kleidersaum hervorlugte" — und etwas weiterhin (S. 145) heißt es: „Der Sonnenstrahl war, erschrocken von einer Bewegung, die Kora machte, das herabgleitende Buch zu halten, in das Laubdach oben zurückgehuscht &c."

Ich habe diese Stelle so ausführlich mitgetheilt, um bei den Lesern die Frage anzuregen und ihrer Entscheidung zu überlassen, ob der Schriftsteller hier in der dichterischen Belebung des Unbelebten die allerdings schwankende Grenze des Statthaften überschritten hat. Ich finde es ganz dem Sprachgebrauch gemäß und habe natürlich nicht das Geringste dagegen einzuwenden, wenn von einer Bewegung des Sonnenstreifens oder Sonnenstrahls die Rede ist, wenn es heißt, dass er durch das Gezweig schlüpft, über eine Person hinzittert, in ihrem dunkeln Haar spielt, sich bis zu ihrem Busen senkt, an dem schlanken Leib hinabgleitet und dann später in das Laubdach zurückhuscht; aber nach meinem Gefühl überschreitet der Schriftsteller die Grenze des Statthaften, wenn er dem eigentlich Unbewussten ein Bewusstsein beilegt und den Sonnenstreifen oder Sonnenstrahl verschämt oder kühn oder gar erschrocken nennt, s. hier in der Zeitschrift S. 133 Nr. 31.

42. S. 146: „Zwei . . . Schwestern, von denen die eine durchaus nicht gut sein und gut thun will und die andere die Gutheit und Bravheit selber ist," vgl. in meinem Wörterb. III S. 1073c unter selbst 1d und zu Gutheit ebd. I S. 646a und Ergänz.-Wörterb. S. 243a, wie zu Bravheit ebd. S. 100a und Wörterb. I S. 202b.

43. S. 155: „Vom nahen Kurgarten her erschollen die letzten Töne der Nachmittagsmusik," vgl. erschallten, s. mein Wörterb. III S. 887b.

44. S. 158: „Also die gnädige Frau wird ja dann die Pult noch an demselben Abend kommen lassen und ihr sagen, dass sie wieder absocken könne." — Worte eines Bedienten, der damit nicht etwas erst Zukünftiges verkünden will, sondern etwas bereits Geschehenes berichtet und erzählt, also = die gnädige Frau ließ (Imperf. oder dafür in lebhafter Vergegenwärtigung des Vergangenen, in dem sogenannten Praesens historicum: lässt) ja die Pult noch an demselben Abend kommen und sagte (oder: sagt) ihr, dass sie wieder absocken [s. mein Wörterb. III S. 1113b; Ergänz.-Wörterb. 485b] könne, s. mein Wörterb. III S. 1568c/9a unter werden 9c β und Hauptschwier. S. 335a Nr. 2a.

45. S. 160: „Glaubte deine gnädige Frau denn Das? fragte Jean. I wo! erwiederte Friedrich, kein sterbendes Wort," vgl. S. 161: „Glaubst du denn, dass deine gnädige Frau den Herrn Baron gefragt hat von wegen? I wo! sagte Friedrich, die wird sich hüten," — s. Ergänz.-Wörterb. S. 647a und — um noch einige Belege hinzuzufügen — auch Über Land und Meer 68, 895b; Wildenbruch Eifernde Liebe S. 35, s. Zeitschr. III S. 453 Nr. 12.

46. S. 185: „Fing, die Musik übertönend, eine elektrische Klingel . . . zu schellen und zu gellen an," — s. die hervorgehobenen Zeit-

wörter in meinem Wörterb. und vgl. über die formelhafte Reimverbindung oben S. 91. Nr. 4.

47. S. 231: „Frau Klump, die ihren vornehmen Besuch zum Sitzen eingeladen, war freilich zu ihrem größten Bedauern und zu ihrer tiefsten Beschämung, wie das gnädige Fräulein sehe — mit Respekt zu sagen — in ihrem Morgenschunschel, werde aber in einer Viertelstunde sich die Ehre und das Vergnügen machen ꝛc.“ s. für den (nicht durch eine Zwischenschiebung vermittelten) Übergang aus dem erzählenden Imperfekt in den Konjunktiv des Präsens für die abhängige (oder indirekte) Rede besonders Ipsen's Aufsatz hier in der Zeitschr. VI S. 205 ff

In dem Mund der Berliner Krankenwärterin Frau Klump ist das berlinische Schunschel (m.) zur Bezeichnung eines schlumprigen und schlottrigen Morgenanzuges ganz an seiner Stelle, vgl. kurz darauf: „Nun sind sie todt, die lieben Kinderkens“ und (S. 232): „So ein Prachtsmensch von einem Krankenwärter“ und weiterhin, z. B. S. 281: „Gut ist der [statt: das] Baby auch“ (mehrmals). „Sie kann mir [statt: mich] nicht leiden.“ S. 282: „Bis er einen tüchtigen Knax weg hat,“ s. mein Wörterb. I S. 948a und Ergänz.-Wörterb. S. 312a („Knacks“).

48. S. 262: „Der dicke Kammerherr von Pustow hatte eben von seinen berühmten Regalia präsentiert,“ entsprechend dem französischen Theilartikel, s. Hauptschwier. S. 324 (Nr. 3), vgl. mehr im Geiste der deutschen Sprache: Er hatte eben seine Cigarren angeboten, dargereicht, herumgereicht (im bloßen Zielfall ohne von).

49. S. 263: „Nach 8 Tagen oder so“ = nach etwa 8 Tagen, — häufig bei Spielhagen, vgl. u. Nr. 60, s. Zeitschr. 3, 206 ff.; 7, 468 Nr. 13.

50. S. 263: „Keine dissolving views mehr jetzt von Wolkenschatten angeblauter, jetzt wieder von Sonnenlicht überglänzter Berge,“ vgl. mein Wörterb. I S. 158a; Ergänz.-Wörterb. S. 81c (Zusammensetzungen von blauen).

51. S. 303: „Während er ... in Filzschuhen ... durch die Zimmer schlürft.“ s. Wörterb. III S. 966b.

52. S. 311: „Wie so gar nicht war Escheburg's Wunsch, dass der Aufenthalt hier an der Heilquelle Allen zum Heil gereichen möge, in Erfüllung gegangen! hatte sich gerade in das Gegentheil verkehrt!“ —, vgl. für den Schlussatz etwa: wie hatte er sich gerade ꝛc. — oder: er hatte sich (vielmehr) gerade ꝛc.

53. S. 316: „Ich hoffe, dann wird Ruhe über Euch kommen oder doch Beruhigung Eurer unglücklichen Herzen,“ — vgl. mein Wörterb. II S. 809c, woraus ich hier den Beleg aus Goethe 3, 277 etwas ausführlicher wiederhole: „Allein kann der Mensch nicht wohl bestehen, daher schlägt

er sich gern zu einer Partei, weil er da, wenn auch nicht Ruhe, doch Beruhigung und Sicherheit findet," vgl. auch weiter bei Spielhagen S. 331: „Wirklich schien auch eine Art von Fassung, wenn auch nicht Ruhe über die Unglückliche gekommen."

54. S. 322: „Die Musici . . . stimmten die Instrumente. Sie hatte von den Läufen und Quinquilieren Nichts gehört rc.," s. über das hervorgehobene Wort unter quinkelieren in meinem Wörterb. II S. 624 c/5 a, Ergänz.-Wörterb. S. 401 a, wo unter den Nebenformen an beiden Orten gerade aus Spielhagen zahlreiche Belege für quinquilieren angeführt sind. Hier aber handelt es sich mir besonders um die nicht ganz streng richtige Zusammenfassung von Einzahl und Mehrzahl (s. Hauptschwier. S. 343), vgl.: „von den Läufen und dem Quinquilieren."

55. S. 325: „Als die Pult es ihr erzählt, hatte sie es dem schlechten Weibe nicht geglaubt. Aber das Schlimme hatte sie ihm doch geglaubt, nur das Gute nicht!" — durchaus streng sprachrichtig; aber, meiner Ansicht und meinem Gefühl nach, wäre hier doch die Fügung nach dem Sinne (s. meine Hauptschwier. S. 159 a Nr. 1 rr) vorzuziehen. Da „das schlechte Weib" der Hörerin von deren Manne erzählt hatte, so wird der Leser bei dem ihm zunächst doch an diesen Mann, nicht an das schlechte Weib denken, was durch die Änderung des ihm in ihr verhütet wäre.

56. S. 327: „Sie stünde wohl jetzt nicht hier mit dieser Armesündermiene," wofür es meiner Ansicht nach sprachrichtiger heißen müsste, entweder: „mit dieser Armensündermiene" oder (was ich vorziehen würde): „mit dieser Armsündermiene", s. darüber ausführlich meine kritische Beleuchtung des Grimm'schen Wörterbuches Heft II S. 143—145. (Das dort Gesagte gedenke ich — wenn sich der Raum dafür findet, — in einem spätern Hefte der Zeitschr. seinem wesentlichen Inhalt nach und vielleicht um einige Belege vermehrt zu wiederholen.) Hier begnüge ich mich, einstweilen aus meinem Wörterb. II S. 305 c die unter den Zusammensetzungen von Miene sich findenden Belege herzusetzen: Ist er dir nie erschienen, | der Fürst von Ithaka, | wenn deine Sündermienen | in seinem Reich er sah? Herwegh 1, 9. Schritt sie ihm mit Todesblässe und einer „armen [s. d. Anm.] Sündermiene" entgegen. Stilling 4, 178.

57. S. 331: „Da schwand der letzte Rest falschen Stolzes gegenüber der Verlorenen. Einzig und allein empfand sie die Schwesterschaft des Unglücks," dem Sinne nach: dass alle unglücklichen weiblichen Wesen Schwestern seien, — ein Beleg, dem ich als Ergänzung des unter Schwesterschaft in meinem Wörterb. (III S. 1049 a, vgl. Brüderschaft I S. 228 a) Gesagten hier ein Plätzchen eingeräumt habe.

58. S. 341: „Robert trug keinen Bart, wie jetzt," nicht ganz

unzweideutig. Der Sinn soll hier sein: „während er jetzt einen trägt“. Dem Wortlaut nach wäre auch die Auffassung möglich: „er trug, eben so wie jetzt, auch damals keinen Bart“. Eine unzweideutige Fassung dürfte in derartigen Fällen wohl empfehlenswerth sein.

59. S. 354: „Die Worte Hilde's hatten in seine Seele geschmettert wie im Graus der Schlacht Trompetensignal, das zur Attacke ruft.“

In meinem Wörterb. III S. 977b habe ich von dem Zeitwort schmettern als Intransitivum oder ziellosem Zeitwort gesagt, es werde in der Bedeutung: „mit schütterndem Krachen stürzen“ mit sein gefügt, dagegen in der Bedeutung: „gellend und schütternd, dem Schmettern des Donners mehr oder minder ähnlich, schallen“ mit haben. Dem entspricht vollkommen der obige Satz von Spielhagen und doch hat mich grade dieser stutzig gemacht und daran erinnert, dass in der zweiten angegebenen Bedeutung allerdings haben das gewöhnliche Hilfszeitwort ist, aber doch in einzelnen Fällen daneben auch sein eintreten kann; man vergleiche das sinnverwandte einschlagen, s. mein Wörterb. III S. 942a in Nr. 9, wovon ich den Anfang hier hersetze:

„mit schlagender Gewalt in Etwas nieder- oder hineinfahren, eindringen (s. flammen Anm. &c.), z. B.: Die Welle | schlug schäumend ein [ins Schiff] Chamisso 4, 156; sie ist ins Schiff eingeschlagen &c., namentlich oft aber: Der Blitz, Donner, das Gewitter, Wetter oder es (s. d. 7) hat eingeschlagen &c., oft auch übertragen und bildlich &c.“

Unter flammen aber, worauf hier hingewiesen ist, habe ich im Wörterbuch I S. 454c gesagt:

„2. intr. (haben und sein, s. Anm.): wie eine Flamme sich hin und her bewegen; blitzgleich — schnell, zuckend, leuchtend, zündend &c. — einen Raum durchfahren, zucken, schießen, fahren &c.“

und in der Anmerkung dazu heißt es:

„Zu 2 gilt sein als Hilfszeitwort, wenn nicht sowohl die Wirkung als ein Zustand, eine Ortsveränderung bezeichnet wird: Der Blitz ist vom Himmel geflammt [flammend niedergefahren], hat geflammt [gezündet] &c., s. flattern, Anm.“ —,

vgl. dazu ausführlich meine Hauptschwier. unter dem Titelkopf: „Intransitiva“ S. 183b—187, besonders Nr. 3.

Danach wird es zweifellos nur heißen können: „Wo hat der Blitz (oder es) &c. eingeschlagen? Der Blitz oder es hat in der Kirche, in einer hohlen Weide eingeschlagen &c.“; aber wenn, z. B. bei der Frage des Wohin zugleich die Bewegung hervortritt, dürfte neben haben doch wohl auch sein als Hilfszeitwort nicht unstatthaft erscheinen, also: Der Blitz

hat (oder ist) in die Kirche, in eine hohle Weide eingeschlagen. In meinem Wörterbuch freilich habe ich nur einen einzigen hergehörigen Beleg für das Perfekt gegeben, und zwar mit haben. Ich setze die Stelle aus Scherr's Blücher (Leipzig 1862) hier etwas vollständiger her:

„Unzweifelhaft hatte seit den Tagen der Reformation kein Ereignis mehr so elektrisch in die Herzen der Menschen eingeschlagen, wie die Befreiung Amerika's einschlug“ und, im Augenblick wenigstens, kann ich mich auch nicht auf eine weitere Stelle — sei es mit dem Hilfszeitwort haben oder sein — besinnen; doch will ich, als einigermaßen hergehörig, die in meinem Wörterbuch angeführten Verse von Andreas Tscherning hier (etwas vollständiger) hersetzen:

Kommt dann Trübsal eingeschlagen,
Treiben Menschen aus dir Spott,
Denk an Gott!

Ich habe die hier angeregte Frage auch nicht, um Etwas darin zu entscheiden, zur Sprache gebracht, sondern hauptsächlich mit dem Wunsche und in der Hoffnung, aus dem Kreise meiner Leser vielleicht Belege zu erhalten sowohl für einschlagen, wie für schmettern (in der hier zur Frage stehenden Anwendung), sei es mit sein oder mit haben, wie ich denn selbst mein Augenmerk hierauf richten werde.

60. Nr. 359: „Eine Geschäftsangelegenheit . . ., in welcher vielleicht die Anwesenheit des Herrn Wirths auf eine Minute oder so [= auf eine Minute] erwünscht sein würde“ —, s. über dies bei Spielhagen häufige „oder so“, s. o. S. 145 Nr. 49.

61. S. 366: „Dies wäre für Sie zur Unterschrift; Sie haben Zeit es ruhig zu überlesen“ (‿ ∪ ‿ ∪), vgl.: es ruhig überzulesen (‿ ∪ ∪ ‿ ∪) und ähnlich: es ruhig zu durchlesen oder durchzulesen, s. mein Wörterb. II S. 114b/c; 115a.

62. S. 359: „Mit bleichem, verzerrten Gesicht,“ wofür ich verzerrtem vorziehen würde, s. oben S. 91 Nr. 5.

63. S. 374: „Wenn die Miethsgäule auch keine Trakehner waren, hier in den Bergen war auf sie mehr Verlass als auf Rassepferde; und die Kutscher verstanden ihr Metier mit Hemmschuh und Bremse. — Das musste man den Kerlen lassen. Sie würde ja nicht gerade an eine Ausnahme gerathen sein, einen alten Krümper &c.,“ s. zu dem Schlusswort mein Wörterb. I S. 1033a, Ergänz.-Wörterb. S. 322b unter Krimper &c. (hier = Fuhrmann mit schlechten Pferden).

64. S. 375: „War er ausgetauscht gewesen, die ganze Zeit aus einem Manne, der wusste, was er wollte und sollte, in einen blöden, täppischen Jungen, der &c.?“ vgl. sachlich in meinem Wörterb. III 1294a:

Austauschen: 1. Etwas aus seiner Stelle weg und etwas Ähnliches dafür hineinbringen, z. B.: a. . . .; besonders: b. (s. Wechselbalg) Dass ein Elf, nächtlich spukend, | in Windeln unsre Kinder ausgetauscht. Schlegel Shakesp.-Übers. 6, 11 &c.; daher sprichwörtlich: Jemand ist (wie) ausgetauscht = ein ganz Anderer, nicht mehr zu kennen &c. Die Stelle aus Spielhagen aber habe ich hier besonders aufgeführt, weil in der hier gebrauchten Fügung nicht austauschen, sondern etwa umwandeln das Gewöhnliche und Übliche ist, vgl.: War er die ganze Zeit über aus einem selbstbewussten Mann in einen täppischen Jungen umgewandelt (oder verwandelt) gewesen?

65. S. 383: „Mitleid mit mir armen Schelm!" — statt: armem, s. Hauptschwier. S. 93b Nr. 2c.

66. S. 385: „Das plötzliche Verschwinden . . . fand im Allgemeinen weniger Beachtung, als man hätte denken sollen. Aber einmal war der Kaiser endlich eingetroffen, und das Hauptinteresse von Hoch und Niedrig koncentrierte sich selbstverständlich um den hohen Herrn, in der Frage gipfelnd, ob er heute eine Spazierfahrt machen werde und zu welcher Stunde. Sodann hatte der Regen die schöne Lady bereits seit Tagen von der Bildfläche verschwinden machen, wie die andern Damen auch &c.,"
vgl. S. 392: „‚Das war nicht freundschaftlich von Ihnen' . . . Verzeihen Sie, sagte Udo: aber einmal war ich selbst in meiner eigenen Affaire zu sehr engagiert, als dass ich auf die Angelegenheiten Anderer ein Auge hätte haben können . . . Sodann, fuhr Udo fort, hätte ich beim besten Willen Ihnen keinen Sukkurs bringen können, da &c.",
vgl. dazu in der Zeitschr. 1 S. 75—80 den Aufsatz: „Ist es verstattet, für erstens auch erstlich und einmal zu setzen?" und (siehe die Inhaltsverzeichnisse unter einmal) weiter sich Anschließendes.

67. S. 389: „Denn außer jenen Vorbereitungen wollte man noch von ganzen Lastwagen wissen, die in letzter Zeit, mit Wein- und Esskörben beladen, die verregneten Wege nach der Yburg hinaufgeknarrt seien" = knarrend hinaufgefahren, — hier angeführt als ein herausgegriffenes Beispiel für ähnliche in unzähliger Menge zu bildende Zusammensetzungen.

68. S. 400: „Man wohne vier Treppen hoch gesünder wie auf dem ersten Flur," vgl. S. 405: „Dass Herr v. Wolfsberg nach meiner Ansicht einer der gesündesten Jungen ist, die auf Gottes Erde herumlaufen," s. über die Steigerungsformen von gesund mit oder ohne Umlaut z. B. meine Hauptschwier. S. 288a und b. Über das wie statt als nach dem Komparativ (gesünder) s. o. Nr. 34.

69. S. 410: „Wagen, bespannt mit ausgesuchten Pferden, auf deren Köpfen hohe rothe Püschel nickten," — eine eigentlich mundartliche, doch

auch in der Schriftsprache nicht ganz unübliche Nebenform zu Büschel, vgl. auch ohne Umlaut: Puschel, s. mein Wörterb. I S. 248a; Ergänz.-Wörterb. S. 127 b/c.

70. S. 416: „Das Straßburger Münster könne man heute nicht sehen, wegen der Sonnenblende" = wegen der durch die Sonne verursachten Blendung, s. mein Wörterb. I S. 162b; Ergänz.-Wörterb. 83a.

71. S. 417: „Ein . . . junger Mann . . ., mit dem bereits Udo Hand und Handschuh ist," eine dem Englischen (to be hand and glove with) entlehnte, bei Spielhagen (s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 253b Nr. 3) häufige Ausdrucksweise zur Bezeichnung, dass zwei Personen sich eng an einander geschlossen haben, auf vertrautem Fuße stehen, vertraut mit einander verkehren. Die Stellung in dem obigen Satze lautete wohl gewöhnlicher: mit dem Udo bereits 2c.

72. S. 427: „So blieben sie eine Weile regungslos, Einer auf des Andern schwere Athemzüge lauschend, einander prüfend in die ernsten Gesichter blickend, von denen jedes dem Andern in dem Licht des Mondes seltsam bleich und feierlich erschien" In Bezug auf die hervorgehobenen beiden Mittelwörter der Gegenwart, von denen das erste dem zweiten nicht neben-, sondern untergeordnet ist, möchte ich auf Das verweisen, was ich in meinen Hauptschwier. unter dem Titelkopf: „Abhängigkeitsverhältnisse des zweiten Grades" auf S. 9b/10a in Nr. 8 gesagt habe, und danach einen Verbesserungsvorschlag machen durch die Änderung:

„So blieben sie eine Weile regungslos und lauschten Einer auf des Andern schwere Athemzüge und blickten prüfend einander in die ernsten Gesichter, von denen 2c."

Aus einer Rede zu Schiller's Geburtstag.

Diese Rede wurde am Geburtstage des Dichters im vorigen Jahr in dem Goethehause des „Freien deutschen Hochstiftes" in Frankfurt. a/M. gehalten und liegt jetzt in den höchst empfehlenswerthen von dem akademischen Gesammt-Ausschuss herausgegebenen Berichten des Hochstifts (Jahrg. 1895 Heft 2) gedruckt vor, unter dem Titel:

„**Zu Schiller's Geburtstag**: Die Begründung des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe im Hinblick auf die gleichzeitige deutsche Litteratur. Von Franz Muncker (10. Nov. 1894)."

Über den genannten Redner in München, den verdienstvollen Herausgeber von Lessing's Werken und Lebensbeschreiber Klopstock's und Lavater's, brauche ich meinen Lesern Nichts zu sagen. Als ich seine vortreffliche Rede las, wurde lebhaft der Wunsch in mir rege, sie — oder mit Rücksicht auf

die Raumverhältnisse meiner Zeitschrift, wenigstens einen Theil davon — auch meinen Lesern zugänglich zu machen. Die nachgesuchte Erlaubnis zum Abdruck wurde von dem Hochstift mir als einem seiner Ehrenmitglieder bereitwillig ertheilt, und so darf ich denn mit verbindlichem Dank, wie gegen das Hochstift, so auch gegen den Festredner und zum Genusse meiner Leser diesen nachstehend den Schluss der Muncker'schen Rede darbieten:

„Der Sturm und Drang war 1794 auf allen Gebieten unserer Litteratur verrauscht. Es bedeutete Nichts, dass die Bühnendichter und Roman-Autoren, die hauptsächlich oder ausschließlich den Wünschen der großen Menge dienten, die Kotzebue, Meißner, Lafontaine, um von Cramer, Spieß, Vulpius und ihren Gesellen ganz zu schweigen, neben andern effektvollen Motiven auch die des Sturmes und Dranges noch eifrig weiter verwertheten, dass auch die künstlerisch etwas höher stehenden Schauspieldichter Schröder und Iffland gelegentlich noch der Bühnenwirkung halber den alten Tendenzen huldigten. Selbst der eben jetzt zur Vollendung reifende zweite große Roman Heinse's, „Hildegard von Hohenthal", der sich in mehr als einem Zuge als das echte Erzeugnis eines kraftgenialischen Verfassers verrieth, erschien doch nur wie ein Nachzügler einer vergangenen Litteraturperiode, an sich aller Aufmerksamkeit würdig, vorerst aber ohne Einfluss auf die künftige deutsche Dichtung. Noch weniger konnte von einem solchen unmittelbaren Einfluss die Rede bei den soeben veröffentlichten „Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z" sein, dem letzten Werke Hippel's, der Hamann und Sterne gleichmäßig sich zum Muster gewählt hatte.

Am meisten hatte sich von allen einstigen Stürmern neben Goethe und Schiller noch Herder, der Führer jener geistigen Revolution, seine Bedeutung auch für die Gegenwart und nächste Zukunft bewahrt. An der Seite seines Freundes Goethe und vielfach in seinem Sinne war auch er zu ruhigeren, klareren, tieferen Werken fortgeschritten; durch das Studium der Natur und der Geschichte hatte auch er sich universellere und gründlichere Anschauungen, ein richtigeres Urtheil, künstlerische Sicherheit erworben. Als originaler Autor und als dichterischer Übersetzer und Nachbildner unermüdet thätig, hatte er trotz allen unvergänglichen Werken seiner Jugend sein Bestes und Größtes doch erst als reifer Mann geleistet. Und, wie er selbst noch emsig weiter schuf, so wirkten seine Schriften noch immer mit der alten Stärke auf zahlreiche Leser, unter denen sich die ersten Führer der jüngeren Geschlechter befanden. Ihn dachten sich denn auch Goethe und Schiller anfänglich als den Dritten in ihrem Bunde, und in der That zierten seine Beiträge vor Allem die Monatsschrift, die diesen Bund unserer beiden größten Dichter dem Publikum sichtlich offenbarte, die „Horen". Seine krankhafte Reizbarkeit und launische Verstimmung einerseits, seine

heftigen Angriffe auf die Philosophie Kant's andererseits waren vornehmlich die Ursache, warum ein gemeinsames freundschaftliches Wirken auf die Dauer für Schiller und Goethe zur Unmöglichkeit wurde.

Auch Voß hatte sich längst aus dem gärenden Drange seiner Göttinger Lehrjahre zur künstlerischen Klarheit und Reife durchgerungen. Die Erfahrungen eines an ernster Arbeit reichen Lebens und das emsigste Studium der Antike halfen ihm die edelsten Früchte seiner Poesie zeitigen, für die er eben darum auch die bewundernde und liebevolle Theilnahme Goethe's und Schiller's erntete. 1794 war er noch immer sehr eifrig und schaffensfroh, wenngleich die frische, einfache Natürlichkeit seiner Poesie bereits einer pedantisch-philologischen Genauigkeit zu weichen begann. Aber mochte auch seine jüngst erschienene Übersetzung der „Ilias“ den unmittelbaren Eindruck nicht mehr erreichen, den einst seine „Odyssee“ gemacht hatte, sein Ruhm und seine allgemeine litterarische Wirkung wurde dennoch durch sie erhöht: besaß man ja nun den ganzen Homer deutsch von seiner Hand, eine Gabe, die doch unter allen Lebenden Niemand so wie er hätte bieten können. Und noch lauter erscholl überall sein Preis, als er jetzt die bereits vor mehr als zehn Jahren gedichteten einzelnen Idyllen seiner „Luise“ zum einheitlichen Ganzen verbunden neu herausgab. Auch ihm kamen bei wiederholten Besuchen in Weimar jetzt und später Schiller und namentlich Goethe in jeder Weise entgegen; dass es nicht gelang, ihn in thüringischen Landen festzuhalten und zum Genossen des Goethe-Schillerischen Bundes anzuwerben, lag einzig an ihm selbst: in älteren Anschauungen befangen, vermochte er sich doch nicht völlig zu der künstlerischen Freiheit des Geistes zu erheben, die den weimarischen Freunden zur Lebensbedingung geworden war.

Wieder einer jüngeren, wenn auch nur wenig jüngeren Generation gehörte der dritte an, den im gleichen Jahre mit Möser und Bürger der Tod wegraffte, Georg Forster; am 11. Januar 1794 erlag er zu Paris, erst neununddreißig Jahre alt, einem Schlaganfall nach kurzer Krankheit. Auch sein Leben war voll Leid und Sorge, vom Glücke nur wenig begünstigt. An Arbeit und Noth musste er sich als Knabe schon gewöhnen: um in England den Seinigen den Unterhalt zu verschaffen, half er dem Vater beim Übersetzen ins Englische. Die gleiche Sorge für seine Eltern und Geschwister legte ihm auch später noch manche drückende Bemühung auf. Dann kam seine anstrengende und zum Theil wenig erquickliche Lehr- und Amtsthätigkeit in Kassel, Wilna und Mainz, deren materielle Erträgnisse bei seinem Mangel an wirthschaftlichem Sinne nicht ausreichten, um ihn und seine eigene, 1785 begründete Familie zu ernähren. Übersetzungen und andere Brotarbeiten, nur um des Erwerbes willen unternommen,

mußsten da wieder aushelfen; unter ihnen aber befand sich die mit allgemeinem Entzücken begrüßte, für die Erweiterung des litterarischen Gesichtskreises der Deutschen außerordentlich wichtige Übertragung der „Sakontala“, des ersten altindischen Meisterwerkes, das durch Vermittlung einer englischen Bearbeitung in unsere Sprache und Litteratur eingeführt wurde. Traurig vor Allem gestaltete sich der Abschluſs von Forster's Leben. Er sah, wie sein Familienglück zerfiel, das Herz seiner Gattin sich einem Andern zuwandte; das Ideal der Freiheit, das ihm die französische Revolution herbeizuführen schien und das er in Mainz zu verwirklichen trachtete, wurde ihm persönlich durchaus verhängnisvoll: von seinen deutschen Freunden verlassen, vom Vaterlande selbst als Verräther der deutschen Sache an die französischen Feinde geächtet, verbrachte er sein letztes Jahr in Paris, von den Seinen getrennt, beim unmittelbaren Anblick des Revolutionstreibens irre geworden an den Zielen, für die er Alles geopfert hatte, von dem Schmerz über sein verfehltes Leben gepeinigt, schließlich von heftiger Krankheit in wenigen Wochen überwältigt. Zum Theil wohl war es seine eigne Schuld, hauptsächlich aber sein schweres Geschick, was Forster's Kraft so bald brach, gerade da seine mannigfachen glücklichen Geistesanlagen sich zu einer seltenen Reife entwickelt hatten. Als Mann der gelehrten Forschung war er mit seiner Beschreibung der zweiten Reise Cook's um die Erde, die er an der Seite seines Vaters mitgemacht hatte, 1777 zuerst bedeutsam in der Litteratur hervorgetreten; als Mann des praktischen Handelns, der in der schriftstellerischen Thätigkeit fast nur einen Nothbehelf erblickte, beschloſs er sein Leben. Zwischen diesen beiden Polen, der naturwissenschaftlichen Forschung auf der einen und der Betrachtung geschichtlich-politischer Ereignisse und Tagesfragen auf der andern Seite, bewegte sich denn auch sein litterarisches Wirken. Aber wie Alles, was Forster schrieb, ein künstlerisches Gepräge trug, so dachte er auch mit besonderer Vorliebe ästhetischen Problemen nach; und gerade in seinen vollendetsten Werken nahmen Erörterungen über allerlei Fragen und Gegenstände der Kunst einen überaus breiten Raum ein. Eine merkwürdige Erscheinung trat dabei zu Tage. Selbst ohne dichterische Begabung, in der Zeit seiner jugendlichen Bildung von Deutschland entfernt, hatte sich Forster in seinen ersten Schriften von dem Geiste, der die gleichzeitige deutsche Litteratur beherrschte, nur wenig berührt gezeigt. Hie und da stellten sich zwar auch bei ihm Ideen ein, die der Periode des Sturmes und Dranges angehörten, eben so wie er persönlich einem Friedrich Heinrich Jacobi und andern, die sich zu den Stürmern hielten, nahe stand; aber wie er im Leben neben Jacobi einen Lichtenberg als Freund schätzte, so bewahrte ihn auch als Schriftsteller die strenge wissenschaftliche Besonnenheit, die ruhige Sachlichkeit, die schon seine

ersten Darstellnngen auszeichnete, vor einer leidenschaftlich-unbedingten Hingabe an die Tendenzen der litterarischen Revolutionäre. Eine Zeitlang ließ er sich hernach in die Irrgänge religiöser Schwärmerei verlocken; dann aber, endgiltig aus ihnen befreit, fand er selbständig suchend den Weg zu einer geistigen und namentlich ästhetischen Höhe, zu der sich nur die allerwenigsten unter den Stürmern wie unter ihren Gegnern zu erheben vermochten. Hier nun trat Forster, der früher ganz allein für sich zu wandeln schien, neben die ersten Führer unserer Litteratur als ihr echter Geistesverwandter, ja auch in vielen einzelnen Fragen als ihr nächster Gesinnungsgenosse. Im ersichtlichen Anschluſs an Lessing und Winckelmann, aber auch in voller Übereinstimmung mit Goethe und namentlich mit Schiller, für dessen „Götter Griechenland's“ er darum eine Lanze gegen Stolberg brach, setzte er den ersten, wahren Zweck der Kunst in die Darstellung des Idealisch-Schönen und verwarf darum in seinem letzten Hauptwerke, den „Ansichten vom Niederrhein“, sowohl die naturalistische Malerei der holländischen Meister, in denen er bloße Bildner des Körperlichen, keine Seelenschöpfer wahrnahm, als auch die Darstellungen der Passion oder eines andern den Körper in Folterqualen verzerrenden Martyriums in der christlichen Kunst. Eben so berührte er sich nunmehr in seinen religiösen Ansichten mit dem reifen Herder und nicht selten auch mit Goethe, zu dem ihn aber noch unmittelbarer sein naturwissenschaftliches Studium und hauptsächlich sein beständiger Blick auf das Ganze der Natur hinführte. Dicht neben Schiller stellten ihn aber auch seine ethischen Anschauungen: für ihn wie für Schiller war innere, sittliche Freiheit die einzige wahre Grundlage menschlicher Glückseligkeit. Die Idee der Freiheit wollte er darum überall bethätigt wissen, im religiösen und wissenschaftlichen, im socialen und national-politischen Leben. Seine Auffassung von Staat und Recht ruhte zum guten Theil auf denselben Grundlagen wie die Schiller's; nur suchte er, was dieser rein geistig theoretisch faſste, überstürzt in die praktische Wirklichkeit einzuführen und ging dabei tragisch zu Grunde, fast in demselben Momente, da Schiller sich zum höchsten Gipfel seines Schaffens aufschwang.

Nur wenige von Forster's Altersgenossen waren gleich ihm damals menschlich und künstlerisch so weit gereift, daſs sie als ebenbürtige Geistesgefährten neben Schiller und Goethe hätten treten können. Die meisten hatten die Phase der stürmisch trüben Gährung noch nicht überwunden. Außer einigen Männern der strengen Wissenschaft, denen wieder die gleichzeitige deutsche Poesie zu wenig am Herzen lag, waren es vornehmlich Schiller's erprobter Freund Christian Gottfried Körner und, schon bedeutend jünger, die Brüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt, die

um 1794 bereits zu solch seltner Klarheit in ihrer Auffassung des Lebens und der Kunst durchgedrungen waren, die beiden letztern als direkte Schüler Forster's, dem Wilhelm sich in seiner politischen Theorie, Alexander in seinen naturwissenschaftlichen Studien unmittelbar anschloss. Aber als selbständiger Schriftsteller leistete Körner überhaupt wenig; und beide Humboldt's waren 1794 noch über ihre litterarischen Anfänge nicht hinausgekommen, so dass Schiller selbst noch drei Jahre später den jüngeren, nachmals berühmteren Bruder bedenklich unterschätzte. Mochten daher auch Goethe und Schiller Vieles mit diesen und einigen ähnlichen Freunden besprechen, wo es sich um das Letzte und Höchste der Kunst handelte, waren sie doch trotz ihnen, wie trotz Herder und Voß, nur auf sich gegenseitig angewiesen.

Schon regte sich zwar auch das junge Geschlecht, das berufen war, dereinst in Kunst und Wissenschaft über die Ziele, bei denen Schiller und Goethe damals Halt machten, noch hinauszustreben, die Begründer der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, die Führer der romantischen Schule. Aber sie konnten vorerst den älteren Dichtern in Weimar und Jena künstlerisch noch fast Nichts geben, nur von ihnen empfangen. Ganz und gar in ihrem Geleise bewegten sich noch Hölderlin und die beiden Brüder Schlegel, von denen namentlich der ältere August Wilhelm persönlich und litterarisch freundschaftliche Beziehungen zu Schiller und Goethe hatte: gewissermaßen unter ihren Augen vollendete er seine Verdeutschung Shakespeare's, und in den „Horen" durfte er seine Fragmente einer Übersetzung Dante's zum Abdruck bringen. Was der junge Tieck bis gegen 1794 leistete, gehörte sogar noch ganz der Litteratur des Sturmes und Dranges an und war nicht immer gerade den edelsten Erzeugnissen dieser Epoche nachgebildet. Jean Paul aber konnte bei dem Mangel einer strengen künstlerischen Form und eines einheitlichen Stils in seinen von Empfindsamkeit und spöttischem Cynismus gleichmäßig triefenden Werken unsern beiden größten Dichtern, die ihren künstlerischen Geschmack am Studium des klassischen Schönheitsideals geläutert hatten, nur geringe Sympathie einflößen.

So mitten zwischen alter und neuer Zeit auf einem Gipfel des geistigen Lebens angelangt, auf den ihnen von allen Mitstrebenden doch keiner ganz bis oben hinauf folgte, mussten Goethe und Schiller aus einer Art von historischer Nothwendigkeit sich endlich finden und dauernd mit einander vereinigen zu einem Bunde, wie ihn die Geschichte der Künste überhaupt nirgends und niemals wieder aufzuweisen hat. Es war eben so sehr ein Bund der Herzen wie der Geister, ein Bund, den Nichts in der Welt mehr zu lockern noch zu lösen vermochte. In unverbrüchlicher

Treue nahmen Schiller wie Goethe von nun an lebhaften Antheil an Allem, was den Freund betraf, an seinen Lebenserfahrungen, seinen Freuden und Schmerzen, an seinen geistigen Bestrebungen, seinen künstlerischen Arbeiten, seinen Gedanken, Plänen, Urtheilen und Meinungen. Keiner verleugnete seine besondere Art und den bedeutsamen Gegensatz ihres beiderseitigen Wesens; nach wie vor ging Goethe von der sinnlichen Anschauung, von der Natur, Schiller dagegen von der Idee, von der philosophischen Spekulation aus. Aber jeder theilte von seinem Eigenen dem andern mit: Goethe bot dem Freunde konkrete Beispiele zu seinen abstrakten Ideen, Schiller belebte die sinnlichen Einzelanschauungen Goethes durch Ideen. Ein neuer Schaffensfrühling erblühte für beide; die Dichtung, die bei beiden in den letzten Jahren einigermaßen gestockt hatte, brach nun mit neuer Gewalt hervor zu Werken voll des tiefsten allgemein menschlichen Gehaltes und von höchster künstlerischer Vollendung. Gemeinsam schufen sie diese Werke, jeder für sich mächtig angestrengt und zugleich jeder stets durch den Rath des andern unterstützt; gemeinsam bekämpften sie alles Mittelmäßige und Verwerfliche, förderten das emporkeimende Gute, wo es sich fand, und drückten so mit einander der deutschen Poesie jener Jahre das Gepräge ihrer eigenen Meisterschaft auf, indem sie zugleich den Segen ihres innigen Zusammenwirkens auch über die späte Nachwelt reichlich ergossen. Stets dem Höchsten zugewandt, verklärten sie nicht nur die elf Jahre, die ihnen mit einander zu wandeln vergönnt war, zu einer Epoche von unvergänglicher Herrlichkeit in unserm Geistesleben, sondern erhoben mit sich die deutsche Kunst und Litteratur für immer, wofern sie nur sich selbst treu bleibt, empor ins ewige Reich des Wahren, Guten, Schönen.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Deklination der Eigenschaftswörter.

„In der Ankunft einiger russischer [richtiger: russischen] Kriegsschiffe." Nat.-Ztg. 46, 559, s. Hauptschwier. S. 125a.

2. Wie.

„Dafs für die Durchführung des Projektes ein bei Weitem höherer Betrag aufgewendet werden müsse, wie der Magistrat berechnet habe." Nat.-Ztg. 46, 560, nicht (wie man dem Wortlaut nach es auffassen könnte) = dafs der Berechnung des Magistrats gemäß ein weit höherer Betrag aufgewendet werden müsse, sondern in dem unzweideutigen Sinne, den der Ersatz des wie durch das richtige als ergäbe.

3. Stellung.

„Zwanzig Jahre sind gerade verstrichen, seit die Vertreter kunstgeschichtlicher Forschung sich zum ersten Fachkongresse in Wien 1873 zusammenfanden.“ Nat.-Ztg. 46, 563, wo das hervorgehobene gerade richtiger an den Satzanfang zu stellen gewesen wäre.

4. Genitiv falsch statt des Accusativs.

„Namentlich die Bestimmungen über das Entrippen des Tabaks und der [lies: die] Verwerthung der Rippen hätten dem inländischen Tabakbau sehr geschadet.“ Nat.-Ztg. 46, 572. Vgl.: die Bestimmungen über das Entrippen und [über] die Verwerthung – nicht: das Entrippen des Tabaks und der Verwerthung.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Unter dem Zeichen des Verkehrs. Berlin, Julius Springer 1895. 228 S. (Proben aus dem vortrefflichen Werke in späteren Heften.)

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. VI. Das Berg- und Hüttenwesen. Verdeutschung der im Bergbau, in der Hüttenkunde, der Markscheidekunst und im Knappschaftswesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins. 1895.

Über die Häufigkeitsuntersuchungen der deutschen Sprache. Vortrag von F. W. Käding, gehalten im Stolze'schen Stenographenverein zu Berlin am 4. Febr. 1895. 40 S. Thormann und Götsch, Berlin S. W. Nebst einem Umschlagsblatt: An die Kenner und Verehrer der deutschen Sprache. Berlin 1895. E. S. Mittler und Sohn in Berlin.

Die Müllerstochter. Erzählung von Josef Freiherr v. Eötvös, übersetzt von Franz Arz. Separatabdruck aus Nr. 6493 des „Siebenbürgischen deutschen Tageblattes“. 46 S.

Briefkasten.

Herrn **Dr. Ad. A.** in Düsseldorf: Auf Ihren Wunsch, dass ich in der Zeitschrift einen Aufsatz veröffentlichen möchte, der die Zweckmäßigkeit der großen Anfangsbuchstaben für die Hauptwörter im Deutschen klar darlege, kann ich nicht eingehen, da ich diese Frage schon wiederholt in meinen Schriften zur deutschen Rechtschreibung ausführlich erörtert habe und außerdem der beschränkte Raum der Zeitschrift dafür keinen Platz bietet; doch möchte ich bei dieser Gelegenheit auf zwei Sätze in einem Aufsatz hinweisen, den Eduard Grisebach unter dem Titel: „Auto-Bibliographisches“ in dem diesjährigen Jahrgange der Zeitschrift: „Vom Fels zum Meer“ (Heft 11 S. 402—405) veröffentlicht hat:

„Da die Antiquaschrift ihren schönen, gleichmäßigen, einheitlichen Eindruck einbüßt, wenn die Substantiva durch Majuskeln hervorgehoben werden, so sind in allen diesen Ausgaben meiner Bücher die Hauptwörter mit Minuskeln gedruckt, wie Dies von Jakob Grimm, freilich nicht aus ästhetischen Gründen, eingeführt wurde.“ S. 403b . . .

„Durch die Wiedereinführung der Schwabacher Typen und meiner inzwischen gewachsenen Bekanntschaft mit den deutschen Druckwerken des 15. und 16. Jahrhunderts kam ich nun von meiner bisherigen Vorliebe für die Elzevierdrucke zurück und so wurden 1880 und 1882 die elfte und zwölfte Auflage des ‚Neuen Tanhäuser‘, eben so wie die neuen Auflagen des ‚Tanhäuser in Rom‘, mit Schwabacher Schrift und die Hauptwörter mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt. Denn bei dieser Schrift wird, wenigstens für meine Augen, die Schönheit des Seitenbildes durch den Wechsel von Majuskel und Minuskel nicht beeinträchtigt, während ich mich andrerseits auch überzeugte, dass die den Hauptwörtern gegebene Majuskel im Deutschen ein wesentliches Hilfsmittel der raschen Verständlichkeit ist. Seit 1880 habe ich nie wieder ein Buch von mir mit Antiqua drucken lassen.“

Herrn **Dr. Ernst A . . .** in Hildesheim: Sie fragen nach der Bedeutung des durch Sperrdruck hervorgehobenen Eigenschaftswortes in einem Bühnenbericht der National-Ztg. vom 25. März d. J. (Jahrg. 48, Nr. 205). Da heißt es:

> „Frl. Schlüter, die allerliebst aussah, würde mit ihrer hübschen Stimme und ihrem geschmackvollen Vortrag noch viel wirksamer sein, wenn ihr ganzes Weien nicht viel zu blond wäre. Es fällt ihr unendlich schwer, einmal nicht zu lächeln.“

Diese Anwendung gehört zunächst der Bühnensprache an. Ich habe in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 85 b aus Sontag's Bühn. 2, 38 den folgenden Beleg aufgeführt: „Das weiche blonde Gesicht . . . Das weiche blonde Organ . . . Gesicht, Spiel, Organ, Auffassung, Alles war blond und oberflächlich“, zur Bezeichnung der Weise und des Wesens, wie sie blonden Personen in der Regel eigen ist. Vgl. Sie aus dem 5. Buch von Wilhelm Meister's Lehrjahren, was Goethe im 6. Kapitel (Bd. 17, S. 31/2) den Helden seines Romans über Hamlet's Persönlichkeit sagen lässt. Da heißt es: „Zuvörderst ist Hamlet blond“ und weiterhin: „Ihm wird das Fechten sauer, der Schweiß läuft ihm vom Gesichte und die Königin spricht: er ist fett, lasst ihn zu Athem kommen. Kann man sich ihn da anders als blond und wohlbehäglich vorstellen? Denn braune Leute sind in ihrer Jugend selten in diesem Falle. Passt nicht auch seine schwankende Melancholie, seine weiche Trauer, seine thätige Unentschlossenheit besser zu einer solchen Gestalt, als wenn Sie Sich einen schlanken, braunlockigen Jüngling denken, von dem man mehr Entschlossenheit und Behendigkeit erwartet?“

Hieran möchte ich nun meinerseits eine Anfrage knüpfen, auf die vielleicht ein freundlicher Leser eine bestimmte Auskunft geben kann. In Berliner Zeitungen bin ich wiederholt Anzeigen begegnet, worin z. B. „einer jungen Dame von schlanker Figur (Größe 42, doppeltgelb)“ eine Stelle angeboten wird. Es handelt sich dabei offenbar um eine in der Handelssprache übliche Bezeichnung für den Teint einer sogenannten Probiermamsell; aber welcher Teint wird damit bezeichnet und welche entsprechende Bezeichnungen für den Teint sind hier üblich? Durch eine sachgemäße Auskunft würde mich der Einsender zu Dank verpflichten.

Frau **Amalie H . . .** in Potsdam: Fügungen, wie die von Ihnen mitgetheilte aus der Nat.-Ztg. (Morgenausg. vom 5. Juni im 1. Beiblatt)

> „Laut bei dem Oberkommando der Marine eingegangener telegraphischer Meldung ist 2c.“

sind, wie Sie ganz richtig bemerken, hart und ungefüge (s. Hauptschwier. S. 232 b ff. Nr. 6 und die Register der Zeitschr. unter „Zusammenstoß“). Auf Ihre Anfrage, wie in dem vorliegenden Fall der harte Zusammenstoß kurz hätte vermieden werden können, erwiedre ich:

Laut telegraphischer Meldung beim Oberkommando der Marine ist 2c.

Herrn **L. Levy** in Flensburg: In meinem Wörterb. der Hauptschwier. S. 200 b heißt es unter Lohn: „Neben dem in allen Bedeutungen geltenden masc. auch oft neutr. in der Bedeutung: verpflichtete Gegenleistung in Geld oder Geldeswerth, Mehrzahl Löhne" — vgl. mein Wörterb. II S. 156c/7a, wo in Nr. 3a „Belege für das masc.", in Nr. 3b „Belege für's neutr., zuweilen dicht neben dem masc." gegeben sind. Ich begnüge mich, dafür nur die eine Stelle aus Just. Möser (Patriot. Phantas. 1, 106) herzusetzen: „Dass der Handlohn hoch oder niedrig stehe . . . Das Handlohn . . ., welches hier verdient wird . . . Dass der Handlohn nicht niedrig sein könne . . . Einen Knecht für den niedrigsten Lohn haben wollen . . . Ein so geringes Dienstlohn." Da Sie in Ihrer Anfrage, ob das neutr. berechtigt sei, sich namentlich auf einen beigefügten Vordruck beziehen, der am Kopf die Überschrift führt: „Telegraphie des deutschen Reiches", so weise ich darauf hin, dass in meinem Wörterb. unter den Zusammensetzungen grade für Botenlohn neben einigen Stellen, worin das Geschlecht aus der Form nicht erkennbar ist, 3 Belege für das männliche und 6 für das sächliche aufgeführt sind, vgl. ferner z. B. auch im Daheim-Kalender 1884 S. 229a: „Ist das Botenlohn vom Absender nicht im Voraus bezahlt ꝛc.", dagegen ebd. 1889 S. 321b: „Ist der Botenlohn ꝛc."

In meinen Sprachbriefen aber bitte ich Sie, im Abschnitt [214]: „Plural von Substantiven, gebildet auf e, mit Umlautung" nach Ihrer ganz richtigen Bemerkung, den Anfang von § 3 so zu verbessern (wie es auch in der nächsten Auflage geschehen soll):

„Dagegen gehören hierzu wenig Neutra (Sing. wie § 1), nämlich die auch als Mask. vorkommenden: (der und das) Floß, Lohn, Plur.: die Flöße, Löhne, das Fremdwort: der und das Chor, Plur. die Chöre ꝛc."

Zum Schluss füge ich noch hinzu, dass nach meiner Ansicht — mit der Ihrigen übereinstimmend — die Form: der Lohn vor der in der bestimmten engern Bedeutung daneben vorkommenden: das Lohn (die allerdings nicht als falsch bezeichnet werden kann) den Vorzug verdient.

Herrn **R. Mehring** in Libau (Russland): 1. Das Wort Mache kommt auch bei guten Schriftstellern ohne verächtlichen Nebensinn vor, sehen Sie in meinem Wörterbuch II S. 189a die Belege aus Georg Forster und Moritz Hartmann.

2. Die Ausdrücke: „fünfzigjähriges Jubiläum, fünfzigjähriger Geburtstag" sind nicht ganz tadelfrei. In Bezug auf die Zählung der Geburtstage will ich — als Ihre Frage nicht berührend —, um Missverständnisse für das Folgende zu verhüten, aus meinem Wörterb. III S. 1279b unter dem Titelkopf: „Geburtstag" nur kurz die Worte anführen: „Beim Zählen wird meist nur der Tag der Wiederkehr (nicht der der Geburt selbst mit) gerechnet." Ausführlicheres finden Sie in der Zeitschr. I S. 73—75, vgl. Sie auch S. 190 Nr. 7, wie auch IV S. 205—209.

Nachdem ich Dies einleitend vorausgeschickt, komme ich auf Ihre Frage. Mit dem Tage, an dem Jemand 50 Jahre alt wird, d. h. in das 50ste Lebensjahr tritt oder (s. o.) den 50sten Geburtstag begeht, wird er funfzigjährig oder ein Funfzigjähriger und bleibt ein Solcher bis zum nächsten Geburtstag. Er ist also in diesem Zeitraum 50jährig, er, aber nicht sein Geburtstag. Vergleichen Sie in meinem Wörterb. I S. 883c/4a, wo es unter dem Titelkopf jährig in Nr. 1 heißt: „in Zusammensetzung mit Zahlwörtern: so und so viele Jahre habend oder alt, so viele Jahre dauernd, umfassend, geltend ꝛc.: Die viertel-, halb-, ein-, anderthalb-, zweijährigen Zinsen [die ein Kapital in einem viertel, halben Jahr ꝛc. bringt] . . . Ein zweijähriger Waffenstillstand [der 2 Jahre dauern soll oder gedauert hat]. Der hundertjährige Kalender

[der auf 100 Jahre gilt]. Errichtete den **zwanzigjährigen** Bund. Schiller 664b. Ein so bedeutendes **überzwanzigjähriges** Unternehmen. Goethe an Zelter 1, 362 [das schon über 20 Jahre besteht]. Während eines **mehrhundertjährigen** Zeitraumes [der mehrere 100 Jahr umfasst] Fallmerayer Morea I, V. Unter einer **vielhundertjährigen** Eiche Scherr Pilger 1, 168. **Vieljährige** Sitten. Goethe 33, 49."

Aus dem Vorstehenden erhellt: die Bezeichnung funfzig- od. **fünfzigjährig** rc. gilt wohl von lebenden Wesen, namentlich von einer Person, die in das 50ste Lebensjahr tritt und so lange sie in dem 50sten Lebensjahr steht, von Sachlichem ausgesagt aber, bezeichnet das Wort, dass das Betreffende 50 Jahre gedauert hat oder dauern soll, Geltung hat oder haben soll rc. Achten Sie auf den Unterschied der Hauptzahl und der Ordnungszahl! Ich setze zum Schluss — was die Sache wohl vollständig klar machen wird — den Satz her: „Der **dreißigjährige** Krieg dauerte von 1618—1648, wo mit dem 24. October der westfälische Friede ihm ein Ende machte." Am 24. Oktober 1848 konnte daher das **zweite** Jubiläum (oder deutsch und deutlicher: die **zweite** Jahrhundertfeier) des westfälischen Friedens, aber nicht füglich dessen **zweihundertjähriges** Jubiläum begangen werden.

Herrn **Wilh. R.** in Weimar: In einem sehr lesenswerthen Bericht der National-Ztg. (Nr. 363) über die Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar am 8. Juni findet sich der Satz:

„Der Wunsch ist wohl gerechtfertigt, dass die Goethe-Gesellschaft immer mehr werde, was sie sein soll, der lebensvolle Sammelpunkt aller Gebildeten, die das Geistesleben deutscher Nation nicht preisgegeben haben wollen dem verdorrenden Samum, der von Rom herweht, oder den brutalen Explosionen des Anarchismus."

Sie theilen mir nun mit, dass bei einer gelegentlichen Unterhaltung in einem geselligen Kreise Sie geäußert hätten, der Satz hätte füglicher in deutscherer Stellung und ohne überflüssige Fremdwörter am Schlusse etwa lauten können:

„aller Gebildeten, die das Geistesleben des deutschen Volkes nicht dem verdorrenden aus Rom her wehenden Wüstenwind oder den rohen Ausbrüchen der Umstürzler preisgeben wollen."

Darauf habe Jemand aus der Gesellschaft geäußert, eine solche Veränderung sei keine Verbesserung, sondern eine Verballhornung des Satzes; und nun wünschen Sie meine Ansicht darüber zu hören. Ich kann Ihnen nur kurz antworten, dass ich Ihrer Fassung unbedingt den Vorzug geben würde.

Den Herren Prof. **Kintner, L. Ott** und **L. Hevesi**, sämmtlich in Wien, wie auch Herrn **F. W. Eitzen** in Hamburg und Herrn **Dr. H. Schrader** in Berlin: Vorläufig freundlichen Dank. Den Abdruck Ihrer Zusendungen muss ich leider wegen Raummangels auf das nächste Heft verschieben.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug an den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Aus dem vortrefflichen Buche: „Unter dem Zeichen des Verkehrs".

(s. Zeitschrift S. 157.)

Berechtigter Abdruck.

I.

Als Chef des deutschen Post- und Telegraphenwesens hat Stephan reichlich Anlass und Gelegenheit gehabt, seine schriftstellerische Begabung dienstlich zur Geltung zu bringen. Von der Ansprache an, die er nach der Übernahme seiner neuen Stellung an die Beamten seiner Verwaltung richtete und der er beim Eintritt Baden's in das Reichspostgebiet eine ähnlich warm empfundene und eben so aufgenommene Ansprache an die badischen Postbeamten folgen ließ, athmen alle seine amtlichen Kundgebungen unverkennbar seinen Geist; einfach und schlicht im Stil sind sie von einer nie fehlenden Folgerichtigkeit des Gedankenganges; streng sachlich entsprechen sie in ihrer Form und Fassung stets dem Gegenstand, den sie behandeln; wohlmeinende Warnung, ernster Tadel, warme Herzenstöne stehen ihm gleichmäßig zur Verfügung, — kurz die ganze Persönlichkeit des Mannes spiegelt sich in seinen Erlassen wieder.

Es ist selbstverständlich, dass im Laufe der Jahre sein Beispiel noch mehr als seine Belehrungen und Vorschriften bei der Gesammtheit seiner Untergebenen und insbesondere bei seiner nächsten Umgebung gewirkt hat. So machen jetzt die innerhalb der Post- und Telegraphenverwaltung gebrauchten Dienstanweisungen und sonstigen dienstlichen Hülfsmittel, nachdem sie unter Stephan's Leitung mehrfach umgearbeitet worden sind, durchaus den Eindruck, aus einem Guss entstanden zu sein. Die von ihm zuerst an den Kaiser erstatteten Verwaltungsberichte sind Muster stofflicher Vollständigkeit und gedrängter edler Sprache. Die von ihm veranlassten Veröffentlichungen der obersten Postbehörde sind jederzeit der Theilnahme und dem Beifall der Allgemeinheit begegnet.

Besondere Erwähnung verdienen die Bestrebungen Stephan's, durch die er eine große Zahl von Fremdwörtern aus dem postalischen Wortschatz ausmerzte und durch deutsche Bezeichnungen ersetzt. Dem großen Publikum kam freilich bei der Einführung der Verdeutschungen erst zum Bewusstsein, dass man vielen fremden Eindringlingen Heimatrecht gewährt hatte; man hatte so lange „abonniert, rekommandiert, couvertiert" u. s. w., dass man sich Anfangs wohl gar ein wenig sträubte, den altgewohnten Ausdrücken

die Thür zu weisen, aber nicht lange. Stephan schrieb selbst über den Erfolg seiner Maßregel an Daniel Sanders: „Es wird für Sie als einen der unermüdlichsten Vorkämpfer auf diesem Gebiet vielleicht von Interesse sein, zu erfahren, dass mir nicht allein aus vielen Gegenden Deutschland's, sondern auch aus England, Amerika und Australien, wohin der weitreichende Postverkehr die deutschen Ausdrücke getragen, viel beistimmende Schreiben zugegangen sind. Was in den Versuchen unvollkommen ist, kann man getrost dem bessernden Einfluss des Volksgeistes überlassen, der sich auch in der Gestaltung unserer schönen Sprache immer, wo es darauf ankam, so kräftig und lebendig erwiesen hat."

Gerade unzählig waren die Schreiben, die Stephan aus diesem Anlasse erhielt; dass sehr viele der Dankergüsse der Namensunterschrift entbehrten, kann ihren Werth in diesem Falle nur erhöhen: „Ein Bürger Leipzig's für viele sagt für Reinigung der deutschen Sprache von fremden Ausdrücken innigsten Dank." — „Eine Stimme aus dem Volke" versichert, dass der eben so maßvoll als siegreich geführte Feldzug gegen die Fremdwörter die allgemeinste Sympathie gefunden habe. — „Dem deutschen General-Post-Direktor des deutschen Reichs für Beseitigung französischer Bezeichnungen im Postverkehr ein dankbares Hoch! Ein Deutscher". — „Ein deutscher Student in Jena hat eben so wie seine Kommilitonen die Verdeutschungsbestrebungen mit großer Freude begrüßt" u. a. m. Vom allgemeinen deutschen Sprachverein wurde Stephan einstimmig zum ersten Ehrenmitglied ernannt und erwiederte auf das Telegramm, worin man ihm Dies mittheilte: „An dem schönen Ziele, an der Wiederherstellung der Reinheit unserer herrlichen Muttersprache mitzuwirken, wird mir stets eine Freude sein."

Dass dieser Maßregel auch Gegner entstanden, denen der Gebrauch der Fremdwörter zur lieben Gewohnheit geworden war, oder die gar befürchteten, das Ausland könne uns die Ausmerzung der Fremdwörter als einen Ausfluss überschäumenden Selbstbewusstseins übelnehmen, lässt Stephan's Vorgehen nur um so verdienstlicher erscheinen. Übrigens sind diese Widersacher von gut deutschgesinnten Blättern derb abgefertigt worden, z. B. vom Lahrer hinkenden Boten, der von ihnen sagt, sie seien über den „Umschlag" und das „postlagernd" hergefallen wie hungrige Hunde über einen Knochen. . . .

Dass Stephan's Vorgehen sehr bald auch andere Verwaltungen zu ähnlichen Maßregeln veranlasste, ist bekannt; ihm ist es an erster Stelle zu danken, dass jetzt auch im Heer, in der Justiz, bei der Eisenbahnverwaltung und anderwärts die fremden durch deutsche Ausdrücke ersetzt worden sind.

Stephan selbst hat dieser Fortschritte in einem Vortrag „Die Fremdwörter“ gedacht, den er am 17. Februar 1877 im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin gehalten hat. Jeder, der seine Muttersprache liebt, müsste ihn lesen und wird für den Genuß dankbar sein, der ihm daraus erwächst.

Der Vortrag unterscheidet, wie allgemein üblich, Fremdwörter und Lehnwörter. Die Lehnwörter, z. B. Bibel, Pforte u. a. sind völlig in unserer Sprache aufgegangen und daher daseinsberechtigt; die Fremdwörter zerfallen in überflüssige, z. B. charmant, superb, u. dgl. und in ganz oder zeitweise nicht zu entbehrende, wie sie in Kunst, Wissenschaft und Gewerbe vorkommen oder in der Besonderheit ihrer Bedeutung nicht leicht zu ersetzen sind, z. B. Theorie und Praxis. Zu verbannen sind vor Allem die überflüssigen Fremdwörter, die besonders nach dem dreißigjährigen Kriege in unsere Sprache eingedrungen sind. Eine Gegenströmung, die von der Universität Halle aus unter Thomasius kräftig unterstützt wurde, machte sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts geltend, wurde jedoch wieder zurückgestaut durch die französische Weltherrschaft unter Napoleon. Nach den Freiheitskriegen machte sich dann die übertriebene „Teutschthümelei“ geltend, die über das Ziel hinausschoss. Während sich danach das Deutsche allmählich zurückbildete, dringen neuerdings wieder in Folge der Entwicklung auf den technischen Gebieten und des bewegten Reiselebens zahlreiche Fremdwörter in unsere Sprache ein, denen gegenüber wir auf der Hut sein müssen. Besonders das Deutsch der Gasthöfe ist oft alles Andere eher als dieses. Auch die Ladeninschriften werden häufig fremden Sprachen entlehnt, um fremde Reisende anzuziehen, während diese, wenn man hiervon allgemein zurückkäme, genöthigt wären, sich mehr mit der Sprache des Landes, das sie besuchen, zu beschäftigen.

Die Fremdwörter zu verbannen ist Sache des ganzen Volkes. Sprachreinigungsvereine und ähnliche Anstalten können nicht allzuviel thun. Wohl aber kann im Staatsleben, im Schulwesen, von den wissenschaftlichen Kreisen an den Hochschulen, von der Presse und vor Allem in der Familie durch die Erziehung viel Nutzen geschaffen werden.

Stephan geht dann die verschiedenen Zweige des öffentlichen Lebens durch und schildert, wie und wodurch da gegen den Geist der Muttersprache gesündigt, aber auch wie stellenweise auf Abhilfe hingewirkt wird. Den Hauptfortschritt gegen früher findet er darin, dass man jetzt in dem Gebrauch von Fremdwörtern nicht mehr ein Zeichen besonderer Bildung oder feiner Erziehung, sondern eher das Gegentheil erblickt. Wegen der neuen Wortbildungen in der deutschen Sprache brauche man nicht ängstlich zu sein —, da werde schon der Volksgeist die Spreu von dem Weizen sondern. Politische Beweggründe lägen den Verdeutschungsbestrebungen fern; und es

sei natürlich, dass man gegen die französischen Eindringlinge am schärfsten vorgehe, weil diese meist eben so gut durch deutsche Wörter ersetzt werden könnten, also nicht als berechtigte Lehnwörter, sondern als Ballast unserer Sprache zu betrachten seien. Übrigens sei eine ganze Anzahl französischer Wörter, die wir gebrauchen, gar nicht romanischen Ursprungs, sondern germanischer Wurzel entsprossen und nun verballhornt zu uns zurückgekehrt; für die Franzosen seien sie natürlich völlig in ihre Sprache übergegangen.

Auch gebe es viele Ausdrücke, die bei uns gang und gäbe seien, ohne dass ein Jeder ohne Weiteres sich ihrer Herkunft bewusst sei; sie hätten meist eine Geschichte oder seien von dichterischem Werthe, und es wäre ein Zeichen blinden Übereifers, wollte man solche Wörter oder Redewendungen verbannen. Es handle sich dabei auch um den unzerstörbaren Bildungstrieb der Sprache, der sich besonders beim Kinde in dem Zurechtmachen der von ihm nicht verstandenen Ausdrücke äußere. Überhaupt sei gerade das Kindliche ein Gut der Sprache, weil es auf Einfalt und Natur beruhe, und dies Gut hätten sich die nordischen Sprachen, wie das Niederländische, noch besser bewahrt, als das Deutsche.

Über die Schreibweise der Fremdwörter sagt Stephan, er halte es für richtig, solchen Wörtern so lange ihr fremdes Gewand, also ihre ursprüngliche Schreibart zu lassen, als sie nicht in unserer Sprache völlig eingebürgert seien.

Dieser kurz wiedergegebene Gedankengang kann natürlich nicht im entferntesten eine Vorstellung von dem Vortrag selbst vermitteln, der durch die gewählten Beispiele und sprachwissenschaftlichen Einzelheiten erst die schöne Abrundung und warme Färbung erhält, wie sie allen Stephan'schen Vorträgen eigen sind.

Noch einmal, 1889, hat Stephan zu dieser Angelegenheit das Wort ergriffen in einem kurzen Aufsatz „Sauce?“, worin er das Ziel der jetzigen Bewegung klipp und klar hinstellt mit den Worten: „Sprachreinigung — ja! Fremdwörterhetze — nein“. Es handle sich nicht darum, eine Sprache zu *bilden*, sondern eine vorhandene *herzustellen*, die *entstellt* worden sei. Dabei dürfe man nicht mit aller Gewalt Fremdwörter, die uns seit langer Zeit geläufig seien, durch ein dessen Begriff genau deckendes Wort unseres *heutigen* deutschen Sprachvorraths ersetzen wollen. Wo dieser nicht ausreiche, soll man in die Tiefen des Alt- und Mittelhochdeutschen oder auch des Niederdeutschen, sowie der deutschen Mundarten hinabtauchen und könne sicher sein, dort reiche Schätze zur Vermehrung und Verschönerung unserer heutigen Sprache zu finden. Das sei recht eigentlich eine Aufgabe für die deutschen Sprachvereine. Auch die Fachsprachen seien in Betracht zu ziehen,

wie z. B. die Schiffer-, Bergmann-, Weidmannsprache, die eine Fülle treffender Ausdrücke für die bildliche Redeweise darbieten.

Wie man dabei vorzugehen habe, thut Stephan dann an dem Beispiel der Verdeutschung des aus salsa entstandenen Wortes „Sauce“ dar, wofür wir im Mittelhochdeutschen schon „Salse“ gehabt haben, und dessen Ursprung nicht auf das Italiänische oder Lateinische, wie gewöhnlich geschehe, sondern auf das Indogermanische zurückzuführen sei. Wir seien also vollberechtigt, das Wort „Salse“ als ein ursprünglich deutsches für unsere Sprache in Anspruch zu nehmen und anstatt der verwälschten „Sauce“ zu gebrauchen.

Trotzdem dass Stephan so die Grenzen, innerhalb deren er die Verdeutschungsbestrebungen als berechtigt anerkannte, selbst festgelegt hatte, gab es doch auch Ungenügsame, denen das Erreichte noch zu wenig war; sie hätten anstatt der deutschen Ausdrücke lieber solche gesehen, die im Verkehr der ganzen Welt gleichmäßig gelten, eine Art Verkehrs-Volapük. Dass solche Bestrebungen Stephan auch nicht fremd oder unwillkommen sind, beweist ein Brief an Daniel Sanders, worin er auf den Versuch des Bischofs Wilkins in England zurückkommt, für gewisse Begriffe nicht Wörter, sondern Zeichen zu setzen, die Zeichen für solche allen Völkern gemeinsame Begriffe würden dann im internationalen Verkehr von jedem Volke, einerlei welche Sprache es spreche, verstanden werden, ähnlich wie für die Schifffahrt die Flaggensprache. „Eine allgemeine internationale Schrift, zunächst für diesen Hausbedarf, kurz und gemeinverständlich, unabhängig von der Sprache, wäre sicher ein großer Gewinn, ein neues Blatt am Ölbaume des Völkerfriedens.“

Von dem eigentlichen Volapük hielt Stephan nicht viel, wie er denn einmal auf die Zusendung von Abhandlungen über die Schleyer'sche Weltsprache Folgendes geantwortet hat: „Bei allem Antheil, den ich an der Schaffung eines gemeinsamen Verständigungsmittels der unter den Völkern verschiedener Zungen gerichteten Bestrebungen nehme, kann ich mich doch der Ansicht nicht verschließen, dass der eingeschlagene Weg schwerlich zu dem angestrebten Ziele führen wird.“ Und zwar deshalb, weil — wie er ein ander Mal bemerkt hat — Sprachen entstehen, sich aber nicht erfinden, am allerwenigsten durch gegenseitige Vereinbarung von Regierungen oder Vereinen herstellen lassen.

Die Ergebnisse einer Anfrage.

Meine Anfrage im Briefkasten des 2. Heftes meiner Zeitschrift (S. 79) war zunächst an Herrn L. Ott in Wien gerichtet, um mir von diesem oft und viel bewährten Freunde meiner Zeitschrift und meiner deutsch-sprach-

lichen Arbeiten überhaupt sichere und zuverlässige Auskunft zu verschaffen über den in einer Erzählung des 1843 in Heves (in Ungarn) geborenen, seit 1885 als Redakteur des Fremdenblattes in Wien wirkenden hochgeschätzten Schriftstellers Ludwig Hevesi vorkommenden Ausdruck: „Ihren Eltern ging es nicht zusammen".

Bereits vor Herrn L. Ott schrieb mir Herr Prof. Hintner aus Wien am 20. Mai ganz kurz:

„Es geht mir Etwas nicht zusammen" = „es stimmt mir (z. B. die Rechnung) nicht, es macht mich Etwas missgestimmt, es ist mir Etwas unangenehm" kommt in Österreich, Steiermark, Kärnten, Tirol, Südbaiern allgemein vor."

Dann traf ein Brief von Herrn L. Ott ein, woraus ich das Folgende aushebe:

„Es geht mir nicht (oder Nichts) zusammen, es will mir nicht (oder Nichts) zusammengehen = ‚die (für meinen Zweck, für den Erfolg, zum Gelingen, für meine Absicht ꝛc.) nothwendigen Umstände, Bedingungen stellen sich (zur geeigneten, passenden Zeit) nicht ein, treffen nicht zusammen.' Das ist eine in Österreich gäng und gebe Wendung. Man hört hier oft Sätze wie die folgenden: ‚Ich hab mit Frau und Kindern meinen Schwager schon oft besuchen wollen; aber ich komme nie dazu: bald ist er nicht zu Hause, bald ist Eins oder das Andere von uns krank oder wir haben keine Zeit, — kurz: es geht mir nicht (oder nie, Nichts) zusammen', — ähnlich auch in bejahenden Sätzen, wie z. B.:

‚Es ist kein Wunder, dass er reich geworden ist: sein Geschäft ist immer gut gegangen, seine Frau und seine Angestellten waren stets fleißig und gesund, seine Kunden haben stets Vertrauen zu ihm gehabt ꝛc. — kurz, es ist ihm immer (oder: ihm Alles) zusammen gegangen.'

Über das Verhältnis entsprechender Ausdrucksweisen im Ungarischen behalte ich mir vor, Ihnen später Mittheilungen zu machen."

Zu meiner freudigen Überraschung erhielt ich dann aber noch am 11. Juni von dem mir bis dahin persönlich unbekannten Schriftsteller Ludwig Hevesi den nachfolgenden Brief, den ich wegen seines auch für meine Leser so vielfach anregenden Inhalts auch meinen Lesern vollständig mitzutheilen für Pflicht erachte, überzeugt, dass sie sich eben so wie ich an dem frischen Schreiben erfreuen werden.

So viel als Einleitung für das von dem vortrefflichen Leiter des Wiener Fremdenblattes an mich gerichtete Schreiben, dem ich ein kurz darauf folgendes zweites Schreiben anreihe.

Wien I. Walfischgasse 8. 24. Mai 1895.

Verehrter Herr Professor!

Als alter Abonnent Ihrer „Zeitschrift für deutsche Sprache“ fühle ich mich gleichsam verpflichtet, auf Ihre an Herrn L. Ott in Wien gerichtete Anfrage im Briefkasten von Heft 2 auch meinerseits zu antworten. Die Frage betrifft ohnehin eine Stelle in meinem Aufsatz „Die Kaiserin von Roquebrune“ („Gegenwart“ Nr. 1, 1895). Die Wendung: „Ihren Eltern ging es nicht zusammen“, ist in Österreich ganz gewöhnlich, wird aber hier schwerlich anders empfunden, als wenn man etwa von einem Bilde sagt: „die Farben gehen nicht zusammen“.[1] Es hat den hier landläufigen Sinn: „es gelingt mir nicht“ und deckt sich auch mechanisch vollkommen mit dem auch in Norddeutschland üblichen: „es klappt nicht“. Das Zusammengehen, Zugehen = Klappen einer Schachtel, Büchse u. s. w. ist offenbar das physische Substrat des Bildes. Hier hört man jeden Augenblick, von beliebiger Arbeit oder Angelegenheit, sagen: „Weiß nicht, heut geht mir gar nix z'samm“, oder: „So, jetzt wird's gleich z'sammgehn“ und dgl.

Ihre Frage, ob dieser Sprachgebrauch vielleicht nur ungarisch sei, ist zu verneinen. Zusammengehen heißt ungarisch „összemenni“ (es ging nicht zusammen = nem ment össze), wenn aber Dies ungarisch gesagt würde, so würde man es zwar in Ungarn verstehen, weil man sich's aus dem Österreichischen übersetzen würde, aber es wäre als „Germanismus“ verurtheilt.

Über die in Deutschland oft berührte Frage, was „österreichisch“ sei, ließe sich überhaupt ein langes Kapitel schreiben. In den letzten Jahren, seitdem unter Anderem der Kampf um das „s“ tobt (das Verbindungs-„s“) wurde auch diesem ohne Weiteres der Stempel „österreichisch“ aufgebrannt. Aber es scheint mir, dass auch extra muros gesündigt wird. In Norddeutschland sagt man vielfach „Hemdsärmel“, „seelensgut“[2] und dgl., was doch keinem Österreicher einfällt. Es ist die nämliche Erscheinung, wie plur. Kragen — Krägen, Magen — Mägen, Kasten — Kästen, deren Gebrauch bunt durcheinander gewürfelt ist.

Verwirrung hinsichtlich des „Österreichischen“ erregen auch Schriftsteller im Reiche, die, ohne wirklich Österreichisch zu verstehen, Novellen in Österreich spielen lassen. Wie oft habe ich in solchen „Gipfel“ essen sehen, statt „Kipfel“ (unser Hörnchengebäck). Ein Aufsatz Ihrer Zeitschrift: „Zigeunerweisen, von Viktor Blüthgen“ ist in dieser Hinsicht besonders lehrreich. Er steht im Jahrgang VII (S. 375 ff.) und ist „hauptsächlich

---

[1] Stimmen nicht. [2] auch „todsmüde“.

mit Rücksicht auf die . . . österreichische Umgangssprache" zusammengestellt. Blüthgen ist kein Österreicher und er lässt seine Leutchen auch demgemäß sprechen. „Wegen Ihnere Zukunft" (statt „Ihnerer"), „in Ihnere Kopf" (statt „Ihnern oder Ihner"); „So a Madl aus en Kaffeehaus, wo nix hat" (das wird in Österreich nicht gesagt, wohl aber in Baiern, siehe Ganghofer passim); „Da bist viel z' vornehm zu" (das ist nicht österreichisch, sondern geradezu norddeutsch); „mit sie reden" (in Österreich unbekannt[1]); „mit die Bua" ist akkusativisch richtig, aber der Plural müsste „Buam" heißen; „wann wir schon so übertragene Brautlaite wären, nachdem möcht's erst recht angezeigt sein," (im Dialekt richtig: náchhĕr, das Wort „angezeigt" in der Volkssprache unbekannt); „mit deinen krummen Haxen" (folgerichtig im Dialekt: mit deine krumme Haxen); „pfü Gott!" (statt „pfiat" = b'hüat); „wenn S' mi for a Rauber halten, nachdem erkundigen S' Ihna" (abermals falsch, statt „nachher"); „ein Werkel, wie man die Drehorgel in Ungarn nennt" (in Österreich! also auch in dem von dort entlehnenden Ungarn); „Die Kühle der Luft, die dem Zigeuner die Finger verklammte" (ist in Österreich-Ungarn überhaupt nicht bekannt). Auf keinen Fall ist also Blüthgen die richtige Quelle für österreichische Umgangssprache. Nebenbei wäre auch noch zu berücksichtigen, dass die betreffende Novelle in Budapest spielt, also das Deutsch, das von ihr gesprochen wird, zum Theil gar von Zigeunern, gewiss nicht als Probe der „österreichischen Umgangssprache" aufzustellen ist.

Selbst das Thema der Magyarismen in der deutschen Sprache bietet Punkte, die nicht leichthin klar zu stellen sind. Ohne Zweifel sind auch aus Ungarn, wie aus allen anderen Grenzländern des deutschen Sprachgebiets, Wörter, Wendungen, Bilder und Formen in das Grenzdeutsch hinübergesickert. Die geographische Grenze erinnert in dieser Hinsicht an jene Membranen, durch welche — wenn ein Vergleich aus der Physik erlaubt ist — Flüssigkeiten im Wege der Endosmose in den Nachbarraum eindringen. Als einen solchen Magyarismus hörte ich einst die Verwendung des Wortes „je" ohne Ergänzungswort* bezeichnen; etwa folgendermaßen: „damit dieser Zweck je vollständiger erreicht werde". Im Ungarischen ist allerdings das Wort „minél" in dieser einseitigen Form zulässig und das ungarische Deutsch macht sich diese Übung oft zu Nutzen. Dazu möchte ich nun folgende Stelle aus Häckel's „Natürlicher Schöpfungsgeschichte" (2. Aufl. S. 153) mittheilen: „Den Gesetzen der Vererbung zu Folge muss daher die körperliche und die davon unzertrennliche geistige Schwäche bei jeder nachfolgenden Generation nicht nur in je größerem Kreise weiter

[1] Nämlich statt: „mit ihr"; gebräuchlich ist es für: „mit ihnen"..

* = um so, desto. Der Herausgeber.

verbreitet werden, sondern dieselbe muss sich auch zugleich immer mehr ausbilden." Bei Häckel, der dem Magyarischen ganz fern steht, ist dieses Vorkommen gewiss auffallend.

Ein merkwürdiges magyarisch-deutsches Wort hörte ich erst diesen Winter zum ersten Male auf einem Lloyddampfer, und zwar von Officieren und deutschen Damen, denen es ganz geläufig zu sein schien. Sie gebrauchten es in dieser Weise: „Da haben wir zusammen sehr gut mulattiert". Es kam wohl ein Dutzend Mal aus diesem und jenem Munde, und einmal mit dem Nachsatz: „Es war eine sehr schöne mulatság." Mulatság bedeutet auf Magyarisch eine Unterhaltung, mulatni sich unterhalten; dass man aber daraus ein Fremdwort für Deutsche, wie „mulattieren" gebildet hat, war mir überraschend.

Nachträglich fällt mir zu dem Kapitel der sogenannten Austriacismen noch folgendes Beispiel ein. Zu den „österreichischesten" Seltsamkeiten rechnen die Norddeutschen das Wort „sich verkühlen" statt: „sich verkälten", strich- und zeitweise auch als „verkälten" gebraucht, wie „verfrieren" statt „erfrieren". Was werden Österreicher wegen ihrer „Verkühlungen" ausgelacht! Nun möchte ich auf das Buch des thüringischen Wagnergesellen E. Ch. Döbel: „Wanderungen durch einen Theil von Europa, Asien und Afrika in den Jahren 1830 bis 1836, bearbeitet von Heinrich Schwerdt, Pfarrer zu Neukirchen bei Eisenach" (Eisenach 1837) verweisen. Döbel ist ein ganz unlitterarischer Mensch, der „Fetter" statt „Feder" und „Barieß" statt „Paris" schreibt Er schreibt genau die Mundart seines thüringischen Heimatsdorfes. In dem Buche ist auch ein langer Brief abgedruckt, den er aus Afrika an seine Familie schrieb, und darin heißt es (Band II S. 134): „so daß ich mich oben verkühlt hatte". Ein klassischer Zeuge!*

Und da ich nun einmal in diese Kleinkrämerei gerathen bin, will ich das Silbenstechen noch etwas weiter treiben. Bei der modernen Vieldruckerei geben sich die Korrektoren der deutschen Buchdruckerei nachgerade immer weniger Mühe, ihre mundartliche Buchstabenverwirrung wenigstens in Schwarz auf Weiß zu vergessen. Ich hörte einst eine süddeutsche Dame sagen: „Die Norddeutschen sprechen so geschrieben, sie können sogar B und P, G und K unterscheiden." Ein großer Theil der deutschen Korrektoren kann es nicht. Ich selbst war einmal, obgleich ich einen Aufsatz zweimal eigenhändig korrigierte, schlechterdings nicht im Stande zu verhindern, dass in meiner Prosa schließlich doch „zwei unbegleitete Amoretchen" (statt „unbekleidete") standen. Die „Natur" war stärker als ich. Selbst die ge-

* im Mekkenburger &c. Plattdeutsch allgemein: sich verkällen, vgl. in meinem Wörterb. I S. 856a unter „verkälten" 2b: „So auch: Hast dich verkühlt von dem späten Ritt. Wilib. Alexis Hos. des Herrn v. Bredow 2, 2, 132; 1, 1, 309.

wissenhaftesten Stilisten und sprachreinsten Schriftsteller können sich vor dieser Verwilderung durch fremde Schuld nicht retten. Manches wird dadurch ganz grotesk, z. B. die fortwährende Verwechslung zwischen „Dogge" und „Docke". „Das Mädchen soll keine Putzdogge sein" (statt Putzdocke, Zierpuppe), steht in Perfall's Roman „Verlorenes Eden" (II 28). Ein „Doggengeländer" (statt Dockengeländer) steht in Oscar Mothes „Baukunst in Venedig" (I 224). Analog hörte ich im Burgtheater Julia's Amme sagen: „Ich habe einen besseren Köter (statt Köder) für ihn", womit die schöne Julia gemeint war. Dass man „Drockenbock" statt „Trockendock" (Exner, „China" aber auch sonst sehr häufig) druckt, „Hindergrund" statt „Hintergrund" (in einem Artikel von J. Servaes in der „Gegenwart" und anderwärts), als müsste das eine „d" dämonisch das andere nach sich ziehen, ist noch begreiflich. Warum aber lese ich so oft „Anektode" statt „Anekdote", „Audotafé" statt „Autodafé" (z. B. in Albertis Biographie Gustav Freytag's), „Buntschuh" statt „Bundschuh" (neulich in „Über Land und Meer") u. dgl. m.? Dieser Theil der deutschen Orthographie scheint vogelfrei zu sein. *

Doch ich schließe, hochverehrter Altmeister, dem die deutsche Schriftstellerwelt zu so großem Danke verpflichtet ist und noch ein langes, ersprießliches Fortwirken wünschen muss. Ich muss nur noch um Entschuldigung bitten wegen der regellosen Form dieses Briefes, der am 24. Mai begonnen wurde, aber im Drange der Geschäfte erst heute (9. Juni) vollendet wird, nicht ohne dass ganz von selbst ein Wort das andere gäbe und der Schreiber vom Hundertsten ins Tausendste geriethe. Ihre freundliche Nachsicht wird Dies zu Gute halten

Ihrem Sie aufrichtig verehrenden
Ludwig Hevesi,
Redakteur des „Fremdenblatts".

— — —

Auf einen so dankenswerthen Brief antwortete ich dem liebenswürdigen Schreiber umgehend und empfing darauf das nachfolgende Schreiben, das ich hier unverkürzt anschließe, um meinen Lesern schon jetzt die erfreuliche Kunde weiterer von Hevesi zu erwartender Beiträge für die Zeitschrift mitzutheilen.

— — —

Wien I. Walfischgasse 8. 16. Juni 1895.

Hochverehrter Herr Professor!

Mit lebhafter Freude habe ich Ihre eben so herzlichen, als für mich

* Vgl. das in meinem Wörterb. I S. 266b über „hintan" und „hindan(n)" Gesagte. Der Herausgeber.

schmeichelhaften Zeilen vom 11. d. M. gelesen und mich darum nachträglich noch besonders über den Unternehmungsgeist gefreut, der mich bewogen, Ihnen jenen ungeregelten Exkurs über deutsch-österreichisch-magyarische Konfusion zu senden. Dass Sie trotz Ihrer vielfachen Arbeitslast mir sogleich antworteten, und bei aller Hast in solcher Ausführlichkeit und mit so frischer Hand, ist mir ein Zeichen Ihres Wohlbefindens und einer Arbeitsfähigkeit, wie sie nur ganz bevorzugte Naturen besitzen. Ihre Getreuen, die durch Pflege der Sprache wie durch eine Freimaurerei verbunden sind, haben alle Ursache, sich darüber zu freuen.

Dass Sie meinen Brief in der Zeitschrift abdrucken wollen, thut ihm eine besondere Ehre an. Selbstverständlich habe ich Nichts dagegen; er enthält einige Kuriosa zur Sprachkritik, die vielleicht Manchen zu größerer Vorsicht mahnen werden. Die modernen Sprachreiniger und Glossatores des Sprachgebrauchs haben leider den Fehler, dass sie oft die Willkür ihres Geschmacks schroff und unduldsam über Alles stellen, ja einen förmlichen Grobianismus eingeführt haben, der oft eben so gut gegen sie selbst gekehrt werden könnte. Wie Wenige nehmen sich ein Beispiel an der vornehmen Sachlichkeit, die ein so höchst Maßgeblicher, wie Sie, verehrter Herr, in seinen Untersuchungen bewahrt, und an dem wissenschaftlichen Billigkeitsgefühl, mit dem Sie auch das von Ihrer wohlbegründeten Sprachnorm Abweichende als naturwissenschaftliches Vorkommnis feststellen, verzeichnen, beurtheilen und auf das etwa wirksame innere Gesetz prüfen.

Ihre Anregung, gelegentlich im Sinne meines Briefes noch Weiteres zusammenzustellen, soll nicht vergeblich gewesen sein. Das Gebiet fällt zwar mit meinem Berufe nicht zusammen, allein der Schriftsteller kann oft nicht umhin, es zu streifen; jedenfalls sieht er, über die Grenze schauend, oft mit Verwunderung, was darauf vorgeht. Ich werde einmal meine Notizbücher darauf hin durchblättern.

Für jetzt, hochverehrter Herr, nehme ich Abschied und wünsche Ihnen einen recht gedeihlichen Sommer. Seien Sie herzlichst gegrüßt von Ihrem aufrichtig ergebenen

Ludwig Hevesi.

Lessing und Friedrich der Große.

Eine Anfrage aus Paris nebst einer Antwort aus Berlin.

Von Herrn Girot, Professeur au Lycée Condorcet in Paris, empfing ich die folgenden Zeilen:

Cher Monsieur!

Je saisis avec bonheur une occasion qui s'offre à moi de vous écrire pour vous dire que je lis toujours avec le même plaisir votre

si intéressante Revue. Mais la besogne quotidienne est telle — j'ai plus de 200 élèves — que je trouve à peine le temps d'écrire, or, je travaille en ce moment à une nouvelle édition de „Minna von Barnhelm". En relisant mes notes sur Frédéric II, je trouve que ce roi ne fut pas seulement un virtuose distingué — chacun le sait — mais qu'il s'est aussi produit comme compositeur, à la vérité non sans l'aide de Graun et d'Agricola; qu' il a composé une marche pour le régiment des dragons de la garde et une autre marche pour „Minna von Barnhelm"! — Il m'a été impossible d'obtenir quelques renseignements sur ce dernier point. Voudriez vus m'en dire quelque chose? Quand l'a-t-il publiée? a-t-on des temoignages de contemporains? peut-on se la procurer à part de ses Oeuvres Complètes? Excusez ces questions, mais vous êtes une source inépuisable de renseignements précieux et je me risque cette fois encore à faire appel à Votre amabilité.

Merci bien sincèrement et croyez toujours, Monsieur,
à mes sentiments bien
dévoués
Girot.

Paris, 28. Mai 1895.

Ich bezweifelte nun freilich nach den bekannten Beziehungen Friedrich des Großen zu Lessing, dass den Aufzeichnungen des Herrn Prof. Girot etwas wirklich Thatsächliches zu Grunde liegen möchte; aber außer Stande, ihm — wie er es von mir wünscht und voraussetzt — auf seine Anfrage eine zuverlässige Auskunft zu geben, dachte ich doch daran, ob ich ihm nicht wenigstens eine solche würde verschaffen können und, von dem bewährten Grundsatze ausgehend, dass es immer am richtigsten sei, gleich vor die rechte Schmiede zu gehen, wandte ich mich — um Entschuldigung für die genommene Freiheit bittend — an einen der zur Ertheilung einer solchen Auskunft Berufensten, obgleich mir persönlich Unbekannten, den Musikschriftsteller Herrn Max Friedländer an der Berliner Universität.

Von diesem empfing ich dann auch sofort in der liebenswürdigsten und verbindlichsten Weise die gewünschte Auskunft, in der die Quelle der viel verbreiteten falschen Nachricht über eine Tonsetzung Friedrich des Großen zu Lessing's Lustspiel nachgewiesen ist.

Da nicht bloß für Herrn Prof. Girot in Paris, sondern auch für die Leser meiner Zeitschrift die Richtigstellung von Werth sein wird, so lasse ich mit verbindlichem Dank für Herrn Max Friedländer sein liebenswürdiges Schreiben vollständig folgen. Es lautet:

Berlin, 13. Juni 1895. Burggrafenstr. 16.

Hochverehrter Herr Professor!

Friedrich der Große hat keine Ouvertüre zu „Minna von Barnhelm" geschrieben. Sein Interesse für Lessing war viel zu gering, als dass er sich zu einer solchen Komposition hätte veranlasst fühlen sollen. Eine Ouvertüre ist von dem großen König meines Wissens überhaupt nicht vorhanden. Er beschränkte sich bei seinen Kompositionen auf sein Lieblings-Instrument, die Flöte, für die er eine außerordentlich große Anzahl von Sonaten, Koncerten, Solfeggien schrieb. Daneben besitzen wir noch einige Sopran-Arien, die in der Privat-Sammlung des Königs von Sachsen sind.

Die unrichtige Angabe Betreffs der Ouvertüre zu Lessing's Werk wurde durch H. W. Fink i. J. 1836 in Schilling's Universal-Lexikon der Tonkunst abgedruckt; und sie zog sich seitdem wie eine Seeschlange durch fast sämmtliche musikalischen Nachschlagebücher. Selbst Ledebur und Mendel-Reißmann tischten sie aufs Neue wieder auf.

Das Beste über Friedrich als Musiker findet sich in den „Musikalischen Werken Friedrich des Großen, herausgegeben von Philipp Spitta," Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1889. Diese wundervolle Ausgabe findet sich sicher in der National-Bibliothek oder der Bibliothek des Conservatoire in Paris. Außerdem giebt es ein Werk: „Friedrich der Große als Kenner und Dilettant auf dem Gebiete der Tonkunst, von C. F. Müller." Potsdam 1847.

Nehmen Sie zum Schlusse noch aufrichtigen Dank für die freundliche Gesinnung, die Sie mir in Ihrem Schreiben kund geben. Es hat mich hoch erfreut, mit dem verehrten Meister der gelehrten Forschung in Verbindung treten zu dürfen, und ich bitte Sie, stets über mich in musikalischen Fragen, und nicht nur in diesen, zu verfügen.

In größter Hochachtung
Ihr ganz ergebener
Max Friedländer.

Nichts ist gut für die Augen.

Von Dr. Herman Schrader.

In Sprichwörtersammlungen fand ich diesen Spruch, auch wohl mit dem Zusatz: aber nicht gut für den Magen. Ich stutzte. Sollte denn hiermit die trostlose Weisheit ausgesprochen werden, dass alle Augenkranken auf jegliches Heilmittel als völlig werthlos verzichten müssen? — Am besten thue man, wenn man keine Salbe, keine Tinktur, keine Operation anwende, sondern die Heilung allein der Natur und der Zeit anheimstelle.

— Oder soll das Wort etwa ein Spott sein? vielleicht in der Art, wenn ein Mann aus dem Volke einem andern ein Wort des Grußes überbringt und statt des Dankes die Antwort erhält: leg es da man hin auf Tisch. Er meint: was hab ich von dem Gruße? Wenn ich Werth auf Das legen soll, was du bringst, so muſs es etwas Körperliches, Greifbares sein; der Gruß ist bloße Luft für mich. — Mit dem obigen Zusatze: solch bloßes Nichts taugt nicht für den Magen; der verlangt etwas Massiges.

Auf diesem Wege kommen wir nicht weiter. Der führt uns zu Albernheiten. Den Sprichwörtersammlern aber dürfen wir es zum Vorwurf machen, daſs sie kein erklärendes Wort zu solch wunderlichem Spruche geben. Um Erklärung zu finden, müssen wir uns in die Volkssprache, in die Apotheken und in das chemische und ärztliche Gebiet begeben. — Da mir die Sache wichtig genug erscheint, um in diesen räthselhaften, scheinbar dummen Spruch Licht zu bringen, sei es mir gestattet, die Sache möglichst gründlich zu untersuchen.

Nun, vielleicht kann uns schon die griechische Sprache zu einer Erklärung verhelfen, wozu — wenn ich nicht irre — Andresen* in einigen Worten Anlaſs gegeben hat. Er will nämlich das Wort aus dem griechischen onychitis deuten, in der Annahme, daſs mit Weglassung des ersten Buchstabens die Laute nychitis miſsverständlich in das ähnlich klingende Nichts entstellt wären. — Es giebt nun meines Erachtens wirklich Gründe, welche jene Ansicht stützen dürften. Das griechische Wort ὄνυξ (Stamm ὄνυχ) bedeutet Klaue, Kralle, Huf und die Nägel des Menschen; sodann ein wie ein Nagel aussehendes Geschwür auf der Hornhaut des Auges; endlich auch einen streifigen Edelstein. Über diesen erhalten wir nun bei dem älteren Plinius mehrfache Auskunft.

Dieser berichtet — zum Theil auf ältere Gewährsmänner sich stützend — über den Onyx oder Onychis Manches, was ihn in Beziehung auf das Auge setzt. Er sagt unter Anderem, der Name des Onyx stamme von seiner Ähnlichkeit mit den Nägeln des Menschen, weil in ihm eine den menschlichen Nägeln ähnliche Weiße sich zeige, und betrachtet ihn als eine aus dem Weißen und Braunen bestehende Mischung; und besonders,

---

* Schon Johann Leonhard Frisch in seinem „Teutsch-Lateinischen Wörter-Buch“ (Berlin 1741) schreibt II S. 17 b am Schlusse seiner beachtenswerthen Mittheilung über „Nicht, n.“:

„Nicht kommt in diesem Verstand der Augen-Arzney von Onychitis. Man sagt daher: Nicht ist gut für die Augen, Onychitis oculorum medicina est. It. in zweydeutigem Verstand: Nihil in oculorum dolore facile pro medicina adhibendum est.“ —, vgl. Adelung's Wörterb. (1777) II Sp. 786, meins II S. 434 b/c (wo auf Mitscherlich's Chemie hingewiesen ist), auch Wander's Sprichwörter-Lex. III Sp. 1017.

Der Herausgeber.

er sei feuerfarbig, schwarz, hornartig, indem auf seiner Fläche weiße Adern in Gestalt eines Auges herumlaufen und durch die Augen sich wiederum Querlinien hinziehen. Der arabische Onyx ist übrigens von dem indischen (und kleinasiatischen) verschieden. Auch der Sardonyx ist bei gelbem, braunem oder rothem Grunde unregelmäßig mit weißen Adern durchzogen, welche bald Streifen, bald Flecken, bald Augen bilden. — Wenn also der Onyx ein augenähnliches Bild zeigt, wenn ein Geschwür des Auges den Namen Onyx oder Onychitis trägt, so wäre es ja nicht unmöglich, dass eine Salbe für dieses Augenübel den Namen Onychis oder — sprachlich entstellt — Nichts erhalten habe. Freilich ein wenig weit hergeholt und gewohnter Mittelglieder bedürftig ist diese Erklärung. Auch scheint es gar kein griechisches Wort onychitis zu geben, statt dessen wir hier schon das wohl beglaubigte onychis gebraucht haben.

Dass es sich nach meiner Vermuthung um ein Heilmittel für kranke Augen handele, hat mir auf meine Anfrage der gelehrte Forscher Herr Dr. Höfler in Tölz auf das bestimmteste bestätigt. Und als es sich für mich nun noch um die chemischen Bestandtheile dieses Mittels und um ihre wissenschaftlichen Namen handelte, hat mir Herr Dr. Franz Schütt die erwünschte gründliche Auskunft gegeben.

1. Bringt man feine Späne Zink in eine Flamme, so verbrennt dies Metall mit leuchtender Flamme zu einem ganz leichten, weißen, flockigen Pulver, welches in die Luft fliegt und in Flocken wieder herabfällt. Es ist dies das oxydierte Zink (zincum oxydatum), früher von den Alchemisten nix alba oder lana philosophica genannt. Aus nix alba entstanden die Benennungen „Weißes Nichts“ und daraus „Nihilum album“.

Löst man dieses Zinkoxyd in Schwefelsäure auf und lässt es krystallisieren, so erhält man das ebenfalls weiße schwefelsaure Zinkoxyd, früher als weißer Vitriol bezeichnet, jetzt officinell als zincum sulfuricum gebraucht.

Beide Präparate werden in der Pharmazie namentlich als Salben für die Augen (Zinksalbe) benutzt. Bei ihrer nahen chemischen Verwandtschaft ist es erklärlich, dass sie vom Volke verwechselt wurden. Das zincum sulfuricum namentlich wird auch heute noch (in Wasser aufgelöst) hervorragend zu Augentropfen verwendet. Innerlich genommen sind die Zinkverbindungen alle giftig und erzeugen Erbrechen.

2. Unguentum zinci wird gegen Hautflechten, Hautflecke (Stippen) oder Hautnässe (in Folge von Flechten) angewandt. Dass man auch von Nichtssalbe spricht, ist doch sehr naheliegend, da sie aus Fett und dem weißen Nichts (oder zincum sulfuricum) besteht.

3. Blaues Nichts = Stibium sulfuratum nigrum, gewöhnlich schwarzes Schwefelantimon genannt, wurde schon im Alterthum zum Schminken der

Augen und als äußerliches Augenmittel benutzt. In Deutschland wurde das Schwefelantimon kurzweg Antimon oder stibium genannt, von Plinius bis Lavoisier (Ende des vorigen Jahrhunderts). Dioskorides nennt es *στίμμι*. — Volksthümlich ist die Bezeichnung Spießglas oder Spießglanz.

Zu diesem stibium sei eine vielleicht nicht uninteressante Bemerkung gestattet. Es wurde nämlich dies stibium sulfuratum schon im Alterthum zum Schminken der Augen (wie auch als ärztliches Arzneimittel) benutzt. Der Prophet Ezechiel (23, 40) sagt: Du Ahaliba (Jerusalem), ließest Leute aus fernen Landen kommen und badetest dich und schmücktest dich (wie eine Buhlerin zum Empfangen ihres Buhlen). Und 2. Kön. 9, 30 heißt es von der gottlosen Königin Isebel, als sie Jehu zur Rache kommen sieht, that sie Schminke an ihre Augen und schmückte ihr Haupt (um mit der äußeren Würde einer Königin zu sterben). Die erste Stelle griechisch (nach der LXX): *ἐστιβίζου τοὺς ὀφθαλμούς σου*; die zweite: *ἐστιμμίσατο τοὺς ὀφθαλμοὺς αὐτῆς*. *στιβίζω* (hebr. kachal) mit schwarzer Schminke bestreichen, *στίμμι* oder *στίβι*, stibium (nach Passow) ein strahliger oder faseriger Spießglanz, der gebrannt und gepulvert von den Frauen auf die Augenbrauen, auch auf die Augenlieder gestrichen ward, um ihren Rand schwarz zu färben und dadurch dem Auge einen lebhaften Ausdruck und erhöhten Glanz zu geben. — In Rom wurde diese Schminke gar von Männern gebraucht. Juvenal nämlich in der 2. Satire geißelt die Philosophen seiner Zeit, welche mit den Lippen die Tugend priesen und gegen die Laster eiferten und in ihrem äußeren Auftreten die Strengen und Entsagenden spielten, aber heimlich allen Lastern fröhnten. Vers 93—95: Der Eine kräuselt die mit feuchtem Ruß (Schminke) gefärbten Augenbrauen und bemalt (schmückt) die zitternden (lüsternen, verliebten) Augenlieder, (der Andere . . . weiter darf ich es nicht übersetzen)

> ille supercilium madida fuligine tinctum
> obliqua producit acu, pingitque trementes
> attollens oculos.

Ähnliches steht auch bei Martial 9, 38.

Das Antimonoxyd (Stibium oxydatum) führte früher die Bezeichnung nix ferri neben Weißspießglanzerz, daher mag für das schwarze Schwefelantimon die Bezeichnung blaues Nichts entstanden sein. Auch die Antimonverbindungen wirken innerlich giftig und brechenerregend (Brechweinstein ist noch heute im Gebrauch).

Bevor wir schließen, möchte ich noch auf Das eingehen, was das Grimm'sche Wörterbuch über unsre Redensart bringt. Hier steht unser Nichts als besonderes Wort verzeichnet, und Dr. Lexer sagt: Nichts

pompholyx, aeris favilla, tutia, nichts, Hüttenrauch; spodium, grawnichts, grawer Hüttenrauch. Sprichwort (Wortspiel mit nichts, nihil): nichts ist gut in Augen, und bös im Maul. — Das Richtige, dass es sich um ein Heilmittel für die Augen handelt, ist hier wenigstens angedeutet, zur Erklärung des wunderlichen Namens aber Nichts gebracht. — Schon das hier genannte griechische Wort enthält einen deutlichen Fingerzeig; denn πομφόλυξ (eigentlich Blase) heißen die Zinkblumen, die sich beim Schmelzen der zinkhaltigen Erze an den Wänden des Ofens ansetzen. — Wir ergänzen Das. Wenn man jenen Hüttenrauch, den feinen Flugstaub, mit den abgehenden Gasen ins Freie entweichen lässt, so wird die Umgegend der Hütten mit dichtem Staub bedeckt. Da er aber meist noch recht viele Metallverbindungen enthält, so wird er in besonderen Kammern oder Fangvorrichtungen aufgefangen und weiter verarbeitet. — Zu dem genannten Worte tutia (aus dem persischen tutija; zu spodium vom griechischen spodos Asche) bemerken wir, dass das Wort jetzt außer Gebrauch gekommen und so gut wie vergessen ist; man bezeichnet diese Substanz als Zincum carbonicum.

Schon die Alten wussten, dass Kupfer durch Zusammenschmelzen mit einer Erde, welche *καδμεία*, bei Plinius cadmia hieß, in Messing umgewandelt werden kann. Diese Erde war auch den ältesten Alchymisten bekannt, sie nannten sie ebenfalls cadmia, oder als Mineral Galmei, gebrauchten aber in den lateinischen Übersetzungen ihrer Schriften dafür den Ausdruck tutia. Chemisch ist diese Substanz nun aber nichts Anderes als kohlensaures Zinkoxyd (dessen Zink sich beim Schmelzen mit Kupfer theilweise mit dem Kupfer zu Messing legiert). Da das kohlensaure Zinkoxyd, wenn nicht ganz chemisch rein, grau aussieht und schon durch starkes Erhitzen in das Nihilum album (das Zinkoxyd) umgewandelt werden kann, mit dem es in seinen Wirkungen auf den menschlichen Körper die größte Ähnlichkeit besitzt, so ist die Bezeichnung graues Nichts wohl leicht zu erklären.

Nach dieser unsrer Darlegung dürfen wir wohl hoffen, dass das Dunkel unsrer wunderlichen Redensart sachlich und sprachlich vollständig aufgehellt ist. Wenn der Mann des Volkes das Wort nix hörte, so dachte er natürlich nicht an den lateinischen Schnee, sondern an sein bekanntes (mundartliches) deutsches Wort nix, d. h. Nichts. Und nun ist es hier wie öfters geschehen: die Ärzte und Apotheker haben (wissentlich oder unwissentlich) das deutsche Nichts in das lateinische nihilum übersetzt; und das verbreitete sich so, dass das falsche Wort gerade technisch oder amtlich geworden ist.

Sich selbst ins Angesicht schauen.

In der neu erscheinenden Zeitschrift: „Im deutschen Reich" (s. die Bücheranzeigen in diesem Hefte S. 198) findet sich auf S. 16 von Uli Schanz ein kunstreiches Gedicht von 80 Zeilen mit der Überschrift: „Es werde Licht!" und den Anfangsversen:

„Was auch von Land zu Land
Der Eifrer zürnend spricht ꝛc."

und den durch das ganze Gedicht durchgeführten Reimen auf Land und spricht.

Anstoß habe ich nur an den Versen 49—52 genommen, welche lauten:

„Kannst du nicht unverwandt
Dir schaun ins Angesicht,
Dann schüre du zum Brand
Das Holz für Andre nicht."

Man kann freilich denk- und sprachrichtig z. B. sagen: Wer nicht selbst Jedem frei und offen, unverwandt ins Angesicht oder in die Augen schauen kann, Der darf sich nicht zum strengen Sitten- und Ketzerrichter für Andere aufwerfen und ihnen das Holz zum Brande (oder zum Scheiterhaufen) schüren oder in ähnlicher Weise. Aber sich selbst schaut der Mensch doch nicht anders ins Angesicht als im Spiegel. Ich möchte hier zwei Stellen, auf die ich in meinem Wörterb. III S. 1135 b unter Spiegel hingewiesen, ausführlicher hersetzen. In der Epistel S. Jakobi I V. 23/4 heißt es nach Luther's Übersetzung: „So Jemand ist ein Hörer des Worts und nicht ein Thäter, Der ist gleich einem Manne, der sein leibliches Angesicht im Spiegel beschauet; denn, nachdem er sich beschauet hat, gehet er von Stund an davon und vergisst wie er gestaltet war ꝛc." und danach heißt es bei Goethe (40bänd. Ausg. I S. 268) in der 1. Epistel V. 25—27:

„Doch bald, wie Jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergisst, die behaglichen Züge,
So vergisst er das Wort, wenn auch von Erze gestempelt."

Ich habe diese Bemerkung nicht zurückhalten wollen, weil sie vielleicht den Dichter bei reiflicher Erwägung veranlasst, den von mir gerügten Anstoß durch eine Änderung in seinem kunstvollen und dem Inhalt nach empfehlenswerthen Gedichte zu beseitigen.

Die Müllerstochter.

Erzählung von Josef Freiherr v. Eötvös, übersetzt von Franz Arz.

In dieser mir von dem Übersetzer eingesandten Erzählung, (s. die Bücheranzeigen), die sich im Allgemeinen von Verstößen gegen die reine Schriftsprache ꝛc. ziemlich frei hält, habe ich mir die nachfolgenden Stellen

angemerkt, die ich — wie dem Übersetzer — auch zugleich den Lesern meiner Zeitschrift vorlegen möchte:

1. „Hier saß an einem schönen Herbstnachmittag vor mehr als 20 Jahren der damals noch jüngere Pfarrer.“ S. 1. Es sollte heißen: „der noch junge Pfarrer“; denn dass der Pfarrer damals (vor 20 Jahren) jünger war als nachher, braucht den Lesern doch nicht erst besonders gesagt zu werden.

2. „Die Reihe der beladenen Wägen“ [namentlich süddeutsch, s. mein Wörterb. III S. 1450c, Anm.; besser ohne Umlaut: Wagen, s. Nr. 16] „auf dem jenseitigen Ufer, der Lärm, mit dem die von dort Angelangten ihre Zugthiere auf dem steilen Ufer antrieben, der Fährmann, der die Wartenden bald mit lauter Stimme zur Geduld mahnte, bald mit einem Scherz beruhigte, der, seit 10 Jahren wiederholt, immer eine lachende Zuhörerschaft fand, das laute Gespräch, das zwischen einem Ufer und dem andern geführt wurde, ohne dass es die Ohren der Zuhörer beleidigt hätte, nahmen die Aufmerksamkeit des Geistlichen ganz in Anspruch ꝛc.“ S. 2. Vgl. hierzu meine Hauptschwier. S. 6b, wo es in Nr. 6 heißt:

„Bei Relativsätzen bietet der Wechsel der bezüglichen Fürwörter (welcher, der) ein Mittel, die Verschiedenheit zwischen neben- und untergeordneten Sätzen hervorzuheben ꝛc.“ Danach stände füglich von den beiden gesperrt gedruckten der statt des ersten besser welche. Auch würde ich das kürzere zwischen beiden Ufern vorziehen; sonst sollte es wenigstens mit hinzugefügtem Artikel heißen: zwischen dem einen Ufer und dem andern.

3. „In der ganzen Erscheinung des Mannes war doch eine gewisse Würde, die Respekt“ [warum nicht: Achtung?] einflößte. S. 2.

4. „Sie denken ohne Zweifel so bei sich . . ., dieser Mensch kann sich nirgend vertragen, er muss ein zänkischer Mensch sein, einer von denen, über die man nichts Schlechtes sagen kann, mit denen wir aber nicht eine einzige gute Stunde verbringen können.“ S. 3. Das hervorgehobene so hätte als überflüssig wegbleiben können. Der Wechsel zwischen man und wir (s. Hauptschwier. S. 202a) ist hier durch Nichts begründet, vgl.: „über die man nichts Schlechtes sagen, mit denen man aber auch nicht eine einzige gute Stunde verbringen kann.“

5. „Wenn er Schriftsteller ist, so schreibe er, wenn Erzieher, so erziehe er, wenn Pfarrer, so predige er, wie der Lederer sein Leder, der Schneider seine Kleider, der Tischler seine Bänke verfertigt.“ S. 4.

Für das, wie in der älteren Sprache, so auch noch mundartlich übliche Lederer (s. mein Wörterb. II S. 73a; Ergänz.-Wörterb. S. 337b,

Schmeller Bair. Wörterb. II S. 437 ꝛc.) gilt doch in der allgemeinen deutschen Schriftsprache heute gewöhnlich Gärber.

6. „Der Ausdruck, der all Dies zu einem bezaubernden Ganzen verschmolz ꝛc." S. 8, heute fast überwiegend statt des strenger richtigen „verschmelzte", s. Hauptschwier. S. 248b.

7. „Wenn auch des alten Rektors Seele von stiller Glückseligkeit schwoll, wenn er auf seinen Sohn sah, so war diese Freude doch nicht ohne Besorgnis ꝛc.," wo für das zweite wenn empfehlenswerther sobald (oder so oft ꝛc.) stände, s. Hauptschwier. S. 56 Nr. 4.

8. „Wenn er sich auch gegen die Schwierigkeiten und die Unsicherheit hätte verblenden können, die auf dieser seiner Laufbahn größer sind als auf welcher immer ꝛc." S. 8, vgl.: „Es täuscht sich, wer den Ehrgeiz nur in Palästen und in Hofkreisen sucht; eine mächtige Rolle spielt er auch in unsern Dörfern, in denjenigen Klassen des Volkes, die wir uns gewöhnlich als das Gegentheil der Aristokratie vorstellen, und die in ihrem eigenen Kreise eben so viele aristokratische Neigungen besitzen, wie wer immer." S. 9. — „Ich gebe der Kirche mehr als wer immer." S. 28. — „Verlangen Sie was immer von mir, nur dies Eine nicht." Vgl. mein Wörterb. I S. 815c unter immer in Nr. 2c:

„wie auch und verbunden damit, selten mit irgend, zur Verallgemeinerung von Relativsätzen: Wer, was, wie, wo, wann, warum, weshalb auch immer ꝛc."; aber unter sämmtlichen Beispielen und Belegen dort ist nur ein einziger Satz, worin das Zeitwort zu ergänzen ist: „So schlau sie auch immer [in allen Fällen, ohne Ausnahme], er hat sie doch betrogen"; dagegen fehlt in sämmtlichen vier Relativsätzen aus der kurzen, nur einige 40 Seiten enthaltenden Erzählung überall das Zeitwort, wodurch die Ausdrucksweise als eine den siebenbürgischen Sachsen im Besondern eignende und sich von der allgemeinen deutschen Schriftsprache unterscheidende erscheint, vgl. zu den einzelnen Sätzen in gewöhnlicherer Ausdrucksweise, je: „die auf seiner Laufbahn größer sind als auf irgend einer (andern)"; — Klassen . . ., „die . . . eben so viele aristokratische Neigungen besitzen wie irgend eine." — „Ich gebe der Kirche mehr als irgend Einer oder irgend Jemand." — „Verlangen Sie Alles (oder: alles Andere) von mir, nur dies Eine nicht."

9. „Der Müller war ein Muster dieser bäuerischen Aristokratie. Ein Bannerherr des Mittelalters konnte nicht stolzer auf seine Unterthanen herabsehen als er auf Diejenigen, von denen er die Mahlmetze einhob." S. 9, s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 264a, wo unter einheben in Nr. 2 gesagt ist: „süddeutsch = erheben 3" mit Belegen für: ein Kapital, das Schulgeld, Steuern, Zölle einheben.

10. „Des Notärs Sohn“ S. 14, mit Umlaut statt: des Notars.

11. „Dass drinnen in der Kutsche der edle Komitat geführt wurde“ S. 19. mundartlich statt: „gefahren wurde, gefahren kam“, s. mein Wörterb. I S. 390c unter fahren 4 und S. 512b unter führen 3e.

12. „Dass er dem Oberrichter bei der letzten Beamtenwahl 300 Gulden zu leihen gegeben“ [= geliehen] „hatte, von denen er bisher außer dem Schuldschein noch nichts Anderes gesehen hatte.“ S. 20. Die mundartliche Ausdrucksweise: Einem Geld „zu leihen geben“ = es ihm leihen, es ihm leihweise (oder als Darlehen, als Darleihe geben, vorstrecken) ist in der allgemeinen deutschen Schriftsprache unüblich. — Das hervorgehobene Anders ist nach dem vorangegangenen: „außer dem Schuldschein“ überschüssig und hätte füglich wegbleiben können oder sollen.

13. „Ekesy wetzte mit vielen Redensarten die Kehle und spuckte Eins, als er ins Zimmer trat“ S. 20, vgl.: „Ekesy holte bei diesen letzten Worten tief Athem und spuckte Eins danach.“ S. 22 und besonders S. 16: „Und dann gar noch die Würde, wie er [Ekesy] beim Rauchen zu spucken verstand, worin er jeden Bürger der nordamerikanischen Union übertraf“, — s. über das „Eins“ als allgemeines Objekt bei zielenden Zeitwörtern in Verbindungen, wie: Einem Eins [= einen Schlag, Streich, Hieb rc.] versetzen und: Er kriegt Eins über den Kopf u. ä. m. mein Wörterb. I S. 354b Nr. 2c und S. 356c Nr. 2, wie auch Hauptschwier. S. 123a Nr. 10. Die Verbindung: „Eins spucken“ ist danach wohl zu verstehen, aber doch im Deutschen nicht eigentlich sprachüblich.

14. „Ehrsucht war die leitende Idee seines ganzen Lebens, von jenem Augenblick an, wo er als junger Bursche die Müllerswittwe geheirathet hatte, die seine Mutter hätte sein können; um ihretwillen hatte er sich bis zu diesem Augenblick fort und fort abgemüht.“ S. 27. Es hätte wohl heißen müssen: „um der Ehrsucht willen“, damit der Leser nicht auf den Gedanken kommen könne, dass gemeint sei: um der Müllerswittwe willen.

15. „Unser Herr Farkas würde es nicht um Vieles geben, wenn er sie gut durchprügeln könnte, und vielleicht hätte er es auch gethan, wenn das Haus nicht voll Menschen gewesen wäre rc.“ S. 33, wofür es in richtiger Wahl der Zeitformen etwa hätte heißen müssen: „Unser Herr F. hätte Vieles darum gegeben, wenn er sie gut hätte durchprügeln können rc.

16. „Die Fähre war voll Wägen und Menschen,“ S. 35 statt Wagen s. Nr. 2, vgl. auch S. 41: „In einer holperigen Kutsche, von drei mit lauter Verwandten besetzten Wägen gefolgt.“

17. „Die jungen Leute . . . lachten über den Primgeiger, der

seinen krausen Kopf hin und her schaukelte . . ., während sein Sekundspieler . . . schläfrig seinen Kameraden begleitete" S. 36. Die hervorgehobenen Bezeichnungen sind in Österreich allgemein üblich für den ersten und den zweiten Geiger, besonders für die Zigeunermusikanten.

18. „Herr Farkas war ein ordnungsliebender Mann; die Mühlräder gingen nicht regelmäßiger als er selbst. In seinem Hause hatte Alles seine bestimmte Zeit, jeder Mensch seine Beschäftigung; und die Furcht und die Gewohnheit, diese beiden großen Erhalter der Ordnung in der Welt, hielten vom ersten Tage des Jahres bis zum letzten das Ganze im richtigen Geleise." S. 36. Über die Nicht-Übereinstimmung in dem grammatischen Geschlecht der beiden weiblichen Hauptwörter: „die Furcht und die Gewohnheit" mit ihrer Apposition im männlichen Geschlecht: „die Erhalter" s. Hauptschwier. S. 150/1b unter dem Titelkopf: „Feminina" Nr. 7. Danach unterliegt die Nicht-Übereinstimmung nicht gradezu einem Tadel; aber dennoch wäre meiner Ansicht nach eine andere Wendung wohl vorzuziehen, wie etwa: „Die Furcht und die Gewohnheit, auf denen als Hauptstützen die Erhaltung der Ordnung in der Welt beruht ꝛc."

19. „Nach dem Abendläuten kam der Müller alltäglich in sein Zimmer ꝛc." S. 36, wofür es üblicher lauten würde: täglich (vgl.: jeden Tag, einen Tag wie alle Tage; tagtäglich), s. mein Wörterb. III S. 1281c unter alltäglich Nr. 1, vgl. Nr. 253.

20. S. 37: „Seitdem er Mariechen" [Acc.] „Ekesy" [Dativ] „versprochen, hatte gehörte das alte Vertrauen auf." Dass hier das Komma vor hatte statt nach hatte gesetzt ist, beruht wohl nur auf einem Druckfehler, eben so wie das dreisilbige gehörte statt des zweisilbigen hörte; aber, dass für die neben einander stehenden Eigennamen Mariechen und Ekesy nicht an der Form erkennbar ist, welcher von beiden im Dativ, welcher im Accusativ steht, ist ein Abhilfe erheischender Mangel, vgl. besser: Seitdem er seine Tochter (Mariechen) dem Herrn Ekesy versprochen ꝛc.

21. „‚Ich sollte dich wohl als Magd halten, wenn aus dir eine gnädige Frau werden kann?' ‚Ich will Das durchaus nicht werden, mein Vater,' sagte Mariechen . . ., ‚ich bin nicht dazu.' ‚Und warum wärest du nicht dazu?' sagte der Müller ärgerlich." — Hier stände beidemal hinter dem dazu sprachüblicher ein Mittelwort, wie etwa: geeignet, geschaffen ꝛc., vgl.: dazu passe ich nicht.

22. „Alsogleich soll mich der Blitz erschlagen, wenn ꝛc." S. 38. Statt des hervorgehobenen Anfangswortes würde es sprachüblicher wohl bloß gleich heißen, vgl. auch: auf der Stelle ꝛc.

23. „Der Klarinettist, den des Müllers guter Wein so eingeschläfert

hatte, dass er halb unbewusst, wie ein Nachtwandler ans Musicieren gegangen war, blies sich vollständig wach" S. 39, als rückbezügliches Zeitwort mit Angabe der Wirkung (vgl. mein Wörterb. I S. 150c Nr. 2 f.) = er ermunterte sich (wurde wach) durch das Blasen auf der Klarinette.

24. „Warum lärmt ihr so früh des Morgens das ganze Dorf auf?" S. 40 (vgl. mein Wörterb. II 29a, J. Paul) = weckt ihr durch euer Lärmen das Dorf (auf), bringt es auf die Beine ꝛc.

Schwänze f.

„Es lässt sich von hier aus schwer beurtheilen, ob die Angabe der Petroleum-Producenten, dass die natürliche Produktion nachgelassen hat, wahr ist oder ob es sich um eine sogenannte Schwänze handelt, also um ein künstliches Zurückhalten des Petroleums zum Zwecke der Preissteigerung."

Dieser in der Morgen-Ausgabe der National-Zeitung vom 20. April d. J. (48, 252 in der ersten Beilage) enthaltene Satz ist mir von mehreren Seiten her eingesendet worden mit der Bitte um Erklärung des hervorgehobenen Börsenausdruckes.

Da die Einsender mein Ergänzungs-Wörterbuch nicht haben zu Rathe ziehen können, so wiederhole ich hier das dort S. 468 b Gesagte:

„**Schwänze** f.: Ein Manöver der Börse, eine Schwenze, offenbar eine Verunstaltung von squeeze [engl. „Quetsche"]. Die Operation besteht darin, das Publikum zu einer Baisse-Operation auf Effekt zu verleiten und, wenn es tief darin steckt, durch Ratifikation des Stücks ihm am Lieferungstermin den Hals umzudrehen. National-Ztg. 28, 118. [Der Ausdruck findet sich dort häufig, z. B. auch 46, 279 ꝛc.] Man nennt Dies: die Baissiers aufschwänzen und die Tragweite solcher an der Getreidebörse sehr beliebten Schwänze ist, dass die Getreidepreise eine ungerechtfertigte Höhe erreichen. Volks-Ztg. 20, 126; 25, 175 B [Aufschwänzen" auch 23, 64; Nat.-Ztg. 34, 502 ꝛc.]; Kladderadatsch 31, 115 b; Gold- (Volks-Ztg. 20, 240); Spiritus- (226; 231 B) Schwänze ꝛc. Vgl. auch Schwanz 4, Schluss."

Unter Schwanz 4 aber ist in meinem Wörterbuch die Redensart aufgeführt: Geld auf den Schwanz klopfen oder schlagen, wozu ich unter klopfen in Nr. 1 f. gesagt habe: „das Geld ‚unterschlagend' (s. d.), Jemand darum ‚prellen' oder ‚beschnellen', wo sämmtliche Ausdrücke mir davon hergenommen scheinen, dass eine Münze, die Jemand auf einen Finger lose hält, wenn man von unten, an dem einen Ende (gleichsam dem Schwanz) dagegen schlägt oder schnellt, ihm fortfliegt, vgl. Schwänzelpfennig und schwänzen" —, vgl. weiter unter schlagen 2b:

„Die Unkosten auf die Waare schlagen = beim Verkauf sie mit einrechnen, vgl. [Geld] auf den Marktkorb (Schmeller bair. Wörterb. 3, 440) = Geld auf den Schwanz schlagen oder klopfen."

Die in der National-Ztg. ausgesprochene Behauptung, dass der Börsenausdruck Schwänze „offenbar" eine Verunstaltung des engl. squeeze sei, wollte (und will auch jetzt) mir durchaus nicht einleuchten, zumal — so weit ich sehe — squeeze in der besondern Bedeutung des Börsenausdrucks in der Handelswelt nicht üblich ist (in Webster's International Dictionary. London 1890 p. 1397b heißt es nur: Squeeze, n.[1]: the act of one who squeezes; compression between bodies; pressure); der entsprechende englische Börsenausdruck ist vielmehr (to) corner, s. F. W. Eitzen's vortreffliches Wörterbuch der Handelssprache. Deutsch-Englisch (Leipzig 1893) unter „aufschwänzen" (S. 60b) und „Schwänze", „schwänzen" (S. 642b), vgl. Muret's encyklopädisches Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache (1891) Bd. I S. 548c; wo unter corner als Ausdruck der amerikanischen Handelssprache aufgeführt ist in Nr. 6: „Aufkäufergruppe f., Spekulantenring m. 6 zum Aufkauf von Waaren, um diese zu vertheuern; cotton corner Baumwollring" — und in Nr. 16: „to corner (the market), Alles aufkaufen, um die Waaren zu vertheuern." (vgl. in Nr. 15: „in eine Ecke, fig.: in die Enge treiben).

Danach habe ich — der mir unbegründet erscheinenden Behauptung der National-Ztg. gegenüber — einen Versuch gemacht, den deutschen Börsenausdruck aus dem deutschen Wortschatz zu erklären.

Nachdem ich aber das Vorstehende niedergeschrieben, wandte ich mich noch —, um ganz sicher zu gehen, — an den oben erwähnten Herrn F. W. Eitzen in Hamburg, der dann auch die Güte hatte, mir einen andern ebenfalls auf das deutsche „Schwanz" zurückgehenden Erklärungsversuch mitzutheilen. Diesen, den er dann auch in einer Hamburger Zeitung zum Abdruck gebracht hat, lasse ich nachstehend folgen.

„Der Börsenausdruck: Schwänze.

Ausdruck und Begriff: Künstliche Hinauftreibung des Marktes oder der Preise, Waarenwucher, ‚Kneife', jetzt allen Fächern des Handels gemeinsam, begegnen uns zuerst an der Getreidebörse. Das Geschäft in Brot- und Futterstoffen aber hängt sachlich, vielfach auch persönlich, eng zusammen mit demjenigen in den zu fütternden Thieren. Da spielt wieder der Pferdehandel die bedeutendste Rolle. Es liegt also nahe, ist sogar die natürlichste und wörtlichste Deutung, bei ‚schwänzen', ‚aufschwänzen', ‚Schwänze', an den Pferdeschwanz zu denken: Den Rossen wird vom Verkäufer zur Erzielung höheren Gewinnes der Schwanz gekürzt und hochgebunden. Bei dem unnatürlichen sogenannten Anglisieren oder Eng-

lisieren schlägt man den Schweif sogar ab und lässt den aufgeschlitzten Stumpf sich in die Höhe richten. Damit ist der Vergleich gegeben: ‚Abgeschnitten‘ wird den Kaufbedürftigen, zumal den Fixern, die Waare, der Vorrath, er wird beschnitten, gleichsam gestutzt, „der Rest geht in die Höhe". Der Preistreiber behandelt also den Markt oder die Käufer, wie der Rosshändler, (zumal der „Anglisierer") die Pferde: er „schwänzt sie auf", Mensch und Thier müssen „Haare lassen". Das obige „Kurzmachen" hat nebenbei, sprachlich und sachlich, einen Vergleichspunkt in der englischen Handelssprache, die das ungedeckte Interesse als die „shorts" bezeichnet; ‚gefixt haben‘ und ‚sich decken müssen‘, ist englisch eben das ursprünglich ‚kurz‘ bedeutende Wort."

Aus dem Briefe des Herrn Eitzen glaube ich aber noch Folgendes hersetzen zu müssen: „Der englische Ausdruck corner ist entschieden verbreiteter und in diesem Zusammenhange deutlicher als squeeze, also auch empfehlenswerther, schon weil ja to corner nur im kaufmännischen Sinne gebraucht wird, to squeeze aber eine Reihe anderer Bedeutungen hat. Nichts desto weniger wird in neuerer Zeit manchmal auch a squeeze für corner gebraucht und außer obiger Einschränkung habe ich nicht viel dabei zu erinnern. Nach jetzigem Sprachgebrauche würde auch ich mich des Wortes dann bedienen, wenn corner schon da gewesen ist und ich durch squeeze die Wiederholung vermeide. In diesem Sinne werde ich dann auch squeeze in der Bedeutung = corner in meinen englisch-deutschen Theil aufnehmen.

Mit den deutschen Worten geht es Sprachgelehrten und Geschäftsleuten ganz eigen. Eine wirklich deckende, unanfechtbare Ableitung ist meines Wissens von keiner Seite gegeben worden.

Um mich aber zu vergewissern, habe ich 1. eine Reihe angesehener und gebildeter Mitglieder unserer Börse, auch der Handelskammer befragt, 2. Dr. Baasch von der Kommerz-Bibliothek, 3. den Vertreter des Direktors unserer Stadtbibliothek, 4. die Waaren-Liquidations-Kasse, welche ja Termingeschäfte verbucht, 5. die drei hervorragendsten Zeitungen und 6. den belesensten Buchhändler. Sie sehen, alle Schichten, die in Frage kommen könnten. Sämmtliche Herren haben mir aber bis zur Stunde nichts Befriedigenderes zu geben vermocht als, was ich mir zurecht gelegt hatte."

Als dieser Aufsatz sich bereits in der Druckerei befand, ging mir der nachfolgende Brief zu, den ich hier anschließe:

Hamburg, 1. Mai 1895.

Geehrter Herr Professor!

Ich erfahre, dass Sie Sich nach der Etymologie des Börsenausdruckes: „Schwänze" hierorts erkundigt haben. Die Ihnen gegebene, mir bekannt gewordene Auskunft halte ich nicht für zutreffend. Niederdeutsch bedeutet

„eenen swänzen“ die Übervortheilung einer Person, ein Ausdruck, der jetzt veraltet, nur noch wenig in der Bauernsprache vorkommt. Die Börsen bestehen in den jetzigen und ehemaligen deutschen Hansastädten seit Langem; die Verkehrssprache war in ihnen niederdeutsch, in Hamburg bis in die Mitte der 70. Jahre, und erst der durch das Freizügigkeitsgesetz erfolgte Zuzug der Oberdeutschen hat hierin eine Änderung geschaffen. Zu den Fachausdrücken, welche von den alten Börsen in die neuerrichteten übergegangen sind, zählt auch der Ausdruck: „Schwänze“. Diese Letzteren haben für bestimmte Börsenhandlungen die bestehenden, die Handlung kurz und klar bezeichnenden Ausdrücke einfach übernommen und neue oberdeutsche, für welche im Verkehre mit den alten Börsen das Verständnis nicht vorhanden gewesen wäre, nicht gebildet.

Siehe über „einen schwänzen“ Deutsches Wörterbuch von Dr. Th. Hinsius ed. Ao. 1822.*

Ich bin, Herr Professor,
Ihr ergebenster
Ad. C. Miller.

Auf gleich!

Zu Zeitschrift IX, S. 76.

Zu dem Satze Paul Lindau's: „Wenn das Essen serviert ist, lasse ich Sie rufen auf gleich!“ bemerkt Sanders, „auf gleich“ sei hier so viel wie „auf baldiges Wiedersehen!“ Genauer muss es heißen: „auf Wiedersehen, sogleich!“ Er zieht als gleichbedeutend das französische à l'instant heran. Letzteres jedoch hat einen andern Sinn, nämlich „im Augenblick“, oder „in einem Augenblick“, und kann sich nicht auf einen Wiedersehenswunsch beziehen, weil der Franzose im Allgemeinen Zweideutigkeit sorgfältig meidet. „Auf bald“ ist hier die ungeschickte Übersetzung eines andern französischen Ausdrucks, der dem Verfasser vorgeschwebt hat, nämlich von à tantôt! Letzterer Ausdruck ist die sehr häufige Verkürzung von à revoir tantôt = wir werden uns gleich wiedersehen. — Ebenso sagt man auch: à bientôt, (auf baldiges Wiedersehen, oder auf Wiedersehen bald, nicht: gleich!) à ce soir! à demain! à demain matin! à la semaine prochaine! à l'hiver prochain! à l'année prochaine, à lundi, à mardi! etc., verkürzt aus à revoir, bientôt! — ce soir! demain! etc., l'hiver prochain! überall wo à gebraucht werden kann, aber nicht au, also z. B. nicht au

* Vgl. das oben aus meinem Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. unter „schwänzen“ 6 Angeführte. Der Herausgeber.

printemps prochain! statt à revoir, au printemps prochain! denn au printemps heißt temporal im Frühjahr, während à l'hiver diesen temporalen Sinn nicht haben kann. Deutsch sagt man „auf baldiges Wiedersehen!“ — oder: „auf Wiedersehen, morgen (nächstens, Montag, nächstes Jahr ꝛc.)!“ aber nicht: „auf morgen, auf nächstens!“ ꝛc.; dies wären recht derbe Gallicismen, wie sich deren bei P. Lindau wegen seines beständigen, vertrauten Umgangs mit der französischen Litteratur viele finden.

Paris. Alfred Bauer.

Die Gnade haben.

Carl Gottlieb Suarez hat, wie Stölzel „Ein Zeitbild aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts“ (Berlin, 1885 Franz Vahlen) berichtet (S. 280 ff.), dem damaligen Kronprinzen, spätern König Friedrich Wilhelm III. von Preußen staatsrechtliche Vorträge gehalten. Kosin veröffentlicht in der Zeitschrift für Litteratur und Geschichte Bd. III S. 371 ff. bisher nicht bekannte Theile. Es sei hier auf die nachstehenden Anfangsworte eines Vortrages (376) aufmerksam gemacht: „In der vorigen Stunde habe ich die Gnade gehabt, Ew. königl. Hoheit von dem Polizei-Rechte des Staates, dem großen Umfange desselben und den Grenzen zu unterhalten, welche beobachtet werden müssen, wenn die Ausübung dieses Rechtes nicht in ungebührliche und widerrechtliche Beeinträchtigungen der natürlichen und bürgerlichen Freiheit ausarten soll.“

Möchte hiermit die Anregung gegeben sein, aus Stölzel's Zeitbild den Mann kennen zu lernen, der die „Gnade gehabt hat“, dem künftigen Könige Wahrheiten zu sagen, welche heute noch vielfach ihrer Verwerthung harren.

Für den Leser der Zeitschrift dürfte es erfreulich sein, darüber belehrt zu werden, wie die Gnade seitdem ihren Sitz verändert hat. Hierzu sei Ihnen, hochverehrter Herr Professor, Anregung gegeben.

Berlin, im Juni 1895. H. K.

Dieser Anregung folgend, will ich — mit Rücksicht auf den Raum mich möglichst kurz fassend — zunächst nur wiederholen, was ich gleich im ersten Heft des ersten Jahrganges in meinem Aufsatze: „Spracheigenthümlichkeiten bei Lessing“ (S. 21—28) am Schlusse gesagt habe:

„Weiter möchte ich noch auf eine nicht (oder jedenfalls nicht zur Genüge) beachtete Spracheigenthümlichkeit Lessing's aufmerksam machen, wonach er die Höflichkeitswendung: „die Gnade haben“ nicht, wie es jetzt allgemein üblich ist, von dem Huld Erweisenden gebraucht, sondern auch von Dem, welchem die Huld erwiesen, die Gnade zu Theil wird, ganz entsprechend der Anwendung des Zeitworts haben in Verbindungen wie: die Ehre, das Glück haben u. s. w.

So sagt am Schluss des ersten Auftritts der „Emilia Galotti“ (Bd. 3, S. 272) zu dem Fürsten der Kammerdiener, (der nochmals hereintritt): „Der Maler Conti will *die Gnade haben*“, wofür es jetzt üblicher lauten würde: *Er bittet um die Gnade*, vgl. S. 154 in „Minna von Barnhelm“ I 3, die an den Major von Tellheim gerichteten Worte des Wirths:

„O, Ihro Gnaden! zanken? Da sei Gott vor! Ihr unterthänigster Knecht sollte sich unterstehen, mit Einem, der *die Gnade hat*, Ihnen anzugehören, zu zanken?“

Wer Schriftstücke aus der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts danach durchmustern will, wird die angegebene Verbindung in der uns ungewöhnlichen Anwendung gewiss auch noch außer bei Lessing begegnen“; — und dazu habe ich die Fußanmerkung gefügt: „S. solche Stellen in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 322c, darunter noch eine aus Theod. Mügge (geb. 1806, gest. 1861): Wenn ein Mädchen *die Gnade hat*, noch Eltern zu besitzen.“ Die andern dort angezogenen Belege übergehe ich hier; doch scheint es mir angemessen, der Stelle aus Lessing's Minna von Barnhelm (s. o.) eine andere gegenüber zu stellen, worin die Verbindung in dem heute üblichen Sinne steht, V 13 (S. 265), wo der Wirth auf die Frage des Grafen: „Wo sind meine Zimmer, Herr Wirth?“ antwortet: „Wollen Ihre Excellenz nur *die Gnade haben*, hier hereinzutreten.“

Im 2. Jahrg. meiner Zeitschr. S. 297 Nr. 2 habe ich dann noch eine Anzahl von Belegen für die Verbindung: *die Gnade haben* in dem heute veralteten Sinne angeführt, namentlich aus Briefen von Christian Daniel Schubart (daneben auch in dem heutigen Sinn), ferner aus Briefen von Franz Lißt's Vater. Dazu will ich hier aus den Briefen von Goethe's Mutter an ihren Sohn noch einige Belege fügen: „Ich habe die Gnade gehabt, bei Ihro Durchlaucht zu speisen.“ S. 14. „Vielleicht verschafft ihm Deine Bekanntschaft die Gnade, sich vor der Durchlauchtigsten Herrschaft hören zu lassen.“ S. 100. „Ich hatte die Gnade, ihn bei mir zu sehen“ und — da ich fürs Erste wohl nicht wieder auf diesen im Allgemeinen veralteten Sprachgebrauch zurückkommen werde — so mögen auch noch folgende mir grade zur Hand liegenden Sätze hier ein Plätzchen finden: „Dieser hat am 13. Februar 1708 die Gnade gehabt, mit Ihre Königliche Majestät Augusto dem Andern nach der Scheibe zu schießen“, s. Paul Wolffs' Weidmann 22, 45a und: „Sie hatten die Gnade, ihn dem König zu überreichen.“ Palmblätter 1 S. 104 und namentlich noch aus dem erst vor 17 Jahren erschienenen Roman von Temme: „Ein Erbprinz“ Leipzig 1878, Bd. I: Ich hatte schon *die Gnade*, es Eurer Durchlaucht *unterthänigst* zu bemerken. S. 10. Dazu haben Sie

[= Eure Durchlaucht] die Gnade, die politische Zeitströmung in Anschlag zu bringen. S. 13. Ich habe nicht die Gnade, Eure Hoheit zu verstehen. S. 207.

Firnissen, Firnistag.

„Der Präsident der Republik ... besuchte heute Nachmittag den Salon des Industriepalastes, welcher, der alten Übung gemäß, morgen am 30. April Firnistag haben wird ... Im Laufe des gestrigen Nachmittages führte der Präsident des alten Salons, der Militärmaler Eduard Detaille, die Marquise von Lorne, Tochter der Königin Viktoria, in den Sälen des Industriepalastes herum, wo die Prinzessin Louise, was Wenigen vergönnt ist, wirklich firnissen sehen konnte; denn sonst waren nur die Künstler zugelassen." Nat.-Ztg. 48, 277.

Auf mehrfach an mich gerichtete Anfragen theile ich zur Erklärung der hervorgehobenen Wörter hier aus dem vortrefflichen „französisch-deutschen Supplement-Lexikon" von Prof. Dr. Karl Sachs und dem (leider am 12. Juni d. J. verstorbenen) Prof. Dr. Césaire Villatte (Berlin, Langenscheidt 1894) S. 320c das Nachstehende mit.

Während in dem Hauptwerke der beiden genannten Verfasser (p. 1588a) unter vernissage nur die Bedeutung des Glasierens aufgeführt war, ist in dem Ergänzungswerk a. a. O. als zweite Bedeutung hinzugefügt:

„2. letzte Ölung (Vortag der Eröffnung einer Ausstellung; (Theat.) Generalprobe eines neuen Stückes."

Wenn ich nicht irre, wird die Bezeichnung: „Firnistag" besonders häufig (wie in der obigen Stelle aus der Nat.-Ztg.) von dem Vorbereitungstage der Pariser Gemälde-Ausstellung gebraucht; das Zeitwort firnissen erklärt sich daraus = am Tage vor der Eröffnung noch die letzte Hauptprobe abhalten, um der eigentlichen Ausstellung durch etwa noch nöthige oder wünschenswerthe Änderungen und Verbesserungen so zu sagen den letzten Schliff zu geben.

Deutscher Sang in den Niederlanden.

In letzterer Zeit sind vielfach neuere deutsche Lieder ins Niederländische übersetzt und ganz zum Eigenthum des Volkes geworden. Wer kennt dort nicht den „Trouwe Kameraad":

Ik had een Wapenbrooder,
Geen dapperder dan hij;
De trom riep ons ten strijde
Hij ging aan mijne zijde.
Wij liepen zij aan zij.

Auch „Morgenrood" erkennen wir gleich als deutschen Ursprungs:

Morgenrood! Morgenrood!
Wenkt gij mij ten vroegen dood?
Straks zal de trompet weêrklinken,
En ik stervend nederzinken,
Ik en menig Kameraad.

Gleich dem Deutschen denkt auch der Niederländer auf einsamer Wacht an sein Lieb:

Sta ik in't donker van den nacht
Zoo eenzaam op een verre wacht,
Dan denk ick: zou de liefste mijn
Mij altijd trouw gebleven zijn?

Unserem Rheinlied „Sie sollen ihn nicht haben", begegnen wir in einer Umdichtung:

Zij zullen het niet hebben
Ons oude Nederland.

Die „Wacht am Rhein" ist ebenfalls in ein Lied „Te Wapen" (Zu den Waffen) umgedichtet worden:

Zoolang een droppel bloed nog vloeit,
In eene hand nog't slagzwaard gloeit,
Een stalen arm het strijdroer spant
Betreedt geen vijand Neêrlands strand.

Das ebenfalls an den Krieg von 1870 erinnernde bekannte Lied von des Königs Grenadieren ist auch ins Niederländische übernommen:

Wat glinstert zoo prachtig bij't schijnen der zon?
Wat stelt zich daar met kracht en beleid?

Trotz dieser Vorliebe für deutschen Sang wacht aber der Niederländer eifersüchtig über der Selbständigkeit seines Landes. So heißt es in einem Liede:

Al is ons Landje nog zoo klein,
Toch zal't ons eigen Holland zijn,
Geen Pruis zal't annexeeren,
Geen sabel hier regeeren!
Geen Franschmann't binnenrukken
Ons plundren of verdrukken.

Aus der Abendausgabe der National-Ztg. vom 20. Febr. 1895 (Jahrg. 48, Nr. 121).

Schräge oder steile Schrift?*

Von Dr. Herman Schrader.

[Auf den besondern Wunsch des von allen Lesern dieser Zeitschrift hochgeschätzten treuen Mitarbeiters wird dieser sein bereits am 9. Juli 1893 im 6. Jahrg. der in Berlin erscheinenden „Deutschen Lehrer-Zeitung" veröffentlichte Aufsatz hier wiederholt.]

Vor wenigen Jahrzehnten gab's diese Frage noch nicht. Alles bediente sich der schrägen Schrift, nur selten und vereinzelt schrieb hier und da Einer steil. Dies reizte jedoch Andere zur Erwägung und zur Prüfung. Und da die Prüfung zu Gunsten der steilen Schrift ausfiel, so zog das Gefallen an ihr und ihre Anwendung immer weitere Kreise, so dass die Frage in den jetzigen Tagen zu einer brennenden geworden ist, und es mehren sich die Zeichen, dass wohl in nicht langer Frist die steile Schrift als die berechtigte und beste allgemein anerkannt wird. Denn gar schon in Gemeindeschulen in Berlin (ich weiß nicht, ob in einzelnen oder vielen) wird sie geübt zur Erleichterung der Kinder und zur Freude der Lehrer, und in Schleswig ist sie, so viel ich kürzlich erfuhr, schon weit verbreitet und wird in vielen Schulen gelehrt und gelernt. Um nun Denen, welche bisher noch nicht geprüft haben oder noch schwanken, eine feste Handhabe zur Beurtheilung zu geben, sind die folgenden Zeilen aus eigener Prüfung und Erfahrung auf Grund vieler Gutachten von Sachverständigen niedergeschrieben worden mit der Bitte um unbefangene Erwägung.

Untersuchen wir die Sache einmal ruhig der Natur gemäß. Wenn man die Hände in leichter, ungezwungener natürlicher Lage vor sich auf den Tisch legt, so zeigen die Finger der (halb offenen) rechten Hand nach links hin, und die der linken nach rechts. Nehme ich nun eine Schreibfeder in die rechte Hand und beginne in dieser natürlichen Lage zu schreiben, so erhalten die Buchstaben eine steile, senkrechte Stellung. Bewege ich nun die Hand beim Weiterschreiben langsam nach rechts, so behalten die Buchstaben bei dieser naturgemäßen Lage der Hand ihre senkrechte Stellung. (Bei allzu schneller Bewegung der Hand würden sie gar ein wenig rückwärts nach links hin sich neigen; nimmermehr aber können sie dies nach rechts hin.)

Wird nun trotzdem schräge Schrift verlangt, so müssen wir sagen: Naturgemäß, dem Bau der menschlichen Hand entsprechend, ist Das keineswegs; im Gegentheil, es ist wider die Natur und nur durch Zwanganthun und durch Verzerrung zu erreichen. Geradezu in Verzerrung muss man die Hand, die nach links hin gewachsen ist, nach rechts hin biegen, mitsammt dem Arme, oder man muss sich schief vor den Schreibtisch setzen, den Körper nach rechts gedreht, jedoch den Kopf wieder nach links, damit die Augen die Schrift sehen.

Um nun aber die schräge Schrift zu retten, verfällt man auf ein seltsames Mittel. Man verlangt, dass man das Schreibheft nicht parallel der Tischkante, sondern in einem

* Sehr verbreitet ist die Ansicht, dass die Steilschrift fast ausschließlich in den Reihen der jüngeren Schulmänner ihre Vertreter und Vertheidiger hat. Um so bemerkenswerther ist, dass für dieselbe in nachfolgenden Ausführungen ein Mann eintritt, der über fünfzig Jahre lang als Lehrer, Rektor und Pfarrer lehrend thätig war. Theils dieser Umstand und theils der, dass der Verfasser für die Steilschrift eine Reihe so triftiger Gründe anführt, dass dadurch die noch lange nicht abgeschlossene Angelegenheit nach unserer Ansicht eine Förderung erfährt, veranlasst uns, auch nachstehende Behandlung der wichtigen Sache unsern Lesern zugänglich zu machen.

Die Schriftleitung der Lehrer-Zeitung.

nach rechts offenen Winkel von 30 bis 40 Grad zu ihr lege. Dann schreibt man in Wirklichkeit steil; sobald man das Heft aber wieder in seine natürliche Lage bringt, liegen die Buchstaben alle schräg. — Nun, ich meine zunächst, natürlich wird Das Niemand nennen, das Heft in solche verdrehte Lage zu bringen; es steht auch zu fürchten, dass hierbei — wenn man nicht wie die Kinder auf Linien schreiben will — die Zeilen bald bedenklich schief werden würden.

Was mag denn nun aber der letzte Grund sein, warum viele für die schräge Schrift eintreten? Man findet die schräge Schrift eben schöner. — Ist sie Das wirklich? — Das werde ich nicht eher glauben, als bis mir Einer beweist, der schiefe Thurm zu Pisa sei schöner als der kerzengerade Dom zu Köln. Vergebens suche ich nach einem Vorbilde in der Natur und im Menschenleben. Senkrecht wachsen die Bäume, die Sträucher, die Blumen. Wollen wir die Bäume künftig schräg ziehen zum Winkel von 45 Grad? Wollen wir die Bilder unserer Zimmer schräg hängen, unsere Häuser schief bauen wie den Thurm von Pisa? Auch der Mensch geht aufrecht, gerade; wo wir einen schrägen Menschen sehen, da halten wir ihn für schlaff oder träge oder krank oder betrunken.

So lange auf der Welt schon geschrieben wird, seit Jahrtausenden, immer ist steil geschrieben worden. Das Schrägschreiben schreibt sich erst aus dem vorigen Jahrhundert her, ursprünglich in leisen Anfängen; mehr gebräuchlich ward es erst in jener geschmacklosen Zeit, wo man den Taxus und den Buchsbaum zu verdrehten Schnörkeleien verschnitzelte. Sie war bis vor kurzem eben Mode. Das Auge des Menschen ist so an die Unnatur gewöhnt, dass man sich schwer von ihr losreißt, weil man den Blick für das Natürliche verloren hat. — Wie würde man wohl zetern, wenn unsre deutschen Bücher in schräg liegenden Buchstaben gedruckt würden! — Mit Freuden erwähne ich noch, dass Kaiser Friedrich eine senkrechte Handschrift hatte, und auch, wenn ich nicht sehr irre, unser jetziger kaiserlicher Herr, und zwar in deutscher Schrift des Namens.

Die schräge Schrift ist auch schwerer lesbar als die gerade. Wenn man etwa die Buchstaben l und b vor einem Vokal stehen sieht, so erblickt man kein reines Bild dieses Vokals, sondern das l und b schwebt mit seiner Spitze wie eine dunkle Wolke über dem a und überschattet ihn unnützer Weise. Wer sich davon überzeugen will, dass das Schräge weit schwerer zu übersehen ist als das Gerade, der mache sich eine Reihe senkrechter und eine Reihe schräger Striche neben einander. Er wird auf der Stelle finden, dass die Striche der ersten Reihe gar leicht, die der zweiten schwer und mit Anstrengung zu übersehen sind. Die steile Schrift ist eine Barmherzigkeit für die Augen.

Ein hübscher Fingerzeig für die steile Schrift zum Beweis ihrer Natürlichkeit liegt auch darin, dass die Kinder, wenn sie zur Schule kommen, ihre Buchstaben senkrecht machen, so dass der Lehrer erst mühsam die verzerrte Stellung ihnen beibringen muss. Die schräge Schrift (sagt Dr. Merker, der königliche Bezirksarzt in Nürnberg) zwingt das Kind (außer Handverdrehung) seinen Kopf, seine Halswirbelsäule und schließlich seine ganze Wirbelsäule zu drehen; bei der senkrechten Schrift fällt die Veranlassung zum Krummsitzen und Krummwerden fort. — Von 200 gemessenen schräg schreibenden Kindern hatten 160 mehr oder weniger starke C-förmige nach links gerichtete Rückgratsverkrümmungen. Auch bei etwaiger Verschiebung des Schreibheftes folgt auf jede Drehung des Heftes eine Drehung des Kopfes. Daraus folgt eine Verschiebung des Schwerpunkts des sitzenden Oberkörpers nach links und — man denke an das tägliche stundenlange Schreiben die vielen Schuljahre hindurch — allmählich eine Krümmung der Wirbelsäule.

Schließlich noch einige Autoritäten zur Bekräftigung des Gesagten. Zunächst ein Bericht aus München. „In Münchener ärztlichen Kreisen wurden kürzlich photographische

Momentaufnahmen vorgezeigt: 1. von einer Schulklasse, in der alle Schüler liegende Schrift, 2. von einer solchen, in der die Schüler Steilschrift schrieben. Die Aufnahmen wurden gemacht, ohne dass die Kinder es wussten. Der Unterschied soll überraschend sein: im ersteren Falle sitzen die Kinder alle mehr oder weniger schief vor ihren Plätzen, indem sie mit dem rechten Auge der schreibenden Feder möglichst nahe zu kommen suchen; im zweiten Falle dagegen ist die Haltung eine nahezu durchgängig aufrechte und gerade."

Professor Daiber, ein bewährter Schulmann, sagt (wie E. Bayer in einem Büchlein aus Wien berichtet): Die gerade Mittellage des Heftes und die senkrechte Schrift entspricht der Organisation des menschlichen Körpers am vollständigsten, denn nicht nur stellt diese an die Augen möglichst geringe Anforderungen, sondern sie unterstützt auch die Geradstellung des Rumpfes in einem Grade, wie Dies bei irgend einer andern Schreibweise auch nicht annähernd möglich ist. Die Schiefstellung der Schrift hat des Schadens genug angerichtet.

Auf der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Straßburg giebt Ellinger das Gutachten: Zwangloses Sehen, dauernde Association der Augen ist nur möglich bei gerader Medianlage, bei vertikalen Grundstrichen.

Die vom französischen Ministerium des öffentlichen Unterrichts eingesetzte hygienische Kommission sprach sich ebenfalls für die steile Schrift aus und stellte die Forderung: „Aufrechte Schrift (écriture droite), auf geradliegendem Heft, aufrechte Körperhaltung. Auf diese Weise wird man gleichzeitig die Skoliose und die Myopie (Verkrümmung des Rückgrates und Kurzsichtigkeit) vermeiden. Wir haben vergeblich nach ernsten Gründen gesucht, die man gegen diesen Vorschlag zu halten vermöchte, der noch den Vorzug hat, die Schriftzüge lesbarer zu machen."

Dr. Paul Schubert, Arzt in Nürnberg, fasst sein auf wissenschaftlicher Grundlage ausgearbeitetes Gutachten zum Schluss in folgende Forderung zusammen: „Es empfiehlt sich, auf ganz gerader Mittellage des Heftes zu bestehen und die Schiefschrift völlig aus der Schule zu verbannen." — Auf Grund des Schubert'schen Gutachtens sind im Auftrag der bairischen Regierung in Fürth und Schwabach in mehreren Parallelklassen Versuche angestellt, ob die Steilschrift oder die Schrägschrift die bessere sei. Die Lehrer der Steilschrift bezeugen, dass der Erfolg so einleuchtend und durchschlagend sei, wie kaum zu erwarten gewesen. „Es ist eine wahre Freude, diese Kinder beim Schreiben in einer so schönen Körperhaltung sitzen zu sehen." Dagegen in den Klassen der Schrägschrift „sitzt alles abscheulich".

Nun genug der Zeugnisse, wie E. Bayer deren noch manche beibringt. Dieser selbst spricht das Ergebnis seiner langen Prüfungen, Beobachtungen und Untersuchungen mit den Worten aus: „Ich bin zu der nunmehr für mich unerschütterlich feststehenden Überzeugung gekommen, dass die Steilschrift das Richtige ist."

Endlich noch ein Gutachten von Sachverständigen, das den Ausschlag geben dürfte auch für Zweifelnde. Im Jahre 1891 im August tagte in London ein internationaler Kongress für Hygieine und Demographie (Volksschrift). Auf Grund der eingelaufenen Gutachten und der vorgelegten Steilschriftproben fasste derselbe nahezu einstimmig folgenden Beschluss: „Da die hygieinischen Vorzüge der senkrechten Schrift sowohl durch ärztliche Untersuchungen als durch praktische Erfahrungen klar bewiesen und festgestellt worden sind und mit deren Einführung die fehlerhafte, zu Wirbelsäulenverkrümmung und Kurzsichtigkeit führende Körperhaltung zum sehr großen Theile vermieden wird, so wird hierdurch empfohlen, die Steilschrift in unsern Volks- und Mittelschulen einzuführen und allgemein zu lehren."

Wer freilich von Jugend auf viele Jahre sich an schräge Schrift gewöhnt hat,

wird allerdings schwer von ihr ablassen, obwohl er doch sehr bald des Vortheils der steilen Schrift inne werden würde. Darum wenden wir uns vorzugsweise an die noch nicht irre geführte Jugend und an die Schulen, in der festen Überzeugung. Der steilen Schrift gehört die Zukunft. Darum, je eher je lieber, fort mit der unbequemen, widernatürlichen, häßlichen, geschmacklosen Schrägschrift!

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Allzugedrängte Darstellung.

„Für die Schilderung der großartigen Landschaftsbilder, die ihn überraschten, entzückten und erschütterten, entfaltet und besitzt Paul Lindau eine Fähigkeit, einen Pinsel und eine Palette, die man ihm schwerlich zugetraut haben wird.“ Nat.-Ztg. 46, 567 (K. Frenzel).

Hier hat den sonst so feinsinnigen Frenzel das an und für sich so löbliche Streben nach einer möglichst kurzen und gedrängten Darstellung doch zu weit und damit irre geführt. Zunächst fällt die Reihenfolge in den hervorgehobenen Wörtern auf. Man sagt sich wohl: naturgemäß muss dem Entfalten das Besitzen vorangehen; was man nicht besitzt oder hat, kann man eben nicht entfalten. Dieser Einwurf träfe aber doch nur zu, wenn besitzen und entfalten beide sich auf dasselbe Objekt bezögen. Dies ist aber, wenn ich nicht sehr irre, hier nicht der Fall; sondern nach meiner Auffassung hat Frenzel sagen wollen: erstens, dass Lindau für die Schilderung eine ihm schwerlich zugetraute Fähigkeit entfalte und zweitens, dass er für die Schilderung einen Pinsel und eine Palette besitze, die beide man gleichfalls schwerlich ihm zugetraut haben wird. Ist diese meine Auffassung richtig, so hat eben Frenzel in seinem Streben nach Kürze hier zu viel zusammengedrängt. Vielleicht hätte er am besten gethan, seinen Gedanken nicht in einen einzigen Satz zusammenzudrängen; aber, wollte er davon nicht abgehen, so hätte er vielleicht setzen können:

„Die Fähigkeit, die hier Lindau in der Auffassung der großartigen, ihn überraschenden, entzückenden und erschütternden Landschaftsbilder entfaltet, und den Pinsel und die Palette, die beide er für ihre Schilderung besitzt (oder: die beide für die Schilderung ihm zu Gebote stehen), wird man ihm schwerlich zugetraut haben.“

2. Harren.

„Forstbeamte in voller Uniform, dem Herannahen des Prinzen harrend ... In voller Gala, der Ankunft des Prinzen harrend.“ Weidmann 25, S. 13b.

Gewöhnlich hängt von harren ein auf (mit dem Accus.) oder sonst der Genitiv ab, den man der Form nach auch hier in der zweiten Stelle annehmen könnte; aber in der ersten liegt bestimmt der Dativ vor, für den — als freilich seltner vorkommend — mein Ergänz.-Wörterb. S. 258 a weitere Belege bietet.

3. Denken an.

„Friederike, an der [l. die] Weinhold gedacht hat." Gegenw. 44, 31 a. (Paul Falk). Druckfehler?

4. Bis.

„In dies kunstlose Nest legt das Weibchen vier bis fünf weiße Eier" Gartenlaube 41, 316 a, — richtiger: vier oder fünf, da zwischen 4 und 5 eben nur Bruchzahlen liegen, an die bei den gelegten Eiern nicht zu denken ist, während es wohl heißen kann: „er isst täglich vier bis fünf Eier".

5. Bekenner.

„Wenn Einer, so war er [Goethe] ein entschiedener Bekenner zu jener gesunden und allein Dauer in sich tragenden Freiheit, die auf der gerechten Abwägung und steten Erfüllung der Pflichten, nicht bloß in dem Besitz schrankenloser Rechte beruht." Nat.-Ztg. 46, 575.

Hier ist das von Bekenner abhängige zu einfach zu streichen, vgl. mein Wörterb. I S. 895 a/b. Allerdings kann man sagen: er bekannte den — oder: sich zu dem — christlichen Glauben &c., aber sprachüblich doch nur: „er war ein Bekenner des christlichen Glaubens", — nicht: „zu dem christlichen Glauben" u. s. w.

6. Zwei, drei.

„Die Beobachtung dreier kleiner Vorgänge aus Arbeiterkreisen &c." Nat.-Ztg. 46, 583 und auf derselben Seite in der nächsten Spalte: „In den Besitz zweier nordischer Jagdfalken gelangt" —, vgl. Hauptschwier. S. 358 a/b, wo unter dem Titelkopf „Zwei, drei" in Nr. 2 auseinandergesetzt ist, warum hier die Genitivform: dreier kleinen &c., zweier nordischen &c. vorzuziehen sei, f. S. 196 Nr. 12.

7. Gewagte Ausdrucksweise.

„Sein kühlgelebtes und kühlgeliebtes Blut brauste zu seinem eigenen Erstaunen heftig auf." National-Ztg. 46, 591 (Georg Hartwig). Das soll hier offenbar so viel bedeuten wie: Sein Blut, das durch die Weise seines bisherigen Lebens und Liebens kühl geworden war &c.; aber diese Ausdrucksweise scheint mir mehr kühn und gewagt als gelungen und

allgemein verständlich; nach dem gewöhnlichen Gebrauch wird man z. B. bei kühlgeliebt (wie bei dem Gegensatz heißgeliebt) zunächst an den Wärmegrad der vorhandenen (gegenwärtigen) Liebe, nicht an die Wirkung einer vergangenen denken.

8. Erlaufen.

„Wenn ein Haberfeldtreiben stattgefunden hat, so haben die königlichen Bezirksämter an Ort und Stelle den Thatbestand zu erheben und alsbald die sämmtlichen erlaufenen Verhandlungen der königlichen Kreisregierung vorzulegen.“ Verfügung der oberbairischen Regierung, (s. Nat.-Ztg. 46, 592) statt (schriftdeutsch) sich ergebenden ꝛc.

9. Sich erklären mit Jemand.

„Ich hatte Gelegenheit, mich darüber mit einem meiner Ordonanz-Officiere zu erklären ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 592, wo entweder das Schlusswort zu ändern wäre (auszusprechen) oder sonst das davon abhängende Verhältniswort mit (gegen einen ꝛc.).

10. Nahe (mit Genit. statt Dat.).

„Sie wurde in dem Momente betroffen, als sie im Walde, nahe ihres Wohnorts, ein Gewehr anlegte ꝛc.“ (P Wolff's) Weidmann 25, S. 36c, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 365c, wo unter nahe 3a einige Belege für den „mundartlichen“ Gebrauch von nahe mit dem Genit. statt mit dem Dativ aufgeführt sind. Schriftdeutsch wäre zu setzen, entweder: „nahe ihrem Wohnorte“ oder sonst: „in der Nähe ihres Wohnorts“.

11. Und.

„Es ist ein erquickendes Buch, das wir zögernd aus der Hand legen und das Bedauern empfinden, dass Oskar Justinus uns zu früh entrissen worden“ Nat.-Ztg. 46, 593, wo der mit und angeknüpfte zweite Relativ- (oder Beziehungs-)Satz zu dem den vorangegangenen einleitenden das nicht passt (s. Hauptschwier. S. 71 ff. Nr. 7). Der Misstand wäre gehoben durch die Änderung: „aus der Hand legen mit dem Bedauern, dass ꝛc.“

12. Zwei.

„Die mit Lavagluth hervorströmenden Wünsche zweier glückversunkener [richtiger: glückversunkenen] Herzen.“ Nat.-Ztg. 46, 605 (Gg. Hartwig), s. Hauptschwier. S. 351, vgl. auch — weniger üblich, aber durchaus sprachrichtig — z. B.: „Von dem Zusammenleben zwei so grundverschiedner Menschen.“ Grenzboten 52, 254 = zweier so grundverschiednen Menschen“ —, s. o. Nr. 6.

13. Stellung; Sammelnamen.

„Erwähnung verdienen auch eine Reihe von Bildern Geißler's, die sich zwar nicht unmittelbar auf die Schlacht von Leipzig beziehen, sondern frühere Kriegszustände vorführen, wegen ihrer großen Lebenswahrheit." Nat.-Ztg. 46, 607.

Die hervorgehobenen Worte hätten, statt am Schluſs nachzuhinken, füglich weiter hinaufgerückt werden müssen, z. B. etwa: „Erwähnung verdienen auch wegen ihrer großen Lebenswahrheit eine Reihe ꝛc."

Nebenbei beachte man auch in dem Zeitwort verdienen die Mehrzahl, die in sinngemäßer Fügung sich dem in dem Sammelnamen Reihe enthaltenen Begriff der Vielheit anschließt, s. Hauptschwier. S. 242/3.

14. Deklination substantivischer Eigenschaftswörter.

„An der Gruppe badender Kleiner." Vom Fels zum Meer XII S. 363a (Hans Grasberger), wofür ich vorziehen würde: badender Kleinen, vgl. Hauptschwier. S. 285/6.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

C. A. **Buchheim,** Phil. Doc., F. C. P., German Classics, edited with English notes, etc. Volume XIII. Schiller's Maria Stuart with an historical and critical introduction, a complete commentary, etc. Oxford at the Clarendon Press 1895 LVI and 262 p.

Johannes Fastenrath, Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Amerika's. XII und 636 S. Dresden und Leipzig, Karl Reißner 1895.

Dr. **F. Feilchenfeld,** Landesrabbiner von Mecklenburg-Schwerin: Kurzgefaſstes Lehrbuch der jüdischen Religion. Zweite, vermehrte Auflage. Berlin, J. M. Späth. VIII und 101 S. Preis kartonniert 1 M.

Buchhandlung **Gustav Fock,** Antiquariat aller Wissenschaften, Leipzig: Lagerverzeichnis Nr. 103: Deutsche Sprache und Litteratur ꝛc. enthaltend die Bibliothek des † Prof. Dr. R. Bechstein, weil. Prof. der Germanistik an der Universität Rostock. 122 S. nahe 4000 Nr.

Freytag's Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht, Leipzig, G. Freytag. 1895, gebunden.

Klopstock, Oden. Für den Schulgebrauch ausgewählt und erklärt von Rudolf Windel. 112 S. Pr. 60 Pf.

Lessing, Hamburgische Dramaturgie. Auswahl für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Martin Manlick. 192 S. Pr. 90 Pf.

Schiller, Die Räuber. Ein Schauspiel für den Schulgebrauch herausgegeben von Rud. Scheich. 176 S. Pr. 80 Pf.

Germania A Monthly Magazine etc. Vol. VII Nr. 2, Juni 1895, Boston, s. Heft 3 S. 118.

Germania Texts edited by A. W. Spanhoofd Nr. I. Bürger's Lenore. American Book Company. 32 p. (enthält — außer dem Gedicht — Anmerkungen; des Dichters Leben „aus Kluge's Litteraturgeschichte" und Erich Schmidt's Aufsatz über die Lenore'. The texts will be issued monthly at the uniform price of ten cents per copy.

Im deutschen Reich. Zeitschrift herausgegeben von dem Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. I. Jahrg. Nr. 1. Juli 1895. 48 S. Berlin, Max Harrwitz, Potsdamerstr. 41a. Erscheint zwölfmal im Jahr. Pr. der Nummer 30 Pf. Abonnementspreis pro [warum nicht: „fürs" oder „aufs"?] Jahr für Vereinsmitglieder 1 Mark, für Nicht-Vereinsmitglieder 3 Mark.

Sport, Spiel und Turnen. Führer durch die Allgemeine Ausstellung für Sport, Spiel und Turnen im alten Reichstagsgebäude. Berlin W., Leipzigerstr. 4. 1. Juni bis 31. August, 1895. Juni-Ausg. Redaktioneller Theil. Herausgegeben von dem Vorstand der Ausstellung. Redaktioneller Theil S. 1—42, Inseratentheil S. 43—66.

Briefkasten.

Frau **Henriette von A. . . .** in Charlottenburg: Warum in der Nat.-Ztg. Nr. 380 (2. Beiblatt) die Talegallas als „Wallmeister" bezeichnet werden? — Weil in der Nat.-Ztg. der Druckfehlerteufel, wie öfters, sein neckisches Spiel getrieben. In meinem Ergänz.-Wörterb. S. 372b finden Sie unter nisten in Nr. 4: „Nister: nistende Vögel, z. B. Erdnister . . ., Großfußhühner oder Wallnister &c." Dass die Talegallahühner ihre Eier in einem aus Erde, Laub u. dgl. (wallartig) hochgethürmten Nest bergen und das Brutgeschäft der sich darin durch die Gärung entwickelnden Wärme überlassen, ist in der Nat.-Ztg. richtig angegeben; und so heißen sie denn auch mit Recht Wallnister, woraus — wie gesagt — der Druckfehlerteufel sie neckisch genug zu Wallmeistern gemacht hat.

Herrn **Rud. P.** Gymnasiallehrer in Wien: In Bezug auf das zielende Zeitwort eintanzen in Goethe's Erlkönig, das in Sachs-Villatte's encykl. franz. Wörterb. als selten bezeichnet und mit endormir en dansant übersetzt ist, möchte ich Sie auf mein Wörterb. III S. 1285c verweisen, woraus ich hier für Sie das Folgende aushebe.

„**Tänzeln** . . . 2 tr.: Ein kleines Kind tänzeln; tanzen lassen, d. h. schaukelnd, schwingend hin und her bewegen"

mit Belegen, wovon ich hier nur den einen aus Goethe's Faust hersetze, in welchem Gretchen von ihrem Schwesterchen sagt:

„Des Kleinen Wiege stand zu Nacht
An meinem Bett . . .
Bald musst' ich . . .
. . ., wenn's nicht schwieg, vom Bett aufstehn
Und tänzelnd in der Kammer auf und niedergehn" &c.

Dann heißt es am Schluss in meinem Wörterbuch: Ein Kind eintänzeln, in den Schlaf — und hierauf ist dann unter eintanzen zu dem Goethe'schen Vers: „Sie wiegen und tanzen und singen dich ein" verwiesen.

Herrn **Johannes Fastenrath** in Köln: Für die Übersendung Ihres vortrefflichen Werkes und die mich hoch erfreuende Inschrift meinen herzlichen Dank! Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin alles Gute!

Herr H. K. in Berlin: Sie theilen freundlich mit, dass in der „Zeitschr. für Vollstreckungsrecht" Jahrg. 1895 S. 71 in einem Aufsatze des Amtsrichters Neumiller-München sich die Ausdrucksweise finde: „Nach Umfluss einer bestimmten Zeit." Ich erlaube mir, Sie auf mein Wörterb. I S. 473 c aufmerksam zu machen, wo Sie unter den Zusammensetzungen von Fluss das Nachstehende finden:

„Umfluss: Verfluss einer Zeit, so dass sie um, vorüber ist: Fallmerayer Morna 1, VIII; 52; 60. Nach Umfluss der Frist. Linck Schlangen 37". — Die unmittelbar darauf folgende Zusammensetzung Verfluss (mit Belegen aus Schiller und Wieland) ist allerdings in der Schriftsprache und in Norddeutschland das Üblichere.

Herrn Amtsrichter H. Krüger: Im nächsten Heft!

Herrn Prof. M. Lazarus. Vorläufig herzlichen Dank. Abdruck in einem der nächsten Hefte.

Herrn Dr. Lösche in Wien und Herrn Heinr. Spiero in Leipzig. Freundlichsten Dank.

Herrn Dr. Josef M. . . . in Wien: Sie schreiben mir, dass Ihre Frau Gemahlin, eine fleißige und dankbare Leserin der Zeitschrift, angeregt durch die im Januarhefte (Bd. VIII S. 393/4) enthaltene Anzeige von der zweiten, vermehrten Auflage von Dr. Herman Schrader's „Bilderschmuck der deutschen Sprache" Ihnen zu Ihrem Geburtstage dies vortreffliche und nicht genug zu rühmende Werk verehrt habe und dass sie sich Beide unausgesetzt daraus belehrt und daran erfreut, erfrischt und erquickt haben und dass sie aus vollem Herzen dem Urtheile des Sanitätsraths Dr. Ed. Mayer beistimmen, der dies Buch einen wahren Schatz für das deutsche Haus genannt, das jeden echten Deutschen mit Freude und Stolz auf unsere so herrliche und namentlich auch so bilderreiche Muttersprache erfüllen muss. Es wird Sie erfreuen, wenn ich Ihnen mittheile, dass wohl die gesammte Presse in der Empfehlung dieses Buches, „das einer Empfehlung für Keinen bedarf, der sich Einsicht in das Werk verschafft" übereinstimmt. Hervorheben aber möchte ich doch für Sie und für die Leser meiner Zeitschrift aus einer längern französischen Besprechung in der in Paris im Verlage von E. Rolland erscheinenden Mélusine (März-April 1895 Nr. 8) von dem Herausgeber Mr. Gaidoz wenigstens den Anfang und den Schluss:

Voici un livre de lecture fort agréable et fort instructive pour celui qui a dejà une certaine connaissance de la langue allemande et qui desire en connaître et surtout en comprendre les metaphores familières et les expressions proverbiales . . .

Und der Schluss lautet: Nos observations n'ont d'autre but que d' apporter notre Scherflein à la prochaine édition de cet aimable livre.

Die nächste Auflage des vortrefflichen Werks wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen.

Herrn August Schemionek in Elbing. Freundlichsten Dank für Ihr mir zugesandtes willkommenes Buch und Erwiederung Ihrer guten Wünsche. Das eine Exemplar Ihres Buches werde ich nach einiger Zeit Ihnen zurücksenden. Alles Gute!

Herrn Dr. Streicher in Berlin: Sie schreiben mir: „Sie haben einmal nach Sätzen gefahndet, wie der ist, den ich eben in den Preuß. Jahrbücher 79 Bd. S. 472 (oben) finde: ‚so verblendet, dass er nicht klüger ist, wie sein kluger Sklave behauptet, als ein Stein.' Wie gut, dass sich der Vf. hier nicht dieselbe Freiheit gestattet hat, wie S. 467 (unten): ‚Über Wesen und Wirkung der tragischen Kunst wird . . . nicht minder wie [statt: als] früher heftig gestritten."

Es ist wohl kaum nöthig, hierzu auf meine Hauptschwier. S. 306 b ff. Nr. 5 zu verweisen (vgl. in den Inhaltsverzeichnissen der Zeitschr. zahlreiche Stellen unter als

und wie und z. B. in dem laufenden Jahrg. S. 91/2 Nr. 6; S. 119; S. 131 Nr. 29: S. 132 Nr. 31; S. 142 Nr. 34; S. 149 Nr. 68: S. 156 Nr. 2 ꝛc.). Doch will ich die Gelegenheit benutzend noch zwei Stellen hersetzen, in denen statt des richtig gesetzten wie ein als einen falschen Sinn ergeben würde: „Bei einem so vortrefflich vorbereiteten Sinne wie der Deine, kommt das eigentliche Resultat einer Reise später wie [nicht: als] die Wirkung einer Badekur.“ Familie Mendelssohn 1, 133 (s. Zeitschr. S. 90); ferner in einem Bericht aus Wien über eine Berathung des Abgeordnetenhauses vom 6. Juni d. J. in der Nat.=Ztg. 44, 361: „Präsident: Ich bitte doch lauter zu sprechen. Ihre Stimme ist sonst immer sehr gut und sehr vernehmbar. (Rufe bei den Jungtschechen: Er kann nicht lauter sprechen! Er muss sich schonen!) Abgeordneter Dr. Dyk: Die Gründe, welche mich hierzu bestimmen . . . Präsident: Ich bitte, doch lauter zu sprechen, wie [nicht: als] Sie Dies gewöhnlich thun; der Präsident muss Sie doch vernehmen“ ꝛc.

Herrn **Wilhelm W. . . . i** in Potsdam: Das von Ihnen in meinem Fremdwörterbuch vermisste Eigenschaftswort „anational“ in einem Aufsatz des Grafen Paul v. Hoensbroech (in der Nat.=Ztg. 48, 426) beruht vielleicht nur auf einem Druckfehler. Während allerdings dort gedruckt ist:

„Einer Partei, die als solche von anationalen, undeutschen Grundsätzen geleitet ist“,

finden Sie etwa 4 Zeilen weiter: „einer so antinationalen Partei“ und so wird wohl auch an der ersten Stelle zu lesen sein. Da das Heft der „Deutschen Revue“, woraus die Nat.=Ztg. den Aufsatz entnommen hat, mir nicht zur Hand ist, so kann ich das Gesagte freilich nur als Vermuthung aussprechen. Sollte aber wirklich der genannte Graf anational geschrieben haben, so gehörte diese seine Neubildung zu den ganz besonders verwerflichen, aus zwei verschiedenen Sprachen zusammengeleimten (sogenannten hibriden) Fremdwörtern, in so fern der erste Bestandtheil, die unserm un= entsprechende Vorsilbe a= (das sogenannte alpha privativum) griechischen, der zweite Bestandtheil lateinischen Stammes ist. Das trifft freilich auch bei antinational zu; aber dies Wort ist wenigstens keine Neubildung (s. mein Fremdwörterb. I S. 70b) und (s. ebd. S. 67b) wird anti= ganz wie eine deutsche Vorsilbe zu Zusammensetzungen mit lateinischen oder mit deutschen Grundwörtern (auch Namen) verwendet, s. zahlreiche Beispiele der unerschöpflichen Menge a. a. O.

Verschiedenen genannten und ungenannten Freunden: Für die mich überraschenden Aufmerksamkeiten, die Sie mir zum 12. Juli haben zu Theil werden lassen, als an dem Tage, an welchem ich vor 30 Jahren die Arbeit an meinem „Wörterbuch der deutschen Sprache“ zum Abschluss gebracht, verbindlichsten herzlichsten Dank und den Wunsch: alles Gute!

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Der vierte Akt im zweiten Theile des Faust.

Von Dr. Herman Schrader.

Zuerst ein Geständnis, selbst wenn es ein wenig beschämend sein mag. Als ich vor etwa sechzig Jahren zum ersten Male den zweiten Faust las, und auch noch in folgenden Jahren wusste ich mit dem 4. Akte Nichts anzufangen. Ich begriff nicht, welche Bedeutung er für die ganze Entwicklung habe, er sei wohl eine — an sich immerhin fesselnde, aber doch ziemlich entbehrliche — Episode, die, bis auf wenige kleine Stücke, ganz fehlen könne. Ich erinnere mich noch, dass ich damals darüber grübelte, ob und in welchen Beziehungen unter den drei Gewaltigen, Raufebold, Habebald und Haltefest Russland, Österreich und Preußen, und unter Eilebeute die Franzosen zu verstehen seien.

Nun, gar bescheiden gegen Goethe bin ich von je her gewesen und habe lieber hundert Mal an mir und meinem Denken gezweifelt als ein Mal an Goethe. Darum musste es denn geschehen: auch hier hat Goethe Recht. Es handelt sich in unserm Akte weniger um die Erklärung einzelner schwieriger Stellen; denn solcher sind nicht viele; vielmehr galt es, die Frage zu beantworten: welche Bedeutung hat der Akt für die ganze Dichtung? wie entwickelt ist Faust selbst aus den früheren Akten hervorgegangen? und wie fördert er sich weiter? Zuvörderst sagen wir: der Akt zerfällt in drei größere Abschnitte. Der erste bringt eine Unterredung zwischen Faust und Mephisto über die gegenwärtige Lage und Stimmung. Im zweiten Abschnitt wird uns der Kampf des Kaisers gegen die Aufrührer und den Gegenkaiser geschildert und der Sieg, der mit Faust's und Mephisto's Hilfe errungen wird. Zuletzt sehen wir, wie staatliche und kirchliche Verhältnisse des Reiches neu geordnet werden.

Erforschen wir den inneren Zusammenhang des zweiten Theils. Im ersten Akt thut Faust einen Blick in die bürgerliche und politische Gesellschaft des Reiches. An der Spitze steht ein Kaiser, der zwar nicht bösartig, aber äußerst schwach ist, nur bedacht auf Prachtentfaltung und Vergnügen. Das Reich ist innerlich zerrüttet, nirgends herrscht Gerechtigkeit, sondern allenthalben Faustrecht und Anarchie. Faust erkennt, was dem Staate zum Verderben, was zum Heil gereiche. Wenn keine sittliche Erneuerung in allen Gliedern erfolgt, ist Revolution und allgemeine Auflösung unabwendbar (im Schlusse des Mummenschanzes). Dadurch dass Mephisto das Papiergeld erfindet, wird nur der augenblicklichen Noth des

Kaisers abgeholfen, und es dient vielmehr nur dazu, die heillose Wirthschaft leichtsinnig weiter zu führen. — Faust hat natürlich keine Neigung, als thätiges Glied in diese Kreise einzutreten, weil er erkennt, dass unter solchen Verhältnissen jede segensreiche Wirkung als hoffnungslos aufgegeben werden muss. Er trägt aber in seiner Brust ahnend als leuchtenden Stern seines Lebens ein hehres Ideal, auf dessen Verwirklichung die Sehnsucht seiner Seele gerichtet ist. Dieses Ideal schaut er in einer Phantasmagorie in der Helena, die als das Ideal der Schönheit, des schönen hellenischen Geistes erscheint. Er entbrennt in so heftiger Leidenschaft, dass er sie sogleich gewaltsam an sich reißen will. Allein — es erfolgt eine Explosion, und Faust sinkt ohnmächtig zu Boden. Das will sagen: um das erstrebte Ideal zu erreichen und selbst schöpferisch Ideales zu schaffen, genügt es nicht, sich in sich selbst und in das tiefe Reich der Ideen zu versenken („die Mütter"), sondern es bedarf noch des gewissenhaften Studiums und des eisernen Fleißes, um das weite umfassende Gebiet der Wissenschaft, der Gelehrsamkeit sich anzueignen (wie wir das in „Homunkulus" des Weiteren gezeigt haben).

Dieser Aufgabe in Faust's weiterer Entwicklung wird nun der zweite Akt gerecht. Faust's Traum, den uns Homunkulus in wunderschöner Schilderung kündet, bestätigt uns, dass eben jene Helena sein Ideal ist. Nachdem uns zuvor noch die Entstehung des Homunkulus vorgeführt wird, dieses Symbols einer allerdings umfassenden, aber trocknen, geistlosen, unschöpferischen Gelehrsamkeit, wird die Scene nach Griechenland, der klassischen Heimat der Schönheit und Anmuth und der Helena, verlegt. Der Dichter wählt gar sinnig zum Schauplatz dieser „klassischen Walpurgisnacht" die pharsalischen Felder, wo Pompejus am 6. Juni 48 in der Schlacht dem Cäsar unterlag. Wie damals in der Nacht zuvor Pompejus über den Ausgang der Schlacht die thessalische Zauberin Erichtho befragt hatte, so sieht diese alljährlich in derselben Nacht die grauenvollen Vorgänge jener Zeit sich in geisterhaften Erscheinungen wiederholen. Eben hier versammeln sich — nach Goethe — auch unzählige Gestalten der alten griechischen Sage von den Uranfängen an bis an die Grenze der homerischen Welt. Es ist ein chaotisches Gewimmel, das sich vor uns entfaltet, ein Wogen und Wallen, ein Drängen und Gären, das unsre volle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, um verstanden zu werden. Das Ganze zielt aber dahin, zu zeigen, wie sich die anfänglichen roheren Elemente nach und nach zu edlen schönen Gebilden entwickeln. Man begreift ja eine Kunst am besten, wenn man sie in ihrem Werden und Wachsen, in ihrer lebendigen Entwicklung betrachtet. So lockend es nun auch wäre, all diese Gärung und Klärung in ihrem Verlaufe zu schildern, so bedarf es doch Dessen für unsre

Aufgabe nicht. Es genüge, darauf hinzuweisen, dass die verschiedensten Gebiete des menschlichen Wissens und der Gelehrsamkeit berührt werden. Am eingehendsten wird der Neptunismus und Vulkanismus behandelt, neben der Geologie werden Streiflichter auch auf Medicin, Pädagogik, Philologie, Philosophie, Geschichte, Musik geworfen. — Wir entnehmen aus Dem allen das Schlussergebnis, dass Faust durch alle diese Gebiete sich hindurch gearbeitet und sich in alle eine klare Einsicht erworben hat. Er, hier der Suchende, Strebende, Sinnende fühlt es, dass er die Vorhallen durchschritten hat und dass sich ihm nun alsbald die Pforten des Heiligthums aufthun werden.

Jetzt ist Faust durch innerliche, geistige Vertiefung und durch Aneignung des wissenschaftlichen Rüstzeuges nicht bloß befähigt, sondern auch würdig, in das Heiligthum der klassischen Schönheit einzutreten und in ihm als ebenbürtiges Glied zu wirken. Das stellt der dritte Akt oder die Helena dar. Wir haben nicht nöthig, Dies hier ausführlich zu schildern; denn wir berufen und beziehen uns auf unsern Aufsatz über Euphorion und den dritten Akt des zweiten Faust in dieser Zeitschrift 8, 361—372. Es genügt, kurz zu sagen, dass hier die Vermählung des Klassischen und des Romantischen, die Durchdringung, Versöhnung und Verschmelzung des griechischen und des germanischen Geistes zur Herausbildung einer höheren Einheit vollzogen wird. Faust hat die griechische Welt in all ihrer geistigen und sinnlichen Herrlichkeit durchschaut und sie mit deutschem Geiste getränkt.

Das bisher Gesagte ist die nothwendige Grundlage zum vierten Akt; denn Dies alles müssen wir im Auge haben, wenn wir diesen Akt recht verstehen wollen. Eine große Wandlung hat sich in Faust vollzogen. Das erkennen wir schon in seinem Verhältnis zu Mephistopheles. Anfänglich war dieser der Führer (und Verführer) und Faust wurde geführt und ließ sich führen. Im zweiten Theile, schon im ersten Akt, mehr noch im zweiten und dritten, ist Faust der Führende, und Mephisto muss sich — oft widerwillig — seinen Anordnungen fügen. Im vierten Akt kommt es gar bis zum offenbaren Widerspruch. Wir können demnach mit Fug und Recht sagen: Faust hat sich schon jetzt innerlich freigemacht und von Mephisto emancipiert. Sein Wille ist stark und er selbst sittlich rein geworden. Tief unter ihm, im wesenlosen Scheine, liegt, was die Meisten bändigt, das Gemeine.

Auch dies noch möcht' ich vorausschicken. Nach meiner Ansicht dürfen wir uns nicht denken, dass die Ereignisse des vierten Aktes unmittelbar denen des dritten Aktes folgen. Ich nehme vielmehr an, dass zwischen beiden ein längerer Zeitraum, ja eine Reihe von Jahren verstrichen ist. Die geistige Errungenschaft, die Faust im dritten Akt gewonnen, ist eine

so umfassende und mächtige, daſs Jahre erforderlich scheinen, um sie innerlich zu verarbeiten und mit sich zu verquicken. Als das Körperliche der Helena ihm verschwindet, verbleiben ihm in seinen Armen ihr Kleid und Schleier. Das will ohne Bild etwa sagen: die Schöpfer und Träger der klassischen griechischen Bildung sind zwar von der Erde verschwunden, aber ihr Geist lebt in ihren wahren Jüngern fort, erfüllt sie mit früher nie gekannter „Ruhe und Klarheit“ (wie Goethe aus Rom schreibt) und hebt sie (wie hier Mephisto sagt) hoch empor und trägt sie über alles Gemeine rasch am Äther hin. So gerüstet und gereift tritt Faust in die neuen Kreise seiner neuen Thätigkeit ein. Man hat die bisherigen Akte — mit einem Gleichnis aus Goethe's Werken — wohl Faust's Lehr- und Wanderjahre genannt; ich möchte — um im Bilde zu bleiben — die nun folgenden Akte Faust's Meisterjahre nennen. — Auch zwei Aussprüche im vierten Akt deuten auf einen längeren Zeitraum zwischen dem dritten und dem vierten Akte hin. Faust sagt, die Wolke habe ihn an klaren Tagen über Land und Meer getragen. Zu einer Wolkenreise aus dem Peloponnes nach einem deutschen Gebirge waren wenige Stunden ausreichend. Die klaren Tage und das Reisen über Land und Meer weisen auf weite wiederholte Fahrten hin. Und wenn Mephisto sagt: Du sahst in ungemessenen Weiten die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten, so zwingt uns Das zu der Annahme, daſs Faust viele, auch entlegene Länder besucht hat. Es liegt ja auch nah genug, daſs Goethe, der selbst manch fremdes Land bereist hat, ein Gleiches seinem Faust zuschreibt, um dessen umfassende Weltkenntnis zu erklären. —

Jetzt sind nun auch wir ausgerüstet, um mit Verständnis die einzelnen Züge des vierten Aktes zu betrachten. Wir unterscheiden drei Abschnitte: 1. die Versuchung des Faust durch Mephisto; 2. den Bürgerkrieg und den kaiserlichen Sieg; 3. die neue Gestaltung und Ordnung des Reiches.

1. Wir finden Faust, von der uns bekannten Wolke hieher getragen, auf einer Platte eines starken, zackigen Felsengipfels in einem Hochgebirge. Einsamkeiten hat er in der Zwischenzeit aufgesucht, um die gewonnenen Lebenserfahrungen und Lebenseinsichten innerlich zu verarbeiten und neuen Lebensplan und neue Lebensaufgaben zu durchdenken. Einsamkeit sucht er auch jetzt; denn er beginnt:

Der Einsamkeiten tiefste unter meinem Fuß —
betret' ich wohlbedächtig dieser Gipfel Saum.

Beiläufig müssen wir zu dieser Stelle bemerken, daſs wir sie ein wenig geändert haben; denn im Text steht hinter tiefste noch das Wort schauend. Bleibt das Wort stehen, so hat der Vers sieben Füße statt sechs. Es wäre ja nicht gerade unmöglich, daſs der Dichter ein Versehen begangen

hätte, wiewohl ich das zu Anfang solch größeren Selbstgesprächs (Monologs) nur ungern annehmen möchte. Man hat wohl vorgeschlagen: Der Einsamkeiten tiefste schauend unterm Fuß. Das ist unschön. Besser wäre: unter mir. Ich ziehe vor, das Wort „schauend“ zu streichen, das in der dichterischen Sprache unsrer Stelle recht wohl fehlen darf. Der Dichter oder der Schreiber hat vergessen, es auszustreichen. — Auch in „Hermann und Dorothea“ soll ein siebenfüßiger Hexameter vorkommen, den Goethe — als man ihn zeigte — stehen zu lassen befohlen hat. — Als Ries dem Beethoven in der C moll-Symphonie sogenannte verbotene Quinten zeigte, durften sie nicht geändert werden. Mit Recht; denn Beethoven hatte sie absichtlich zu besonderer Wirkung geschrieben.

Die Wolke, welche Faust auf einen Felsengipfel des Hochgebirges gebracht, löst sich langsam von ihm ab, verstiebt nicht, sondern verwandelt sich wogenhaft in ein göttergleiches Frauengebild, in welchem Faust, der ja im zweiten und dritten Akte im klassischen Griechenthum gelebt hatte, Gestalten der hellenischen Heroenwelt zu erkennen meint. Sagt er doch selbst: es spiegelt blendend flüchtger Tage großen Sinn. — Jene Wolke nimmt alsdann eine andre liebliche Gestalt an, deren holde Form ihn an ein jugenderstes, langentbehrtes, hohes Glück erinnert. So wenig wie jenes erste Gebilde die Kunst im Allgemeinen ist, so wenig ist dies hier die Liebe im Allgemeinen, es ist vielmehr ohne Zweifel die Margarete des ersten Theils. Drum löst sich auch dies Wolkengebilde nicht auf, sondern erhebt sich hoch in den Äther empor, Faust's Sehnsucht mit sich führend. Es ist Das schon eine leise Hindeutung auf das Wiedersehen mit Gretchen in den himmlischen Regionen des fünften Aktes.

Hier in dieser Gebirgseinsamkeit findet Mephistopheles jetzt (zu seiner Überraschung) den Faust und ist verwundert, ihn hier in Mitten von solch gräulichem, gräslichen Gestein zu sehen. Indem er nun hinzufügt, ihm selber sei Dies ja von Alters her bekannt, da es einst der Grund der Hölle gewesen, zettelt er einen Streit über Vulkanismus und Neptunismus an. Anders als in der Walpurgisnacht. Denn hier nimmt Goethe in seinem tiefen Widerwillen gegen alle gewaltsame Bildung und Umgestaltung der Natur Anlass, die vulkanische Theorie in ergötzlicher Weise zu verspotten.

Jetzt tritt Mephistopheles mit neuen versucherischen Plänen hervor; denn eingedenk der Wette sucht er — da seine bisherigen Veranstaltungen gescheitert — neue Sphären auf, durch die er hofft, Faust zum Gefühl und Bekenntnis von Befriedigung und Glück zu bringen. Drum richtet er an ihn die Frage, ob er denn auf seiner weiten Fahrt durch die Welt nichts Lockendes gesehen habe. Und als Faust wirklich sagt, dass etwas Großes ihn angezogen habe, das Mephisto errathen möge, fasst dieser das

Wort „groß“ auf und deutet es nach seiner Weise und nach seinem Geschmack, wie es der auf Erwerb und Genuß gerichtete große Haufe versteht. Faust möge sich eine volkreiche Hauptstadt aussuchen, die durch regen Verkehr belebt sei. Dort möge er sich ein herrliches Schloss bauen, prächtige ausgedehnte Gärten anlegen und als vornehmer Herr und als Mäcen der Künstler allgemeine Verehrung genießen. Zu seiner persönlichen Lust empfiehlt er ihm eine Anlage ähnlich dem (berüchtigten) Hirschpark Ludwigs XV. Faust erklärt solch sardanapalisches Leben für schlecht und verächtlich. Auf Mephisto's spöttische Äußerung, dann erstrebe er wohl etwas Außerirdisches, etwa im Monde Gelegenes, erwiedert er, im Gegentheil sei hier auf der Erde noch Raum genug für große Thaten, denen er sich mit Kraft und kühnem Fleiß widmen wolle. Mephisto bespöttelt auch dies Wort und meint, durch seinen Verkehr mit Heroïnen sei wohl die Lust zu heroïschen Thaten erweckt, dass Mitwelt und Nachwelt seinen Ruhm preisen würden. Und auf Faust's Widerspruch fordert er ihn auf, doch seine „Grillen“ (wie er es nennt) mitzutheilen. Jetzt enthüllt Faust deutlich seine Zukunftspläne. Auf seinen Fahrten, sagt er, habe er besonders die immer wechselnde Fluth und Ebbe des Meeres beobachtet, die Fluth stürme mit Macht gegen das Ufer an, als wolle sie es beutegierig verschlingen, bald aber entferne sie sich und gebe das schon erreichte Ziel wieder auf. In solcher Weise vergeudeten die unbändigen Elemente völlig zwecklos ihre Kraft. Da sei es doch ein großes und würdiges Ziel, diese weiten, dem Spiel der Ebbe und Fluth ausgesetzten unfruchtbaren Strecken den unfruchtbaren Elementen zu entreißen und durch Anbau und Kultur für ein fleißiges, glückliches Volk zu gewinnen.

Hier müssen wir ein Weilchen Halt machen und betrachten, wie weit uns der Dichter in der Entwicklung des Faust gebracht hat. Dieser ist nicht mehr, der er war. Dadurch dass er einen Blick in die staatliche Regierung und Verwaltung, in das politische Getriebe und in die bürgerliche Gesellschaft gethan, dadurch dass er die Gebiete des menschlichen Wissens und namentlich auch das ideale Gebiet der Poesie durchlaufen und sich zu eigen gemacht, hat er einen idealen Gewinn davongetragen. Die Selbstsucht und Lust am Genuss hat er abgethan, die leidenschaftlichen Stürme der früheren Zeit hat er besiegt und die Versuchung zum Gemeinen und Häslichen völlig überwunden. Jetzt erwacht in ihm das Bedürfnis, Das, was er innerlich gewonnen hat, auch äußerlich durch Werke zu bethätigen. In edler Menschenliebe, in schöner Humanität, in der Beglückung des Volkes will er seine höchste Befriedigung, eine seelische Beseligung finden. —

Darf man sagen, Das sei ein jäher Sprung, den Faust thue? Mit

nichten! Ich finde im Gegentheil: es ist die richtige Entwicklung eines normalen Menschen. Wenn es erlaubt ist, recht Großes durch recht Kleines zu erklären, so möcht' ich von mir selbst das Geständnis machen, dass ich, nachdem ich sieben Semester studiert hatte, unter heißen Thränen Abschied von der Universität nahm, weil es mein lebhafter Wunsch war, wenigstens zwanzig Semester zu studieren. Nach wenigen Jahren jedoch erkannte ich, dass es ein unverständiger Wunsch gewesen war. Denn nun kam mit Gewalt die Sehnsucht nach einem Amte über mich; denn ich hatte das Bedürfnis, Das, was ich geistig erworben, nun auch in einem Wirkungskreise des praktischen Lebens zu verwerthen. Drum finde ich es so schön und so wahr, dass Goethe Faust jetzt aus der idealen Welt in die reale Welt führt. Der von sittlichen Ideen durchdrungene Mann nimmt sich sittliche Thaten zu Zweck und Ziel. Für solche Wirksamkeit findet er aber keinen Boden in den bestehenden staatlichen und gesellschaftlichen Zuständen. Darum ist es wieder ein so feiner Zug unseres Dichters, dass er Faust sich erst eine Stätte für sein Wirken schaffen lässt, und zwar durch Kampf mit dem herrischen Elemente zu dessen Bändigung, indem er dem Meere weite Strecken fruchtbaren Landes abgewinnt. Wir wissen es ja von Goethe, dass er die Elemente als gewaltige Gegner betrachtete, mit denen der Mensch fortwährend zu kämpfen habe und die er nur durch höchste Geisteskraft, durch Muth und List bewältigen könne. — Was Faust sich hier als Aufgabe stellt, Das ist in unsern Zeiten ja in den Niederlanden thatsächlich ausgeführt. Und wenn Goethe hier der Menschheit überhaupt die Bewältigung und Dienstbarmachung der Elemente zur Aufgabe giebt, so möchte man schmerzlich beklagen, dass er die großen Lösungen unsers Jahrhunderts nicht mehr erlebt hat, wie der Wasserdampf die Menschen durch die weiten Länder und die größten Schiffe über das Weltmeer führt, wie das Licht unsre Bilder malt und die Elektricität unsre Worte in Augenblicken Tausende von Meilen weit hinträgt. — Aber, wenn Faust sich zur Aufgabe macht dem Meere weite Strecken anbaufähigen Landes abzuringen, so dürfen wir wohl die Frage thun, wo soll er denn solches Meer und solches Land finden, denn herrenlos ist doch nirgends weder das eine noch das andere? woher es denn nehmen? — Nun, unsre Frage ist schon im ersten Akte beantwortet oder es ist wenigstens die Antwort vorbereitet. Damit treten wir in den zweiten Abschnitt unsers Aktes ein.

2. Während Faust und Mephisto noch reden, hört man Trommeln und kriegerische Musik aus der Ferne, was Mephisto alsbald richtig von dem Ausbruch des Bürgerkrieges deutet. Es ist das ein Eräugnis (so schreibt Goethe etymologisch richtig), das nicht so zu sagen vom Himmel herunter geschneit kommt. Vielmehr ist es ein nothwendiges Ergebnis aus

den im ersten Akt geschilderten Zuständen; und es würde ein Mangel der Dichtung sein, wenn es fehlen würde. Denn (wie wir schon im Mummenschanz sahen) der prunksüchtige und genussüchtige Kaiser, der in dem Wahne lebte, es liesse sich vereinen „regieren und zugleich geniessen“, und die ganze obere Schicht des Volkes, eine Schar üppiger Nichtsthuer, ohne alle sittlichen Grundsätze, gewissenlos im Begehen zahlloser Ungerechtigkeiten, versunken in den Schlamm der Üppigkeit und Ausschweifung, wie mit Blindheit geschlagen für die Erkenntnis der Gefahren, die aus solcher Aussaat hervorwachsen mussten: Das alles trieb das Volk endlich zur Verzweiflung und zur Raserei, die sich in der Revolution, in dem Umstürzen des Bestehenden Luft machte. Die Empörungen, die an zahlreichen Stellen zugleich ausbrachen, fanden ihren Einigungspunkt in der Wahl eines Gegenkönigs, dessen Heer kampfbereit jetzt dem kaiserlichen Heere gegenüber steht. Das ist die Lage der Dinge an unsrer Stelle des vierten Aktes.

Während dem Faust, der soeben noch die Bekämpfung der wilden Elemente als würdige Aufgabe der Menschen erklärt hatte, jeder Krieg, und zumal Bürgerkrieg verhasst sein muss, ist er dagegen dem Mephisto höchst willkommen. Denn in ihm blüht und reift ihm ja überhaupt eine reiche Ernte entgegen; und in ihm erkennt er hier im Besonderen eine treffliche Gelegenheit, Faust wieder stärker an sich zu fesseln und für Ruhm, wie er ihn versteht, zu begeistern. Faust kühlt ihn freilich alsbald ab durch das Wort (bei dem Goethe wohl an Napoleon gedacht hat), wer befehlen solle, müsse im Befehlen Seligkeit empfinden, und lehnt hier im Wort, später in der That den Oberbefehl über das kaiserliche Heer ab.

Den Verlauf der Schlacht selbst im Einzelnen zu schildern, halten wir uns füglich überhoben; denn uns ist es um das innere Verständnis des Faust und der Entwicklung der Dichtung zu thun; uns lockt es nicht, leicht verständliche Dichtungen Goethe's in (gutgemeinten) weitläufigen Aufsätzen zu besprechen. Es bleibt in Goethe noch so viel Schwieriges zu erforschen und zu erklären, dass man wünschen muss, es machten viele Berufene und Befähigte solche Arbeit zu ihrer Aufgabe. — So wollen wir denn auch hier Vieles nur kurz andeuten, aber dafür einzelne interessante Züge herausheben, die vielleicht (für Manchen) eines erklärenden Wortes bedürfen.

Ob unsere Schlacht mit der Schlacht von Königgrätz den gleichen Verlauf hat, wie mir einmal aus kundigem Munde gesagt ist, wage ich nicht zu entscheiden. Darüber mögen Herren vom Generalstabe ihr Urtheil abgeben. Merkwürdig wäre es ja, aber recht wohl denkbar, dass Goethe im Geist ein typisches Bild geschaut und geschildert habe.

In den „drei Gewaltigen“, welche Mephisto als Helfer herbeiruft,

ist offenbar eine Anspielung auf 2. Sam. 23, 8—12 und 1. Chron. 12, 11. 12 enthalten, wo „die Namen der Helden David's“ genannt werden. Jasabeam (d. h. das Volk bekehrt sich), oder Joscheb-Baschebet (d. h. der in Ruhe Wohnende), Eleasar (d. h. Gott hilft) und Samma (d. h. Wüstenei, Entsetzen, Einer, vor dem man sich entsetzt). Goethe hat nach dem Vorgange des Jesaias (8, 1), wo ein Raubebald und Eilebeute vorkommen, ihre Namen umgedeutscht in Raufebold (der tollkühn den Feind angreift), Habebald (dem es ums Nehmen und Beutemachen zu thun ist) und Haltefest (der das Errungene nicht wieder fahren lässt). Alle drei symbolisieren die rohen, wilden Elemente des Krieges, die in jenen Zeiten überall walteten, die vielleicht von keinem Kriege gänzlich fern zu halten sind und die erst in den letzten Kriegen von deutscher Seite durch humane Maßnahmen nach Kräften beseitigt wurden. Dass jene drei Gewaltigen, welche Mephistopheles hergerufen hat, hier als eine Art richtige Teufel betrachtet werden müssen, braucht wohl kaum gesagt zu werden.

Als der Kaiser durch Kundschafter erfährt, dass selbst seine Anverwandten, die ihn bisher Oheim, Vetter, Bruder nannten, von ihm abgefallen und sich den Empörern zugesellt haben, rafft er sich auf, besinnt sich auf seine Kaiserwürde und Kaiserpflicht und schilt seine Umgebung, dass sie ihn von ernster Thätigkeit und von Bekämpfung der Gefahren zurückgehalten und zur Genussucht verleitet hätten. — Er legt jetzt seine Rüstung an und will persönlich durch Zweikampf mit dem Gegenkaiser die Entscheidung herbeiführen. — Wir sehen ihn also den ersten Schritt thun zur Umkehr aus dem schlaffen Genussleben zu der höheren Auffassung seines Herrscherberufes.

In dieser Noth tritt Faust selbst (nicht durch Vermittlung des Mephisto, wie im ersten Akt) in vollem Harnisch zum Kaiser und bietet ihm seine Hilfe an. Er thut Das in der Absicht, den Kaiser sich zu verpflichten; denn er bedarf seiner zur Ausführung seiner großen Pläne. Er widerräth ihm auf's bestimmteste den Zweikampf mit dem Gegner; er dürfe sich keiner persönlichen Gefahr aussetzen; denn was die Glieder des menschlichen Leibes ohne das Haupt seien, würde das Heer und das Reich ohne den Kaiser sein. Diese Frage löst sich obenein schnell dadurch, dass die Gegner die kaiserliche Herausforderung zum Zweikampf mit Hohn zurückgewiesen haben.

Das Erbieten des Faust, den Kaiser durch außergewöhnliche Kräfte der Natur zu unterstützen, begründet Goethe durch einen gar sinnigen Zug von Dankbarkeit. Faust erinnert den Kaiser an ein Erlebnis in Rom. Der Nekromant von Norcia, den „der Stumpfsinn der Pfaffen“ für einen Zauberer erklärt habe, sei auf dem Wege zum Scheiterhaufen vom Kaiser

kraft des Rechts der Majestät gerettet und von den „glühenden Ketten“ befreit worden. Seit jener Stunde sei dessen dankbares Sinnen und Sorgen allezeit dem Kaiser geweiht. So habe er aus den Sternen und von den Geistern der tiefen Gebirgsschluchten Kunde von der augenblicklichen Noth des Kaisers erhalten und stelle ihm die Kräfte der Berge zur Verfügung. Alsbald erscheinen denn auch neben den drei Gewaltigen eine Schaar wunderlicher Gestalten, welche Mephisto durch Harnische, Schwerter, Schilde, den Waffensälen entnommen, in streitbare Ritter verwandelt hat. Als der Kaiser im weiteren Fortgang des Kampfes wunderbare Erscheinungen in den Lüften wahrnimmt, erklärt Faust diese durch die ihm von Sicilien her wohlbekannte Fata Morgana und durch das auf Masten und auch auf Lanzenspitzen oft beobachtete St. Elmsfeuer; und dem fragenden Kaiser, wem er Das alles zu danken habe, erwiedert er, eben „jenem hohen Meister“ (nämlich dem Nekromanten von Norcia), der gern bis zur Preisgebung des eigenen Lebens den Kaiser gerettet wünsche. Der Kaiser erinnert sich jetzt seines befreienden Wortes, gesteht aber zugleich (und Das ist für das Folgende nicht ohne Bedeutung), dass er dadurch dem Klerus, der den Zauberer gern verbrannt hätte, eine Lust verdorben und sich dessen Ungunst zugezogen habe.

Zu diesem bis jetzt besprochenen schönen Abschnitte wollen wir noch bemerken, dass der Nekromant von Norcia keine geschichtliche Person ist, dass man also nicht nach einem Namen zu suchen hat. Es ist Dies alles rein Goethe's Erfindung, er hat ihr aber ein solch Gewand gegeben, dass es ganz wie ein Geschichtliches klingt; namentlich dadurch, dass er die Berge von Norcia im Sabinerlande nennt, die von jeher in Sagen als Schauplatz von Zaubereien galten und noch jetzt den Namen Sibyllenberge führen. — Beiläufig. Ein Nekromantis bei den Griechen ist ein Todtenwahrsager, ein Todten- oder Geisterbeschwörer, der einen Todten oder dessen durch magische Künste herauf beschworenen Geist über die Zukunft befragt. Das Wort Nekromantie ist wahrscheinlich Ursprung des Ausdruckes schwarze Kunst, schwarze Magie. Aus ähnlichem Klange bildete man das Wort Nigromantie und fand hierin niger (schwarz) und übersetzte nun frischweg schwarze Kunst. Diese ist Zauberkunst. Weiße Magie ist etwa Das, was unsre Taschenspieler als Kunststücke liefern.

Im Fortgange der Schlacht bringt der rechte Flügel des kaiserlichen Heeres siegreich vor und bringt auch das feindliche Mitteltreffen in große Verwirrung. Dagegen auf dem linken Flügel steht die Sache recht bedenklich; die Feinde drängen die Kaiserlichen zurück und haben schon die Höhen gewonnen. Da fällt der Kaiser noch einmal in seine alte Schwäche zurück und giebt Alles verloren. — Warum, fragen wir billig, hat es

denn Mephistopheles so weit kommen lassen, da er doch Unheil und Gefahr abzuwenden vermochte? Wir sagen zuversichtlich: er hat es mit Absicht gethan. Er hat seine stille Freude an der Angst des Kaisers, läſst ihn die eigene Schwäche und sein Schwanken fühlen und erschreckt ihn vollends durch die beiden Raben, die sich als Boten auf seine Schultern setzen. (Faust beschwichtigt ihn durch harmloses Witzwort: die Taubenpost bedient den Frieden, der Krieg befiehlt die Rabenpost.) Jetzt hat er erreicht, was er wollte: der Kaiser überträgt ihm und Faust den Oberbefehl und zieht sich zugleich mit dem Obergeneral muthlos und hoffnungslos in sein Zelt zurück.

Nun läſst Mephistopheles zu rechter Zeit seine Künste spielen. Zuerst schickt er seine Raben zu den Undinen, und auf seinen Befehl lassen diese an unzähligen Stellen aus den Bergen, ja aus kahlen Felsen Wasser hervorquillen, das in mächtigen Bächen und bald in rauschenden Strömen von den Höhen sich ins Thal ergieſst. Sodann erläſst er durch seine Raben Befehle an die Zwerge oder Gnomen, die feuerkundigen, ergehen; und diese lassen, wie man sonst am Himmel Wetterleuchten und Sternschnuppenfall wahrnimmt, ähnliche Erscheinungen hier am Erdboden in verworrenen Büschen und am feuchten Boden hervorbrechen. Es ist Alles freilich nur scheinbar, nur Augentäuschung, aber auf die Feinde übt es dieselbe Wirkung, als ob in Wahrheit wirkliche Überfluthung und Verbrennung über sie hereinbräche. Dazu noch gewaltiges Schreckengetön und Waffengerassel, das die in Rüstungen gekleideten Mephistophelischen Gespenster hervorbringen; welche ganz nach der Art der mittelalterlichen Ritter sich in unaufhörlichen Kämpfen befehden und zerfleischen. Die Folge ist, daſs die Feinde aus Furcht zu ersaufen oder zu verbrennen, in hellen Haufen in die Flucht stürzen und — der vollständigste Sieg ist errungen.

Es giebt „kluge“ Leute, welche vermeinen, Goethe habe übel gethan, daſs er den Sieg des Kaisers durch Zauberkünste herbeiführe; es wäre doch viel besser, wenn dieser „Hokuspokus“ fehle. Wirklich? Nach ihrer Ansicht hätte müssen Faust als Oberfeldherr in hergebrachter Weise die Feinde schlagen. Damit aber wäre Faust gänzlich aus seiner Rolle gefallen, der hier ja auch auf solches Anerbieten die richtige Antwort giebt: Das wäre mir die rechte Höhe, da zu befehlen, wo ich Nichts verstehe. Da nun auch Mephistopheles selbstredend nicht den Marschallsstab tragen kann (wie der Kaiser ausdrücklich sagt), so ist es in der That am besten so, wie es Goethe geordnet hat, daſs jener durch seine Zauberhülfe den Kaiser sich zu Gegendiensten verpflichtet. — Dazu kommt noch, daſs der Dichter die ganze Auffassung und Darstellung dem Volksgeiste abgelauscht hat. Wir brauchen noch gar nicht an geschichtliche Schlachten des Alterthums

zu erinnern, wo etwa den Griechen ein furchtbares Wetter mit Blitz und Donner, mit Regengüssen, mit Sturm und Hagelschlag zu Hilfe kam, das sie selbst im Rücken, die Feinde im Gesicht hatten. Es war im Mittelalter, ja noch in den Zeiten des dreißigjährigen Krieges ein verbreiteter Volksglaube, dass manche Schlacht durch Zauberkünste gewonnen worden sei. Von diesem Gesichtspunkte aus werden wir die goethische Darstellung nicht bloß natürlich und in der Ordnung, sondern auch gar sinnig und wunderschön im Einzelnen ausgeführt finden.

Um an dem Kriegsbild Nichts fehlen zu lassen, fügt der Dichter noch eine kurze Scene hinzu. Sengen und Brennen aus roher Wuth, Rauben und Plündern aus Habgier war ja in früheren Zeiten vom Kriege nicht zu trennen. Wir denken an den dreißigjährigen Krieg und an Magdeburg. Oft saugen die Freunde so arg wie die Feinde das Land aus. Hier vertritt Haltefest (wie sein Name anzeigt) im Verein mit der Marketenderin Eilebeute diese Seite des Krieges. Beide sind die ersten im Zelte des geflohenen Kaisers. Haltefest greift nach kostbaren Waffen, Eilebeute nach dem rothen Kaisermantel. Als Jener diese Art Beute für Plunder erklärt, nimmt sie das Kistchen, in welchem der Sold für das Heer liegt. Das Kistchen ist ihr aber zu schwer, sie lässt es fallen und die Goldstücke rollen auf die Erde. Sie rafft sie zusammen, aber — die Schürze hat ein Loch, und der Schatz geht ihr zum größten Theil verloren, so dass auch hier sich bewahrheiten soll: Wie gewonnen, so zerronnen. — Die ankommenden kaiserlichen Trabanten verjagen sogleich dieses „Diebsgeschmeiß“, müssen aber freilich sich die Erwiederung gefallen lassen, dass sie ihre nicht besseren Erpressungen nur mit dem Namen Kontribution beschönigen. Dann schließt dieser Abschnitt (in Hindeutung auf die Zauberkünste) mit ihrem Geständnis, dass ihnen in der ganzen Schlacht so unheimlich, so bänglich, so beklommen zu Muthe gewesen sei.

3. In diesem letzten Abschnitte des vierten Aktes tritt der Kaiser ganz in den Vordergrund. Er ist nicht mehr Der, der er im ersten Akte war, sondern langsam, stufenweise, nach und nach vollzieht sich in ihm vor unsern Augen eine innere Umwandlung. Er erkennt es, dass das frühere Genussleben, in das ihn seine Umgebung verstrickt hatte, seiner unwürdig war; was damals als stille Sehnsucht in ihm geschlummert habe, das Verlangen nach Heldenthaten, sei jetzt durch die hereinbrechende Gefahr zu festem Entschlusse geworden. Nach dem guten altsächsischen Sprichwort „Selbst ist der Mann“ müsse Der, welcher Thron und Krone begehre und inne habe, persönlich solcher Ehre werth sein. Daher die Herausforderung zum Zweikampf. Er freut sich der Hilfe des dankbaren Nekromantis von Norcia, den er damals freilich aus einer gewissen Herrschereitelkeit vom

Scheiterhaufen gerettet habe, und weiß auch, daſs er sich hiedurch die Feindschaft und den Haſs des Klerus zugezogen habe. — Nach errungenem Siege tritt er nun in bewuſster Selbständigkeit auf. Das Zauberhafte während der Schlacht sucht er durch ähnliche wunderbare Naturerscheinungen, wie Blutregen und Steinregen, (die man in jenen Zeiten nicht zu deuten wuſste) zu erklären. Ein frommer Dankesgesang, ein „Herr Gott, dich loben wir“ solle von Millionen angestimmt werden, und er selbst wolle den frommen Blick zu innerer Betrachtung und Selbstprüfung zur eignen Brust zurückwenden (was — nicht das, wie gedruckt steht — früher selten geschehen sei). Später sagt er auch ausdrücklich, daſs er sich zu ernst fühle, um an Festlichkeiten zu denken.

Wenn der Kaiser nun im Folgenden eine neue Reichsordnung giebt und die Reichsfürsten mit Privilegien ausstattet, so ist es meines Erachtens eine arge Miſsdeutung, wenn man hierin einen Rückfall in die alte Schwäche und Genuſs- und Prunksucht oder eigentlich nur das alte Beharren in ihr sehen will. Nein, der Kaiser ist wirklich ein Anderer geworden. Und wenn der Dichter ihn nicht gleich mit volksbeglückerischen Reden ausstattet, nicht plötzlich aus einem Saulus einen Paulus macht, so sagen wir, daſs solche gewaltsame plötzliche Umwandlung in sich ziemlich unnatürlich und zumal der goethischen Anschauung widerwärtig war. Nein, die Keime, die Gefahr und Sieg hervorrief, müssen stetig nach und nach sich entwickeln und zur Frucht und Ernte heranreifen. Hat doch Saulus, nachdem er seinen Tag von Damaskus gefunden, erst drei Jahre lang sich in die Stille nach Arabien zurückgezogen, bevor er der große Apostelfürst ward.

Konnte der Kaiser aber nicht von der nothwendigen Besserung der heillosen Zustände im Reiche (1. Akt) reden und die Kurfürsten zur Mitwirkung auffordern? Vergessen wir nicht, daſs der Kaiser hier nicht den Reichstag vor sich hat, vor den solche Dinge hingehören. Das allerdings dürfte man wohl wünschen, daſs Goethe dem Kaiser einige Worte möchte in den Mund gelegt haben, in denen er seinen festen Entschluſs kund thue, eine neue Rechtsordnung im Reiche ein- und durchzuführen zum Heil aller Stände und Personen. —

Es ist ein höchst glücklicher Gedanke und es konnte nach meinem Dafürhalten gar kein besserer Abschluſs für den Kaiser gefunden werden, als daſs der Dichter diesen aus eigner Entschließung Das alles gewähren, ordnen und festsetzen läſst, was in der Goldnen Bulle für das deutsche Reich festgesetzt ist. „Den Poeten bindet keine Zeit“, sagt Chiron in der Walpurgisnacht, und Goethe mit ihm. Finden wir doch im zweiten Faust von den ältesten Gebilden der griechischen Sage bis zur Helena, bis zum Mittelalter, bis zu den naturwissenschaftlichen Kämpfen unsers Jahrhunderts

Alles glücklich zu einer schönen Einheit vereinigt. Darum hat der Dichter volles Recht, hier die Goldene Bulle zu schildern, welche am 25. März 1356 unter Karl IV. nach vielen Vorberathungen auf dem Reichstage zu Metz vollendet und veröffentlicht wurde. Selbstredend ist unser Kaiser nicht Karl IV.

In edler Rede und Gegenrede werden hier nun die hauptsächlichen Ordnungen der Goldenen Bulle verkündet, wobei wir zuvor noch bemerken, dass Goethe statt der drei geistlichen Kurfürsten (die hier wohl nicht anzubringen waren) nur einen, den Erzbischof von Mainz, aufführt. Jeder Kurfürst erhält ein besonderes Erzamt oder den Ehrendienst bei feierlichen kaiserlichen Hoflagern. Der Kurfürst von Brandenburg wird Erzkämmerer des Reichs, der Kurfürst von Sachsen Erzmarschall, der Kurfürst von der Pfalz Erztruchsess, der König von Böhmen Erzschenk. Sie vollziehen die Wahl des Reichsoberhauptes unter Vorsitz des Erzbischofs von Mainz, sie haben als Kurfürsten den Vorrang vor allen übrigen Reichsfürsten und erhalten die sogenannten Regalien, die vollen Hoheitsrechte, so dass sie als Richter die „höchste Instanz“ bilden und von ihnen aus keine Berufung (jus de non evocando, außer im Falle verweigerter Justiz) Statt findet. Aus freier dankbarer Gesinnung ertheilt ihnen der Kaiser diese hohen Rechte und hofft sie dadurch zu treuen Vasallen sich zu verpflichten.

Jetzt bleibt noch ein Punkt zu besprechen, der vielleicht in manchen Augen etwas heikliger Natur ist. Goethe nämlich geht am Schlusse des Aktes mit dem Klerus ziemlich scharf ins Gericht. Wir würden uns an Goethe versündigen, wenn wir nicht frei über diese Stelle sprächen. Vorweg aber wollen wir sagen, dass Goethe hier so zu sagen nicht als Person, nicht als Dichter spricht, sondern als unparteiischer Geschichtsschreiber, dem es um geschichtliche Wahrheit zu thun ist. Wir wissen es ja sonst zur Genüge, mit welch hoher Achtung er von den alten Institutionen der Kirche denkt und spricht: Wir haben den schönen Ausspruch von ihm: In den Evangelien ist der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. — Dass es nun in Wirklichkeit zu Zeiten sich so zugetragen habe, wie es hier geschildert ist, wird Niemand, der nur ein wenig die Geschichte kennt, zu leugnen wagen.

Der Erzkanzler-Erzbischof hebt an: Der Kanzler ging hinweg, der Bischof ist geblieben, d. h. was ich bisher geredet und gethan, hab ich als Reichsfürst, als dein Vasall geredet und gethan; jetzt aber will ich als Bischof, als Vertreter der Kirche zu dir reden. Väterliche Gesinnung und bittrer Schmerz über die Gefährdung deines Seelenheils treibt mich, dir zu sagen, dass du mit Satanas im Bunde stehst, dass der heilige Stuhl

noch nicht deine Befreiung des verfluchten Zauberers vergessen hat und dich und dein sündiges Reich vernichten wird. — Nachdem er in dieser Weise den Kaiser weich gemacht oder erschreckt hat, lenkt er sogleich ein und zeigt einen Weg, wie das Vergehen gesühnt und Alles wieder gut gemacht werden könne. Und nun fordert er als „mäßig Scherflein" den breiten Hügelraum, wo das Zelt des Kaisers während der Schlacht gestanden, dazu die Wälder, so weit sie sich erstrecken, dazu Höhen zu grüner Weide, dazu fischreichen See und zahlreiche Bäche, die in das Thal stürzen, dazu das breite Thal selbst sammt Wiesen und Gauen und Gründen. — Man sieht, Das könnte eine prächtige Grafschaft abgeben. — Als der Kaiser in seinem Schrecken Das alles gewährt und sogar die Bestimmung der Grenzen dem Bischof überlässt, kommt dieser mit der neuen Forderung, der Kaiser solle auf dem entweihten Raum einen großen prachtvollen Dom erbauen. Als der Erzbischof auch Das ohne Zaudern bewilligt erhalten und sich schon beurlaubt hat, kehrt er nochmals zurück und fordert für das neue Werk noch die gesammten Landesgefälle, Zehnten, Zinsen, Bethe für ewige Zeiten, dazu auch noch bares Geld und die Lieferung von Bauholz, Kalk und Schiefer. Der Kaiser, nachdem der Erzbischof gegangen, gesteht, dass er sich zwar schwer vergangen habe, aber durch jene Forderungen in harten Schaden gebracht werde. Und jetzt kehrt der Erzbischof abermals zurück und sagt, jener verrufene Mann, Faust nämlich, dem der Strand des Reiches verliehen sei, werde mit dem Bann belegt werden, wenn der Kaiser nicht auch von diesem Besitzthum der Kirche Zehnten, Zins, Gaben und Gefälle verleihen werde. Auf dessen Einwand, das Land wäre ja noch gar nicht da, sondern liege noch im Meere, erwiedert der Erzbischof, er verlange im Augenblick nur die Rechtsanerkennung, ein geduldiges Abwarten werde mit der Zeit auch die Erfüllung bringen. Als der Kaiser allein ist, gebraucht er allerdings das Wort unverschämt nicht, aber er hat es etwa im Sinne, wenn er schließlich spricht: So könnt ich wohl zunächst das ganze Reich verschreiben. Wir aber haben erkannt, was der Erzbischof unter dem „mäßigen Scherflein" verstanden hat.

Hier, wo wir auf geschichtliche Zustände der christlichen Kirche hingewiesen sind, sei uns eine kleine Abschweifung gestattet. Man hat die geschichtliche Entwicklung der christlichen Kirche sinnig durch die Namen dreier Apostel zu charakterisieren gesucht, des Petrus, des Paulus, und des Johannes. Zuerst trat die Petrinische Kirche auf, die vorzugsweise das Gesetz betonte. Es folgte (mit der Reformation) die Paulinische, die sich besonders auf den Glauben auferbaute. Ihr soll nun die Johanneïsche folgen, in welcher vor Allem die Liebe herrscht. Wir dürfen doch wohl sagen, dass die Liebe in unsern Tagen schon zu einer großen Macht

geworden ist. Lassen sich doch die Anstalten, die der Bekämpfung der geistlichen und leiblichen Noth gewidmet sind, schier nicht zählen. Da darf man wohl den Wunsch aussprechen, es möchten die verschiedenen Kirchen und Konfessionen — unbeschadet ihrer besonderen Bekenntnisse — sich in dieser höheren herrlichen Einheit der Liebe brüderlich und schwesterlich zusammen finden zu gemeinsamer Arbeit in der Liebe!

Wir dürfen noch nicht schließen. Denn es sind noch drei wichtige Punkte zu erörtern. Am leichtesten noch möchte die Ansicht Derer zu widerlegen sein, welche sagen, unser Akt entbehre des hohen Schwunges der Rede, durch welchen besonders der dritte und fünfte Akt sich auszeichne. Das ist wohl ein wenig unüberlegt gesprochen. Denn wir könnten die Gegenfrage thun: Soll etwa Auerbach's Keller und die Hexenküche in höherem Redeschwung geschrieben sein? Nein, schwungvolle Rede, wo sie nicht hingehört, verfiele der Lächerlichkeit. Hier aber ist Alles den Personen und der Lage angemessen. Faust zuerst allein redet erhaben; einen andern Ton bringt Mephistopheles in die Unterredung. Die Schlacht, zumal die drei Gewaltigen haben wieder ein andres Gepräge. Und die Reden des Kaisers und der Kurfürsten tragen wieder einen andern Charakter. Alles ist den Verhältnissen und den Handelnden entsprechend. Aber es ist nicht Abklatsch der rohen Wirklichkeit, sondern Alles ist in poetischer Verklärung geschildert.

Sodann. Es ist eine kleine Scene, von Goethe's eigener Hand geschrieben (wie G. von Löper berichtet), welche der Dichter hier einzuschalten beabsichtigte, nämlich wie der Kaiser dem Faust den Ritterschlag ertheilt: Der Kanzler (liest):

Sodann ist auch vor unserm Thron erschienen
Faustus, mit Recht der Glückliche genannt;
denn ihm gelingt, wozu er sich ermannt,
schon längst bestrebsam uns zu dienen,
schon längst als klug und tüchtig uns bekannt.

Auch heut am Tage glückt' ihm, hohe Kräfte,
wie sie der Berg verschließt, hervorzurufen,
erleichternd uns die blutigen Geschäfte.
Er trete näher den geweihten Stufen,
den Ehrenschlag empfang er.

(Faust kniet) Kaiser: Nimm ihn hin!
duld ihn von keinem Andern!

Es möchte wohl Mancher bedauern, daß Goethe diese Scene nicht aufgenommen hat. Ich jedoch bin der Meinung, daß Goethe mit Recht sie verworfen hat. Gern will ich zugeben, daß sie, auf offner Bühne

dargestellt, von großer und schöner Wirkung sei, aber ich behaupte, dass sie Faust's und auch Goethe's nicht würdig gewesen wäre. Faust's ganzem Wesen und Charakter liegt ein Streben nach Verleihung des Adels völlig fern, ja widerspricht ihm. Und entscheidend für mich ist Goethe's persönliches Verhalten bei gleichem Vorkommnis. Es hatte nämlich sein Herzog Karl August, weil dieser zu arm war, um ihn mit irdischen Gütern beschenken zu können, ihm (und Schiller) vom Kaiser die Erhebung in den Adelstand ausgewirkt. Goethe nahm die Verleihung an, weil er die Gesinnung und die Beweggründe seines Fürsten kannte. Als man ihm aber zu dieser Ehre Glück wünschte, sprach er: Ich wüsste nicht, dass meiner Ehre bisher Etwas gefehlt hätte. Ein Dichter von dieser Sinnesart kann seinem Ebenbilde in der Dichtung nicht die entgegengesetzte Sinnesart zutheilen. Auch kann der Erzbischof, der in Faust den „verrufenen Mann", den Zauberer und Ketzer sieht, unmöglich solche hohen Worte der Anerkennung und des Lobes über Faust sprechen.

Beiläufig wollen wir noch zufügen, dass Goethe seinen Faust nicht von dem Buchdrucker Johann Faust herleitet, sondern er hebt ihn, den Zauberer, ganz aus der Geschichte heraus und setzt ihn zur freien Gestaltung der Dichtung in das Gebiet der Sage. Drum trifft das Grimm'sche Wörterbuch mit den angeführten Worten des Kanzlers zusammen, dass der Buchdrucker seinen Namen von der deutschen Faust, der Zauberer dagegen vom lateinischen Faustus, der Glückliche, ableitet. Aus diesem Grunde ist es auch weise vom Dichter gehandelt, dass er ihn mit keiner geschichtlichen Persönlichkeit, etwa mit Luther, oder mit einem geschichtlichen Ereignisse, etwa mit dem Bauernkrieg, in Verbindung bringt.

Schwerer aber als diese beiden Punkte wiegt der dritte. Herrenlos ist in unsern gesegneten Landen (außer etwa bei einem Backfisch-Ball) doch kein einziger Quadratfuß Erdboden, so wie jagdbar wohl kaum ein anderes Thier ist als Fliegen und Mäuse und ähnliches Geziefer. Wie kommt denn hier Faust (im fünften Akt) zu so mächtig ausgedehntem Landbesitz? Er hatte es ja zu Anfang des Aktes dem Mephistopheles als seinen W u n s ch erklärt, dem Meere weite unfruchtbare Strecken zu entreißen und sie durch Anbau und Kultur zu lohnenden, glücklichen Wohnstätten für zahlreiche Bewohner zu gestalten. Mephistopheles findet auch bald Mittel und Weg, wie Faust dies Ziel erreichen könne. Er sucht ihn nämlich bei beginnender Schlacht zu überreden, den Oberbefehl über das kaiserliche Heer zu übernehmen; wenn er dann dem Kaiser Thron und Lande erhalten werde,

so kniest du nieder und empfängst
die Lehn vom grenzenlosen Strande.

Das ist Alles. Nur ein Wunsch des Faust und eine ihm gemachte

Hoffnung, die aber durch seine Ablehnung thatsächlich zu nichte gemacht ist. — Nichts von Belehnung, Nichts von Besitzergreifung. Wäre es denn nicht zweckmäßig, nicht geradezu nothwendig gewesen, wenn der Kaiser nach dem Ritterschlage (oder auch ohne diesen) ihn feierlich belehnt hätte? — Halt! bitte ich, nicht voreilig! In welchen Worten oder Redewendungen hätte denn der Kaiser ihn belehnen können? Sicherlich doch nur etwa in dieser Weise: Ich belehne dich mit zwanzig Quadratmeilen der Ostsee an der pommerschen Küste. Nun, das würde doch offenbar dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen. Der Kaiser möchte sich in seinen Worten drehen und wenden, wie er wolle, abgeschmackt und wenig kaiserlich würde die Belehnung herauskommen. Das hat der Dichter gefühlt; drum unterlässt er sie; er lässt sie uns aber aus Faust's und Mephistopheles' Worten errathen, und der Erzbischof bestätigt uns am Schlusse, dass sie wirklich vollzogen ist. — Wo sind also die Einwendungen und Bedenken geblieben, die etwa gegen den vierten Akt erhoben werden? Sie sind in Nichts zerstoben; ja, was bei oberflächlichem Blick als Mangel oder Fehler erschien, hat sich bei schärferer Betrachtung als eitel Vorzüge erwiesen. Darum schließen wir mit einem schönen Worte des Professors von Treitschke: Goethe hat auch hier Recht, wie immer! —

Bürger und Schlegel.

Von Friedrich Düsel.

II.

(Vgl. S. 56—64.)

Ihre Sonettendichtung.

Der Boden, aus dem die enge Freundschaft zwischen Bürger und Schlegel ihre Säfte zog, war die gemeinschaftliche Arbeit. Immer — es sei denn, dass zwei Seelen mit ihren Gefühls- und Erlebnisfäden so verwachsen wären, wie zu unsern Tagen die Brüder Goncourt — immer sonst, wenn zwei poetische Geister sich zu künstlerischem Schaffen zusammenthun, wird die äußere Form mehr Segen aus diesem Bunde ziehen, als der innere Gedankengehalt. Das beweisen auch die Erzeugnisse, an die Bürger und Schlegel gemeinsam die Hände legten. Von dem bei aller Künstlichkeit doch etwas handwerksmäßigen Wetteifer in der Nachahmung Petrarca's schritten sie zu eigener Sonettendichtung vor, aber was sie vereinte, blieb die Pflege der Form; und, als sie sich um Shakespeare mühten, verband sie nicht sowohl das gleiche verzückte Andachtsgefühl, aus dem, vor aller Öffentlichkeit verborgen, zunächst allein das innere Verständnis seine keuschen

Früchte zog, als vielmehr der gemeinsame Ehrgeiztrieb, dem großen, selbstherrlichen Gebieter des poetischen Worts in der nachbildenden Form eine kraftvolle Schönheit nach der andern abzuringen.

Bürger schreitet auf seiner dichterischen Laufbahn von Anfang bis zu Ende unter dem Gestirn des Sturms und Drangs. Aber, was er in jungen Jahren in seinem „Herzensausguſs über Volkspoesie“ mit stolzer Genugthuung bekannt hatte, suchte er später zu verleugnen; und, als seine innere Anlage sich mächtiger erwies als sein, nur äußerlichen Einflüssen gehorsamer Wille, da ließ er die äußere Form seine Klassikerohnmacht büßen, indem er sie mit allen Mitteln unter das tyrannische Joch silbenstecherischer Korrektheit zwängte. Nun begann jenes grausame Selbstmartyrium, das um einer einzigen wohllautenden Silbe wegen vor wochenlangen Grüblerqualen nicht zurückschrak. In der viele Bogen langen „Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus“ hat sich dies geistige Flagellantenthum ein mitleiderweckendes Denkmal gestiftet. Es ist ein getreuer Spiegel des irre gegangenen Dichtertriebes seiner letzten Jahre. Alles, was in erster Reihe Formenkunst und virtuosenhafte Überwindung sprachlicher und metrischer Schwierigkeiten erforderte, übte einen besondern Reiz auf ihn aus. Da war es kein Wunder, daſs die seit lange vernachlässigte, aber dem Professor der Ästhetik wohlbekannte Kunstform des Sonetts[1] seine poetische Technik zuerst in die Schranken rief.

Die Theilnahme für die Sonettform wird zuerst im Winter 1788 auf 1789 laut und von Anfang an erscheint der Name Schlegel's aufs engste damit verknüpft. Wie Bürger Zeit seines Lebens nie die launische Sprunghaftigkeit und die kindische Neigung zu dem Neuen und Extremen überwand, so reizte es ihn auch diesmal, die neugewonnene Form gleich in Massen zu züchten und mit ihrer künstlerischen Leistungsfähigkeit die Nagelprobe zu machen. „Ihr sollt wissen, daſs ich fast Tag für Tag ein Sonett produciere: eine sonderbare Wuth,“ schreibt er am 12. Januar 1789 an Meyer, „die auch Schlegeln angesteckt, der sich seit Eurem Ab-

[1] Bürger kannte Fleming und seine Sonettendichtung. In dem Göttinger Musenalmanach auf 1789 (S. 23—24) steht ein Gedicht von seinem Freunde Meyer „An Bürger bey Übersendung einiger Flemmingischer Gedichte“ mit dem Anfang:

O seltner Sänger, der auf fremde Lieder höret,
Und das Verdienst vom Rost der Jahre gern befreyt,
Sey meinem Flemming hold und sorge, daſs die Zeit,
Die Deiner sich erhebt, den Längstentschlafnen ehret.

Gleich darauf druckt Bürger zwei Sonette Fleming's in sprachlich erneuerter Form ab: „Auf Opizens Tod“ und „An die Nacht bey der Geliebten durchwacht“. Auch A. W. Schlegel hat dem Sonettendichter Fleming zwei Sonette gewidmet. (S Werke herausg. von Böcking.)

schiede eine sehr große Strecke dem Sonnentempel näher geschwungen hat." Der Lehrmeister, der diese ersten wetteifernden Schritte gemeinsamer Dichterarbeit leitete, war Petrarca. Schon der Musenalmanach auf das Jahr 1791, der im Herbste 1790 ausgegeben wurde, brachte einige freie Übersetzungen und Umschreibungen petrarchischer Gedichte von dem jungen formgewandten Lehrling der Romanen; und, wie Lehrer und Schüler manchmal kameradschaftlich an einem Strange zogen, mag die Zusammenstellung ihrer Übersetzung eines aus Petrarca (I, 126: In qual parte del ciel, in qual idea) übersetzten Terzetts zeigen.

Petrarca:

Non sa com' Amor sana e come ancide,
Chi non sa come dolce ella sospira.
E come dolce parla e dolce ride.

Bürger.

Der kannte nie der Liebe Lust und Schmerz,
Der nie erfuhr, wie süß ihr Athem fächelt,
Wie wundersüß die Lippe spricht und lächelt.
(Die Unvergleichliche. S. W. 1829, II, 63.)

Schlegel.

Nicht weiß, wie Liebe heilt und Wunden machet,
Wer nicht weiß, wie sie seufzt in süßen Tönen,
Und wie sie süße spricht und süße lachet.
(Sonett 125. S. W. IV, 42.)

Selbst für einige Molly-Lieder, in denen man doch am wenigsten künstliche Nachahmung vermuthen sollte, hat der Laura-Sänger das Vorbild geliefert. So ist das Sonett „Überall Molly und Liebe" (II, 60) eine, zwar in deutsche Örtlichkeit übertragene, Nachbildung des petrarchischen „Solo e pensoso i più deserti campi" (I, 28), das Schlegel später in den „Blumensträußen" ziemlich wörtlich übersetzt hat (S. W. IV, 16); und auch das herrliche Sonett „Auf die Morgenröthe" (II, 99):

„Wann die goldne Frühe, neu geboren,
Am Olymp mein matter Blick erschaut,
Dann erblaff' ich, wein' und seufze laut:
Dort im Glanze wohnt, die ich verloren . . ."

ist, wie kürzlich erst nachgewiesen, an diesem wälschen Spalier gezogen worden.[1] Allmählich erst lernten Lehrer und Schüler eigene Stoffe zu finden und ihre individuellen Empfindungen in die fremde Form zu gießen. Waren aber beide so lange neidlos in gleichem Schritt neben einander hergegangen, so musste nun natürlich, da es hieß, eigenes Dichtergefühl zu

[1] A. Englert, Zu Bürger's Sonett „Auf die Morgenröthe". Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. IV, 385—86.

bekennen, Schlegel weit hinter seinem Meister zurückbleiben.[1] Der nächtliche Vampyr der Kritik hatte dem „jungen Aar“ so früh schon alles Blut warmer Empfindung und leidenschaftlicher Herzenserregung aus den Adern gezogen, dass ihm selbst die Liebe den dichterischen Pulsschlag nicht mehr zu beleben vermochte. „Fülle des Herzens“ und „kalt lächelnder Verstand“, die großen Scheidemarken des Sturms und Drangs, bewährten sich auch hier noch wieder; und, ehe sich's einer von ihnen versah, war Bürger auch in der Sonettendichtung auf dem einzig rechten Pfade aller wahren Poesie, auf dem Wege seelenvoller Empfindung und lebendigen Gefühls, der allzeit mit eigenem Glück und Weh des Dichters gepflastert sein muss, während Schlegel zur Linken den Seitenweg des kritischen Kunstverstandes ging. Die Muse der schönsten bürgerischen Sonette ist Molly, die Zuchtmeister der besten schlegelischen sind Philosophie und Geschichte.

Freilich zunächst blieb auch Bürger noch allzu sehr am Äußerlichen der Form haften, — seine Theorie noch länger als seine zum Glück behendere Praxis. Die Vorrede zu der zweiten Ausgabe seiner Gedichte (1789) beschäftigt sich hauptsächlich mit den Schwierigkeiten des architektonischen Baues, ohne daneben die innere Übereinstimmung von Gedanken- und Strophengliederung gebührend zu berücksichtigen. „Der Zwang, die Plumpheit und der Übelklang, womit die meisten, wo nicht alle deutschen Sonette dahinstolpern,“ sagt er, „brachte vermuthlich diese Form, bis auf wenige Ausnahmen in neuern Zeiten aus dem Gebrauch und fast ganz in Vergessenheit.“ Der Ruf des Sonetts, bemerkt er weiter, ist nicht viel höher als der der Anagramme, der Logogryphen, der Akrostichen, der Chronogramme und der Räthsel. Aber trotz alledem: „Un sonnet sans défaut vaut seul un long poëme,“ ruft er mit Boileau aus. Zu einem tadellosen Sonett aber gehöre nicht bloß genaue Beobachtung der mechanischen Regeln, „sondern vornehmlich alsdann ist das Sonett gut, wenn sein Inhalt ein kleines, volles, wohlgerundetes Ganze ist, das kein Glied merklich zu viel oder zu wenig hat, dem der Ausdruck überall so glatt und faltenlos als möglich anliegt, ohne jedoch im mindesten die leichte Grazie seiner hin- und herschwebenden Fortbewegung zu hemmen. Wenn man versuchte, das gute und vollkommene Sonett in Prosa aufzulösen, so müsste es Einem schwer werden, eine Silbe, ein Wort, einen Satz aufzugeben oder

---

[1] Zwei Sonette „Der Entfernten“, in denen leidenschaftliches Empfinden pocht, gingen lange Zeit irrthümlich unter dem Namen Schlegel's. (Auch von Böcking in die sämmtlichen Werke Schlegel's aufgenommen II, 362 f.) Aber sie sind bürgerisches Eigenthum, wie aus Bürger's Briefwechsel mit Gleim (26. Oktober 1789) und Boie (7. December 1789) zweifellos hervorgeht. Gerichtet sind sie an Frau Dr. Kaulfuß, mit der Bürger ein heißes Liebesverhältnis unterhielt.

anders zu stellen, als alles Das im Verse stehet. Ja, sogar die überall äußerst richtig, voll- und wohltönenden Reimwörter müssen nicht nur irgend wo im Ganzen, sondern auch gerade an ihren Stellen, um des Inhalts willen, unentbehrlich scheinen." Scheint hier schon Etwas von der feinsinnigen Erkenntnis des inneren Einklangs zwischen Inhalt und Form, der organischen Ineinsbildung beider aufzuleuchten, so schlägt leider Bürger's entscheidender Schlussſatz über die Sonettenform alle diese Hoffnung nieder: „Das Sonett, heißt es da plötzlich, ist übrigens eine sehr bequeme Form, allerlei poetischen Stoff von kleinem Umfange, womit man sonst Nichts anzufangen weiß, auf eine sehr gefällige Art an den Mann zu bringen. Es nimmt nicht nur den kürzern lyrischen und didaktischen sehr willig auf, sondern ist auch ein schicklicher Rahmen um kleine Gemälde jeder Art, eine artige Einfassung zu allerlei Bescherungen für Freunde und Freundinnen . . ." Zum Glück, wie schon angedeutet, ist Dies keine ultima ratio, sondern nur eine flüchtig aufquirlende Gedankenblase, die Bürgern die gesunde Entwicklung seiner Sonettenlyrik in Wirklichkeit nicht gestört hat. Sein Schüler ist ihm mit den Besprechungen, die er den bürgerischen Sonetten zu Theil werden ließ, nicht gerecht geworden, weder mit der bequemen Recensentenphrase über die zweite Ausgabe der Gedichte (Götting. Gelehrte Anzeigen 9. Juli 1789. 109. Stück. S. 1089 ff.), wo es von den Sonetten heißt: „Wir können sie nicht kürzer und nachdrücklicher würdigen, als wenn wir sagen, dass die Forderungen, die der Dichter an ein vollkommenes Sonett macht, und die selbst in den meisten Sonetten des Petrarca nicht erfüllt sind, darin fast immer in dem Grade erreicht sind, wie es unserer Sprache möglich ist," noch in der ausführlichen und im allgemeinen durchaus gerechten Charakteristik, die er der dichterischen Erscheinung seines Göttinger Lehrers 1800 widmete (Charakteristiken und Kritiken, von A. W. und Fr. Schlegel II. Bd.) und worin über die Sonette aus Bürger's kurzsichtiger oben gekennzeichneter Theorie ohne Weiteres ein verfehlter Schluss auf seine ganz anders geartete Praxis gethan wird. In der That aber war Niemand weiter entfernt als Bürger, die Sonettenform nur für Knallbonbons- und Pfefferkuchenpoesie gut genug zu halten, er war es vielmehr, der sie den Herzschlag echter, lebendigster Empfindung lehrte und ihr seine innersten, tiefsten und leidenschaftlichsten Gefühle anzuvertrauen wagte. Durchaus überzeugend weiß deshalb auch Heinrich Welti, der Verfasser der „Geschichte des Sonetts in der deutschen Dichtung" (Leipzig 1884), Bürgern den Ruhmestitel des „ersten bedeutenden deutschen Sonettendichters" zu wahren, dem dann freilich Goethe 1815 mit seinen meist an Minna Herzlieb gerichteten Liebessonetten noch ein größerer Nachfolger wurde. Zum Lobe der entzückenden Grazie und der

hinschmelzenden Leidenschaft, der rührenden Wehmuth und der traumverlorenen Erinnerung, worin die Liebe zu Molly ihre poetische Verklärung gefunden hat, braucht Nichts weiter gesagt zu werden. Es ist wahre, echte Herzenslyrik, und mit der geht es wie mit der tugendhaften Frau: man spricht nicht von ihr und scheues Schweigen ist ihr beredtestes Lob.

Um so mehr könnte man über die Sonette A. W. Schlegel's sagen: Reflexion erzeugt immer wieder Reflexion. Auch seine frühsten Schöpfungen in der Sonettendichtung befleißigen sich schon des majestätisch ruhigen Ganges und der würdevollen Haltung, die seine spätere Dichtung kennzeichnen; auch in seiner Jugend lenkte er nie ein Phaeton-Gespann. Alle seine Ungebundenheit war Unbeholfenheit, die sich namentlich in der Wahl des trochäischen Versmaßes und in der Stellung der Reime offenbarte. Es ist bezeichnend, dass das erste seiner Sonette, das eine tiefere Wirkung übt, „Cleopatra" mit den Anfangszeilen:

„Wie schlank ihr Leib im Schlummer hingegossen
Auf Flaum sich wiegt, von keiner Hüll' umfangen"

die Beschreibung eines Gemäldes ist. Nach der Seite der Beschreibung und der künstlerischen Interpretation hin lag denn auch die Zukunft seiner Entwickelung. 1798 brachte das „Athenäum", die Zeitschrift seines Bruders, neue „Geistliche Gemälde" in Sonettenform, die mit wunderbarer Gewandtheit Lessing's Laokoon-Warnung beherzigten und das gleichzeitige Nebeneinander der Bilder in transitorische Handlung und werdende Entstehung umgesetzt hatten. Den bald berühmt gewordenen Gemälde-Sonetten folgten Charakteristiken der italienischen Dichter und eigener hervorragender Zeitgenossen (Goethe, Tieck, Schelling u. a.), in denen allen der scharfsinnige Kritiker wenigstens das geistige Profil der betreffenden Persönlichkeit mit scharfem Blick und scharfem Griffel zu fassen versteht, wenn er sich selbst auch dabei in eitler Aufgeblasenheit gewaltig überschätzt hat. Er nennt sich selbst:

Aller, die es sind und waren,
Besieger, Muster, Meister im Sonette,

und schließt mit den zuversichtlichen Versen:

Wie ihn der Mund der Zukunft nennen werde,
Ist unbekannt; doch dies Geschlecht erkannte —
Ihn bei dem Namen August Wilhelm Schlegel.

Schließlich ward ihm das Sonett fast nur zu einem bequemen Gefäß für die Didaktik seiner Welt- und Kunstanschauungen: kein Gedanke war ihm zu fein und zu tief, dass er ihn nicht mit einem Sonette auszuschöpfen sich getraute. Mit einem Worte, faßt Welti seine Darstellung der schlegelischen Sonettendichtung zusammen, das alte italiänische sonetto war philosophische

Poesie, das Sonett der Romantiker Poesie gewordene Philosophie (a. a. O. S. 167). Schlegel soll es unbenommen bleiben, dass er dieser einst so verachteten und heruntergekommenen Form viele neue Gebiete zu ihrer poetischen Provinz hinzuerobert hat, aber alle seine Eroberungen gingen in eine und dieselbe Richtung, in das Land der Kritik und der Philosophie: in den Rosengarten echter Lyrik, zu dem Dornröschen reiner Poesie ist dieser romantische Prinz doch nie gedrungen. Die höchste Ausbildung der Form freilich darf er sich zurechnen. Seit 1800, wo seine Sonettendichtung einen neuen Aufschwung nahm, ist sie stetig gewachsen, bis sie auf der Stufe ihrer „Vollendung" nur noch den fünffüßigen Jambus, den weiblichen Reim und für die Quartette die altüberlieferte Reimstellung a b b a, a b b a verwandte. Aber zu guter Letzt überschlug sich auch hier wieder die Künstlichkeit und wurde zum Spiel, trotz der selbstbewussten Absage, die Schlegel's bekanntes Charakterisierungsgedicht (Das Sonett) an alle niedlichen Tändeleien ergehen lässt:

Den werd ich nie mit meinen Zeilen kränzen,
Dem eitle Spielerei mein Wesen dünket,
Und Eigensinn die künstlichen Gesetze.

Schlegel's „Waldgespräch" wenigstens mit dem tändelnden Reimecho:

Hier bin ich einsam, keiner hört die Klage. Klage.
Niemand vertrau' ich mein verzagtes Stöhnen. Tönen.
Soll ich stets ungeliebt der Spröden fröhnen? Höhnen.
Wie lang harr' ich umsonst, dass es mir tage? Tage.

ist schon ein würdiger Genosse des hohlen Klingklangs mancher romantischen Schulsonette[1], die dann Joh. Heinr. Voß in seinem „Spottsonett" und seinem „Klinggedicht" (Kling | Klang | Singt, | Sing | Sang | Klingt) und nach ihm köstlicher noch unser Heinrich Seidel karikiert hat:

So recht geeignet ist für spitz verzwickte
Verschnörkelte Ideen die verzwackte
Sonettenform, und für modern befrackte
Gedanken eine wunderbar geschickte.

---

[1] Der Däne Jens Baggesen schrieb 1810 ein ganzes Buch gegen den romantischen Sonettenunfug: Der Karfunkel oder Klingklingel-Almanach. Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker. Auf das Jahr der Gnade 1810. Der Inhalt dieser Persiflage ist kurz folgender: „Faust der jüngere" (Baggesen), von den Romantikern wegen missliebiger Äußerungen über ihre Dichtungsmanier „auf Sonette herausgefordert", wählt sich Sekundanten: „Orlando Furioso" (Voß), „Pseudo-Isidorus" (Aloys Schreiber) Sirius (Martens) und „Danwaller" (Baggesen) und stiftet mit ihnen eine „Sonettenfabrik", die dann „drei klingende Epoken" durchmacht, nämlich eine „Genialische Periode", eine „Romantische Periode" und eine „Mystische Periode", aus denen zahlreiche Proben von Sonetten, nach aufgegebenen Endreimen gedichtet, mitgetheilt werden, die sich gegenseitig an romantischem Unsinn überbieten.

Und wer von Weisheit nur ein Körnlein pickte
Und von Ideen nur ein Ideelein packte,
Der zwängt es gerne in die höchst vertrackte
Sonettenhaut, die viel und oft geflickte.

Die Freude dann, wenn das Geflick ihm glückte,
Und schwitzend er sein Nichts zusammenstückte,
Darob er manche Stunde mühsam hockte!

Doch hilft's ihm nimmer, dass er druckt' und druckte,
Weil gähnend ob dem künstlichen Produkte
Die Menschheit ruhig einschläft, die verstockte!

Heute ist die Sonettenform so „unmodern" wie möglich. Der freie Rhythmus und der lose, allerdings nach künstlerischen Principien gezügelte altdeutsche Reimvers des Hans Sachs sitzen auf dem Thron: so wenig wie den jungen Goethe, kann sich in unsern Tagen Jemand Detlev von Liliencron als Sonettendichter denken. Aber ob sich nicht auch hier wieder einmal der Rückschlag geltend machen wird, wie es in der Stoffwahl schon jetzt geschieht? Wie man zum Märchen und zur Idylle leise, aber tagtäglich sicherer zurücklenkt, so mag nach einigen Jahren auch wohl das Sonett wieder zu Ehren kommen, besonders wenn man versuchte, mit seiner alten Form neue Stoffgebiete zu erobern: an frischen Aufgaben hat sich schon manche stumpfgewordene Waffe wieder scharf und blank geschliffen.

Der Marschallstab.

Von W. Schulte vom Brühl.

(Vom Fels zum Meer XIV. S. 108 ff., s. Zeitschr. VIII S. 145 ff.)

1. „Alle bemühten sich, der jungen Westfälin Angenehmes zu sagen" S. 108b, allgemein üblicher ohne Umlaut Westfalin.

2. „Sie brauchen ja nur ‚pap' zu sagen, dann fällt Ihnen die Kleine glückselig um den Hals" S. 109b, vgl. mein Wörterb. II S 496b: „Pap: 1. interj. zur Bezeichnung des geringsten Lauts (wie ihn selbst Kinder, die sonst noch nicht sprechen können, hervorbringen), s. Baba, Papa, Pappe" mit Beispielen aus Höfer's Hausblättern und Jean Paul, [s. auch Wander's Sprichw. III Sp. 1175] und dem fernern Hinweis auf Zipp, s. mein Wörterb. III S. 1771b: Zipp: 1. . . . sprichwörtlich: Nicht zipp sagen können, wie pap . . ., vor Müdigkeit, Schwäche ꝛc. nicht den geringsten Laut hervorbringen können ꝛc.

3. „Weil Ihre Kousine in jeder Hinsicht ein allerliebster und begehrenswerther kleiner Käfer ist" Sp. 109b, vgl.: So'n reizender kleiner Käfer. Roman-Bibl. 21, 27 ꝛc., zunächst burschikos.

4. „Durch ein vormundliches Machtwort" Sp. 113b üblicher: vormundschaftliches, s. mein Wörterb. II S. 345c, vgl.: durch sein Machtwort als Vormund.

5. „Es sei immer ihr ‚Schwarm', recht früh zu heirathen ꝛc." Sp. 115a, eigentlich burschikos = Schwärmerei; Das, wofür sie geschwärmt ꝛc.

6. „Um so mehr peinigte es ihn, sie in der Schwäche ihrer Ichlingsnatur zu erkennen" Sp. 116a, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 283 über die Fortbildungen von ich, z. B. Ichling bei Jean Paul, vgl. üblicher: Selbstling ꝛc., Selbstsüchtler und z. B.: in der Schwäche ihrer selbstsüchtigen Natur.

7. „Dass Sie verschiedene Pümpe anlegten und spurlos verschwanden" S. 159b, burschikos = dass Sie verschiedene Summen pumpten, borgten, s. mein Wörterb. II S. 601b unter Pump II, wo aber noch die Mehrzahl als fehlend bezeichnet ist (vgl. auch ohne Umlaut: Pumpe).

8. „Ich gebe auf abgelegenen Gehöftern Koncerte" S. 162a — Gehöften?

9. „Sich eines gebildeten Deutschs zu befleißigen" S. 162b, wo das — nach dem Zischlaute sch — ohnehin unaussprechbare s zu streichen ist, s. Hauptschwier. S. 116a.

10. „Nachher servieren Sie Butter und schließlich eine Schale mit etlichen Öbstern" 163, (burschikos) s. über die gewöhnlich durch Obstarten ersetzte Mehrzahl von Obst mein Wörterb. II S. 460c und Ergänz.-Wörterb. S. 375b.

11. „Es würde mir auch wehe thun, wenn das Volks da unten zugleich Antheil daran nähme" S. 165b im Sinne von: „die Leute, die Menge", vgl. die in meinem Wörterb. III S. 1430c angezogene Stelle aus Sebastian Franck's Weltbuch: „Der Spittal hat diß volcks nitt wenig" — wohl als Genitiv = dieses Volkes [dieser Leute, der Geistlichen].

12. „Es giebt noch andre, wackere und gute Leute, die auch anders über den Fall denken, anders, wie [st. als] Ihre erbärmliche Beschränktheit" S. 281a = Sie erbärmlich beschränkter Mensch; Sie in Ihrer erbärmlichen Beschränktheit, vgl. ähnliche Fälle von der Anwendung eines Abstraktums zur Bezeichnung einer Person nach ihrer Eigenschaft, wie z. B.: Sie Leichtsinn; Sie Naseweis! u. ä. m.

13. „Natürlich noch große Bohnen im Kopf, wenn man bis an die Nase im Dreck liegt" S. 281b, wofür es allgemein üblich heißen würde: noch große Rosinen im Sack.

14. „Wer weiß, ob Ihr ganzer Plan nicht eine Kateridee ist" S. 284a, d. h. eine Idee, wie sie Einem wohl im Katzenjammer oder

burschikos im **Kater** (s. mein Wörterb. I S. 877a unter **Kater** 4 und besonders Ergänz.-Wörterb. S. 295c!) durch den Kopf schießt. Bei diesem — meiner Überzeugung nach mit Recht in allen bisherigen deutschen Wörterbüchern fehlenden — Worte musste ich unwillkürlich an Etwas denken, das ich vor etwa 40 Jahren (1854) in meinem „Programm eines neuen Wörterbuches" auf S. 58b ff. ausgesprochen und das hier als Abschweifung wiederholen zu dürfen, mir der geneigte Leser wohl gestatten wird, wobei ich nur Kleinigkeiten zu verbessern und namentlich einige entbehrliche Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke zu ersetzen, mir erlauben werde:

„Mit den deutschen Zusammensetzungen" — heißt es dort — „ist's überhaupt ein eigenes Ding, da deren Bedeutung oft nicht an und für sich bestimmt ist, sondern erst aus dem Zusammenhang hervorgeht und ganz und gar davon abhängig ist. Der Franzose z. B., da seiner Sprache entschieden die Bildsamkeit der deutschen abgeht, begreift es schwer, dass bei unsern Schriftstellern oft genug Wörter vorkommen können, deren Bedeutung auch der Gebildetste nicht anzugeben im Stande ist, wenn sie, aus dem Zusammenhang gerissen, ihm vorgelegt werden. — Qu'est ce que c'est que **Habermoral**? fragt ein Franzose, der ein deutsches Buch liest. Ich bezweifle, dass irgend Jemand so ohne Weiteres die Frage genügend wird beantworten können; aber nun lege man die Stelle, die zu der Frage veranlasst hat, im Zusammenhang vor und jeder gebildete Deutsche wird das Wort sogleich verstehen. Justus Möser's Patriotische Phantasien (4. Aufl. 1820) enthalten im 2. Theil S. 297 ff. ein „Schreiben einer Mutter an einen philosophischen Kinderlehrer", worin sie namentlich gegen die Bemühung eifert, den Kindern vor Allem deutliche Begriffe zu geben. „Ein deutlicher Begriff" — schreibt sie — „kömmt mir gerade so vor, wie eine Habersuppe, worin man Wasser und Grütze, Butter und Salz völlig von einander unterscheiden kann." — Ein dunkler Begriff dagegen sei wie ein Pudding von Miss Samson, worin die Masse vortrefflich schmecke, ohnerachtet man nur eine kleine Vermuthung von allen einzelnen Ingredienzen bekomme. Die ganze philosophische Moral scheint ihr nur eine solche Habersuppe, die Ekel bewirke, während der Pudding oft mit so vieler Wollust heruntergleite, dass alle Vorstellungen des Leibarztes Nichts dagegen vermögen, und darum handelten Menschen, die bloß durch deutliche Begriffe geführt würden, bei jedem Pudding gegen ihre Überzeugung. — Wer das Vorangehende weiß und liest dann:

„so sehe ich gar nicht ein, warum man bei Erziehung der Kinder bloß die **Habermoral** gebrauchen solle." — Der versteht gewiss die Bedeutung des Wortes: eine Moral nämlich, die nur durch deutliche Begriffe wirken will, in welcher Alles so klar zu unterscheiden ist, wie die Bestandtheile

einer Habersuppe. — Offenbar aber kann dasselbe Wort in anderem Zusammenhang wieder etwas ganz Anderes bedeuten. — Der Schriftsteller, zumal der komische, ist durchaus berechtigt, dergleichen Zusammensetzungen, je nach dem Bedürfnis des ihm vorliegenden besondern Falls, zu bilden und zu verwenden; aber der Wörterbuchschreiber wird dergleichen Wortbildungen nicht, oder höchstens nur beiläufig zu berücksichtigen haben. Hafer-, (Haber-)Brei, -Gries, -Grütze, -Schleim, -Seim (-Sehm, Sähm), -Trank gehören ins Wörterbuch, nicht aber Habermoral. Man vergleiche noch Otto Müller's Charlotte Ackermann (1854) S. 236: „Er . . . schloss mit der freundschaftlichen Warnung, sich lieber mit den Brombeeren am Wege zu begnügen, als bei Trauben, die zu hoch am Stocke wachsen, Hals und Renommée zu riskieren . . . Freund T. aber mochte sich auch ferner mit seiner saueren Brombeermoral behelfen!" Wir geben nur noch ein — vielleicht auch schon überflüssiges — Beispiel. Erinnerungsbuckel würden wir nicht ins Wörterbuch aufnehmen, obgleich Auerbach (Neues Leben 2, 263) sagt: „Denke dir, dass du tausend Jahre und noch tausend Jahre lebst und immer deine Vergangenheit weißt. Nach fünfhundert Jahren musst du dich deiner Studentenstreiche erinnern und Alles, was nachkommt, auch: immer neue und neue Lasten legen sich auf deinen Erinnerungsbuckel"; — aber wohl würden wir unter Buckel Redensarten erwähnen wie: einen breiten Buckel haben; Etwas auf den Buckel nehmen u. s. w. — und dabei: ein Mensch, dem viel aufgebürdet und aufgebuckelt wird, beklagt sich z. B., dass man ihm einen Esels-, Pferde-, Kamels-, Lastthier-Buckel und so fort zutraue; hat er die Lasten in seinem Amt, etwa als Lehrer zu übernehmen, so sagt er wohl: Was soll ich noch Alles auf meinen Amtsbuckel, auf meinen Lehrerbuckel nehmen? und hier könnte beispielsweise auch die obige Stelle aus Auerbach beigebracht werden."

15. „Auch ein Briefchen, für Frau Kaltenbach bestimmt, warf er ein" S. 286 b, d. h. hier: in den Briefkasten, vgl. mein Wörterb. III S. 1573 b.

16. „Ein glückliches Neujahr von Felix Rennenhaus, Hans Kaltenbach's glücklicher Nachfolger" S. 339 b, mit der Apposition, falsch nach französischer, statt deutscher Weise im Nominativ, wofür es im Dativ lauten müsste: „glücklichem Nachfolger.

17. „Wenn ich Sie zu einer Johannesbergerin einlade" S. 342 b statt des gewöhnlichen: zu einer Flasche Johannesberger [Wein].

18. „Sie sind ein Deutscher und kein Amerikaner und uns Deutsche wird es gar so schwer, uns unbeschadet des innern Kerns nach Bedarf ein bischen zu häuten" S. 344 b, vgl. mein Wörterb. I S. 715 a, wo auch auf das ähnliche mausern (bei Vögeln, Krebsen 2c) verwiesen ist.

19. „Er lauschte dem Liede des *Amselhähnchens*" S. 345a, vgl. mein Wörterb. I S. 657c/8a unter *Hahn* 3, wo es heißt: „Männchen der Singvögel . . . im Gegensatz der *Sie* oder *Sieke* . . . So auch: Amsel-, Drossel-, Finken-, Kanarien-, Lerchen-, Meisen-, Nachtigall-, Stieglitz-Hahn ꝛc. Falsch ist Adelung's und nach ihm Campe's Angabe, dass ‚das Männchen *aller*, auch der kleinsten Vögel *Hahn* genannt' werde, indem die Bezeichnung z. B. weder für das Männchen von Enten, Gänsen, Tauben — wofür eigne Namen vorhanden sind —, noch auch für das von Adlern, Geiern, Eulen, Krähen, Raben, Störchen, Reihern, Schwänen, Kranichen ꝛc. gewöhnlich ist, während es veraltet auch von Nichtvögeln galt ꝛc." — In dem vorliegenden Satze hätte es übrigens vollkommen genügt, das bloße *Amsel* zu setzen, da doch eben nur die Männchen der Singvögel ihr Lied erschallen lassen; so enthält die Verbindung: *Lied des Amselhähnchens* streng genommen etwas Überflüssiges oder (mit dem Kunstausdruck) einen Pleonasmus.

20. „Er vermochte sich *solcher träumerischer* Stimmungen nicht zu erwehren" S. 345a, wofür ich *träumerischen* vorziehen würde, s. Hauptschwier. S. 254b.

Erinnerungstücher; Kakelnest.

In der Sonntags-Beilage Nr. 27 zur National-Ztg. vom 7. Juli 1895 findet sich im Anschluss an einen Vortrag des Herrn E. Friedel ein Aufsatz von E. Lemke mit der Überschrift: *Erinnerungstücher*. Unter „*Erinnerungstüchern*" werden hier zunächst Taschen- oder Halstücher (doch auch Tischtücher, s. u., vgl. Nat.-Ztg. 48, 450, M. Landau) mit eingewirkten oder eingedruckten Abbildungen (nebst begleitenden Textworten) verstanden. Gegen den Schluss des Aufsatzes heißt es:

Auch kam ich dort [in einer kleinen ostpreußischen Stadt] einem Tuche auf die Spur, das schon vor siebenzig Jahren bekannt gewesen sein muss, dessen aufgedruckte Verse aber noch heute von Dorfbewohnern beim Tanze gesungen werden. Dies Exemplar ist in einem andern, als dem allgemein gültigen Sinne ein „Erinnerungstuch", indem es noch immer als Andenken an frohe Jugendzeit aufbewahrt wird. Es ward in der Familie unzählig oft auf den Tisch, um den die Kinder mit den Eltern saßen, gebreitet, und Alle sangen dann die Verse, die sie indess längst auswendig konnten. Das baumwollene Tuch hat gelben Grund und ist mit braunen und rothen Farben bedruckt; seine Länge beträgt 72 zu 82 Centimetern. Das Hauptbild zeigt „Herrn Schmidt" in kurzen, rothen Beinkleidern, langen, hellen Strümpfen und hellem Rock mit rothem Kragen;. er hält eine Zipfelmütze

in den Händen und sieht die auf ihn eindringende Männerschar halb dumm, halb schlau an. Die Männer sind meist Studenten, mit Schnüren auf der Brust, langen Stiefeln und langen Pfeifen. Auch Soldaten sind vertreten. Um das Hauptbild ziehen sich im Kranze zwölf Medaillon-Bilder mit Darstellung der zwölf Töchter des Herrn Schmidt. Dazwischen ist überall gefälliges Ornament in Blumen, Blättern und Ranken. Zum Hauptbilde gehören die Verse: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, | wir haben eine Bitt'. | Auf Freiersfüßen kommen wir; | man sagt: es sind viel Töchter hier. — Ja, ja! ja, ja! | Ich bin der Herr Papa. | Ein Dutzend Mädchen hab' ich nur, | von jedem Jahrgang eine Spur." Das erste Medaillon-Bild zeigt die keineswegs junge Johanna, die mit dem Fächer in der Hand auf einem Sopha sitzt; dazu: „Herr Schmidt, Herr Schmidt, | Was kriegt denn Hannchen mit? — Die kriegt ein Sopha lang und breit | für ihre große Sittsamkeit." Auf dem zweiten Bild: Emma am Schreibpult, die Gänsefeder im Tintenfass; dazu „Den Schiller und den Walter Scott, denn Verse macht sie wie ein Gott." In diesem Stile es fort, bis zum zwölften Bilde, das uns Ottilie zeigt, umgeben von zerbrochenen Möbeln und Geräthschaften, eine breite Schürze umgebunden und einen Stiefelknecht in der Hand; „Herr Schmidt, Herr Schmidt, | was kriegt Ottilchen mit? — Ottilchen ist das Kakelnest, | Die kriegt den ganzen Überrest." Diese Verse haben eine eigene, sich immer wiederholende Melodie, sie stellt einen richtigen, mit Besonderheiten ausgerüsteten Tanz vor, der Jahrzehnte hindurch auch in den Kreisen Gebildeter beliebt war, während er jetzt nur noch auf Erntefesten und bei Hochzeitsfeiern im Dorfe getanzt wird.

So weit E. Lemke. Aus meiner Jugendzeit tönen mir namentlich noch die Verse im Ohr: „Was kriegt denn Julchen mit? | 'nen Schleier und 'nen Federhut. | Die stehn dem Mädchen gar zu gut."

Aber nicht um dieser Verse willen habe ich dem Vorstehenden einen Platz hier in der Zeitschrift eingeräumt, sondern nur um „Ottilchen das Kakelnest".

Das hervorgehobene Wort fehlt nämlich, wie in meinem Wörterbuch, so auch noch im Ergänz.-Wörterb. an seiner abecelichen Stelle (unter den Zusammensetzungen von Nest), wie auch in dem 5. von Hildebrand ausgearbeiteten Bande des Grimm'schen Wörterbuches S. 49, — vgl. jedoch in meinem Wörterbuch die Anmerkung zu Gack (Bd. I S. 529a), namentlich:

„4. Gacken, intr. (haben) und tr.: den Laut ‚gack' hervorbringen, von Hühnern, Gänsen &c. . . . Vgl. Gackhahn, Voß Horaz 2, 60, häufiger Gockelhahn &c. . . . 5. Ga(c)keln, s. 4: Die ganze Nacht hat mir meine Alte [Henne] wieder die Ohren voll gegackelt. Görner Kind. 4, 7 . . . Aus eurem Gickelgackel und Wischiwaschi [Geschwätz] Lessing 1,

357, vgl. babbeln Anm. S. kakeln, Gickel. So viel die Hühner Gacke-Nest rufen. Weise Js. 182. Endlich kommt der Vater an 'n jüngsten Sohn [Sperling]: Du mein liebes Gackenestle. Matthesius Luth. 106a, s. Nestquakelchen, auch: Die Hühner gackenesten. Lenz Naturgeschich. 2, 173 2c.", vgl. in meinem Wörterb. II S. 610c:

„**Quackel**: 2. m. —s; uv.; —chen, gewöhnlich verkleinert = Nest-Küchlein, -Häkchen, -Kegel (s. außer diesen Wörtern auch Gack, Anm. 5 [s. o.]): Der jüngste Bruder, eine Art von naseweisem Nestquackelchen. Goethe 20, 147. Das Quakelchen seines Alters 14, 35 2c., vgl.: Ein kleiner Quack, Nestquack. Frisch 2c."

So viel über das mir aus meiner Jugendzeit wohlbekannte Kakelnest, das aber in meinem Wörterbuch nachzutragen, ich doch erst jetzt durch E. Lemke's Aufsatz erinnert worden bin.

Schauer.

Im „Westfälischen Volksblatt" vom 6. Juli d. J. (47. Jahrg. Nr. 179) heißt es: „Regenschauer — wessen* Geschlechts? In Westfalen sagt man das Regenschauer, im kölnischen Sauerlande und in den Rheinprovinzen meist die Regenschauer, im Brandenburgischen ist der Regenschauer üblich. Man fragt uns nun, was richtig sei 2c."

In meinem Wörterb. III S. 898a ist unter dem Titelkopf:

Schauer m., —s; uv.

aufgeführt:

„4. etwas als Schutz und Schirm gegen die Unbilden des Wetters Dienendes . . . Oft n., veraltet f." mit Belegen für alle drei Geschlechter (s. auch Ergänz.-Wörterb. S. 443a), für das veraltete weibliche aus Luther's Bibel: Wie ein Hüter eine „Schawr" macht, Hiob 27, 18.

Weiter heißt es:

„5. ein Husch (s. d. 2c) heftigen Unwetters . . ., auch hier (s. 4) m., f., n." Von den angeführten Belegen (auch für die Zusammensetzungen) führe ich hier nur die auf, aus denen das sprachliche Geschlecht unzweideutig erhellt, nämlich: Jener reichliche Regen . . . Nach dieser großen Schauer kam die zweite. K. J. Clement (Nat.-Ztg. 14, 171). Dieser Tropfen

* Nach dem Gebrauch der heutigen Schriftsprache würde es üblicher wohl heißen: „welches (oder sonst: wess) Geschlechts?" —, s. mein Wörterb. III S. 1565a, wo es unter wer in Nr. 2 lautet: „2. als adjektivisches Fürwort (bei Hauptwörtern) = welcher, was für ein? a. gewöhnlich nur im einsilbigen Genitiv wess . . ., z. B.: Wess Geistes Kind ist er? . . . Wess herrlichen Geschlechts Töchter ihr sein mögt. Hebel 3, 444. Aus welchem Land? wess Namens? Schlegel Shakesp.-Übers. 2, 303."

männliche Ergießung, | dies Schauer von der Seele Sturm erregt, entsetzt mein Auge. Schlegel, Shakesp. (K. Johann 5, 2). Ein sanfter Schau'r hält an, ein Wetter nicht. ebd. (Richard II, 2, 2). Unser [Geschütz-]Donner soll sein Kieselschauer (n) | aus Süden regnen über diese Stadt. ebd. (K. Johann 2, 2). Welcher Hagelschauer von Knochen und Pantoffeln überschüttete mich. Kosegarten Rhaps. 3, 165.

Ich füge noch für die Formen der Mehrzahl bei: Seine letzten Schaure [statt: Schauer] von rieselndem Hagel. Zachariä Murner 5. O der vielen Regenschauren! | schau die Wolken weinen sehr. Spee (Wackernagel Leseb. II 297, 37/8) — und ferner in meinem Wörterb. a. a. O. in der Anm.: . . . „In Bedeutung 4 althochd. scur, scûra, sciura (Scheure, Scheuer, mhd. schiure, vgl. frz. écurie, Stall, s. Diez 613) von der Wurzel scu, bedecken, die auch dem sinnverwandten Scheune zu Grunde liegt. . . . In Bedeutung 5 . . . goth. skura f.; althochd. scur., mittelhochd. schûr, nach dem Brem. Wörterb. desselben Stamms wie 4 (zunächst: bedeckende Wolke), vgl. auch z. B. Wackernagel Deutsches Leseb. (1847) p. CCCCLXVIII: „schûr &c." und z. B. in Frisch Teutsch.-Lat.-Wörterb. II S. 166c: „Schaur, ist auch so viel als impetus, von allerley starker Witterung und Bewegung. Jeroschin MS. Erd-Bedinge, Schaur, ein Stoß des Erdbebens, ein Regen-Schur pluvia subita et non diu durans, ein Hagel-Schur. Wind-Schaur. Im Ulfila Marc. IV. 37 skura windis, procella venti. In Glossario antiquo apud Eccard Rer. Francic. p. 891 scarpen scuren, valido impetu, proprie acribus vicibus. Schur-weis per intervalla cum impetu."

Für die heutige Schriftsprache ist meiner Ansicht nach das — wie das Westfälische Volksblatt anführt — in den gewöhnlichen Wörterbüchern für Regenschauer allein angegebene männliche Geschlecht jedenfalls das überwiegende. Beweiskräftige Belege aus Schriftstellern der Neuzeit für das weibliche oder das sächliche Geschlecht (außer den oben angeführten) für Schauer in der Bedeutung 4 wären erwünscht.

Ein Brief nebst Antwort.

Charlottenburg, den 17. Juni 1895.
Leibnizstraße 72.

Sehr geehrter Herr Professor!

Nehmen Sie zuerst noch einen späten Dank für die gütige, mir sehr willkommen gewesene Belehrung auf Seite 35 Band VI Ihrer Zeitschrift entgegen. Sodann verzeihen Sie mir, dass ich mich wieder „unter die

Vielen begebe, die Ihre Zeit in Anspruch nehmen" (Bd. IX S. 113). Da mir aber leider Ihr Wörterbuch nicht zur Verfügung steht, wo ich Auskunft erhielte, muſs ich mich schon mit meinen neuen Fragen unmittelbar an Sie wenden, zumal Sie vielleicht deren Erörterung in der Zeitschrift für angezeigt erachten könnten.

1. Es handelt sich 1. um die Bedeutung des Zeitworts „erübrigen". Besagt dieses, — streng sprachwissenschaftlich genommen — z. B. in der Wendung „es erübrigt, Dies zu thun": es ist noch übrig geblieben, Dies zu thun oder: es ist überflüssig, Dies zu thun, also das gerade Gegentheil der ersten Bedeutung? Ich habe es in jedem der beiden Sinne bei Schriftstellern gefunden.

2. Sind die Eigenschaftswörter „klägerisch" von „Kläger" und „beklagtisch" von „Beklagter" Neubildungen, die die Billigung des Sprachgelehrten finden können?

3. Schließlich erlaube ich mir in aller Bescheidenheit eine Bemerkung zu Seite 110 Band IX der Zeitschrift. Sollte das Wort „Straßenlieben" nicht ein Druckfehler für „Straßenleben", d. h. Straßen-Auftritte, -Scenen sein, wo Leben (in der Mehrzahl) so gebraucht wäre, wie in „Stillleben"? Es würde auch gut zu dem Vorhergehenden: „im Dämmer all der Kirchenscenen" passen.

Ihr hochachtungsvoll ergebenster
Herman Krüger, Amtsrichter.

Antwort des Herausgebers.

1. Adelung in seinem Wörterbuch (und damit übereinstimmend das Campe'sche Wörterbuch) führt erübrigen nur als zielendes Zeitwort auf mit den Beispielen: „Ich habe wenig Geld erübriget. Ich kann nicht so viel Zeit erübrigen, als dazu nöthig ist. Daher: die Erübrigung". In der Anmerkung fügt er hinzu: „Im Niederſ. veräbern, äbern. In den vorigen Jahrhunderten wurde erübrigen auch für erobern gebraucht. S. auch entübrigen," — unter welchem Wort er sagt, daſs es nur in der Wendung: „einer Sache (gen.) entübriget sein in einigen Redensarten üblich sei." Er fügt hinzu: „Bei dem Opitz kommt das einfache übrigen in einer ähnlichen Bedeutung vor: Welches Theil meines Leibes ist der Marter geübrigt worden? [ist damit verschonet worden]."

In meinem Wörterb. III S. 1408 c/9 a habe ich das einfache übrigen als „selten" aufgeführt, und zwar: 1. tr.: Einen eines Dinges ü. [überheben] mit dem schon von Adelung angeführten Belege aus Opitz und dem hinzugefügten aus Zinkgräf: „Wer Tyrannei geübriget will leben." Dann aber habe ich noch hinzugefügt:

2. intr. (haben) übrig bleiben: Beraubst du heut der Knospe mich, was übrigt morgen mir zur Gabe? J. H. Dambeck (Campe).

Um nun aber zunächst auf die Zusammensetzung erübrigen zu kommen, auf welche sich Ihre Anfrage richtet, so führe ich zunächst kurz an, dass ich für die schon von Adelung angegebene Bedeutung des zielenden Zeitworts genügende Belege gegeben habe, u. A. aus Auerbach, Möser, Schiller, Wieland ꝛc. — mit der Hinzufügung: „minder gewöhnlich: Leider kann ich Ihnen nur 14 Tage zum Lesen erübrigen [Zeit lassen] Pröhle Jahn 192. (Nebenform: Erübern Mathesius 26a; Spate.)“ Außerdem aber habe ich, womit ich Ihrer Frage näher komme, unter Hinweis auf das ziellose Grundwort übrigen = „übrig bleiben“ (s. o. Nr. 2) hinzugefügt: „Es erübrigte [fehlte] nur noch die kirchliche Weihe. L. Herbert Nap. 1, 278. Das vom heiligen römischen Reiche erübrigende Gerumpel. Kolatschek Stimme der Zeit. (1860) 144; Kürnberger Am. 3; Nov. 1, 221. So erübrigt mir nur noch die Bemerkung, dass ꝛc. Latendorf Agr. 110; 249 ꝛc.“, vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 584c: „Es erübrigt [bleibt] nur noch in Erwägung zu ziehen, ob ꝛc.“ Burian Jur. Bl. 8, 441; R. Schwab Spr. 19; Vonbun 10 ꝛc.“ und weiter, als Nr. 3 (refl.): „Etwas erübrigt sich [wird überflüssig] Nat.-Ztg. 32, 318; 36, 538 ꝛc.“ u. ö. (wie ich hinzufügen könnte), z. B.: „Es erübrigt sich jedes Wort dazu“ 45, 690. Eine der letzteren beiden Brücken wurde zur Förderung von Kohlen verwendet, so dass die Arbeiter ... auf die eine erübrigende Brücke angewiesen waren. 48. 495.

Wie Sie sehr richtig bemerkt haben, hat dies erst in der neuern Zeit, namentlich in der Sprache der Rechtskundigen und der Zeitungen wuchernde ziellose (und rückbezügliche) erübrigen zwei theilweise gradezu entgegensetzte Bedeutungen. Freilich wird man hierbei für das seltne Zeitwort übrigen und dessen Zusammensetzungen mit den Vorsilben ent- und er- zunächst auf das zu Grunde liegende Eigenschaftswort üb(e)rig zurückgehen müssen und weiter auf das diesem wieder als Umstandswort (Adverb), Verhältniswort (Präposition) und als Vorsilbe in Zusammensetzungen zu Grunde liegende über.

Mit Rücksicht auf den Raum muss ich mich hier auf folgende kurze Andeutungen beschränken. In meinem Wörterbuch III S. 1408 habe ich als Bedeutung des steigerungslosen übrig angegeben: „über etwas — wirklich oder in Gedanken — hinweg Genommenes oder zu Nehmendes hinaus und außer demselben vorhanden.“ In dieser Bedeutung liegt es, dass man (s. die Beispiele und Belege in meinem Wörterb.) z. B. sagen kann: Etwas ist, bleibt übrig (oder über). Etwas übrig (oder über) lassen, behalten, haben ꝛc., aber auch: Das war noch übrig! [fehlte noch]. Das!

Freilich! freilich! mein Herz hatte außer dem Major etwas Theures! Das durfte nicht übergangen werden! Schiller 199a. Kein übrig [überflüssiges] Wort. Er hatte übriges [überflüssiges, mehr als] Recht. Goethe. In der übrigen [andern] ganzen Weltweisheit. Kant. Wir Beide gehen, die übrigen [andern] Personen — oder: die Übrigen bleiben hier u. Ä. m., vgl. auch (s. mein Wörterb. II S. 92a/b): Kein Blatt im Buch ist überlei [übrig, unbeschrieben]. Goethe. Jetzt aber habe ich die stillen Seufzer überlei [ich bin ihrer überdrüssig] Herm. Kurz. Ich habe für uns Beide überlei [mehr als genug]. J. G. Müller. (Wirft die Scheide weg.) Die Scheid' ist überlei [überflüssig, unnöthig] Müller. Dem Fräulein ihren Ruf zu rauben, | ist's gnug und überlei [mehr als genug]. Derselbe ꝛc.

Das, denk' ich, wird genügen, zu erklären oder wenigstens begreiflich zu machen, wie der Satz: „Es erübrigt, Dies zu thun" je nach dem Zusammenhange bedeuten kann, theils: es ist noch übrig, Dies zu thun (es ist noch nicht gethan, es bleibt noch zu thun), — theils: es ist überflüssig (ich unterlasse es als überflüssig, als unnöthig), Dies zu thun.

2. Ich komme nun zu Ihrer zweiten Frage, die ich aber für die Beantwortung in zwei zerlegen muss.

In meinem Wörterbuch I S. 915c habe ich unter beklagen als erste Bedeutung aufgeführt: „sein Schmerzgefühl über oder in Bezug auf einen Gegenstand in Klagen aussprechen, vgl. bejammern, beweinen, bedauern ꝛc." Dann heißt es in Nr. 2: „(veraltet): eine Klage gegen, über Jemand erheben, jetzt gewöhnlich: verklagen" (mit Belegen aus älteren Schriftstellern) — und dann weiterhin: „üblich nur noch in dem substantivischen Particip: Der Beklagte (vgl. Antworter), oft ohne Artikel: Der Kläger sagt: „Auf meinem Felde | hat er dem Wilde nachgehetzt." Beklagter: „Nein ꝛc." Hagedorn 2, 255 u. a., auch: Ob des Klägers Hammelbraten | feister als Beklagtens ist. Langbein 1, 246 . . ., mit den Fortbildungen: die Beklagtin. Hippel Leb. 3, 90 (vgl. Bedienter ꝛc.) und in juristischen Aufsätzen ꝛc.: Beklagtischer Anwalt."

Wenn ich nun auch den Ausdruck: der Beklagte (im Gegensatz zum Kläger) — obgleich dem im Allgemeinen veralteten Sprachgebrauch angehörig — in der Rechtssprache nicht gradezu für verwerflich erklären kann und will, so halte ich doch den artikellosen Genitiv: Beklagtens, das weibliche: die Beklagtin und das Eigenschaftswort: beklagtisch für eben so verwerflich wie die entsprechenden Bildungen Beamtens, Bedientens; die Beamtin, Bedientin; beamtisch, bedientisch ꝛc. Anders aber verhält es sich mit dem von dem wirklichen Hauptwort Kläger gebildeten Eigenschaftswort klägerisch, vgl. entsprechende Ableitungen auf isch von männlichen Hauptwörtern auf -er, wie z. B.: dichterisch, erfinderisch,

(frei)maurerisch, gärtnerisch, heuchlerisch, kriegerisch, verbrecherisch, verrätherisch u. ä. m. (s. auch hier S. 238 Nr. 8). Höchstens ließe sich gegen Ausdrücke, wie: Der klägerische Anwalt geltend machen, dass damit nicht die Art und Weise der Kläger (als einer Gattung) unter den Anwälten bezeichnet werden soll, sondern nur: der Anwalt des Klägers (als einer einzelnen Person, eines Einzelwesens). Ich möchte diese Gelegenheit nicht vorüberlassen, ohne aus meinem Wörterb. II S. 751 a/b das Folgende herzusetzen:

„**Richterhaft** a.: in der Weise eines Richters (s. d. und Zusammensetzungen): Eine nicht kunstrichterhafte, sondern scharfrichterhafte Kritik. — **Richterisch** a.: richterhaft, richterlich, kritisch: Mit richterisch scharfem Kiel durchackert seine Lieder | Gargil Lessing 1, 7 ꝛc., vgl.: Richterlich ist eine nothwendige Eigenschaft des Richters: Die richterlichen Handlungen Gottes . . . Richterisch ist ein Fehler an dem Richter, zeigt allzugroße Strenge an ꝛc. Beiträge zur deutschen Sprache (Ramler) und von Sachen: Des Engels . . ., | der auf der Gnade Wink | die Sünden eines guten Sterblichen | aus jenem richterischen Schuldbuch tilgt. Broxtermann 191. Die richterische Brücke, Gellert 1, 50 [die die darüber gehenden Lügner durch Beinbruch straft] ꝛc. und Zusammensetzungen. Der kunstrichterische Quinktilian. H. Phil. 13, 39. Bin ich bei Mädchen launisch froh, | so sehn sie sittenrichtrisch sträflich. Goethe 6, 60 ꝛc. — **Richterlich** a.: richterhaft, von Richtern herrührend; in deren Amt und Gewalt begründet ꝛc.: Richterliche Würde, Gewalt, Thätigkeit, Entscheidung. Zur Zahlung einer Summe richterlich gezwungen. H. L. Nicolai 8, 142. Wo zwischen drei Göttinnen | dein richterlicher Spruch entschied. Schiller 221 a. Gekommen war nunmehr der richterliche [Entscheidungs-]Tag. Wieland 20, 23 ꝛc. Zusammensetzungen s. die von Richter, z. B. ꝛc.“

Die hier in meinem Wörterbuch für die Zusammensetzungen gegebenen Belege lasse ich hier mit Rücksicht auf den Raum weg.

3. Ihre Vermuthung eines Druckfehlers wird richtig sein.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Leben tr.

In meinem Wörterb. II S. 63/4 habe ich das Zeitwort leben als intr., tr. und refl. behandelt. In der zweiten Abtheilung, wo ich von dem transitiven oder zielenden Zeitwort handle, habe ich zuerst von der Verbindung gesprochen: Ein so oder so beschaffenes Leben leben und dann hinzugefügt: „und mehr thätig: Etwas lebend empfinden oder erfahren,

darstellen rc., vgl. erleben." An die dort mitgetheilten Belege (die ich mit Rücksicht auf den Raum hier nicht wiederhole) schließt sich der folgende aus einem Gedichte von J. G. Fischer: „Meine Wohnung" (Vom Fels zum Meer XII S. 394a), die er hier anredet:

Von dir soll ich scheiden, du geliebte,
Mit ganzem Leben gelebte Stätte! —,

eine Kühnheit, die man wohl als dichterische Freiheit zu bezeichnen haben wird, in der ungebundenen Rede schwerlich aber wird gelten lassen können. Hier würde man dem Gedanken etwa die Form geben können: Du geliebte Stätte, mit der mein ganzes Leben aufs innigste verwachsen und Eins geworden ist, oder sonst in ähnlicher Weise.

2. Schulbuchen (Eigenschaftswort).

„In der richtigen Erkenntnis, dass seine Anschauungen die schulbuchene Urtheilsfarblosigkeit himmelweit überragten." Nat.-Ztg. 46, 617 (Georg Hartwig), eine sehr gewagte und schwerlich zur Nachahmung zu empfehlende Wortbildung statt etwa schulbüchermäßige.

3. Können.

„Mit Kriechen uns zu imponieren, Das kann nicht Jeder." Grenzboten 52 S. 319, wo das zu vor dem vorangestellten von dem Hilfszeitwort können abhängigen Infinitiv füglicher hätte wegbleiben sollen, s. meine Hauptschwier. S. 193a/b Nr. 2.

4. Über.

„Sind der Gesellschaft die geistigen Genüsse über, dann packt man sich zum Ringkampf rc." Nat.-Ztg. 46, 619 = ist die Gesellschaft der geistigen Genüsse überdrüssig, s. Ergänz.-Wörterb. S. 584b.

5. Eigenfremd.

„Unter 2 Kunstausstellungen kommt heut zu Tage keine führende Kunststadt mehr weg. Hat doch selbst Berlin dem großen Kamel ein kleines Äfflein folgen lassen und dadurch den Jahrmarktstrubel erhöht, in den die Weiheklänge echter Kunst sich so eigenfremd und auflösend hineinmischen." Gegenwart 44, 87b (Franz Servaes).

Das hervorgehobene Wort steht — so weit ich sehe — noch in keinem Wörterbuch und ich glaube auch kaum, dass es dem deutschen Sprachschatz wird einzuverleiben sein, da es schwerlich eine Lücke ausfüllt und außerdem in seiner Bedeutung nicht klar ist. Ich vermuthe, dass der Schriftsteller die beiden Begriffe „eigenartig" und „fremd" hat verschmelzen wollen, aber dafür haben wir bereits den Ausdruck fremdartig.

6. Ausführlich ausführen.

„In den späteren Werken führte er die Weltanschauung, die in diesem Buche bereits niedergelegt war, nur ausführlicher aus." Gartenlaube 41, 388a statt etwa: er führte sie (ins Einzelne eingehend) weiter — oder: sie eingehender aus.

7. Bekannt thun.

„Graf Taaffe legt Werth darauf, bekannt zu thun, dass er mit seinem Nachfolger im besten Einvernehmen stehe." Nat.-Ztg. 46, 420 (aus Wien), wofür es außerhalb Österreich's üblicher heißen würde: bekannt werden zu lassen, zu verbreiten ꝛc., vgl. das aus Österreich in die allgemeine Schriftsprache vordringende oder vorgedrungene bekannt geben (s. Ergänz.-Wörterb. S. 294a), nicht ganz gleichbedeutend mit bekannt machen. In anderem Sinne bezeichnet allgemein sprachüblich bekannt thun so viel wie: thun, als ob man bekannt (ein Bekannter) sei.

8. Zusammenfassung.

„Da das zeichnerische und malerische Können mit der Energie des Naturstudiums wuchsen, wandten sich die Maler der Renaissance von dem Himmel Fra Angelico's ab ꝛc." Nat.-Ztg. 46, 627 (M. F.).

Hätte der Vf. geschrieben: „das zeichnerische und das malerische Können", so wäre damit das Können des Malers als ein von dem des Zeichners verschiedenes und zu unterscheidendes hingestellt; indem er aber das Geschlechtswort vor dem zweiten Beiwort nicht wiederholt hat, fasst er das Können des Malers mit dem nah verwandten des Zeichners in Eins zusammen; damit aber stimmt nicht ganz zusammen, dass er das Zeitwort (wuchsen) in die Mehrzahl, nicht in die Einzahl gesetzt hat. Genau genommen hätte er also entweder den Artikel das vor dem zweiten Beiwort (malerische) wiederholen oder sonst das Zeitwort wuchsen aus der Mehrzahl in die Einzahl (wuchs) umsetzen müssen.

Briefkasten.

Herrn **Abramowitz**, Lehrer in Kitschenwalde (Bez. Posen): Ihnen und Ihren Amtsgenossen erwiedere ich, dass der mir vorgelegte Satz:

„Je weiter nach Osten, um so mehr haben die Völker die Unfähigkeit, das aus uralten Zeiten Überlieferte zu verbessern."

sprachlich richtig gebildet ist; doch würde ich es für richtiger halten, wenn es hieße — entweder: „um so unfähiger sind die Völker ꝛc." oder sonst: „um so weniger haben die Völker die Fähigkeit ꝛc.", da man, genau und streng genommen, füglicher

sagen wird, daſs Jemandem eine Fähigkeit (mehr oder minder) mangle (daſs er sie nicht habe oder nicht besitze), als daſs er die Unfähigkeit habe oder besitze.

Herrn **Ph. L. Böhm**, Lehrer an der höhern Bürger- und Realschule in Hornberg: Der von Ihnen und den an der Wette Mitbetheiligten meiner Beurtheilung und Entscheidung unterbreitete Satz ist ein beachtenswerthes belehrendes Beispiel für die fehlerhafte Vermengung und Durcheinanderwirrung zweier verschiedenen Sätze. Das Satzungethüm lautet:

„Da laut vieljähriger Erfahrung die Eierpreise im Monat August ganz bedeutend höher zu gehen pflegen, versäume Keiner diese günstige Einkaufsgelegenheit unbenutzt vorübergehen zu lassen."

Dem Abfasser dieser Anzeige haben offenbar zwei verschiedene Fassungen seines Gedankens vorgeschwebt.

Er hätte sagen können: „es versäume Keiner diese günstige Gelegenheit (zu benutzen)" — oder: „es lasse Keiner diese . . . Gelegenheit unbenutzt (vorübergehen)."

Indem er aber beide Ausdrucksweisen durch einander gewirrt hat, hat er dem Wortlaut nach grade das Gegentheil von Dem gesagt, was er eigentlich hat sagen wollen: „es versäume Keiner, die Gelegenheit unbenutzt zu lassen" = Jeder möge sie unbenutzt lassen.

Herrn **Franz Hentzinger**, Oberleutenant z. Z. in Gmunden: Sie werden meine briefliche Antwort erhalten haben.

Herrn **Max Häneke**, Kammerstenograph Berlin: Meine Ansicht wird Ihnen auf einer Postkarte zugegangen sein. Eine ganz entschiedene Auskunft zu ertheilen, war mir unmöglich.

Herrn Dr. **Franz Hülskamp** (Herausgeber des Litt. Handweisers) in Münster: Woher das Ihnen — wie Sie schreiben — seit mindestens 40 Jahren geläufige Wort Sparte in der Bedeutung: „Fach, Abtheilung, Wissenschaftszweig" komme, wüſste ich nicht zu sagen, da es mir (so weit mein Gedächtnis reicht) in diesem Sinne nicht vorgekommen ist. Ob es — wie Ihnen jetzt gesagt worden ist — ein mundartlicher, namentlich bairischer Ausdruck sei, werden vielleicht freundliche Leser der Zeitschrift zu bestätigen oder zu verneinen im Stande sein. Schmeller hat es in seinem bairischen Wörterbuch nicht aufgeführt. Ein von Ihnen vermutheter Zusammenhang mit ital. spartire, spartimento (vgl. lat.: pars) hat meiner Ansicht nach nichts Unwahrscheinliches.

Herrn **P. L. Ipsen** in Kopenhagen: Herzlichen Dank für den werthvollen Aufsatz, der sofort zum Abdruck gelangen soll, sobald sich der nöthige Raum dafür findet. Ich freue mich auf das weiter in Aussicht Gestellte. Alles Gute!

Herrn **Joh. Meyer**, Rektor in Krefeld: Es ist vollkommen richtig, wenn die Schüler lernen, daſs es in der französischen table de multiplication heiſst: „deux fois deux font quatre", aber im deutschen Einmaleins: „zweimal zwei ist vier"; doch Das darf doch nicht dahin führen, daſs der Lehrer die Ausdrucksweise: „zweimal zwei sind vier" im Deutschen gradezu für falsch erklärt und verpönt. Im Gegentheil sollte der Lehrer ausdrücklich darauf aufmerksam machen, daſs auch im Deutschen das Zeitwort in der Mehrzahl stehen kann und daſs diese in manchen Fällen sogar das Übliche ist. Handelt es sich nämlich nicht um unbenannte, sondern um benannte Zahlen, so heiſst es z. B. in der Regel: „Wenn dir Jemand zweimal zwei Äpfel giebt, so sind [nicht: ist] Das vier (Äpfel)", wobei das eingeklammerte Schluſswort auch wegbleiben kann; und, wenn ein Schüler in Bezug auf diesen oder einen ähnlichen Satz dem

Lehrer auf die Frage: „Ist Das richtig?“ antwortet: „Ja, zweimal zwei sind vier“, so steht auch hier im Deutschen das Zeitwort durchaus richtig in der Mehrzahl. Das Gesagte wird, hoffe ich, auch als Antwort auf die mir von Ihnen und Ihren Amtsgenossen vorgelegten einzelnen Fragen genügen, à bon entendeur demi-mot. Ich verweise nur noch auf meine Hauptschwier. S. 120b, wo Sie (Z. 4) den Satz finden: „Eins und zwanzig sind einundzwanzig“, wie es z. B. auch heißen würde: zwanzig Bücher und dazu noch eins sind einundzwanzig“. Wenn Sie a. a. O. unter dem Titelkopf: „Ein“ in Nr. 4 den Hinweis auf Nr. 8 und hier den weitern auf den Titelkopf: „Einzahl“ finden, so möchte ich Sie bitten, das an den angegebenen Stellen Gesagte dort bei dieser Gelegenheit nicht zu übersehen.

Wenn Sie am Schlusse die Frage an mich richten:

„Das sind — oder: Das ist — 6 M. 24 Pf.?“ — mit der hinzugefügten Bemerkung: „Das macht 6 M. 24 Pf. ist wohl allein gebräuchlich“ —, so antworte ich darauf, dass man sagen wird: „Die einzelnen Posten der Rechnung machen (oder betragen), wenn man sie zusammenzählt, 6 M. 24 Pf.“ 2c —, dagegen: „Die gesammte Rechnung, die Rechnung im Ganzen, das Ganze 2c. und auch: Das macht, beträgt (Alles in Allem) 6 M. 24 Pf.“

Fräulein **Marie K . . .** in Gießen: Auf Ihren Wunsch, Ihnen für den jetzt so häufig gehörten Ausdruck: „Phänologische Jahreszeiten“ eine genügende Verdeutschung in Vorschlag zu bringen, nenne ich Ihnen: „Pflanzenjahreszeiten“ (im Gegensatz zu: „Kalenderjahreszeiten“).

Herrn Gutsbesitzer **Rud. v. W . . .** bei Magdeburg: Da Sie mir Ihren besondern Dank dafür ausgesprochen haben, dass ich Ihnen zum Unterricht für Ihre Söhne die — wie Sie schreiben — „ganz vortrefflichen“ in der Clarendon Press Series erscheinenden von C. A. Buchheim mit englischen Anmerkungen 2c. herausgegebenen „German Classics“ empfohlen habe, so halte ich es für Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, dass inzwischen der 13. Band davon erschienen ist: Schiller's Maria Stuart (s. hier in der Zeitschrift S. 197).

Fräulein **Eva v. Z . . .** bei Düsseldorf: „[So] rief Jan Petrescu mit vor Erregung überschnappender Stimme.“ Wie in diesem Satz (aus einer Erzählung von Berta Katscher in der Weber'schen Illustr.-Ztg. Nr. 2706 S. 555a) der Zusammenstoß der beiden Präpositionen hätte vermieden werden können? — Etwa durch die Änderung: „Rief er, wobei seine Stimme vor Erregung überschnappte.“

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten von Paul Heyse.

Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1894. 262 S.

Ältere Leser der Zeitschrift erinnern sich vielleicht, dass schon in dem ersten Jahrgange (S. 448–453) von meinem gelehrten und verehrten Freunde und Mitarbeiter Dr. Herman Schrader ein Aufsatz unter der Überschrift: „Welches ist die Geisterstunde?“ mit einigen Fußanmerkungen erschien, woran sich dann in spätern Jahrgängen größere und kleinere Aufsätze von Verschiedenen schlossen. Für diejenigen meiner Leser, welche die zerstreuten Aufsätze vollständig nachlesen wollen, füge ich die Stellen bei, wo sie das Betreffende weiter finden: Jahrg. II S. 10—17 (v. A. Schäfer in Barmen, mit einer Nachschrift von mir); S. 131 Nr. 4 (von mir) und Nr. 5 (von dem leider! verstorbenen Pfarrer G. Hauff in Beimbach); S. 190 § 20 (von mir); S. 404 Nr. 2 (von Adolf Socin in Basel); S. 496 (von Herrn Dr. Schrader, der dort sagt: „Es wird also wohl dabei bleiben, dass zwei Auffassungen der Geisterstunde unvermittelt bei einander hergehen“); IV S. 75/6 (von mir) und 324/5 (von mir) und VII S. 330/1 (von Schrader).

Nachdem ich Dies voraufgeschickt, will ich nun zunächst die Stellen des in der Überschrift genannten Buches von Heyse hersetzen, in denen die Geisterstunde genau bestimmt ist. Da heißt es denn gleich im Anfange S. 3/4:

„In das lebhafte Gewirre der widerstreitenden Meinungen hinein erklang plötzlich der tiefe Ton der alten Standuhr, die Mitternachtsstunde ankündigend. Als der letzte der zwölf harten, langsamen Schläge verhallt war und eine kleine Stille entstand, hörten wir aus dem Sophawinkel heraus die helle Stimme der jungen Schwester der Hausfrau, die* in ihrer drollig trockenen Tonart ausrief: „So! die Geisterstunde wäre

* Diesem bezüglichen Fürwort gehen drei weibliche Hauptwörter voran: Stimme, Schwester, Hausfrau. Vom sprachlichen Standpunkt aus liegt es am nächsten, das Fürwort zunächst auf das nächststehende letzte Hauptwort: Hausfrau zu beziehen, aber nicht auf dieses, sondern auf das in der Mitte stehende Schwester soll es dem Sinn nach bezogen werden. Ein eigentliches Missverständnis ist freilich nicht zu befürchten; aber empfehlenswerther wäre doch eine Änderung, wodurch auch eine absichtliche Missdeutung ausgeschlossen wäre, wie z. B.: „Hörten wir . . . eine helle Stimme heraus. Die junge Schwester der Hausfrau rief 2c.,“ vgl. z. B. Zeitschr. VII S. 173 Nr. 56; 347 Nr. 2; 431 Nr. 10; 461 Nr. 3; 463 Nr. 16 und in andern Jahrgängen die Inhaltsverzeichnisse unter „Relativpronomen“ 2c.

nun glücklich angebrochen. Ich erlaube mir den Vorschlag zu machen, dafs jetzt die Debatte über Suggestion, Telepathie, Autohypnose und, wie der konfuse Spuk sonst noch heißen mag, geschlossen wird und wir uns endlich mit etwas Soliderem beschäftigen, ich meine, mit echten und rechten Gespenstergeschichten, wie sie zur Geisterstunde passen . . . Verzeihen Sie, Herr Doktor, wandte sie sich lächelnd, ich schwatze da sehr unbescheiden über Dinge, die Sie besser verstehen. Aber warum sind Sie Alle, nachdem die Uhr Zwölf geschlagen, so wie auf Verabredung verstummt? Der Erste, der den Mund öffnet, wenn ein Engel durchs Zimmer geflogen ist, sagt bekanntlich immer etwas Dummes" —; ferner S. 50: „Was Teufel, alter Freund, hast du hier draußen am Friedhof in der Geisterstunde zu suchen?" — vgl. die Worte der gespenstigen Schönen, die den Erzähler als Geleiter nach dem Kirchhof mit fortgelockt hatte: „Ich bin nur schön bei Nacht. Wenn die Sonne scheint, darf ich mich nicht sehen lassen. Nein, schöner Herr, es war mir nur um ein sicheres Geleit zu thun, da eine tugendhafte Frau um Mitternacht nicht gern allein auf der Straße betroffen wird ꝛc.", wo freilich die Zeitangabe: „um Mitternacht" auch die Zeit vor Mitternacht, wie die nach Mitternacht bezeichnen kann, doch vgl. das hier weiter Folgende:

„Nun verkühlte sich auch langsam die Luft, und nach dem heißen Tage athmete ich sie mit solchem Wohlgefühl ein, dafs es vom Loschwitzer Kirchthurm Elf, dann Zwölf schlug, ehe ich mich entschließen konnte, schlafen zu gehen. Von irgend welchem Schauer der Geisterstunde spürte ich auch nicht das Mindeste ꝛc." S. 69. Weiter kommt die Geisterstunde nicht vor in dieser Erzählung, welche die zweite in der Abtheilung: „In der Geisterstunde" bildet, aber den besondern Titel: „Mittagszauber" führt, wie sie denn auch am helllichten Tage sich abspielt.

Zu der folgenden Erzählung „'s Lisabethle" fordert auf S. 91 die junge Schwester der Hausfrau (s. o.) die nun an die Reihe kommende Erzählerin mit den Worten auf: „Sputen wir uns, eh' die Geisterstunde vollends verstrichen ist. Nun ist Tante Julie an der Reihe", und vor der vierten Erzählung: „Das Waldlachen", der letzten der Abtheilung: „In der Geisterstunde" heißt es auf S. 106 ff.: „Endlich aber erhob sich der Hausarzt der Familie, ein feiner, noch jugendlicher Mann, dessen Gattin mit der Hausfrau intim befreundet war, und sagte lächelnd: ‚Die Stunde, wo die Geister erscheinen, ist längst verstrichen, es ist hohe Zeit, unserer freundlichen Wirthin gute Nacht zu sagen' . . . und weiterhin: ‚Nun müfste ich Ihre Geduld noch eine halbe Stunde in Anspruch nehmen und, da es schon lange Eins geschlagen hat' — ‚So mag es auch noch Zwei schlagen', fiel die junge Schwester der Hausfrau ein u. s. w." —

Auch in der folgenden Erzählung, die nicht zu der Abtheilung: „In der Geisterstunde“, sondern zu den „andern Spukgeschichten“ gehört und den Titel: „Martin der Streber“ führt, kommt noch etwas Hergehöriges vor, auf S. 188/9, wo es von einem — wie sich später herausstellt — bereits Verstorbenen heißt:

„In diesem Augenblick trat eine Wolke vor den Mond, die ihn völlig verhüllte, so dass wir unter den dichten Bäumen in schwarzer Finsternis standen. Als der Himmel sich wieder lichtete und ich mich umsah, wo der Freund geblieben, war er nicht mehr an meiner Seite.

Ich rief seinen Namen, ich suchte ihn, in hellem Ärger, dass er mich ohne Abschied verlassen, hinter allen Büschen und Bäumen —, er blieb verschwunden.

Unmuthig trat ich endlich aus dem Wäldchen heraus und schlug den Weg nach der Stadt wieder ein. Vom Kirchthurm drang ein einzelner dumpfer Schlag zu mir herüber, — wahrhaftig, es war ein Uhr nach Mitternacht.“ ꝛc.

— — —

Hier mögen nun noch aus Heyse's Buch folgende Stellen, die ich mir in sprachlicher Beziehung angemerkt habe, ein Plätzchen finden:

1. „Gerade, daß man weiß, es ist Alles Unsinn, und doch hat es diesen wunderlichen Effekt, ist das Hübsche daran.“ S. 2, mit leichter Anakoluthie (s. d. 3 in meinen Hauptschwier. S. 38b/9a), vgl.: . . . und dass es doch diesen wunderlichen Effekt hat, ist ꝛc.

2. „[Eine Spukgeschichte,] die nicht gar zu kindisch und köhlergläubig wäre.“ S. 3, s. auch: „Es ist mir ganz einerlei, ob man mich für schwachsinnig oder köhlergläubig halten wird“, S. 91, vgl. mein Wörterb. I S. 593a.

3. „Es muss Etwas sein, was einem vernünftigen Menschen, und der kein Hasenfuß ist, was aufzurathen (s. mein Wörterb. II S. 649a/b und Ergänz.-Wörterb. S. 405c) giebt ꝛc.“ S. 5. Das durch den Druck von mir hervorgehobene und könnte freilich ohne wesentliche Änderung des Sinnes auch wegbleiben, aber es hebt doch schärfer und bestimmter hervor, dass an den betreffenden Menschen zwei nicht immer vereinigte Anforderungen gestellt werden, erstens, dass er vernünftig, und zweitens, dass er zugleich auch kein Hasenfuß sei.

4. „Wenn ich nicht Etwas zusammenfabeln will.“ S. 6 als eine noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 180a nachzutragende Zusammensetzung von fabeln, wie deren freilich (s. zusammen 2 in meinem Wörterb. III S. 850a) in unerschöpflicher Zahl nach Ähnlichkeit auch von anderen Zeitwörtern sich bilden lassen.

5. „Ich war als ein junger Mensch von 23 Jahren in Rom.“ S. 6, wofür es — bei der hinzugefügten Angabe des Alters — auch füglicher hätte heißen können: „als ein Mensch (oder: als ein Jüngling) von 23 Jahren“ oder: „als ein dreiundzwanzigjähriger Mensch“, vgl. S. 222: „Ein stattlicher junger Mann von 24 Jahren“, siehe Zeitschr. VII S. 86/7; 71 Nr. 12 und die dort weiter angegebenen Stellen.

6. „So lange das Gespräch sich um die Geheimnisse des Zwischenreichs gedreht.“ S. 8, vgl. mein Wörterb. II S. 706a, wo ich zu der schon bei Adelung und Campe aufgeführten Bedeutung = Interregnum (mit einem Beleg aus Niebuhr) noch hinzugefügt habe: „2 ein Gebiet, das zwischen andern liegt: Aus dem unheimlichen Zwischenreiche [des Traums] zum Licht des wahren Tages befreit. Spielhagen Probl. Nat. S. 5. 81.“ Begreiflicherweise kommt das „Zwischenreich“ in der Anwendung auf die sogenannte „vierte Dimension“ (die ich sowohl in meinem Fremdwörterb., wie in meinem Wörterb. nicht besonders erwähnt habe) in dem Buche von Paul Heyse wiederholt vor (z. B.: „Ich habe Ihnen zu danken, da Sie uns mit Ihrer Erzählung aus der unheimlichen Luft des Zwischenreichs in die nüchterne Morgenkühle des wirklichen Lebens hinausgeführt haben“ S. 133; 152; 208—210 (wiederholt), s. auch unten Nr. 22 ꝛc.

In Bezug auf die „vierte Dimension“ setze ich aus der 5. Aufl. von Meyer's „Kleinem Konversations-Lexikon“ Bd. I S. 480b/1a das Folgende her: „Die Vorstellung von einer vierten Dimension, die wir bei der Organisation des menschlichen Geistes nicht zu erkennen vermögen, findet sich schon bei More (1671), der den Geistern vier Dimensionen zuschreibt, dann bei Kant, Gauß, Mach, Zöllner“; und es wird, denk' ich, den Lesern nicht unwillkommen sein, wenn ich, daran anknüpfend, hier eine über ein halbes Jahrhundert zurückreichende Erinnerung mittheile. Vor etwa 52 Jahren hörte ich auf der Berliner Hochschule eine nur von einer kleinen, aber um so aufmerksamer lauschenden Hörerschaft besuchte mathematische Vorlesung bei dem ausgezeichneten Hochschullehrer Jakob Steiner (geboren 1796, gestorben 1863 in Bern), dem alle seine Hörer so unendlich viel verdanken. Da trug er uns denn vor, dass wir Menschen mit unsern Sinnen nur drei Raumausdehnungen wahrnehmen und kennen; aber, dass die Beschränkung auf die Dreizahl auch für höher begabte Wesen gelten müsse, könne und dürfe daraus durchaus nicht gefolgert werden. „Denken Sie Sich,“ so etwa fuhr er fort, „dass es vernunftbegabte Wesen ohne Tastsinn gebe; diese würden nur eine Planimetrie, keine Sterometrie kennen. Wäre es undenkbar, dass für höher begabte Vernunftwesen auch eine vier-, eine fünf-dimensionale ꝛc. Größenlehre vorhanden sein könne? —,

ich sage: könne, nicht, dass sie wirklich vorhanden sei" ꝛc.; doch nach dieser sich meiner Erinnerung lebhaft aufdringenden Abschweifung, komme ich auf Heyse's Spukgeschichten zurück.

7. „Dann will ich mäuschen still" [s. Nebenformen in meinem Wörterb. III S. 1217 b/c und Ergänz.-Wörterb. S. 525 b] „und recht mit Wonne mich graulen" [Wörterb. I S. 620 b; Ergänz.-Wörterb. S. 235 c].

8. „Das Wetter war so lieblich durch ein Morgengewitter gekühlt worden." S. 12, s. Wörterb. I S. 1046 b.

9. „Eine Nacht freilich, in der sich's so anmuthig lustwandelte, wie am Tage." S. 12, s. Hauptschwier. S. 236 b unter Reflexiva 3.

10. „Einen Schoppen leichten Weins, mit dem ich den ersten Heißdurst löschte." S. 13, s. Wörterb. I S. 336 a.

11. „Was man vom Blitz und Schlag einer plötzlichen Verliebung redet." S. 18, s. Wörterb. II S. 131 b (Belege von Auerbach und Wieland für das seltne Verliebung) und Ergänz.-Wörterb. S. 343 c: „Verliebungen in einen unbekannten Menschen."

12. „Sie hatte ein Bad im See genommen und die Morgenluft schauerte über ihre blasse Haut und das blonde Haar, das ihr wie ein weicher Mantel über den Rücken hinabhing" S. 25 = streifte (wehte) Schauer (oder Schauder) erregend über ihre Haut ꝛc. (s. Wörterb. III S. 898 c), vgl. auch die Zusammensetzung: Und doch blieb ein räthselhafter dunkler Grund in ihrem Wesen, der zuweilen in unbewachten Stunden durchblickte (⏑́ ⏑ ⏑) und mich jedesmal mit einem leisen unheimlichen Frösteln überschauerte (–́ ⏑ –̀ ⏑ ⏑) S. 21 (vgl. Zeitschr. VIII S. 432 Nr. 21).

13. „Das war das letzte Lebenszeichen, das ich von meinem angebeteten ‚Bild ohne Gnade' erhielt." S. 31, vgl. mein Wörterb. I S. 132 c: „Gnadenbild: ein wunderthätiges, den Gläubigen Gnade spendendes Bild. Schiller 65 a; 449 b u. ö. Solchen rühmlich bekannten Gnadenbildern gegenüber . . . stehen alle jene Schildereien, an welche sich keine Sage, keine Tradition, kein Glaube wunderwirkender Kräfte knüpft. Diese können dann füglich ‚Bilder ohne Gnade' genannt werden. Dieses Wort nun hat der lebenslustige Österreicher aus Kirche und Kapelle ins Leben übertragen und heißt diejenigen Frauen und Mädchen, welche zwar äußerlich schön, aber bei näherer Bekanntschaft uninteressant" [oder ohne warmes Gefühl] „sind, kurzweg eben so. Holtei Obern. 1, 121. Der Ausdruck ist alt, s. Benecke 1, 121 = ein Leib ohne Seele ꝛc."

14. „Vielleicht war auch das Urbild in diesen elf Jahren stark verblichen oder nachgedunkelt und ein Wiedersehen konnte Keinem von uns erwünscht sein." S. 33, s. nachdunkeln intr. mit haben oder sein

Wörterb. I S. 331c und Ergänz.-Wörterb. 168b, vgl. Hauptschwier. unter dem Titelkopf: Intransitiva S. 183b ff., besonders Nr. 3.

15. „Den Weg zur Treppe hinauf konnte ich auch bei dem schläfrigen Gaslicht ohne Führer finden.“ S. 35, (s. Wörterb. III S. 931c und z. B.: „Da zufällig eine leere Droschke schläfrig über das unebene Pflaster rasselte“, in unserm Buch S. 256c) — hier = matt, in übertragener Bedeutung: dunkel brennend.

16. „Wenn man's einmal verscherzt hat, sich am Glück voll zu trinken, warum soll man verschmähen, einmal davon zu nippen, um sich wenigstens eine kurze Illusion von Glück zu verschaffen?“ S. 42, s. die beiden hervorgehobenen Wörter im Wörter- und im Ergänzungswörterbuch, vgl. auch unten Nr. 70.

17. „Ihre Lippen waren kalt, aber ihr Athem glühte mich an (s. Wörterb. I S. 604a Nr. 2), und mir war, als saugte sie mir die Seele aus dem Leibe.“ S. 49, vgl. Wörterb. III S. 869a, wo es in der Anmerkung heißt: Die weder von Adelung noch von Campe aufgeführte schwache Abwandlung [neben der starken: sog, söge ꝛc.] ist, wie die Belege (s. auch Zusammensetzungen) zeigen, auch bei unsern besten Schriftstellern üblich.

18. „Stieg ich zu dem Gitterthürchen hinan, das, wenn man den Vortheil wusste, auch von außen zu öffnen war.“ S. 58 im Sinne von Kunstgriff, vgl. Wörterb. III S. 1308b und Ergänz.-Wörterb. S. 557b unter Vortheil m. (veraltet n.), auch Vortel, Mehrzahl: Vörtel, wo Belege für Vortheil = Kunstgriff mitgetheilt sind, wie z. B.: „Vielleicht sollte man . . . aus den Vortheilen seines Handwerks ein Geheimnis machen.“ Goethe 15, 210. „Ich begriff den Vortheil des Handwerks sehr bald“ 18, 17, seltner (wie hier bei Heyse) heute ohne derartigen abhängigen Genitiv, s. Belege a. a. O. bei Fischart, im Simplicissimus und auch bei Lessing.

19. „Dieser Blumen-Urwald war gerade von dem Schimmer der untergehenden Sonne überglüht.“ S. 64, s. Wörterb. I S. 604b Nr. 2.

20. „Nun sah ich auch das unscheinbare Gartenhaus, in das ich einquartiert werden sollte: ein kleiner, grauer, viereckiger Holzbau unter einem weit vorspringenden spitzen Schindeldach ꝛc.“ S. 65. Streng sprachrichtig sollte, da „das unscheinbare Gartenhaus“ als Objekt des zielenden Zeitworts „sehen“ im Zielfall oder Accusativ steht, das als Apposition oder Beifügung dazu gehörende „ein Holzbau“ damit übereinstimmend gleichfalls im Zielfall stehen, also: „Nun sah ich das . . . Gartenhaus . . ., einen kleinen, grauen, viereckigen Holzbau.“ Was sich für den statt des Accusativs von Heyse gesetzten Nominativ etwa

geltend machen ließe (s. Hauptschwier. S. 45 a/b Nr. 7), trifft doch nicht recht zu, da es sich hier nicht um „eine bloß zwischengeschobene (oder parenthetische) Einschaltung" handelt, sondern um eine wirkliche Apposition oder Beifügung. Wollte der Schriftsteller nicht mit dem streng regelrechten Accusativ fortfahren, so hätte er meiner Ansicht nach füglich einen neuen Satz beginnen, also etwa nach einem Punkt hinter dem ersten Satze fortfahren müssen: „Es war ein kleiner . . . Holzbau ꝛc." Vgl. unten Nr. 55.

21. „Blumenstücke, zumeist Rosen und Lilien, von einer mühsamen Hand etwas steif, aber mit ersichtlichem Formgefühl auf lichtgraues Papier gezeichnet und sorgfältig koloriert." S. 65/6, wo das hervorgehobene Eigenschaftswort (s. Wörterb. II S. 342b Nr. 1) etwa durch die Umschreibung zu erklären ist: eine Hand, der die Zeichnung, wie man dieser ansieht, nicht leicht geworden, sondern Mühe und Anstrengung gekostet hat.

22. „Von Störungen wird der Herr Dokter Nichts zu füchten haben, wenn er spukfest ist, was ja auch ein dummer Aberglaube ist, obschon manch Einer, den ich kenne, nicht um alles Geld der Welt hier oben nächtigen möchte, weil das Fräulein in diesem Bett geschlafen haben soll. Aber Das ist schon lange her; und unser Herrgott, zu dem sie gewiss jeden Abend gebetet hat, wird so eine arme Seele nicht auf die Wanderung schicken, um friedliche Menschen zu ängstigen, nee, Das wird er gewiss nicht; denn was könnte er dabei für eine Absicht haben?" Der Verfasser hat hier offenbar die ungebildete alte Ursel in ihrer Weise reden lassen, nicht bloß in dem nee statt nein (s. unten Nr. 70), sondern auch in der verworrenen Satzverbindung: „Wenn er spukfest ist, was ja auch ein dummer Aberglaube ist." Natürlich will sie damit nicht das „Spukfest"-sein für einen dummen Aberglauben erklären, sondern vielmehr den Glauben an Spuk. Vgl. jedoch auch Hauptschwier. S. 347 Nr. 2, wo Beispiele ähnlicher „Inkorrektheiten" auch bei guten, ja bei unsern besten Schriftstellern nachgewiesen sind. — Für spukfest (s. auch S. 107: „Da Sie aber wahrscheinlich so spukfest sind wie mein Mann und nie Etwas mit dem Zwischenreich [s. o. Nr. 6] zu thun gehabt haben ꝛc.") bietet mein Ergänz.-Wörterb. S. 198c einen Beleg, ebenfalls aus Heyse; über nächt(ig)en s. mein Wörterb. II S. 374b, und zu Wanderung ebd. III S. 1479c, wo es unter wandern in Nr. 2 heißt: „von Geistern, Seelen, Gespenstern ꝛc., z. B. a) (mundartl.): Es [s. d. 7] wandert = spukt, geht um, Schmeller bair. Wörterb. 4, 99 (Gewennerz n.: Spuk), auch: umwandern. b) Dass die abgeschiedenen Seelen . . . in diese Albatrosse wandern müssten Forster Reise 1, 177 ꝛc., s. Seelenwanderung."

23. „Dicht überwuchert von Jelängerjelieber-Ranken, die jetzt freilich

abgeblüht hatten.“ S. 68, s. über abblühen mit sein oder haben als Hilfszeitwort und den (freilich nicht immer beachteten) Unterschied beider Verbindungen Wörterb. I S. 173c.

24. „Fluss . . ., auf dem dann und wann ein Schiffchen oder ein schmaler Kahn vorüberglitt, dass die dunkeln Wellen flüchtig vom Schimmer einer Laterne am Bord überblitzt wurden“ S. 68, s. Wörterb. I S. 169c; Ergänz.-Wörterb. S. 85a.

25. „Nun verkühlte sich auch langsam die Luft“ S. 69, s. Wörterb. I S. 1046c/7a.

26. „Sie müssen mir erlauben, es“ [das Sonett „Mittagszauber“ von Hermann Lingg] „zu citieren, obwohl es auch Ihnen wohl bekannt ist, da es so ganz meine damalige Stimmung ausspricht.“ S. 72. — Der an den Schluss gestellte, durch das grundangebende da eingeleitete Satz fände hier — wenigstens in der Schriftsprache — richtiger seine Stelle unmittelbar hinter „citieren“, etwa: „Sie müssen mir erlauben, das Sonett, obgleich es Ihnen auch wohl bekannt ist (oder: das Ihnen freilich auch ohnehin wohl bekannte Sonett) zu citieren (od.: zu wiederholen), da es &c.“

27. „Als der Kopf mich zu schmerzen anfing“ S. 73, vgl.: mir (statt mich) und s. dazu Wörterb. III S. 976c Nr. 2 und 3.

28. „Vielmehr durchdrang mich ein heimliches Wohlgefühl, wie ich es als Kind empfunden, wenn wir Verstecken spielten, und ich hatte mich in irgend einen Winkel geduckt &c.“ S. 73, wo in strafferer regelrechterer Stellung des Nebensatzes das Hilfszeitwort hatte statt nach ich (wie im Hauptsatz) hinter geduckt stände.

29. „Die summenden, schwirrenden Geräusche, die durch das Gerank der Laube an mein Ohr drangen, das Rispeln und Raunen der Blätter an den Heckensträuchern, das Knirren und Knistern der Insekten und die andern geheimnisvollen Stimmen, die nur vernehmbar werden, wenn alle Menschenlaute verstummen und der Tag auf seiner Höhe einen Augenblick still zu stehen und den Athem anzuhalten scheint.“ S. 74, vgl. in dieser Schilderung des „Mittagszaubers“ die hervorgehobenen tonnachahmenden Wörter in meinem Wörterbuch und dessen Ergänzung. Ich führe hier aus dem erstern (II S. 767c) nur an:

„Rischeln, intr. (haben) mit hellerem Tone rascheln (s. d.): Rischelnd und raschelnd. E. T. A. Hoffmann Ausgew. 7, 244. Es rischeln und rauschen die dunklen Büsche. 346“, vgl.: „Als er es so im Laube rispeln hörte. v. Horn Schmidj. 231“, s. drei weitere Belegstellen für rispeln aus Schücking im Ergänz.-Wörterb. S. 426a.

30. „Es kann nicht mehr lange dauern, es hat ja schon allzulange gewährt.“ S. 79, vgl. meine „Neuen Beitr. zur deutschen Synonymik“ S. 76ff.

31. „Die kleinen Füße, die in weißen Atlasschuhen unter dem gefältelten Saum des kurzen Batistkleides vorsahen“ S. 79 intr., wie hervorsehen, s. sehen 1b in meinem Wörterb. III 1061a Nr. 1b, vgl. vorgucken ebd. I S. 638c und z. B. hier bei Heyse S. 75. „Eine Locke ihres braunen Haares, die über den Rand des Strohhuts vorwehte“ u. ä. m. Der Beleg für das ziellose vorsehen wäre im Ergänz.-Wörterb. S. 474b nachzutragen.

32. „Sie meinen, es sei hinter meiner Stirn nicht ganz richtig.“ S. 81, vgl.: „Nicht so ganz klar unter der Stirn [im Kopfe, Oberstübchen] sein.“ Ergänz.-Wörterb. S. 527a.

33. „Ein fester männlicher Schritt ... riss mich aus meiner Versonnenheit auf.“ S. 82, vgl. andere Belege aus Heyse im Ergänz.-Wörterb. S. 483c, auch Vom Fels zum Meer 11, 199b.

34. „Es ist Alles Altweibergewäsche, was von dem Gespenst erzählt wird.“ S. 83. (vgl. meine kritische Beleuchtung des Grimm'schen Wörterb. I S. 74; II S. 143 ff., worauf ich gelegentlich — sobald sich Raum dafür findet — zurückkommen werde). „Eine abgeschiedene Seele, die eine Weile herumgeistert, ehe sie die ewige Ruhe findet“ ebd., vgl.: „Das gute Wesen hier oben herumgeistern zu sehen.“ S. 88 = spuken, vgl. Wörterb. I S. 569a; Ergänz.-Wörterb. S. 225c; 226a.

35. „Daſs ich's nicht bloß geträumt, sondern mit meinen beiden weit offenen Augen gesehen hab', darauf lass' ich mich kreuzigen. S. 91/2“ = Das steht für mich als ein unerschütterlicher Glaubenssatz fest, für dessen Wahrheit ich auch den Tod am Kreuze erdulden würde, wie ihn Christus und die Märtyrer auf sich genommen, vgl. ähnlich: auf Etwas sich todt schlagen lassen (s. schlagen Nr. 9, Wörterb. III S. 938a), rädern (s. d. 2b, ebd. II S. 631b) lassen, Gift (s. d. 1, I S. 585b) nehmen ꝛc. In der Erzählung, der dieser Satz entnommen ist, mit der Überschrift: „'s Lisabethle“, herrscht — wie schon die Überschrift verräth — die badische (oder alemannische) Mundart der Erzählerin vor, vgl. S. 92 als Einleitung: „Sie wissen, ich bin eine Pfarrerstochter aus dem Badischen, die sechste von 14 Geschwistern, (s. u.) Büble und Mädle bunt durch einander.“ Die Verkleinerungssilbe le (entstanden aus lein, el, s. u. Nr. 44), wie in der Überschrift und hier, s. Zeitschr. VI S. 43/4 findet sich noch auf derselben Seite: „Das Töchterle von unserm Küster.“ „Mir aber hatt's das Geschöpfle nun einmal angethan“; ferner S. 93: „In seinem dürftigen kurzen Röckle“. „In dem kleinen Händle“ (auch S. 94), „Ein bisle roth“. „Ich hatte gleich einen Narren an dem lieben Närrle gefressen“; S. 95: „Das Krautgärtle zu bestellen“; S. 96. „Was sie sonst aus den Bauernhäusern für ihre

Häsle (hier = Kaninchen) zusammengetragen hatte"; S. 97: „Herzle, sagt' ich einmal zu ihm [dem Kinde], was willst du denn anfangen, wenn du in die Schule musst? Da wird man dir den [masc.] Hannesle — so hieß ihr besonderer Liebling, ein schwarzes Kaninchen mit weißen Ohren — im Schultäschle mitgeben müssen"; S. 98: „Armes Närrle"; „Meine Freundin . . . trug . . . das Backfischnäsle hoch"; S. 99: „Eins der dummen, tappigen [Wörterbuch II S. 1287 b; Ergänz.-Wörterbuch S. 551 b] Thierle . . ." „Der grobe Tölpel [Hund] aber versteht keinen Spaß, schnappt wüthend zu und kriegt das Armsünderle [das Kaninchen] beim Genick"; S. 102: „Das Särgle mit den Kränzen bedeckt"; S. 103: „So schlupft' ich nur in mein Unterröckle"; „In das Sträßle hinein"; S. 104: „Hob die beiden Händle"; „Der Hannesle" (s. o.). Auf dieser Seite aber steht (mit der Endung chen, wohl weil von dem ll das le sich nicht recht abhebt): „Nach dem Ställchen", vgl. auf der folgenden Seite, auf der die Erzählung schließt: „An jedem Kohlhäuptlein konnt ich die Blätter zählen" und S. 97: „Den Papa [der Kaninchen] oder das Nesthäkchen". Leser aus Baden könnten vielleicht Aufschluss darüber geben, ob es nicht auch Kohlhäuptle, Nesthäkle heißen könnte und ob hier Heyse nicht etwa gegen die Mundart verstoßen hat; s. auch S. 95: „Ein Kaninchenpaar" und S. 96: „Ein Kaninchenbraten" (vgl. in meinem Wörterb. I S. 862 die Anmerkung zu Kanin, worin als mundartliche Verkleinerungen — neben dem schriftüblichen Kaninchen — die Formen Königle, Königlin, Künigle, Künglin, Külle &c. nachgewiesen sind. — Zu der oben vorgekommenen Verbindung: „Die sechste von 14 Geschwistern" s. Hauptschw. S. 168a, wo es heißt: „Geschwister n., gen. -s; pl. unverändert; in der Einzahl = Bruder oder Schwester oder kollektiv; zumeist in der Mehrzahl; in sinngemäßer Fügung: Der, — die, das — jüngste der Geschwister (s. Feminina 7; Numerus 4 a).

36. (s. 35) Über die Statthaftigkeit, das tonlose oder wenigstens schwachtonige persönliche Fürwort es (im sächlichen Geschlecht) abhängig von einem den Accusativ regierenden Verhältniswort anzuwenden, verweise ich auf die Zeitschr. I S. 44—47 und S. 162—170. Dem norddeutschen Schriftgebrauch widerstrebt — und zwar meiner Überzeugung nach — aus guten Gründen diese Anwendung, die in der süddeutschen Volkssprache nicht so ängstlich gemieden wird; und so findet sie sich denn auch bei Heyse in der schon in der vorigen Nr. besprochenen alemannisch gefärbten Erzählung „'s Lisabethle" mehrfach, z. B.: „Das Töchterle von unserm Küster . . . Mir aber hatt's [= hatte es] das Geschöpfle nun einmal angethan. Tagelang, wenn ich nichts Anderes zu thun gehabt hätte, hätt' ich mich

mit ihm [vgl. norddeutsch und in der Schriftsprache üblicher in sinngemäßer Fügung: mit ihr. s. u. Nr. 53; 64; 78; Hauptschwier. S. 156b/7a Nr. 1a] abgeben mögen, es [sie] spazieren führen, mit ihm [ihr] spielen, Puppenkleider für es [für sie] schneidern und ihm [ihr] alle guten Bissen zustecken." S. 92. „Es [Sie] konnt' auch stundenlang auf der Schwelle der Hausthür sitzen und den Hühnern zuschauen, die um es [um sie] her wuselten [vgl. S. 99: „das Gewusel", s. Wörterb. III S. 1686b; Ergänz.-Wörterb. S. 661a] 2c." S. 93. „Es [Sie] ließ sich Das auch gutwillig gefallen, zumal kein Mensch sich viel um es [um sie] kümmerte" S. 94.

37. Auch das mundartliche Füll- oder Flickwort als (ähnlich wie das österreichische halt, s. Wörterb. I S. 24 unter I Als) findet sich wiederholt in der Erzählung „'s Lisabethle" (s. Nr. 35), z. B.: „Wenn als einmal ein Kaninchenbraten auf den Tisch kam." S. 96. [Es] „vergaß als sein eigen Essen und Trinken darüber" S. 97.

38. Weiter führe ich aus der Erzählung: „'s Lisabethle" (s. Nr. 35) noch an:

a) „Die gutartigen, aber ruschelígen Schwestern" S. 92, siehe Wörterb. I S. 820a.

b) „Wo dem Lisabethle sein Vater Küster war." S. 93, siehe Hauptschwier. S. 70a Nr. 4c.

c) „Gleich fiel mir's [das Lisabethle] auf, weil's ... so still und nachdenklich um sich her schaute, wie ein Großes" S. 93 = wie ein Erwachsner, eine Erwachsene (s. Hauptschwier. 224b/5a „Neutrum").

d) „Die Menschensprache lernte es später als andere Kinder und machte auch nur wenig Gebrauch davon, während meine kleinsten Schwestern den lieben langen Tag pappelten, was sie nur wussten und konnten" S. 95, s. im Wörterb. und Ergänz.-Wörterb. unter babbeln und pappeln, z. B. auch: „Das Kind, das die ersten Worte zu pappeln anfing." Paul Lindau (Zeitschr. VIII S. 413 Nr. 51).

e) „Die Mutter ... tuschelte mit dem Vater" S. 99, s. Wörterbuch III S. 1404a; Ergänz.-Wörterb. S. 583c.

39. Auf S. 106 (wo die vierte Geschichte: „Das Waldlachen" S. 106—153 beginnt) habe ich mir angemerkt: „Dass er [auf dem Schaukelstuhl] sich in Schlaf geschaukelt habe" — was als Beispiel für schaukeln als rückbezügliches Zeitwort (bei Angabe der Wirkung) in meinen Wörterbüchern nachzutragen wäre.

40. „Die beiden Bäume ..., in denen ich jetzt zwei Ahorne erkannte" S. 111, vgl. Wörterb. I S. 18c, wo es in der Anm. zu Ahorn heißt: „Mehrzahl oft Ahornbäume, sonst Ahorne", mit Belegen, wo aber auch die Mehrzahl Ahornen belegt ist (Ahörnen" Sirach 24, 19)

und oft unverändert: Ahorn, gleichfalls mit Belegen, s. auch Ergänz.-Wörterb. S. 6 b.

41. „Ihr Bruder, den meine Versunkenheit belustigte“ S. 117, s. Wörterb. III S. 1102 b; Ergänz.-Wörterb. S. 483 a.

42. „Vergebens zersann ich mich, wodurch ich mir Ihre Ungnade zugezogen haben mochte.“ S. 120, s. Wörterb. III S. 1106 a; „Ein verliebter junger Geck, der sich einiger persönlicher Vorzüge bewusst ist“ ebd., — wofür ich „persönlichen“ vorziehen würde, s. Hauptschwier. S. 125 a.

43. „Seine Schwester . . . mit einem halbwüchsigen Burschen herumzigeunern zu lassen.“ S. 123, s. Wörterb. III S. 1765 c; Ergänz.-Wörterb. S. 676 b.

44. „Hat er sich früh im Klettern geübt und es bald so weit gebracht, dass er's mit jedem Eichkätzel aufnehmen kann.“ S. 123, s. Wörterb. I S. 346 c/7 a, wo es in der Anm. zu Eichhorn heißt: „Ahd., mhd. eichorn, plattd. Ekern, Ekerken, Katt-Ekerken, Katt-Eik, auch hochd. Eich-Katze und zuweilen Eich-Hase (Schmeller I 244), schwerlich entstellt aus französisch écureuil, sondern wohl vom Aufenthalt in Eichwäldern benannt. Die letzte Hälfte scheint ursprünglich nur Endung, vgl. Ahorn aus acernus.“ Vgl. auch Kluge Etymol. Wörterb. (4. Aufl.) S. 65 a/6 b. Über die Verkleinerung Eichkätzel neben dem schriftüblicheren Eichkätzchen, Eichkätzlein (s. Wörterb. I S. 878 a), vgl. oben Nr. 35.

(Schluss folgt.)

Mein Vetter Josua.

Eine Geschichte von Richard Skowronnek.
(Vom Fels zum Meer, 14. Jahrg. S. 323 ff.)

1. „[Wir] tranken Grog, rauchten unsre Cigarre, simpelten Korps-Mensuren und erzählten uns alte Geschichten.“ S. 325 a.

Vgl. zu dem ersten hervorgehobenen Worte meine Hauptschwier. S. 130 b/1 b, wo es unter dem Titelkopf „Einzahl“ in Nr. 2 heißt:

„Substantiva zur Bezeichnung von etwas bei einem Wesen nur einmal Vorhandenem oder in Betracht Kommendem stehen dem Geist der deutschen Sprache gemäß, auch wenn von mehreren Wesen die Rede ist, in der Regel nicht (wie z. B. im Englischen) im Plural, sondern im distributiven Singular“ ꝛc.

Das Weitere mögen die geneigten Leser a. a. O. nachlesen; hier genügt es, wenn ich ganz kurz sage: „Wir rauchten Jeder (oder: Jeder von uns rauchte) seine Cigarre“ —, da zur Zeit Jeder eben nur eine Cigarre rauchte, wenn dieser später auch weitere Cigarren folgten, siehe unten Nr. 16.

Zu dem zweiten hervorgehobenen Wort wiederhole ich aus der Zeitschrift VIII S. 193 das Folgende: „Muſs denn überall in der Welt fachgesimpelt werden?“ . . ., vgl. zu diesem burschikosen Ausdruck z. B.: „Man simpelt eben, man simpelt Familie, wie man als Kouleurbruder auch Fechtboden simpeln kann ꝛc.“ Telmann Götter 2, 176 u. ä. m., z. B. auch: Familie zu simpeln. Über Land und Meer, 70, 802c und aus unserer Geschichte S. 329c: „In einer Universitätsstadt findet man Das bei jungen Mädchen ja häufig, daſs sie kouleursimpeln, wie ein Bursch im fünften Semester“ und S. 330b: „Setzte ich mich in die Altherrenecke, simpelte Politik mit.“ ꝛc.

2. „Brauchst mich nicht gleich für ein trostbedürftiges altes Weib zu halten, weil ich dir da Etwas vorgegranst habe. Das ist nur so unversehens über mich gekommen, weil du mich vorhin so verquer fragtest.“ S. 325b.

Hierzu werden, denke ich, den Lesern folgende Anführungen und Hinweise nicht unwillkommen sein, — zunächst aus meinem Wörterb. I S. 617c: „Mundartlich: gran(n)en, grännen = greinen (s. d., vgl. Schmeller Bair. Wörterb. 2, 111 ff.; Stalder Schwzr. Idiot 1, 471). — Murret und granet dawider. S. Clara Etwas für Alle 2, 558. Granen und brummlen. Simplic. 2, 558 [= Kurz 3, 326[85]]. Wie der alte Graner brumm. H. Sachs 3, 2, 218c und sehr oft bei Gotthelf, z. B. von den bei Stalder nicht erwähnten Zusammensetzungen: Einem nachgrännen. Geld und Geist 312. Das Paradies vergrännen [durch Grännen desselben verlustig gehen oder machen] Schuldenb. 32. — Dazu Fortbildungen (s. Grinsen): gransen: Da granst [heult] der große Junge. Tieck 2, 240. Ums Himmelswillen nur kein Gransen und weichliches Magdalenengesicht. Nov. 6, 41. Ein Beißer und Granser. Kirchhof Wendumm. 220a. Weise Jak. 30 (Kerl).“

Dazu füge ich aus meinem Ergänz.-Wörterb. S. 235a noch:

„Die alten Weiber granen. H. Sachs Ged. 1, 190[58]. Ich k[e]if, ich gron, ich grein und zank. 2, 60[75]; Ders. 1, 504c. Zanken und gronen. Ders. Götz 1, 239; 156; auch: gronat a [brumm-end, -ig] 94 (wie grentig, s. u., ebd.). Gronet und grämisch. Ders. (Wackern. 1, 100[24]), auch: grentisch. Ders. 1, 463a; 3, 233b = grantig. M. Bermann Mar. Ther. 92; Daheim 16, 497a; Gartenl. 15, 4b; 17b; 19, 122b (Grantigkeit 21, 351a); Heyse Nov. 4. 393; Linz. Tagespost 15, 233; Salon 3, 214 ꝛc. oder: grandig. Flieg. Blätter Nr. 1854 S. 43a; Gartenl. 16, 578a; Simplic. 3, 262[6] . . ., vgl. Grant m. = Grantigkeit Hügel [Wiener Dialekt 70a], aber auch = Stolz. ebd. und z. B. Pichler All. 145 ꝛc.“

Über verquer heißt es in meinem Wörterb. II S. 622b:

„mundartlich statt des Grundworts [quer], z. B.: Beide Augen stehen verquer. Reuter Reis. 25. Wir waren uns beim Thee sehr verquer [konträr, entgegen]. Kühne Freim. 121. Die lakonische Antwort des verqueren Gesellen 131 ꝛc., niederd. verdwa(r)s."

und weiter in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 400b:

„Verquer z. B. auch F. Mendelss. Bartholdy 2, 172; Bartsch Sag. 1, 34 f. Die mir in allen Beziehungen verquere Abrede. Bismarck Briefe 37; Ense Gal. 2, 88; Höfer N. Gsch. 1, 327; Verkreuz und verquer. M. Kremnitz Märchen 148; Prutz Holb. 602; Salon (74) 681; Westerm. 225, 228b; 291, 345a; Winterfeld Winkel 2, 196," welche Belegstellen wohl genügen werden, die weite Verbreitung des „mundartlichen" Wortes auch in der mehr oder minder mundartlich gefärbten Umgangssprache zu bezeugen.

Zu dem ebenfalls noch auf S. 325 b etwas weiter unten sich findenden Satze: „So Etwas [von Wein] kriegt man heut zu Tage gar nicht mehr, seit die gottvergessene Bande da unten in Bordeaux es mit dem Pantschen angefangen hat" — wird es genügen auf mein Wörterb. II S. 496a; Ergänz.-Wörterb. 380b und die Belege dort zu verweisen.

3. „Jetzt kam der Vorarbeiter der Instleute" S. 326a, s. mein Wörterb. I S. 820a; II S. 231a und Ergänz.-Wörterb. S. 284b; ferner Wörterb. I S. 41c; Ergänz.-Wörterb. S. 15b.

4. „Dann aber kommen wieder Zeiten, in denen der heißhungrige Wolf da drinnen, die Vergangenheit mit all ihren Erinnerungen sich aufbäumt und Einem an Herz und Nieren frisst, dass man das bischen verpfuschte Leben am liebsten wegschmeißen möchte, wie einen abgetragenen Handschuh." S. 326a, s. mein Wörterb. III S. 1655a unter Wolf 1b.

5. Besonders in Bezug auf die burschikose Sprachweise*: „Dass wir [das Korps der Celten in Königsberg] . . . mit den Lawiniern in Zürich ein befreundetes Verhältnis hatten. Unser alter Herr Greil hatte es angebandelt" [burschikos = anknüpfen s. Wörterb. I S. 76c; Ergänz.-Wörterb. S. 39a], „als er . . . dahin gegangen war, um sein Examen zu machen. Dazu hatte er bei uns vor lauter Paukdoktern nicht kommen können." S. 326a, s. über pauken (burschikos = duellieren) und Pauk-Arzt, -Doktor Wörterb. II S. 509b und über die Umdeutschung Dokter statt Doktor mit der Fortbildung doktern I S. 304c und

---

* Vgl. hierzu: [Konrad Burdach] „Studentensprache und Studentenlied in Halle vor hundert Jahren ꝛc." (118 S. und 128 S.) Halle 1894. Friedrich Kluge „Deutsche Studentensprache" (136 S.) Straßburg 1895; Dr. John Meyer „Hallische Studentensprache" (98 S.) Halle 1894.

auf der folgenden Spalte: „So war er . . . auf die Kneipe [s. Wörterbuch I S. 954] der Lawinier gerathen, die damals schon am chronischen Füchsemangel [s. Wörterb. I S. 506c] litten . . . So nach dem zehnten Schoppen, da war er wieder ausgeflaggt und hatte die blaue Lawiniermütze auf dem Kopfe." [Vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 203a, wo aus Gregorovius der Satz angeführt ist: „Himmel und Meer blau und mit rosenrothen Fahnen [Wolken] ausgeflaggt." Der Satz von Skowronnek, worin — in anderer Übertragung — die festliche Ausschmückung von dem Schmuck mit der Korps- oder Cerevismütze gilt, wäre dort nachzutragen]. „Weißt ja, wie Das geht. Erst so ein Schuss ‚O alte Burschenherrlichkeit!‘, — dies Sirenenlied, bei dem die verstocktesten Philister [s. Wörterb. II S. 546c Nr. 2c] wieder jung werden, dann das Selbstbelügen," [richtiger als das hier in der Zeitschr. S. 95/6 besprochene Selbstlüge], „dass man bei einiger Energie Aktivsein und Arbeiten ganz gut mit einander vereinigen könne, schließlich die alte hinter den guten Vorsätzen lauernde Neigung zum Bummeln — und fertig ist die Laube!" Hier wären zwei Nachträge für meine Wörterbücher auszuheben: erstens die — freilich sich von selbst ergebende — Anwendung des Ausdrucks aktiv im Burschenleben für die wirklich thätigen Korpsmitglieder im Gegensatz zu den sogenannten „alten Herren" ꝛc. und zweitens die den Schluss bildende sprichwörtliche Redensart zur Bezeichnung des fertigen Abschlusses (vgl.: die Sache, die Geschichte ist fertig; der Handel ist abgeschlossen, abgemacht ꝛc.). Auch in Wander's Sprichwörter-Lex. ist weder unter fertig noch unter Laube die Redensart angeführt.

6. „Dann kamen Streitigkeiten . . . und am Ende natürlich die übliche P. P.-Suite, die alte Geschichte. Mit der Freundschaft zwischen zwei Korps geht es wie mit der zwischen jungen Mädchen. Ehe man sich's versieht, hat sie einen Knacks. Bis die Suite zum Ausfechten kam, verging aber noch eine ganze Weile." S. 326b. Über Suite (mit der Nebenform Schwiete) nebst Fortbildungen s. mein Wörterbuch III S. 1270a/b Nr. 3 und zu der Zusammensetzung: P. P.-Suite mein Fremdwörterb. II S. 203, woraus ich Folgendes hersetze: „Pro patria, fürs Vaterland, z. B. mori (sterben); (burschikos): Pro patria sich schlagen, duellieren ꝛc. für die Verbindung, der man angehört. In einer Pro-Patria-Paukerei. Oppenheim Verm. 84 ꝛc." Über Knacks siehe Wörterb. I S. 947c/8a; Ergänz.-Wörterb. S. 312a u. Zeitschr. S. 145 Nr. 47.

7. „Wir drei fochten, was man so einen guten Durchschnitt nennt, und es war ziemlich vorauszusehen, dass wir auch in Halle gut abschneiden würden." S. 326b, [bei der Paukerei, — gut wegkommen, mit Ehren

bestehen rc., vgl. Wörterb. III S. 989a, wo sich als mundartlich unter „abschneiden" 3b ein Beleg aus Holtei findet: Schlecht abschneiden bei einem Geschäft]. – „Besorgt's ihnen [den Duellgegnern] gründlich!" ebd = haut sie gehörig durch, führt sie tüchtig ab rc., s. über das allgemeine es als Objekt meine Hauptschwier. S. 142b, woraus ich nur den Anfang hersetze: „Da haben wir's [die Geschichte] rc. und in vielen Wendungen: Es Einem bieten, bringen, zutrinken" u. s. w.

8. „Ein forscher" [s. Wörterb. I S. 481a; Ergänz.-Wörterb. S. 210a] Kerl mit haselnussbraunen, treuen Augen nnd die beste Klinge, die ich je gekannt habe." S. 327a = Fechter, Schläger, — vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 309b: „Bei Ihren Anlagen [zum Fechten] sollten Sie eine der besten Klingen von Paris sein." Nord und Süd 23, 19. — „Er schlug seinen Gegnern meistentheils in den ersten Gängen durch die Parade" ebd., s. mein Fremdwörterb. II S. 173a Nr. 5a.

9. „Diese Fahrt nach Halle mit ihrem Drum und Dran hat meinem Leben die entscheidende Richtschnur gegeben." S. 327a, s. Wörterbuch III S. 1411c.

10. „Na, trinken wir mal . . . auf vergnügte Urständ!" [siehe Wörterb. III S. 1175b] S. 327a. — „Der alte Herr musste nicht nur erst in dem häuslichen Guerillakriege gründlich mürbe gemacht werden, sondern sich auch aus eigener Anschauung davon überzeugen, dass der junge Doktor trotz seiner ketzerischen Ansichten genug praktischen Christenthums im Leibe hatte, um damit erforderlichen Falls ein halbes Dutzend Kandidaten der Theologie auszustaffieren, ehe er seine Einwilligung zu der Hochzeit gab." ebd. Hier hätte der hervorgehobene Nebensatz statt am Schlusse füglicher seine Stelle weiter hinauf als Zwischensatz finden sollen, gleich nach den Anfangsworten: „Der alte Herr musste".

11. „Ein halbes Dutzend Brautjungfern, eine immer schöner wie" [statt als] „die andre, so nudelsauber in ihren hellen Kleidern," — in der allgemeinen Schriftsprache gewöhnlich bild- oder blitzsauber. In meinem Ergänz.-Wörterb. S. 437b ist auch kreuzsauber mit einem Beleg angeführt und dazu wäre noch das mehr der mundartlichen süddeutschen Umgangs- als der allgemeinen Schriftsprache angehörende nudelsauber nachzutragen (vgl. bairisch nudeldick, s. mein Wörterbuch II, S. 451b Nr. 3 und I S. 291c). — Im weitern Verlauf findet sich auch zweimal die Verkleinerung: Brautjungferchen, [vgl. mein Wörterb. I S. 846a/b auch mit der üblicheren Verkleinerung Jüngferchen, wie auch Kranz-, Kränzel-Jungfer, -Jungfrau] und auf der folgenden Seite: Die zu ihnen gehörigen Brautjünglinge (so auch später S. 361b) aus der oberpfarrerlichen Verwandtschaft, vgl. außer Zusammensetzungen

wie Braut-Diener, -Führer(in) ꝛc., z. B. auch (mundartlich): die Kranzeljungfrauen oder Prangerinnen. Über Land und Meer 44, 690b (s. Ergänz.-Wörterb. S. 393a, auch prangen 2e) und zu oberpfarrerlich, s. pfarrlich Wörterb. II S. 523c; Ergänz.-Wörterb. S. 383b. – Am Schluſs der Spalte auch: „Der Brautvater, übrigens, wie sich nachher herausstellte, ein ganz umgangbarer und jovialer alter Herr.“ Das hervorgehobene Wort ist noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 219b nachzutragen, vgl. das üblichere umgänglich (Nr. 2) in meinem Wörterb. I S. 537b.

12. „Mit irgend einem Gemeinplatz die Unterhaltung zu beginnen hielt ich damals für unter meiner Würde.“ S. 328b, vgl. (mit Vermeidung des mehr oder minder harten Zusammenstoßes zweier Präpositionen): ... hielt ich — oder: (er)schien mir — damals unter meiner Würde; hielt ich damals meiner Würde nicht angemessen u. ä. m.

13. „Ich erwiederte lachend mit dem alten Satze, daſs manch Einer es eben innerlich hätte, wie der Pfannkuchen“ S. 329a. Die sprichwörtliche Redensart: es innerlich (oder: in sich) haben wie der Pfannkuchen, [das Mus oder die Füllung] fehlt z. B. auch in Wander's Sprichwörter-Lex. III Sp. 1248/9 und V Sp. 1262, wäre aber auch unter den hervorgehobenen Wörtern in meinem Ergänz.-Wörterb. nachzutragen.

14. „Es war augenscheinlich nur ein Vorwand, um die wehmüthige Stimmung wieder unterzukriegen“ [zu bezwingen, zu bewältigen, s. Wörterb. I S. 1032c], „die ihn bei der Erinnerung an diese Zeit gepackt hatte.“ S. 329b.

15. „Meine Plaisirmichelrolle hatte jetzt der schöne Heinrich übernommen“ S. 330b = die Rolle des für das Vergnügen der Gesellschaft Sorgenden, vgl. Maître de plaisir (Fremdwört. II S. 278a) und besonders das im Wörterb. II 304c ff. und Ergänz.-Wörterb. S. 355c über die Zusammensetzungen von Michel (nebst den Fortbildungen) Gesagte [wo der Plaisirmichel nachzutragen ist], wie auch Schrader's Aufsatz: „Der deutsche Michel“ hier in der Zeitschr. VIII S. 46/7.

16. „Unsre diversen Räusche auszuschlafen ... Sauft morgen nicht so unverschämt, sonst legen euch die Lawinier mit dem ersten kleinen Spritzer in die Patsche, weil ihr vor lauter Spiritus das Blut von euch geben müſst, wie ein paar Springbrunnen“ S. 331b, — s. über die Mehrzahl von Rausch (mit oder ohne Umlaut: Räusche und Rausche) mein Wörterb. II S. 664a/b und Ergänz.-Wörterb. S. 408c. Hier würde übrigens nach dem in Nr. 1. Gesagten vielleicht die Einzahl ohne „diverse“ den Vorzug verdienen, da es sich für jeden Einzelnen schließlich nur um einen Rausch handelt. — Spritzer hier burschikos von einer kleinen

Verwundung im Duell, vgl. Wörterb. III S. 1155b/c und Ergänz.-Wörterb. S. 498c. — Über Patsche s. Wörterb. II 508b Nr. 4 ꝛc.

17. „Wenn ich meinen Doppeldurchzogenen übermorgen nicht flach schlage, dann kann mein verehrlicher Komparent seiner Mama eine ganz nette Backe nach Hause bringen." S. 362b, als burschikoser Fechtausdruck, vgl.: „Der Tiefquart und des ‚Durchgezogenen'" [Hiebs] Nat.-Ztg. 34, 41; Ergänz.-Wörterb. S. 679c und hier Wörterb. III 1751c die Bemerkung über die trennbare Zusammensetzung durchziehen (⏑́ – ⏑) und die untrennbare durchziehen (⏑ –́ ⏑).

(Schluſs folgt.)

Zur Syntax der Vergleichssätze.

Von P. L. Ipsen in Kopenhagen.

In seinen „Principien der Sprachgeschichte" hat Hermann Paul ein Kapitel mit der Überschrift „Sparsamkeit im Ausdruck". Unter den zahlreichen Beispielen für diese Sparsamkeit hätte der Verfasser füglich auch die Vergleichssätze anführen können. Wenn es z. B. in diesem Kapitel S. 263 heiſst:

„Es müssen sich überall Ausdrucksweisen herausbilden, die nur gerade so viel enthalten, als die Verständlichkeit für den Hörenden erfordert,"

dann ist in dem mit „als" eingeleiteten Vergleichsatz „erfordert" offenbar ein transitives Verbum, aber wo ist das Objekt dazu? Es steht nicht da und könnte nicht da stehen, eben weil es zur Verständlichkeit für den Hörenden ganz und gar überflüssig wäre, das Objekt anzuführen, weshalb diese „sparsame" Ausdrucksweise sich herausgebildet hat; das Objekt ist leicht aus dem vorhergehenden Satz zu ergänzen, und es muſs daraus ergänzt werden, wenn man den Vergleichsatz analysieren will. S. 270 nennt der Verfasser das Beispiel:

„ich möchte dich nicht anders, als du bist"

und weist nach, daſs kein Grund vorhanden ist, den ersten Satz („ich möchte dich nicht anders") als elliptisch aufzufassen; aber nun den zweiten Satz? „bist" ist hier ein kopulatives Zeitwort und verlangt als solches ein Prädikatswort, welches nicht da steht; es muſs aus dem ersten Satz ergänzt werden. Als Ellipse möchte ich solche Konstruktionen nicht auffassen, denn es wird Nichts vermiſst, und das Objekt, beziehungsweise das Prädikatswort hat wahrscheinlich nie in den besprochenen Sätzen gestanden, da diese Satzglieder aber nothwendig hinzugedacht werden müssen und gewissermaßen implicite in den Sätzen liegen, muſs es zugestanden werden,

daſs die Konſtruktionen als Belege für die „Sparſamkeit im Ausdruck“ gelten können.

Ähnlich verhält es ſich in Vergleichsſätzen nach höheren Steigerungsgraden, wenn man z. B. ſagt: „Ein Schelm giebt mehr, als er hat.“ Der Sprachgebrauch ſteht in allen ſolchen Fällen ganz feſt; deſſen ungeachtet dürfte eine kleine Überſicht über die hierher gehörigen Erſcheinungen vielleicht von einigem Intereſſe ſein.

Die Konſtruktionen, von denen hier die Rede ſein ſoll, finden ſich 1. nach Komparativen, 2. nach „ander“ und „anders“ und 3. nach „ſo“, „eben ſo“ und ähnlichen Wörtern. Der Deutlichkeit halber behandeln wir jeden dieſer drei Fälle für ſich.

I. Vergleichsſätze nach Komparativen.

a) In dem auf einen Komparativ folgenden mit „als“ eingeleiteten Vergleichsſatz trifft man ſehr ſelten das dem Komparativ entſprechende poſitive Glied. In Analogie mit Beiſp. 82 aus Leſſing's „Emilia Galotti“* könnte man vielleicht ſagen:

1. Der Maler fand den Liebhaber beim Empfang des Bildes noch wärmer, als warm er es beſtellt hatte.

Und wie es Voſſiſche Zeitung 1892 Nr. 525 Morgen-Ausgabe heißt: Der Freiherr von Zedlitz war kein thatkräftigerer Anwalt der Reform als ſein Fraktionsgenoſſe Graf Frankenberg ein thatkräftiger Gegner. — ſo könnte es vielleicht auch heißen:

2. Er iſt kein thatkräftigerer Anwalt der Reform, als ſein Vorgänger ein thatkräftiger Gegner war.

Dergleichen Beiſpiele würden jedoch gewiſs immer Anſtoß erregen, und die darin enthaltenen Gedanken müſsten lieber anders ausgedrückt werden.

So ſagt man auch nicht: „A iſt klüger, als B klug iſt,“ ſondern kürzer: „A iſt klüger als B“ (vgl. unten).

Dagegen klingt es ganz natürlich, wenn der Poſitiv durch ein Synonym ausgedrückt iſt**, wie in folgendem Beiſpiel:

---

* S. dies auch in meinen Hauptſchwier. S. 314b ff. unter dem Titelkopf: „Vergleichendes als und wie“, Nr. 5p nebſt andern ſich anſchließenden Belegen und vgl. zu dem Beiſpiele 1 etwas minder ungewöhnlich und minder auffällig: „Der Maler fand den Liebhaber beim Empfang des Bildes, wo möglich, noch wärmer, als ſich dieſer ihm bei der Beſtellung (warm) gezeigt hatte“, obgleich auch hier das von mir eingeklammerte warm gewöhnlich wegbleiben würde (vgl. auch die folgende Fußanmerkung).
Der Herausgeber.

** Wofür der geehrte Bf. vielleicht noch treffender hätte ſetzen können: „wenn das auf als folgende Vergleichswort ein anderes als das vorangegangene iſt, ſei es

3. . . .; Seltsamerweise führte der Gang, der höher gebaut war, als ein Mann groß ist, ziemlich steil in die Höhe. Illustrierte Zeitung Nr. 2663.

Und wie man sagt: „Er war mehr todt als lebendig,“ so heißt es auch:

4. [Die unschuldige Heiterkeit der kleinen Mädchen] verwunderte ihn mehr, als sie ihm tröstlich war, . . . Paul Heyse „Merlin“ III, 182.

b) Dagegen wird im Vergleichssatze häufig das dem Komparativ entsprechende positive Glied durch ein „es“ vertreten, doch nur, wie es scheint, wenn dieses positive Glied Prädikatswort im Nebensatze sein sollte; z. B.:

5. Du bist auch bescheidener, als ich es bin; . . . Friedrich Friedrich „Nach Glück“ I, 51.

6. Loto, Du bist streng gegen mich, aber auch nicht strenger, als ich es selber gegen mich bin. Über Land und Meer 1890 Nr. 19.

7. Im Allgemeinen sind die jungen Leute von heute noch alberner und boshafter, als wir es waren. Rudolf Lindau „Robert Ashton“ II, 101.

8. [Das Zimmer war] nicht heller erleuchtet, als es ein Zimmer, in dem man ruhig plaudern will, sein soll. Rudolf Lindau „Martha“. S. 285.

Ist in dem regierenden Satze der Komparativ mit einem Substantiv verbunden [größere Mittel, Beisp. 9], so kann das entsprechende positive Glied [große Mittel] durch ein persönliches Fürwort [sie] vertreten werden; z. B.:

9. [Es wäre ein Leichtes], weitaus größere Mittel für Staatszwecke bereit zu stellen, als sie die Vermehrung der Richterstellen erfordert. Vossische Zeitung 1892 Nr. 454 Abend-Ausgabe.

10. [Es war ein] noch kleineres Boot, als es Muley zu seinen Fahrten benutzt hatte. Illustrierte Zeitung Nr. 2462.

11. Es handelt sich in diesen Briefen um Hoffnungen auf eine Zukunft, welche reinere Herzen und glücklichere Menschen sehen wird, als sie jetzt leben. August Niemann „Des rechten Auges Ärgernis“ II, 129.

---

nun ein sinnverwandtes oder z. B. auch ein entgegengesetztes ꝛc.“, s. außer dem Beispiel in 4 auch von den in der vorigen Fußanmerkung erwähnten manche hergehörige. Ich setze daraus hier wenigstens die folgenden Belegstellen her: Die That war um so weniger schlimm, als es [s. 4 b ff. bei Ipsen] der Rausch mehr gewesen. Börne 1, 143 [= je mehr es der Rausch gewesen]. Der Meister eines Baues gräbt den Grund | nur desto tiefer, als er hoch und höher | die Mauern führen will. Goethe 6, 399. So machte ich mir so weniger Bedenken, an Dich nicht zu schreiben, als öfterer wir an Dich dachten. Lessing 12, 543, vgl.: als wir um so öfter an Dich dachten.

Der Herausgeber.

12. [Wir] trinken eine Flasche besseren Weines, als man ihn uns im Kurhause vorsetzen würde, . . . Rudolf Lindau „Martha“ S. 110.

13. Wäre ich ein etwas weniger nüchterner Positivist, als ich es bin, . . . Paul Lindau „Wunderliche Leute“ S. 36 f.

c) Gewöhnlich wird das dem Komparativ entsprechende positive Glied im Vergleichssatze einfach ausgelassen; und wie in den Beispielen 9—13 das das positive Glied ersetzende persönliche Fürwort Subjekt (Beisp. 11), Prädikatswort (13), Objekt (9, 10, 12) sein kann, so kann auch hier das hinzuzudenkende positive Glied verschiedene Funktionen haben: es ist Subjekt (14—17), Prädikatswort (18—22), Objekt (23—26), Apposition (27—28), Werthbestimmung (29), adverbiale Bestimmung von verschiedener Art (30—36) u. s. w. z. B.:

14. „Er hat schon mehr getrunken, als ihm bekommen dürfte,“ . . . Berliner Tageblatt 1893 Nr. 435 Morgen-Ausgabe.

15. Nielssen verdiente keine bessere Behandlung, als ihm zu Theil geworden war, . . . Rudolf Lindau „Martha“ S. 189.

16. . . ., wenn sie [die Militärverwaltung] auch nur einige hundert oder tausend Mann weniger, als in dem neuen Gesetze bewilligt sind, forderte. Vossische Zeitung 1893 Nr. 80 Abend-Ausgabe.

17. Gute Worte waren jetzt nicht aus ihrem Munde zu erwarten, aber weniger bittere und heftige dennoch, als sich auf ihre Lippen drängten, . . . Georg Ebers „Eine Frage“. Vierte Auflage. S. 72 f.

18. „Soll er wegen der Bagatelle Mietzi noch unglücklicher machen, als sie schon ist?“ Über Land und Meer 1893 Nr. 30.

19. Ich halte diese [die Centrumsleitung] für gefährlicher, als uns je ein Nuntius werden könnte. Illustrierte Zeitung Nr. 2563.

20. . . ., der Kolporteur sei viel mehr und viel besser, als er scheine, . . . Über Land und Meer 1893 Nr. 19.

21. . . ., und ihre Stimme hatte einen eigenthümlichen, weinerlichen Klang, der das junge Mädchen auf einmal schwächer und hilfloser zeigte als sie bisher erschienen war; . . . Rudolf Lindau „Robert Ashton“ I, 179.

22. [Heute wünsch' ich mir zum ersten Male], noch kleiner zu sein, als mich die Götter geschaffen. Georg Ebers „Eine Frage“. Vierte Auflage. S. 72.

23. Ein Schelm giebt mehr, als er hat.

24. . . .; denn Oswald Melchior besaß von Hause aus mehr Geld, als er vernünftigerweise in seinem ganzen Leben hätte ausgeben können. Rudolf Lindau „Martha“ S. 28.

25. [Er suchte nun] zur Zerstreuung stärkere Aufregungen, als er am trockenen Geschäft und an harmlosen Partien fand. ebendaselbst S. 257.

26. Im vorigen Herbst gab es reichlicheren Most, als wir zu gewinnen erwartet. Georg Ebers „Eine Frage". Vierte Auflage. S. 18.

27. Sie schlug den Heimweg über die alte Wiese ein, bleicher noch und in sich gekehrter, als sie vorhin gekommen war. Berliner Tageblatt 1892 Nr. 663. Morgen-Ausgabe.

28. [Sie war von ihrer Erholungsreise] kränker, elender zurückgekommen, als sie abgereist war. Illustrierte Chronik der Zeit. 1893. S. 161.

29. [Die Männer hier sagen, die Landesregierung] koste ihnen mehr, als sie ihnen werth wäre, . . . P. K. Rosegger „Die Schriften des Waldschulmeisters" S. 84.

30. Sie verstand ihn jetzt besser, als er selbst sich kannte. Rudolf Lindau „Martha" S. 235.

31. „Gewiss, mein Herr!" antwortete die Fremde in einem etwas weniger freundlichen Tone, als sie zu Ferdinand gesprochen. Arthur von Rodank „Das Fräulein von Trostburg" S. 17.

32. Die Liebe eines einzigen Wesens entbehrt man oft schwerer, als man den Hass Tausender fürchtet. Fliegende Blätter Nr. 2275.*

33. Das Fräulein Anna von Questenberg war es, die um einen ganzen Tag früher von Wien hier ankam, als sie erwartet wurde. E. M. Vacano „Meine Raritätenbude" S. 17.

34. Er würde anders, treuer an dir gehandelt haben, als du an ihm gehandelt hast. Rudolf Lindau „Wintertage" S. 247.

35. Ich habe nie fürchterlicher fluchen hören, als Sie lachen. Lessing „Minna von Barnhelm" IV, 6.

36. Niemand kann weiter sehen, als seine Augen tragen; . . . Rudolf Lindau „Robert Ashton" II, 160.

37. [„Die große Sache!"] Eine größere Sache, als du dir den Anschein giebst, sie zu nehmen. J. V. Widmann „Jenseits von Gut und Böse" S. 40.

Beim letzten Beispiel ist zu bemerken, dass der Komparativ ein Adjektiv ist, während der zu ergänzende Positiv „groß" („eine Sache groß nehmen") als Adverb aufzufassen ist.

Im Vergleichssatz tritt bisweilen ein neues Substantiv ein, womit der zu ergänzende Positiv zu verbinden ist; z. B.:

38. Tante Minna weiß mehr Schliche, als sie Haare auf dem Kopfe hat. Conrad Alberti „Eine wie Tausend" S. 144.

* Zugleich Belegstelle für den merkwürdigen, nicht eben seltenen adjektivisch gebildeten Genitiv Pluralis „Tausender" vom Substantiv „das Tausend"; besser hieße es vielleicht: „den Hass von Tausenden".

39. . . ., und es gehören uns doch mehr knorrige Bäume, als Tage im Jahre sind. Georg Ebers „Eine Frage“ S. 3.

40. Denn, ist als Frau sie sparsam nit,
Ergiebt sich leicht ein Deficit,
Wenn die Toilette mehr verschlingt,
Als ihr Vermögen Zinsen bringt.
von Miris „Lustige Ehegrammatik“ S. 19.

Nach einem adverbialen Komparativ folgt häufig ein mit „als dass“ eingeleiteter Vergleichssatz; s. in dem Artikel „Wechsel von Zeit und Modus“ Jahrgang VIII S. 103 f. die Beispiele 47—52*; hier nur noch zwei Beispiele:

41. . . ., denn sie hungern durchweg lieber, als dass sie stehlen. Hermann Heiberg „Dunst aus der Tiefe“ I, 266 (vgl.: sie hungern lieber, als sie stehlen).

42. [Doch deutete er eine Kritik] mehr an, als dass er sie ausführte. Vossische Zeitung 1893 Nr. 211 Morgen-Ausgabe.

Eine ganz andere Bewandtnis hat es mit folgendem Beispiel:

43. Diese selbst that dazu wenig mehr, als dass sie schön und gut aussah, . . . Rudolf Lindau „Martha“ S. 235.

Im Nebensatz könnte hier nicht wie im Beispiel 41—42 der Konjunktiv stehen, denn „dass sie schön und gut aussah“ bezeichnet etwas Wirkliches; vgl.: Sie that dazu wenig mehr als Das, dass sie schön und gut aussah.

Der Vergleichssatz wird oft durch „thun“ oder „geschehen“, mit oder ohne „es“ oder „Dies“, ausgedrückt; z. B.

44. Er verbeugte sich artiger, als er bei der ersten Begrüßung gethan [vgl.: sich verbeugt hatte], . . . Berliner Tageblatt 1892 Nr. 485 Morgen-Ausgabe.

45. [Ich würde] vielleicht Äußerungen thun, die mir die Gnade dieser Herren noch mehr verscherzen möchten, als mein guter Merlin ohnehin thun wird. Paul Heyse „Merlin“ III, 24.

46. Im Grunde seines Herzens tadelte er ihn noch bitterer, als Lady Ashton es that . . . Rudolf Lindau „Robert Ashton“ I, 24.

47. Die Berliner serbische Finanzstelle hat sich bisher redlich bemüht, die serbischen Finanzen in einem vortheilhafteren Lichte erscheinen zu lassen, als Dies der serbische Finanzminister that. Vossische Zeitung 1892 Nr. 425 Morgen-Ausgabe.

48. Sie [die Antwort] noch kürzer und farbloser zu gestalten, als

* S. auch Hauptschwier. S. 811 ff. unter dem Titelkopf: „Vergleichendes als 2c.“ Nr. 51.; m.

geschehen ist, wäre unmöglich gewesen. Vossische Zeitung 1893 Nr. 46 Abend-Ausgabe.

49. Oberflächlicher konnten die 60,000 Petitionen nicht behandelt werden, als es in der letzten Session geschah. Berliner Tageblatt 1894 Nr. 200 Morgen-Ausgabe.

Man vergleiche hiermit:

50. Die Gräfin bekümmerte sich weit mehr um ihre Kinder, als es in Wien der Fall gewesen war . . . August Niemann „Des rechten Auges Ärgernis“ S. 217.

51. Etwas früher und überstürzter, als Dies sonst wohl der Fall gewesen sein würde, hatte er seine Werbung angebracht. Illustrierte Zeitung Nr. 2690.

d) Es ist indessen zur Verständlichkeit nicht immer nothwendig, dass ein ganzer Satz auf den Komparativ folgt; oft genügen ein paar Satzglieder oder ein einzelnes Satzglied, indem die fehlenden Glieder leicht aus dem Zusammenhang hervorgehen (wir kommen hiermit über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus); z. B.:

52. Die Guten lernen von den Schlechten mehr, als die Schlechten von den Guten. Fliegende Blätter Nr. 2485.

53. . . ., ich verstehe Dich besser, als Du Dich selbst. Ernst von Wildenbruch „Die Haubenlerche“ S. 91.

54. Sie bedurfte seiner weniger als er ihrer. Rudolf Lindau „Martha“ S. 256.

55. Vielmehr halte ich mich jetzt für gebundener als jemals. „Minna von Barnhelm“ V, 5.

56. Gemsen und Rehe sehen wir mehr, als Menschen. P. K. Rosegger „Die Schriften des Waldschulmeisters“ S. 50.

57. [Sie hatte die wohlbegründete Empfindung, dass sie beide] ihre Schönheit gegenseitig mehr hoben, als verdunkelten. Klaus Rittland „Unter Palmen“ S. 168.

Wenn man endlich sagt:

58. Die Brauer werden immer reicher,

— dann ist keine Spur eines Vergleichssatzes übrig geblieben.

e) Wir haben aber noch einen Fall, wo der Vergleichssatz verschwunden ist, wenigstens bis auf das einleitende „als“. Wenn es z. B. heißt:

59. Die Sache steht schlimmer, als Du glaubst. Über Land und Meer 1894 Nr. 39

— möchte man geneigt sein, „als Du glaubst“ als Vergleichssatz aufzufassen. Das ist aber eigentlich nicht richtig; der eigentliche Vergleichssatz, d. h. der Satz, wozu der zu ergänzende Positiv gehört, sollte als Neben-

satz von „Du glaubst“ als Hauptsatz regiert werden, ist aber ausgelassen: Die Sache steht schlimmer, als Du glaubst [, daſs sie (schlimm) steht].

Diese Konstruktion — „als“ leitet einen Quasi-Vergleichssatz ein, der den zu ergänzenden Vergleichssatz regieren sollte — ist sehr häufig (59–65); der ausgelassene Vergleichssatz kann durch „es“ oder „Dies“ vertreten sein (66—70):

60. Aber die Wandlung kam rascher, als er geahnt hatte. Hermann Sudermann „Im Zwielicht“ S. 6.

61. [Die] haben mehr Grillen und Vorurtheile, als verzeihlich ist; ... Gustav Freytag „Die Journalisten“ S. 96.

62. Jorja war innerlich bewegter, als es den Anschein hatte. Über Land und Meer 1893 Nr. 17.

63. Sie haben mir auch heute gestattet, rücksichtsloser zu sprechen, als einem Mädchen sonst wohl erlaubt wird. Freytag „Die Journalisten“ S. 125.

64. Da ich mit Menschen leben muſs, der Kinder wegen, sollen sie besser von mir denken, als ich werth bin. Paul Heyse „Merlin“ III, 202.

65. . . ., und es wurde ihm nicht schwer, sie länger auf dem Modellstuhl festzuhalten, als für seine Arbeit erforderlich gewesen wäre. Ludwig Fulda „Lebensfragmente“ S. 48.

66. Du siehst, daſs Deine Tochter muthiger ist, als Du es geglaubt hast. Über Land und Meer 1892 Nr. 52.

67. [Er ist] dümmer, als es eigentlich erlaubt sein sollte; . . . Rudolf Lindau „Martha“ S. 226.

68. „Ach, Vater, Du beurtheilst mich besser, als ich es verdiene!“ Klaus Rittland „Unter Palmen“ S. 345.

69. [Er drückte sich] weit gewandter aus, als Dies sonst dem Bauer oder dem ländlichen Arbeiter eigen ist. Über Land und Meer 1893 Nr. 18.

70. [Die jungen Männer wagten] nicht, sich ihr mehr zu nähern, als die Formen der Gesellschaft Dies Jedermann gestatteten. Rudolf Lindau „Robert Ashton“ II, 163.

Weit seltener ist der Fall, wo der ausgelassene Vergleichssatz als Hauptsatz den auf „als“ folgenden Nebensatz regiert; z. B.:

71. . . .; jedenfalls wäre Dies noch immer besser, als wenn eine Kontrole gleich der auf Samoa eingesetzt würde, . . . Vossische Zeitung 1893 Nr. 50 Abend-Ausgabe.

In diesem Beispiel ist „als wenn“ = „als es (gut) wäre, wenn“.

Hierher gehört auch folgendes Beispiel:

72. [Er] schaute sich nicht viel verwunderter um, als sei neben ihm eine Frucht vom Baum gefallen. Georg Ebers „Eine Frage“ S. 125.

Übrigens scheint es mir zweifelhaft, ob dieser Satz vollkommen richtig gebildet ist. Der Verfasser meint ja: „Er schaute sich nicht viel verwunderter um, als (er sich umgeschaut hätte,) wenn (oder falls) neben ihm eine Frucht vom Baum gefallen wäre [dagegen nicht: gefallen sei]." Nun kann man freilich statt: „Er sieht aus, als wenn — oder als ob — er krank wäre — oder sei," auch sagen: „Er sieht aus, als wäre — oder als sei — er krank"; aber Das ist ja ein ganz anderer Fall; dennoch hat vielleicht diese falsche Analogie den Verfasser zu der angeführten Konstruktion verführt.*

II. Vergleichssätze nach „ander" und „anders".

Die Fälle, welche unter II und III gehören, sind denen unter I vollständig analog; nur ist zu bemerken, dass die Verhältnisse beim Komparativ mannigfaltiger gestaltet sind, so dass in den beiden letzten Abschnitten nicht analoge Fälle sich finden. Wir begnügen uns, einige wenige Beispiele anzuführen, und überlassen es dem Leser, sie mit den unter I gegebenen zu parallelisieren.

73. Der Staat und die bürgerliche Gesellschaft sind heute wesentlich anders beschaffen, als sie es im Mittelalter waren . . . Vossische Zeitung 1893 Nr. 61 Morgen-Ausgabe.

74. Der Finanzminister wird schwerlich eine andere Meinung über die Lotterie hegen, als sie hier ausgesprochen ist. Ebendaselbst Nr. 89 Morgen-Ausgabe.

75. Du bist ein Anderer, als du scheinst.

76. „Fräulein Adelheid hat ihrem Verlobten noch andere Mittheilungen gemacht, als in dem Briefe enthalten sind, den man mir soeben vorgelegt hat?" F. Arnefeldt „Irrthümer" S. 201.

77. Warum soll ich mich Ihnen anders zeigen, als ich bin? Gustav Freytag „Die Journalisten" S. 93.

78. . . ., dass ich die fragliche Stelle anders auffasse und erkläre, als er es gethan hat. Sanders „Zeitschrift" IX, 41.

79. Das ist ein Anderer, wird man sagen, als wir gedacht haben! Heyse und Kurz „Deutscher Novellenschatz" IX, 105.

---

* Ipsen's Tadel halte ich für durchaus begründet; doch ließe sich die von Ebers gebrauchte Fügung, wenn auch nicht rechtfertigen, doch vielleicht entschuldigen durch eine Ergänzung wie etwa: Er schaute sich nicht viel verwunderter um, als er sich umgeschaut hätte (oder: haben würde) in der Annahme, dass eine Frucht neben ihm vom Baume gefallen sei = als ob (oder: als wenn) eine Frucht gefallen sei — oder: als sei . . . eine Frucht . . . gefallen.

Der Herausgeber.

80. Adelheid quälte sich mit dem Gedanken, dass sie anders geartet sei, als die Mutter gern gesehen.* Über Land und Meer 1893 Nr. 20.

81. Ashton mag Frauen gegenüber ganz anders sein, als Sie es für möglich halten. Rudolf Lindau „Robert Ashton" II, 52.

III. Vergleichssätze nach „so", „eben so" u. s. w.

82. . . . — wir Maler rechnen darauf, dass das fertige Bild den Liebhaber noch eben so warm findet, als warm er es bestellte. Lessing „Emilia Galotti" I, 4.

83. Wir nehmen Ihre Gastfreundschaft so dankbar an, als sie herzlich geboten wird. Gustav Freytag „Die Journalisten" S. 68.**

84. Die Natur war glücklich und die Menschen so vergnügt, wie es Bauern am Sonntag nur irgend sein können. Heyse und Kurz „Deutscher Novellenschatz" IX, 180.

85. Dann werden Sie mir so dankbar sein, wie ich es Ihnen schon heute bin. August Niemann „Des rechten Auges Ärgernis" II, 215.

86. Ohne so große Schwierigkeiten, wie sie die Vermögenssteuer bereitet, lässt sich beispielsweise die höhere Besteuerung des fundierten Einkommens durchführen. Vossische Zeitung 1892 Nr. 535 Morgen-Ausgabe.

87. [Man prägt sich dann] nur so viel Formen ein, als erforderlich sind, um die Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Paradigma zu erkennen. Paul Princ. S. 91.

88. . . . — ich möchte in Ihrem Leben gern so viel bleiben, wie ich bisher gewesen. Hermann Sudermann „Im Zwielicht" S. 125.

89. Guter Wirth, wir sind so kahl noch nicht, als wir scheinen. Lessing „Minna von Barnhelm" I, 11.

90. Unglücklicherweise habe ich aber nur so viel Geld bei mir, als ich für meine Reise gerade brauche, . . . Illustrierte Zeitung Nr. 2658.

91. . . .; ich traute Ihnen freilich eine solche Niederträchtigkeit nicht zu, wie Sie begangen haben; . . . Friedrich Friedrich „Nach Glück" II, 60.

92. . . ., es wird schließlich der Brei nie so heiß gegessen, wie er gekocht wird. Alexander Römer „Was ist Glück?" S. 185.

93. Wir müssen eigentlich so viele Sprachen unterscheiden, als es Individuen gibt. Paul Princ. S. 35.

---

* sc. hätte. Der Herausgeber.

** Vgl. dagegen etwa: Wir sind Ihnen für die angebotene Gastfreundschaft so dankbar (vgl. auch: nicht minder dankbar), als hätten wir davon Gebrauch machen können = als wenn (als ob) wir davon hätten Gebrauch machen können. Der Herausgeber.

94. Die deutsche Kolonie hierselbst zählt also ungefähr so viele Mitglieder, wie etwa die Hansestadt Lübeck Einwohner hat. Berliner Tageblatt 1895 Nr. 176. Erstes Beiblatt.

95. . . . und Du sollst nicht solche erbärmliche Partie machen, wie sie es that. Alexander Römer „Was ist Glück?" S. 160.

96. [Die Lage] ist nicht so verzweifelt, wie man glaubt. Hamburger Nachrichten 1884 Nr. 42 Morgen-Ausgabe.

97. Offenbar will das Petersburger Kabinett nicht so weit gehen, wie die Mehrzahl der Zeitungen möchte. Vossische Zeitung 1892 Nr. 455 Morgen-Ausgabe.

98. [Die Zeiten der Scholastik] liegen noch lange nicht so weit hinter uns, als man wohl meint, . . . Paul Princ. S. 11.

99. Er wunderte sich, dass er keinen so großen Schmerz empfand, wie er es sich vorgestellt hatte. Hermann Sudermann „Frau Sorge" S. 195.

100. [Ihre Überraschung] war groß, aber nicht so freudig, wie Massaloff dies erwartet hatte. Rudolf Lindau „Robert Ashton" II, 57.*

Besitzanzeigende Fürwörter der 3. Person.

„Seinem [Gustav Adolf's] natürlichen Muth kam der andächtige Schwung seiner Einbildung zu Hilfe; gern verwechselte er seine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tilly's Niederlage ein entscheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil seiner Gegner, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache." (Schiller, Geschichte des 30jähr. Krieges. 2. Thl. 3. Buch, — der 5. Satz vom Anfang.) In diesem Satze, wie in den vorangehenden kommen mehrfach (von mir durch Sperrdruck hervorgehobene) Biegungsfälle des besitzanzeigenden Fürworts der 3. Person (sein) vor, die sich ganz unzweifelhaft sämmtlich auf Gustav Adolf (den Schwedenkönig) beziehen, wie es auch in dem unmittelbar nachfolgenden dann weiter heißt:

„Seine Krone, seinen vaterländischen Boden weit hinter sich, drang er jetzt auf den Flügeln des Siegs in das Innere von Deutschland" — und erst von hier ab beziehen die (gleichfalls durch Sperrdruck hervor-

---

* Indem das „als" oder „wie" des Vergleichssatzes ausgelassen wird, bekommt man einige mit „so" eingeleitete kurze Phrasen: „so gut ich kann", „so schnell er konnte", „so gut ich es vermag", „so viel ich weiß", „so gut es geht" u. s. w. So heißt es in einem Epigramm von Goethe: [Das Volk] will sich ernähren, Kinder zeugen und die nähren, so gut es vermag. Diese Konstruktion kommt gewiss nur in solchen ganz kurzen, phrasenhaften Wendungen vor.

gehobenen) Formen des Fürworts sein sich nicht mehr auf „Gustav Adolf“, sondern auf das am Schluſs genannte Deutschland, indem Schiller fortfährt:

„von Deutschland, das seit Jahrhunderten keinen auswärtigen Eroberer in seinem Schoße gesehen hatte. Der kriegerische Muth seiner Bewohner, die Wachsamkeit seiner zahlreichen Fürsten, der künstliche Zusammenhang seiner Staaten, die Menge seiner festen Schlösser, der Lauf seiner vielen Ströme hatten schon seit undenklichen Zeiten die Ländersucht der Nachbarn in Schranken gehalten; und so oft es auch an den Grenzen dieses weitläufigen Staatskörpers gestürmt hatte, so war doch sein Inneres von jedem fremden Einbruch verschont geblieben“ &c.

Eine einzige Form des Fürworts sein habe ich im Obigen nicht durch gesperrten, sondern durch fetten Druck hervorheben lassen, und zwar, weil ich für diesen einen Fall bei den geneigten Lesern die Frage anregen möchte, auf welches Hauptwort ihrer Ansicht nach hier die Form von sein bezogen werden müsse.

Irre ich nicht sehr, so werden, wenn nicht alle Leser, doch bei Weitem die überwiegende Mehrzahl beim ersten unbefangenen Lesen hier das sein (wie in allen übrigen Fällen des ersten Satzes und in den zunächst darauf folgenden Worten) auf „Gustav Adolf“ zu beziehen geneigt sein, wie denn auch nach meiner Auffassung und nach meinem Sprachgefühl diese Beziehung die sprachlich nächst liegende und natürlichste ist.

Aber nun muſs ich doch einer andern Auffassung das Wort leihen, wozu ich etwas weiter ausholen muſs.

In der höchst empfehlenswerthen Zeitschrift: „Languages an international Journal for Linguists, Philologers, Students, etc. the literary and advertising medium of all interested in Languages“ in der Nummer vom 15. Juli auf S. 131 b findet sich eine mit dem Preis gekrönte englische Übersetzung der ersten 5 Sätze aus dem 3. Buche der Schiller'schen Geschichte des 30jährigen Krieges und ich lasse hier den Schluſsabsatz buchstäblich folgen.

His natural courage was aided by the devout turn of his imagination. He willingly exchanged his cause for the cause of Heaven, and saw in Tilly's defeat a decisive judgment of God against His enemies, but, in himself, an instrument of divine vengeance.

Aus dem großen Anfangsbuchstaben des vor enemies stehenden besitzanzeigenden Fürworts His ersieht man deutlich, daſs der Übersetzer (Mr. W. E. Pendred) bei den Worten:

„[Gustav Adolf] erblickte in Tilly's Niederlage ein entscheidendes Urtheil Gottes zum Nachtheil seiner Gegner“ nicht die Gegner Gustav

Adolf's, sondern die Gegner Gottes verstanden hat, was in der Gegenüberstellung des Nachfolgenden:

„in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache"

eine Stütze findet. Ich möchte annehmen, dass der Übersetzer den Sinn Schiller's hiermit richtig getroffen hat. Aber, wenn Das hier auch dahingestellt bleiben mag, so wird man doch zugestehen müssen, dass jedenfalls Schiller sich nicht ganz unzweideutig ausgedrückt hat. Um diesen Aufsatz nicht ungebührlich auszudehnen, verweise ich auf Das, was ich in meinem Hauptschwier. unter dem Titelkopf: „Zweideutigkeit" in Nr. 2d auf S. 353b—358a ausgeführt habe. Wenn aber zum Schluss die Leser fragen, wie sich Schiller — wenn der englische Übersetzer dessen Sinn richtig getroffen hat — ganz unzweideutig hätte ausdrücken können oder sollen, so ist etwa zu antworten:

„Gern verwechselte er [Gustav Adolf] seine Sache mit der Sache des Himmels, erblickte in Tilly's Niederlage ein entscheidendes Urtheil zum Nachtheil der [oder — mit Rücksicht auf den Wohllaut — gegen die] Widersacher Gottes, in sich selbst aber ein Werkzeug der göttlichen Rache."

Aus Briefen von Gustav Freytag.

Aus drei zunächst in der „Zukunft" mitgetheilten, von da aber auch in die Nat.-Ztg. 48, 507 übergegangenen, an seinen Verleger und Freund Salomon Hirzel gerichteten Briefen Gustav Freytag's habe ich mir — zunächst für mein Ergänzungs-Wörterbuch — die folgenden Stellen aufgezeichnet, die ich hier auch den Lesern meiner Zeitschrift vorlegen möchte, wobei ich mich — mit Rücksicht auf den Raum — im Allgemeinen theils auf bloße Hervorhebung von Einzelnem durch Sperrdruck, theils auf kurze Bemerkungen beschränke und nur in einem Fall etwas ausführlicher mich auslasse.

In dem ersten Brief (aus Koburg vom 4. Oktober 1860) meldet Freytag:

„Mittelpunkt der vornehmen Societät ist die Königin [von England], hier so heiter und liebenswürdig, wie nie an ihrem eigenen Hofe, und doch jeder Zoll eine sehr vornehme Dame. Ihr zunächst steht unser Herzog; man kann nicht schöner und edler repräsentieren, als dieser kleiner Racker thut, das Musterbild eines vornehmen Gentlemans. Wie durch einen Zauber hat er — seinen längst beseitigten — Hof in einen großartigen eleganten Hausstaat verwandelt, nach der Versicherung erfahrener Kritiker einer der elegantesten Europa's &c."

In Bezug auf den Schluss möchte ich auf das in meinen Hauptschwier. unter dem Titelkopf „Apposition“ in Nr. 7 (S. 45 ff.) Gesagten hinweisen, woraus ich hier wenigstens den Anfang hersetze:

„Eben so verschieden ist auch sonst von der Apposition eine bloße Einschiebung oder Einschaltung, die, als außerhalb des Satzverbandes stehend, nicht mit dem dadurch erklärten Satztheil kongruiert, sondern unabhängig im Nominativ steht &c.“

In einem vertraulichen nicht für die Veröffentlichung bestimmten Freundesbrief ist hier der Nominativ durchaus an seiner Stelle, während Freytag, wenn er sich an die Öffentlichkeit gewendet hätte, vielleicht für den Schluss einen vollständigen Relativ- (oder Beziehungs-) Satz vorgezogen hätte: „Der nach der Versicherung erfahrener Beurtheiler einer der elegantesten Europa's ist.“

Weiterhin heißt es:

„Worum“ [richtig; nicht: warum, s. Hauptschwier. S. 88a Nr. 2b β] „mancher englische Gentleman von normännischem Blut sein Leben lang vergeblich ringt, Das ist dem Verfasser von ‚Soll und Haben‘ in Überfülle zu Theil geworden . . . Weißbärtige, glotzäugige Engländer an den Wänden starrten mit gestäubtem Backenbart. Der Prinzess Friedrich Wilhelm und des Prinzen dito huldvolle Auslassungen behalte ich mündlicher Unterredung vor. Es war so stark und massenhaft verbindlich und doch so human von allen Seiten an Artigkeiten, dass“ [ich wohl nur durch Flüchtigkeit des Schreibers fehlend] „ganz eingeräuchert einherging“.

Aus dem 2. Brief (Ligny, den 24. August 1870):

„Unterdess sehne ich mich nach Hause zurück, ernsthaft, es ist genug des Stromerns“ —, vgl. aus dem 3. Brief (Siebleben, 17. September 1870): „Das wilde Leben eines Schlachtenbummlers hat auch seine Reize, obgleich man den Moment nicht los wird, wo man als Müßiger unter Berufsleuten sich unnütz vorkommt.“

Ordnungszahlen von Brüchen.

In der Regel werden Ordnungszahlwörter, die auf die Frage: „der wievielte (oder wievielste)“ antworten, nur entsprechend ganzen (nicht Bruch-) Zahlen gebildet, z. B. zu eins — der erste; zu zwei — der zweite; zu drei — der dritte u. s. w.

In meinem Wörterbuch I S. 662c aber habe ich am Schluss der Anmerkung 4 zu dem Zahlwort halb gesagt:

„Eine zugehörige Ordnungszahl ist ungewöhnlich, doch: Aristophanes im 15½ Jahre und Shakespeare im 20sten. Jean Paul 41, 41, wo

man wohl zu lesen hat: im sechzehntehalbten Jahre, s. auch 21, 132" — und daran anknüpfend in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 247c:

„Für die seltnern zugehörigen Ordnungszahlen s. auch: Bühnen anderthalbter Klasse. [Glassbrenner's] Montags-Ztg. 14, 2 [zwischen der ersten und zweiten Klasse]; 20, 17 ꝛc. Die siebentehalbte Stunde dröhnte . . . hernieder 18, 6. Noch in der zwölftehalbten Stunde [s. d. 2a], 17, 17, [vgl. ähnlich: In der elfdreivierteltenj."

Darauf folgen dort noch Hinweise auf den von Dr. Camillus Wendeler 1880 herausgegebenen „Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm" S. 408/9, wo der Herausgeber über Meusebach's scherzhaften Fischart-Orden berichtet. Ich theile — des leichtern Verständnisses halber — das Hergehörige etwas ausführlicher mit, als es im Ergänz.-Wörterb. geschehen. Der Herausgeber schreibt:

„Erst im Jahre 1828 scheint Meusebach diesen Scherz ins Werk gesetzt zu haben: Halling erhielt die III. Klasse des Ordens, bald darauf . . . die nächsthöhere. ‚Wir Stifter, Herr und Großmaister des Fischart-Ordens', — lautet das Koncept einer darauf bezüglichen Urkunde von Meusebach's Hand, — ‚erheben Unsern lieben getreuen Karl Halling, der Zeit Geheimschreiber und Ritter dritter Klasse des gedachten Ordens . . . durch gegenwärtigen offnen Brief zum Ritter des besagten Ordens dritthalber Klasse ꝛc.'"

Weiterhin heißt es: . . . Lachmann . . . erhielt . . . nur die dritte Klasse; die vierthalbe Karl Förstemann . . . Ritter des Fischartordens fünfthalber Klasse ward ‚der veste und edele von Manteuffel' u. s. w.

Dass meiner Ansicht nach — bei diesen Scherzbildungen richtiger, der Sprachähnlichkeit gemäßer hinter „halb" noch ein t hinzuzufügen wäre: „dritt(e)-, viert(e)-, fünft(e)halbte Klasse", bemerke ich hier nur im Vorübergehen; was mich aber bewogen hat, das Vorstehende über Ordnungszahlen von Brüchen hier in der Zeitschrift zu wiederholen, ist ein mehrfach mir aufgestoßenes Vorkommen derartiger Wortbildungen auch — wie oben bei Jean Paul — ohne jeden scherzhaften Anstrich, nämlich, wo es sich bei Sternen am Himmel um die Rangordnung ihrer „Größe" nach der Helligkeit und der Stärke des Glanzes handelt, in der sie dem Auge des Beobachters erscheinen. Bekanntlich sprechen die Beobachter von Sternen erster, zweiter, dritter Größe u. s. w. Aber wie hat man sich für Zwischenstufen der Größe auszudrücken? So ist z. B. in der National-Ztg. 48, 478 (vom 7. August d. J.) gedruckt:

„Auf der Sternwarte zu Nizza sind von Herrn Charlois in den Abendstunden des 23. Juli zwei neue Planeten aus der Familie der

Asteroïden aufgefunden worden. Der eine davon ist 11., der andere 11,5. Größe" u. s. w.

Der hinter den Ziffern stehende Punkt zeigt, dass es sich um Ordnungszahlen handelt. Die erste lautet ausgesprochen zweifelsohne: „elfter Größe"; aber wie hat man die zweite richtig auszusprechen? etwa: „elf(und)fünfzehntelter Größe"? oder: „elf(und)einhalbter Größe"? oder: „zwölftehalbter Größe"?

Wie man wohl sieht, will ich die Frage durchaus nicht entscheiden, sondern eben nur anregen; es würde mir — und auch wohl vielen Lesern — erwünscht sein, den hier im Munde der Astronomen vom Fach herrschenden Sprachgebrauch nachgewiesen zu sehen.

Zu der Zeitschrift S. 169.

Zu Dem, was der geistreiche Herr Hevesi in seinem hübschen Plauderbrief an Sie a. a. O. geschrieben, gestatten Sie mir wohl eine kurze Bemerkung.

Gewiss fällt es mir nicht im entferntesten ein, die Richtigkeit der Beobachtung des Herrn Hevesi zu bezweifeln; nur die Schlüsse, die er daraus zieht, halte ich für gewagt. Ich wäre bereit, zu wetten, dass das „merkwürdige magyarisch-deutsche Wort" anekdotischen Ursprungs ist und nur in einem sehr beschränkten Kreis als Erinnerung an irgend ein spaßhaftes Vorkommnis, und zwar wohl nur vorübergehend, benutzt wurde. Um meine Meinung besser zu erläutern, führe ich ein Seitenstück an. Auf einem Ball hatten die Kameraden eines böhmischen Regimentes zufällig gehört, wie ein junger Officier, offenbar ein etwas blöder Schäfer, in verlegener Unbeholfenheit der Dame seiner Bewunderung eine Erfrischung mit den Worten: „Sleczinko, Zuckerwasser?" anbot. Das trug nicht nur dem Betreffenden den Spitznamen „Sleczinko-Zuckerwasser" ein, sondern es galt auch eine Weile als sehr guter Witz, die bekannten Fräulein mit Sleczinko anzusprechen. Hätte in diesem Falle nicht ein uneingeweihter Lauscher mit demselben Anschein von Berechtigung annehmen dürfen, das böhmische Sleczinko — nebenbei bemerkt ist mir die Rechtschreibung dieses Ausdruckes völlig unbekannt — sei als Anrede deutscher junger Damen gäng und gebe?

Nein, das österreichische Deutsch ist zu starker, zu widerstandskräftiger Natur, um so leichtlich Fremdes in sich aufzunehmen. Welch ein Kauderwälsch, welch ein Mischmasch aus Italiänisch, Spanisch, Slavisch, Ungarisch u. s. w. müsste sonst in Wien gesprochen werden, bei dessen geschichtlicher Vergangenheit, bei der Rolle, die z. B. besonders die Neapolitaner zu Beginn des vorigen Jahrhunderts dort gespielt haben? Man vergleiche

dagegen die erstaunliche Aufnahmefähigkeit des Berliner Deutsch für das Französisch von einer Handvoll Refugiés!

All Dem gegenüber, was man uns ohne Grund vorwirft, wundere ich mich, dass eine fehlerhafte Eigenthümlichkeit so wenig Beachtung findet. Man hört sie nur zu häufig von Leuten, die aus Gegenden stammen, wo die Bevölkerung von Slaven durchsetzt ist, ich meine den Gebrauch von „sich" anstatt „uns" in der ersten Person der Mehrzahl von zurückbezüglichen Zeitwörtern. Grade dieses: „wir haben sich gesetzt, gelegt ꝛc." fällt mir immer ganz besonders auf die Nerven!*

Linz a./D. E. v. Fichten.

Es.

„Während er, sie, seiner, ihm, ihr durch den Ton hervorgehoben werden können, ist es gewöhnlich tonlos und deßhalb tritt für das nachdrucksvoll, z. B. durch Inversion an die Spitze tretende es (als Objekt oder Ersatz des Prädikats) gewöhnlich Das oder Dies oder das zu ersetzende Wort selbst ein ꝛc." Hauptschwier. S. 140a. Das gilt im Allgemeinen für die Schriftsprache; aber mundartlich findet sich auch das nachdrucksvoll an die Spitze des Satzes gestellte es (statt Das), vgl. ein aus der Straßburger Post in die Nat.-Ztg. (48, 461) übergegangenes Geschichtchen aus Rappoltsweiler, woraus ich hier folgende Stelle aushebe:

„Sehsch, Seppel," meinte der Eine, „des isch [übereinstimmend mit der Schriftsprache: Das ist] der Kaiser". „Nai," sagte der Andere „was denksch? ich kenn doch den Kaiser". „Wenn ich der sag, es isch er!"

---

* Vgl., was Heinr. Kurz in seiner Ausgabe von Grimmelshausen's Simplicianischen Schriften (Leipzig 1863) in der Einleitung (Bd. I S. XLVI ff.) unter den hauptsächlichen syntaktischen Eigenthümlichkeiten aufführt: „Das Reflexivum wird beinahe ohne Ausnahme in allen Personen mit dem Pronomen sich gebildet. (Wir mußten sich still halten; mein Schwiegervater und ich bedankten sich; ich kam über sich); nur im Dativ tritt alterthümlich ihm, ihr, ihnen ein (Manche bildet ihr ein)". — Vielleicht darf ich es auch wagen, aus meinem Buche: „Die heutige griechische Sprache" (2. Aufl. Leipzig 1890. 1. Theil § 49, S. 78) den Anfang herzusetzen: „Für diese sich auf das Subjekt zurückbeziehenden und also im Nom. nicht vorkommenden Pron. galt altgr., nach den 3 Pers., z. B. im Gen.: ἐμ-, σε-, ἑαυτοῦ, Fem. -αυτῆς ꝛc.; doch wurde namentlich im Plur. das Pron. der 3. Person auch für die beiden ersten Personen mit verwendet, also z. B. im Acc. ἑαυτούς, -τάς -τά nicht nur = sich, sondern auch = uns, euch (selbst)" [s. Grammatiken der altgriech. Sprache]. Sie — und die Leser meiner „Zeitschrift für deutsche Sprache" — wollen diese Abschweifung auf ein fremdes Gebiet gütigst entschuldigen. Lassen Sie recht bald wieder von Sich hören! Alles Gute!

Der Herausgeber.

[wofür es in der Schriftsprache heißen würde: Das ist er!]. „Jo," gab der Seppel zu, „er seht ihm a bissel gleich, awer es isch er net" [vgl.: Das ist er nicht — oder: Er ist es nicht]. Während Beide noch stritten, kam zufällig ein echter Rappoltsweiler daher. Um Aufklärung zu erhalten, sprach der Seppel ihn an: „Könnten Sie uns net sage, s' il vous plait wer des isch, mein ami sait, des isch der Kaiser und ich sag, es isch er net :c."

Aus der National-Zeitung 48 Nr. 495.

In der Vereinfachung des Schreibwerks stellt eine Verfügung, die der Oberpräsident der Provinz Westfalen an die ihm unterstehenden Behörden gerichtet hat, einen Fortschritt dar. Sie geht von dem jetzt wohl allgemein anerkannten Standpunkte aus, dass bei den stetig anwachsenden Geschäften der staatlichen Verwaltungsbehörden die Ausdrucksweise im schriftlichen Verkehre der Behörden unter einander eine möglichst knappe, von überflüssigem Beiwerk entkleidete Form erhalten sollte. Es wird daher zunächst empfohlen, den Gebrauch der die Stellung der Behörden als vorgesetzte, gleichgestellte oder nachgeordnete kennzeichnenden sog. Kurialien (ergebenst, gefälligst, gehorsamst, geneigtest u. s. w.) auf das Maß des Nothwendigsten zu beschränken, eben so die Anreden Euer Hochwohlgeboren, Wohlgeboren :c. Ganz zu beseitigen ist die für die Berichte an vorgesetzte Behörde übliche Eingangsformel: „E. pp, Der pp., beehre ich mich in Verfolg der nebenbezeichneten hohen Verfügung Nachstehendes gehorsamst zu berichten", so wie die für Schreiben an gleichgestellte oder nachgeordnete Behörden oder Beamte gebräuchliche Einleitung: „Die p. beehre ich mich ergebenst davon in Kenntnis zu setzen, dass u. s. w." Für Erwiederungen auf Schreiben gleichgestellter oder Berichte nachgeordneter Behörden wird die Anwendung eines Formulars empfohlen, das in der obern linken Ecke den Vordruck: „Erwiederung auf das Schreiben (den Bericht) vom" . . . enthält. Hierdurch wird die Eingangsformel: „Dem p. erwiedere ich auf das gefällige Schreiben (Bericht) ergebenst, dass u. s. w." vermieden. Auch ist statt der häufig vorkommenden Wendung: „Wie Euer p. aus der Anlage 3, auf deren Inhalt ich gehorsamst Bezug zu nehmen mir gestatte, geneigtest ersehen wollen, liegt es u. s. w." lediglich zu setzen: „Nach Inhalt von Anlage 3 liegt es u. s. w." Die Verfügung nimmt noch auf eine Anzahl ähnlicher Fälle Bezug, in denen weitschweifige Redensarten entweder ganz umgangen oder durch einen kurz zusammenfassenden Ausdruck ersetzt werden. Als schlagendes Beispiel sei die Vereinfachung des folgenden Berichts angeführt: „Betrifft Veränderungen in den Besitzverhältnissen der zur Theilnahme an den Herrenhauswahlen berechtigten Rittergüter (Erlass

vom . . .) E. Exz. beehre ich mich in Verfolg des nebenbezeichneten hohen Erlasses gehorsamst anzuzeigen, dass im vergangenen Jahre Veränderungen in den Besitzverhältnissen der zur Theilnahme an den Wahlen zum Herrenhause berechtigten Rittergüter nicht vorgekommen sind. Der Landrath." Dafür wird in Zukunft folgende Fassung genügen: „Veränderungen in den Besitzverhältnissen der zur Theilnahme an den Herrenhauswahlen berechtigten Rittergüter (Erlass vom . . .) sind im vergangenen Jahre nicht eingetreten. Der Landrath." Solche Kürzungen stellen nicht nur Verminderungen des Schreibwerks dar, sondern sparen auch dem Vorgesetzten, der von den Berichten Kenntnis zu nehmen hat, sowohl kostbare Zeit als auch den Ärger, sich durch unnütze Wiederholungen hindurchwinden zu müssen.

Zu einem Aufsatze von Dr. Wilh. Kahl, Prof. der Rechte in Bonn.

In dieser Veröffentlichung, die den Leitaufsatz der National-Ztg. 48, 286 bildet, finden sich die drei folgenden Stellen, die ich hier, mit einigen kurzen Bemerkungen den Lesern der Zeitschrift vorlegen möchte:

1. „Welchen Namen diese richterliche Instanz tragen und durch wen sie eingesetzt werden soll, ist eine Ausführungsfrage, welche hier nicht näher erörtert werden will."

Das Schlusswort müsste richtig nicht will, sondern soll lauten, vgl. im Aktiv statt des Passivs: welche ich hier nicht näher erörtern will, s. hierzu mein Wörterb. III S. 1660 b Nr. 101; Ergänz.-Wörterb. S. 652 b und das dort Angezogene.

2. „Dies kann allerdings keine Schwierigkeit haben, nachdem die Angelegenheit das Verhältnis eines Einzelstaats zum Reiche unmittelbar berührt." Vgl. dazu meine Hauptschwier. S. 213 a, wo es unter nachdem in Nr. 2 heißt:

„Nachdem als grundangebendes Bindewort = „da" (s. d. 2) und „weil" (welche ebenfalls aus der zeitlichen Bedeutung in die kausale übergetreten) gehört nicht der heutigen allgemeinen Rechtssprache an, sondern nur noch dem Kurialstil (s. z. B. Schiller Picolomini 4, 1) und der Mundart, besonders in Österreich" (s. die Belege a. a. O.).

3. „Der Regent ist vom Landtag nur bedingt und befristet anerkannt."

Diese Anwendung des Particips (oder Mittelworts), die, wie in meinem Wörterb. I S. 501 a, auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 214 a unerwähnt geblieben ist, wäre hier und auch in meinem Verdeutschungswörterb. S. 70 b unter interimistisch neben den dort angegebenen Verdeutschungen nachzutragen.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Er.

„Wie ein Automat ließ sich Eichborn fortziehen. Der Andere merkte kaum, wie schweigsam er war, da er in Einem fort erzählte.“ Roman-Ztg. 30, 4, 589 (Hans Wachenhusen). Hier soll von den beiden hervorgehobenen er das erste Eichhorn, das zweite den Andern bezeichnen. Diesen Missstand zu beseitigen, hätte der Schriftsteller etwa setzen können: „Wie schweigsam dieser war, merkte der Andere kaum, da er in Einem fort erzählte.“

2. Name.

„Wie hätte Karla Zeit gehabt, sich des Namens zu entsinnen, dem die Liebe zu ihr wie ein fressendes Gift im Herzen saß!“ Nat.-Ztg. 46, 623 (Gg. Hartwig), vgl. mein Wörterb. II S. 390b unter Name 1e: „Name zuweilen für den Träger des Namens, die Person, doch nach allgemeinem heutigem Gebrauch nur, wo eine Beziehung zwischen dem Namen und der Person mehr oder minder hervortritt &c.“ Der Schriftsteller hätte füglich etwa setzen sollen: sich Dessen zu entsinnen &c.

3. Abwechslung des Ausdrucks; überflüssiges Verhältniswort.

„Wenn ich Ihrem mir geäußerten Wunsche, meine Ansicht über Ihr Buch zu äußern nicht nachkomme.“ Gartenl. 41, 404a (Woldemar Kaden), besser (mit Vermeidung des zweifach gebrauchten äußern) bloß: „Ihrem Wunsche“ oder sonst wenigstens: „Ihrem mir ausgesprochenen (kundgegebenen) Wunsche &c.“

„Gemessene Höflichkeit ist das Gepräge der Briefe Verdi's an Personen, mit denen er nicht näher steht.“ ebd. (Ders.) statt des bloßen denen.

4. Ursprünglich.

„In der Jägersfontein-Mine im Oranje-Freistaat (Südafrika) wurde am 20. Juni von einem Kaffer ein Diamant gefunden, der den berühmten Kohinoor, den ursprünglich größten Diamanten der Welt, an Größe um ein Beträchtliches übertrifft.“ J. J. Weber's Illustr.-Ztg. Nr. 2615 S. 194c.

Statt des hervorgehobenen Wortes hieße es richtiger wohl bisher.

5. Brauchen.

„Arbeiteten sie Alle nur wie die Rennpferde, um nicht nachdenken zu brauchen?“ Daheim 30, 50a, s. über den Infinitiv ohne „zu“, abhängig von „zu brauchen“ Hauptschwier. S. 84b, vgl.: um nicht nachdenken zu müssen oder: damit sie nicht nachzudenken brauchten.

6. Jeweils, jeweilig.

„Als habe der Protestantenverein als solcher die Aufgabe und seine Mitglieder die Pflicht, jeweils für irgend welche rein politische Maßregeln ... einzutreten ... Der jeweiligen Politik keinen Einfluss auf die Vereinsverhältnisse zu gestatten." Nat.-Ztg. 46, 635 (Kammergerichtsrath Schröder), vgl. über das mundartliche Umstandswort jeweils und dessen Nebenformen und das zugehörige Eigenschaftswort mein Wörterbuch III S. 1533b und Ergänz.-Wörterb. S. 622a.

7. Betteln.

„Immer diese Bettelei an den schwesterlichen guten Willen, an den Eltermann'schen Geldsack." Nat.-Ztg. 46, 635 (Gg. Hartwig). Bei dem hier von dem Hauptwort Bettelei abhängenden Verhältniswort mit dem Accusativ hat dem Vf. wohl der Gedanke an eine Verbindung wie etwa: „sich bettelnd an Jemand wenden" vorgeschwebt; aber es heißt sprachüblich nicht: „an eine Person betteln" (statt: bei ihr betteln, vgl. das zielende: sie anbetteln) und so hätte der Vf. auch setzen sollen: „Diese Bettelei bei dem schwesterlichen guten Willen ꝛc."

8. Abenteuerthum.

„Hoher und höchster Adel aller Nationen, Geldfürsten, eine glänzende Halbwelt aller Länder und ein blendendes Allerwelts-Abenteuerthum verleihen dem Badeleben der Hochsaison den Reiz einer pikanten verschwenderisch-prunkvollen Mannigfaltigkeit." Nat.-Ztg. 46. 637 (G. Hartwig). Richtiger gebildet dürfte wohl das in meinem Wörterb. I S. 5b mit einem Beleg von Ad. Stahr aufgeführte Abenteurerthum sein.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Freytag's Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Schulunterricht. Leipzig, G. Freytag 1895, gebunden:

Goethe, Gedichte (Auswahl), herausgeg. von Prof. Dr. Friedr. Bachmann. Mit einem Titelbild. 180 S. Mit Titelbild Pr. 80 Pf.

Lessing, Emilia Galotti, herausgeg. von Oskar Lange 118 S. Pr. 70 Pf.

Schiller, Gedichte (Auswahl), herausgeg. von Prof. Dr. Friedr. Bachmann. Mit einem Titelbild 202 S. Pr. 80 Pf.

Schiller, Kabale und Liebe, herausgegeben von Dr. Karl Hachez 148 S. Pr. 80 Pf.

Sophokles, König Ödipus in der Übersetzung von J. J. C. Domer herausgeg. von F. Mertens. Mit 4 Abbildungen. 114 S. Pr. 60 Pf.

Languages, an international Journal for Linguists, Philologers, Students, etc. The literary and advertising medium of all interested in Languages. St. Paul's Chambers 19-20. Ludgate, London, E. C. Threepence monthly. Jahrespreis 4 M.

Rich. Thiele, Dr. phil., Gymnasialdirektor, Der Theaterzettel der sogenannten Hamburgischen Entreprise: Beiträge zur deutschen Litteratur- und Theatergeschichte: 1. Die Wichtigkeit der Theaterzettel für Lessing's Hamburgische Dramaturgie. (32 S.) Erfurt, Hugo Güther.

Briefkasten.

Herrn **Wilh. v. A. . . .** in Berlin: Ich muſs Ihnen beistimmen, wenn Sie in der von deutschen Industriellen dem General von Stosch überreichten Glückwunschadresse (s. Nat.-Ztg. 48, 489) zwei Stellen anders gewünscht hätten. Die erste lautet: „Eure Excellenz vollenden mit dem heutigen Tage einen Zeitraum von 60 Jahren reichgesegneten Wirkens, welches mit dem Eintritt in die Armee als Officier begann, und gestatten sich die ergebenst Unterzeichneten, zu diesem ehrenvollen Erinnerungstage Eurer Excellenz ihre ehrerbietigsten Glückwünsche darzubringen.“

Bei der mit und angeknüpften zweiten Satzhälfte wird der unbefangene Leser zunächst das Subjekt der ersten Hälfte als auch hier geltend anzunehmen geneigt sein. Dieser Miſsstand wäre vermieden, wenn entweder das Subjekt der zweiten Hälfte dem Zeitwort vorangestellt oder sonst auf das nachfolgende durch ein vorangeschicktes es vorbereitend hingewiesen wäre, also: „und die ergebenst Unterzeichneten gestatten sich 2c.“ — oder: „und es gestatten sich 2c.“

Wenn es weiterhin heiẞt: „Daſs Eurer Excellenz Name mit dem Aufschwingen des gewerblichen Lebens im deutschen Reich unlöslich verknüpft bleiben wird“ —, so stände hier besser: „mit dem Aufschwunge 2c.“, wodurch nicht bloẞ das Aufschwingen, sondern auch der damit begonnene aufsteigende Flug in die Höhe bezeichnet wäre.

Herrn **Christian P. . . .**, Lehrer in Dresden: Für „obligatorische“ und im Gegensatz dazu „fakultative“ Unterrichtsgegenstände empfehle ich Ihnen in dem eingesandten Satz als vollkommen geeignete deutsche Ersatzwörter: unerläſsliche und wahlfreie Unterrichtsgegenstände, vgl. Sie aus einem Schreiben des Kultusministers an eine städtische Schuldeputation (in der National-Ztg. 48. 502): „die von der eigentlichen höheren Mädchenschule gesonderten wahlfreien Lehrkurse 2c.“

Herrn **Xaver F. . . .** in Aschaffenburg: Für Ihren Zweck — und Viele werden sich mit Ihnen in gleicher Lage befinden — wüſste ich Ihnen nichts Besseres zu empfehlen als die in London den 15. jedes Monats zum Jahrespreis von 4 M. erscheinende Zeitschrift Languages. Da der „Preis für die einzelne Nummer postfrei“ nur 35 Pfg. beträgt, so würde ich Ihnen rathen, Sich einige Probenummern kommen zu lassen, um aus eigener Anschauung zu sehen, was und wie viel Ihnen diese höchst empfehlenswerthe Zeitschrift bietet. Hier muſs ich mich darauf beschränken, Ihnen einige wenige Proben aus der Nr. vom 15. Juli d. J. mitzutheilen. Da finden Sie u. A. aus einer angesehenen ungarischen Zeitschrift in magyarischer Sprache ein durchaus zutreffendes Urtheil über Languages mit beigefügter englischer Übersetzung, welche lautet: This English periodical is an interesting little journal. As its name implies, it is devoted to linguistics, but its chief object is not so much the scientific study

of linguistics as, rather, the practical use of languages. In every number we find articles in English, German, French, Italian and Spanish, here and there also paragraphs in other languages. The Editor assists subscribers with advice both in the theoretical and practical study of languages. The matter published is cleverly selected, and the journal stands high above similar undertakings in Germany.

Eine weitere kleine Probe:

A neat little contribution to the humour of the position with reference to the German spelling muddle, is made by our worthy contemporain, Reform. A teacher, on sending a petition to a certain Government department, spelt he word 'Abtheilung' with 'th' after the old fashion, although the 'h' when following a 't', is tabooed by the new orthography — with exceptions, be it understood. This dreadful offence naturally could not be allowed to pass uncensured. The department, in its reply, duly rebuked the sinner, but the face of the latter must have been a picture when, on coming to the end of the official missive, he read, „Königl. Regierung, Abtheilung für Kirchen- und Schulwesen.“ Verily, „What's bred in the bone will come out in the flesh.“

In der Abtheilung Our Students' Page finden Sie unter den mit dem Preis gekrönten Übersetzungen eine unter den eingesendeten als beste anerkannte eines Abschnittes aus Schiller's Dreißigjährigem Krieg (s. o. S. 268 ff.).

Diese Proben aus dem reichen Inhalt werden genügen; ich füge zum Schluss nur noch hinzu, dass Bestellungen auf die Zeitschrift zu richten sind an:

Henry Schaefer, 19, Ludgate Hill, London E. C.

„Für Abonnements und kleine Annoncen kann der Betrag in europäischen Briefmarken, bei einem Zuschlag von 10%, remittiert werden.“

Herrn **Eugen Klein** (Kontrolör der Aussig-Teplitzer Eisenbahn) Bahnhof Teplitz: In Ihrem Briefe rufen Sie und die Betheiligten meine Entscheidung in einer Streitfrage an in Betreff der (wie Sie schreiben) in neuerer Zeit bei Ihnen oft gehörten Wendung: „Das wird dir noch zum Fehlen kommen“ in dem Sinne: „Das wird dir noch einmal fehlen; du wirst es noch einmal schmerzlich vermissen; du wirst später noch einmal bedauern, dass du es nicht mehr hast“ ꝛc. Ich kann Ihnen nur beistimmen, wenn Ihr Sprachgefühl sich gegen diese Wendung sträubt, welche die Gegenpartei in Schutz zu nehmen und zu vertheidigen versucht.

Fortsetzung im nächsten Hefte!

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Mecklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Zu Schiller's Gedicht: „Die unüberwindliche Flotte“.

Dies Gedicht findet sich genau — mit Angabe der verschiedenen kleinen (fast nur die Rechtschreibung betreffenden) Abweichungen — abgedruckt in der von Karl Goedeke so vortrefflich besorgten „Historisch-kritischen Ausgabe von Schiller's sämmtlichen Schriften“, in dem die „Arbeiten der Leipzig-Dresdner Zeit“ enthaltenden vierten Theile (1868) S. 110—112 als Nr. XV.

Beigefügt hat Goedeke unter dem Texte das Folgende:

Mercier: Voici de quelle manière un poète a peint cet événement: „Une flotte formidable fait mugir les flots. C'est plutôt une armée de châteaux flottans; on l'appelle l'invincible, et la terreur qu'elle inspire, consacre ce nom; l'Océan qui tremble sous son poids, paroit obéir à sa marche lente et majestueuse; elle avance, celle flotte terrible, comme un orage qui grossit; elle est prète à fondre sur l'isle généreuse que le Ciel regarde d'un oeil d'amour, sur l'isle fortunée dont les nobles habitans ont le droit d'être libres, et l'emportent en dignité sur tous les habitans de la terre, parce qu' ils ont su faire des loix qui enchainent depuis le roi jusqu' au citoyen; ils ont voulu être libres, ils le sont devenus; le génie et le courage maintiennent leurs augustes privileges. Iamais cette isle si chère aux grands coeurs, aux ennemis de la tyrannie, ne parut si près de sa ruine. Les hommes généreux qui d'un pole à l'autre s'intéressent à cette majestueuse république, croyoient sa délivrance impossible; mais le Tout-Puissant voulut conserver le noble rempart de la liberté, cet asyle inviolable de la dignité humaine; il souffla, et cette flotte invincible fut brisée et dispersée; ses debris épars furent suspendus aux pointes des rochers, ou couvrirent les bancs de sable, ecueils vengeurs où s'anéantirent l'arrogance et la temerité.“ Ces mots du poëte, le Tout-Puissant souffla, sont allusion à la médaille que la reine Elisabeth fit frapper en mémoire de ce grand événement. On voyoit au revers une flotte fracassée par la tempète, avec cette légende: Afflavit Deus et dissipati ſunt.

Dem Gedicht (Nr. XV) geht in der „Historisch-kritischen Ausgabe“ als Nr. XIV. aus der „Thalia 1786. 2, 71—104“ ein Aufsatz voran (S. 88—109) mit der Überschrift:

Philipp der Zweite
König von Spanien.
Von Mercier. a)

wozu der Anfang der Fußanmerkung lautet:

a) Precis historique zu seinem Portrait d. Philippe second [roi d'Espagne.] A Amsterdam 1785. 8°. ohne Namen des Verfassers x.

Ich füge weiter aus Schiller's Übersetzung des Mercier'schen Aufsatzes folgende Stelle (S. 91 Z. 25—30) hinzu:

Er [Philipp II.] trachtete nach der Eroberung von Britannien, denn er verabscheute alles, was frei war. Wäre es Drake nicht gelungen, hundert seiner Schiffe im Hafen von Cadix zu verbrennen, und hätte nicht ein wohlthätiger Sturm jene furchtbare Flotte zerstreut, die mit dem Namen der Unüberwindlichen pralte, so war dieser glückliche Freistaat aus dem Globus vertilgt. b) —,

wozu die Fußanmerkung lautet:

b) „Diese merkwürdige Begebenheit hat ein Dichter jener Zeit in folgender Ode besungen:" [Schiller] folgt: „Die unüberwindliche Flotte": s. Nr. XV — „Voici de quelle manière un poëte a peint cet événement"; s. Nr. XV. Schiller hat, wohl zu beachten, das un poëte Merciers in „ein Dichter jener Zeit" verwandelt und dadurch die Annahme veranlaßt, als sei das Gedicht, das Mercier umschreibt, vom Ende des 16. Jahrhunderts.

Aus dem Vorwort Goedeke's zu dem 4. Bande S. V und VI hebe ich noch folgende Stelle aus:

Bei den Übersetzungen sind die Originale verglichen worden, was freilich kein besondres Verdienst einschließt, aber von den Erklärern und Biographen unterlassen ist, sie würden sonst nicht immer das Bekenntniß wiederholen, nicht zu wissen, aus welcher Quelle Schiller den Stoff zu seiner unüberwindlichen Flotte geschöpft oder die Kenntniß der dabei erwähnten Medaillenlegende geschöpft. Das hat der Herausgeber des deutschen Dichters nicht zu untersuchen. Der „Dichter jener Zeit", oder, wie Schiller später berichtigte, der „ältere Dichter" hat sich einfach in „un poëte" verwandelt. Wen der bescheidene Franzose unter dieser allgemeinen Bezeichnung versteckt hat, dürfte nicht schwer zu errathen sein. Für die, welche diesen Dingen dennoch näher nachzugehen geneigt sind, sei indeß bemerkt, daß weder eine Medaille, die genau mit der Beschreibung Merciers stimmte, noch ein Gedicht dieses Inhalts aufzufinden war, obwohl die ausgedehntesten Nachforschungen in den Schätzen der Göttinger Bibliothek angestellt sind. Sollte Mercier gegen alle Wahrscheinlichkeit nicht selbst

sein poëte sein, so wird nur ein zufälliger Fund seine Quelle entdecken; auf methodischem Wege ist nichts zu erwarten.

Aus der von Goedeke beigegebenen Fußanmerkung sei nur noch die folgende Stelle angeführt:

Die Kenntniß der Medaille schöpfte Mercier aus Addisons Spectator Nr. 293, obwohl dort die Legende mit dissipantur statt dissipati schließt; denn nur der Spectator nennt die Medaille eine von Elisabeth geschlagene, was selbst die Engländer (z. B. The Medallic History of England to the Revolution. London 1790. 4°. p. 22) für irrig erklären.

Der Vollständigkeit halber mag noch aus „The Spectator-Volume the fourth. London. MDCCLVII Nr. 293" (p. 238) der folgende Absatz hier seine Stelle finden:

I am very well pleaſed with a medal which was ſtruck by Queen Elizabeth, a little after the defeat of the invincible Armada, to perpetuate the memory of that extraordinary event. It is well known how the King of Spain and others who were the enemies of that great Princeſs, to derogate from her glory, aſcribed the ruin of their Fleet rather to the violence of ſtorms and tempeſts, than to the bravery of the Engliſh. Queen Elizabeth, inſtead of looking upon this as a diminution of her honour, valued herſelf upon ſuch a ſignal favour of Providence, and accordingly in the reverſe of the medal above-mentioned, has repreſented a Fleet beaten by a Tempeſt, and falling foul upon one another, with that religious inſcription, Afflavit Deus et diſſipantur. 'He blew with his wind, and they wers ſcattered'.

Den Schluſs dieses kleinen Aufsatzes aber bilde das Folgende aus Büchmann's „Geflügelten Worten" 16. Aufl. (v. Walter Robert-tornow) 1889 S. 387:

Auf die Vernichtung der gegen England gesandten Riesenflotte Philipp's II., der Armada, durch die August- und Septemberstürme d. J. 1588 schlugen die Holländer in Middleburg eine Dank- und Denkmünze. Die eine Seite trägt mit den Wogen kämpfende Schiffe und die Umschrift: „Flavit Jehovah et dissipati sunt" („Jehovah" in hebräischen Lettern auf einem Gewölk: vgl. Van Loon Nederlandsche Historipenningen I, 392). Die andere Seite zeigt als Sinnbild des Protestantismus eine auf meerumbrandetem Fels festgegründete Kirche, darunter Moritz von Nassau's Wappenschild und um den Rand die Worte: „Allidor non laedor" („mag es an mir anprallen, wird es doch an mir abprallen"). Irrthümlich schreibt Addison („Spectator Nr. 293") eine solche Denkmünze mit der Inschrift: „Afflavit Deus et dissipantur" der Königin

Elisabeth von England zu, und Schiller bringt nach Mercier („Portrait de Philippe second“ Amst. 1785. „Précis historique“ p. IX) in der Anmerkung zu seinem Gedicht „Die unüberwindliche Flotte“ (1786. „Thalia“ II 71) denselben Irrthum nebst der durch ihn landläufig gewordenen Änderung der Devise:

Afflavit Deus et dissipati sunt,

welche er am Schluſs des Gedichtes also übersetzt:

„Gott, der Allmächtige, blies
Und die Armada flog nach allen Winden.“

Das lautet in Racine's „Athalie“ (1691) 5, 6, 3—4:

Comme le vent dans l'air dissipe la fumeur
La voix du tout-Puissant a chassé cette armée . . .“

und in Martin Crugot's „Der Christ in der Einsamkeit“ (1756, 7., Korn, Breslau: „Der Allmächtige blies und zerstäubete die Unüberwindliche wie Spreu, welche der Wind zerstreuet.“ Vgl. „Martin Crugot, der ältere Dichter der unüberwindlichen Flotte Schiller's.“ Urkundlich nachgewiesen von Karl Hermann Manchot“ (Bremen, C. W. Russell 1886. S. 23).*

Sprachliche Bemerkungen zu der „Wunderseltsamen Historia“ ꝛc. von Schiller.

(S. die Historisch-kritische Ausgabe, 3. Theil. S. 169—176).

1. „Ein groser Herre, wie man weißt,
Ist nicht wie unser einer.
Wenn unsre Seele weiter reis't,
Drob kümmert sich wohl keiner
Ein Schnuppen den ein Groser klagt,
Wird in der Welt herumgesagt.

S. 170 (Z. 33—38),

vgl. mein Wörterb. III S. 1639b, woraus ich Folgendes hersetze: „Er weißt. Brant Narrensch. 45 [80]; Luther Sämmtl. Werke 26, 321; Stumpf 382b; 547b; Wackernagel Leseb. 3, 19 [6] (Keisersberg); 334 [11] (Seb. Franck) ꝛc. und noch schwäbisch, z. B. auch Wieland 11, 67 (Reim: speist); 10, 272 (Reim: Geist; ebd. außerm Reim: weiß) und in frühern Schriften Schiller's, s. Joach. Meyer Beiträge ꝛc. 1, 6 ff. [wo,

* S. auch aus dem Gesange Moses' nach dem Durchgange der Israeliten durchs rothe Meer II Mos. 15, 7 (nach meiner Übersetzung in meinen Gedichten „Aus den besten Lebensstunden“ 1878 S. 296):

Da deine Rache schnob,
Da zerstob
Der Feind geschwind,
Wie Spreu in dem Wind.

außer unserer Stelle und einer andern im Reime, auch eine in ungebundener Rede mitgetheilt ist].

Zahlreiche Belege für Schnuppen m. (statt des heute in der Schriftsprache üblichen Schnupfen) findet man in meinem Wörterb. III S. 995 b, darunter noch von Goethe, Herder, Joh. v. Müller, Platen, Tieck, Wieland, vgl. namentlich auch noch (s. ebd.) das allgemein übliche Sternschnuppe f. Zu dem klagen in derselben Zeile s. mein Wörterb. I 915 a, woraus ich kurz das Folgende aushebe:

„1. tr.: a. Einem Etwas klagen: seinen Schmerz über Etwas gegen Einen laut werden lassen, ihm seinen Schmerz äußern: Einem sein Leid, sein Unglück klagen . . . Seltener mit Objekt ohne Bezug auf — genannte oder zu verstehende — Personen, denen man Etwas klagt: . . . Hatte Abends zu viel gezecht und klagte am Morgen sein Haupt. Zinkgräf 1, 271, gewöhnlich „über" s. 2 a rc."

2. „Die Balle Lüge kommt so recht
Zu statten einem Götzenknecht."

S. 171 (Z. 49/50),

s. über das weibliche Balle (statt Ball und Ballen m.) mein Wörterb. I S. 73 a und (wo die Verse Schiller's angeführt sind) Ergänz.-Wörterb. S. 35 b.

3. „Hol mich der Dachs!"

S. 171 (Z. 51),

s. Ergänz.-Wörterb. S. 131 c, wo es unter Dachs in Nr. 4 (unter Anführung dieser Stelle) heißt: „euphemistisch statt Teufel (s. d.)"

4. „‚Woher mein Freund?' brüllt auf und ab
Die Schildwach an die Fremde."

S. 172 (Z. 69/70),

(Reim: Hemde), — wo es nach heutigem Gebrauch „die Fremden" heißen müsste, vgl. Hauptschwier. S. 70 a unter „Deklination der Eigenschaftswörter" Nr. 3. Dort heißt es: „Über die veralteten Formen der Mehrzahl: die arme [statt armen] Leute rc. s. All 13, Anm.", woraus ich wenigstens den Anfang hersetze:

„Im Nominativ und Accusativ der Mehrzahl findet sich (vgl. Deklination der Eigenschaftswörter 3) vereinzelt auch noch ohne derartigen Unterschied, als Nachwirkung ältern Gebrauchs, starke Form, vgl. bei Spate 2, 95 die — längst veraltete — Regel: ‚Es heißt und muss heißen: Die arme Leute rc.' und so noch: Die Sternkundige. Forster Reisen 1, 5. Die zu Toulon eingeschiffte Flüchtlinge. F. H. Jacobi, Nachlass 1, 172. Wir zwei waren wohl die zwei einzig lebendige Menschen in ganz Frankfurt. Bettine Goethe 15 und bei Schiller: Die blaue Flecke. Joach. Meyer Neue Beitr. 9 rc. und demgemäß noch: Alle andere [statt: andern]

Charaktere. Börne 1, 378, „nebst vielen andern Belegen, die ich hier übergehe; dagegen lasse ich hier aus der in dem dritten Theil der „histor.-krit. Ausgabe“ von Schiller's „sämmtlichen Schriften“ auf S. 535—575 enthaltenen Erzählung: „Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache (aus einem Manuscript des verstorbenen Diderot gezogen)“ die Stellen folgen, die ich mir daraus als bezeichnend für den theilweise noch im Jahre 1784 schwankenden Gebrauch Schiller's in der Abwandlung der Eigenschaftswörter und der eigenschaftswörtlichen Hauptwörter angemerkt habe. Die dabei in eckige Klammern eingeschlossenen „n“ sind von mir hinzugefügt, die durch fetten Druck hervorgehobenen „**n**“ finden sich schon bei Schiller:

„Der Marquis brach alle seine vorige[n] Verbindungen ab, . . . brachte ihr alle ersinnliche[n] Opfer.“ S. 535 Z. 10—12.

„Wir bedauren die Andächtige[n], die Andächtige**n** bedauern uns.“ S. 549 Z. 16.

„Diese Frauenzimmer sind ihre Bekannte[n] und leben von Almosen.“ S. 553 Z. 10.

„Wir Weltkinder verstehen uns auf die wunderliche[n] Bedenklichkeiten der Heiligen nicht.“ S. 553 Z. 20/1.

„Unsere unsinnige**n** Verschwendungen.“ S. 553 Z. 24/5.

„Die arme**n** Unschuldige**n** zu Grunde zu richten.“ S. 554. Z. 13.

„Ich habe meine Bediente[n] in fremde Kleider gesteckt.“ S. 556 Z. 4.

„Daß unsre beide**n** Andächtige**n** die Unterhaltung mit allem Wiz, aller Feinheit, aller verführerischen Grazie würzten.“ S. 560 Z. 1/2.

„Rufen Sie ihre Bediente[n].“ S. 572 Z 3.

5. „Schon moeubelt' man das neue Schloß —
Je glätter der Burgunder floß.“

S. 173 (Z. 91/2),

vgl. mein Wörterb. II S. 318a, wo angegeben ist:

„möbeln tr.: 1. mit Möbeln versehen, ausstatten, so auch: aus-, bemöbeln . . ., gewöhnlich mit fremder Endung: (aus-)möblieren“ (ähnlich auch in meinem Fremdwörterb. II S. 80b). Der Beleg aus Schiller wäre nachzutragen.

Weiter s. mein Wörterb. I S. 590c, wo es unter glatt in der Anmerkung heißt: „Adelung hat die Steigerung nur ohne Umlaut; doch findet sich: glätter z. B. Psalm 55, 22 rc.“ mit weiteren Belegen, zu denen diese Verse von Schiller hätten gefügt werden können, von dem ich in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 229b die Form des Superlativ glättest angeführt habe aus Fiesko V, 13. Auftr. Ich setze die Stelle nach der Histor.-krit. Ausg. 3. Thl. S. 152 Z. 8—10 buchstäblich getreu her.

„O Pfui, so etwas kann die Hölle kaum kitzeln — Erst wirbelt sie mich künstlich auf der Freude letztes glättestes Schwindelbach, schwätzt mich bis an die Schwelle des Himmels“ u. s. w., s. auch Zeitschr. VIII S. 71 Nr. 22.

Sprachliche Bemerkungen zu Schiller's Aufsatz: „Die Räuber. Ein Schauspiel, von Friedrich Schiller.* 1782“

in Schiller's sämmtlichen Schriften. Historisch-kritische Ausgabe. 2. Thl. 1867. S. 354—373.

1. „Das einzige Schauspiel auf Wirtembergischen Boden gewachsen“ S. 354 Z. 12 in nachlässiger Form statt des richtig gebildeten Dativs: „wirtembergischem“.

2. „Vater von zween Söhnen“ Z. 14, — heute zwei.

3. „[Er] stürzt in Exzesse und Schulden“ Z. 17, üblicher: „stürzt sich“ s. Wörterb. III S. 1261a Nr. 3a.

4. „Wusste er die Zeitungen“ [vgl. Nachrichten, ähnlich S. 355 Z. 11] von den Lüderlichkeiten seines Bruders zu seinem eigenen Vortheil zu verschlimmern, seine [deutlicher: dessen] reuevoll und rührenden Briefe zu unterdrücken . . . und den Vater dergestalt gegen den Sohn zu erbittern, dass er ihm [deutlicher: diesem] den Fluch gab &c.“ Z. 20 ff.

5. „Der noch einen Privatgroll auf den alten und [den] jungen Graf gefasst hatt.“ S. 355 Z. 10/1, wo richtiger das von mir in Klammern hinzugefügte „den“ nicht hätte ausgelassen werden sollen.

6. „Sein Anhang wuchs, seine Güter stiegen.“ Z. 26, besser: sein Vermögen, Besitz(thum), sein Einkommen stieg, s. mein Wörterb. I S. 644b und c unter „Gut“ Nr. 5 und 7 und vgl.: „[Er] trat sodann in den vollkommensten Besitz seiner Güter und Rechte.“ Z. 22 &c.

7. „Er hätte sich bälder zehen Mordthaten als einen einzigen Diebstahl vergeben.“ Z. 31 mehr mundartlich statt eher, lieber.

8. „Seine wollüstige Bestürmungen.“ S. 356 Z. 12 statt: wollüstigen, vgl. Nr. 11 und s. Zeitschr. S. 285 Nr. 4.

9. „Wobei der Vater für Entsetzen stirbt“ S. 357 Z. 9 statt des heute üblichen vor, vgl.: „Wir zittern für ihr“ [der ewigen Verdammnis] S. 364 Z. 31 und Zeitschr. S. 292 Nr. 9.

10. „Aus diesem Generalriss des Stücks“ Z. 171, vgl.: aus diesem allgemeinen Abriss, aus dieser Skizze.

11. „Solche bedürfen nothwendig einer eben so großen Dosis von Geisteskraft als die erhabene[n] Tugendhafte[n].“ S. 358 Z. 2, vgl. Nr. 7.

---

* Im „Wirtembergischen Repertorium“ unterzeichnet „R . . . . r“.

12. „Dass die hitzigsten Angriffe und Kabalen des Lasters nur Binsengefechte gegen die siegende Tugend sind.“ S. 358 Z. 9 wohl für Gefechte mit den schwächsten, zerbrechlichsten Waffen 2c., noch in meinem Ergänz.-Wörterb. wie in den übrigen Wörterbüchern fehlende Zusammensetzung.

13. „Indem er dem weltverworfenen Sünder einen schleichenden entgegensetzte.“ S. 359 Z. 23 = dem von der Welt verworfenen, s. Wörterb. III S. 1575a, vgl. gottverworfen.

14. „Weil er sein Mädchen zu feurig liebt als sie verlassen zu können.“ S. 360 Z. 10, wo üblicher (statt des als) „um“ zu setzen war, vgl. — ohne Satzverkürzung —: „als dass er sie verlassen könnte“ (s. Hauptschwier. S. 311 ff. Nr. 5 l, m), eben so in dem unmittelbar Folgenden: „weil er zu edel denkt, als ein Sklave der Leute zu sein, wird er ihr Verderber“ (vgl.: als dass er ein Sklave der Leute sein möchte — oder (um) ein Sklave . . . zu sein).

15. „Das Aug wurzelt in den erhabenen armen Sünder, wenn schon lang der Vorhang gefallen ist.“ S. 361 Z. 1, vgl. mein Wörterb. III S. 1685a/b unter „wurzeln“ 1, wo es erklärt ist. „Wurzel gefasst haben und so fest gewachsen sein, haften, — eigentlich und bildlich und übertragen,“ s. dort die Belege, namentlich die mit in und dem Dat. oder dem Accus. (z. B. den aus Heine).

16. „Unsre Fantasie hat Raum, solche Triebfedern darzu“ [dazu oder deutlicher: hinzu] „zu träumen, als nur immer dergleichen Teufeleien wohl nicht entschuldigen, doch begreiflich machen können.“ S. 363 Z. 1 ff. Hier entspricht das hervorgehobene als nicht dem heutigen Sprachgebrauch, vgl. diesem gemäß etwa: „Triebfedern hinzuzuträumen, von solcher Art, dass sie“ [oder kürzer: „Triebfedern hinzuzuträumen, welche“] „dergleichen Teufeleien freilich nicht entschuldigen, aber doch begreiflich machen können.“

17. „Wir entsetzen uns über den gräßlichen Sophismen 2c.,“ üblicher: über die 2c., vgl. Hauptschwier. S. 296b ff. unter „über“ Nr. 9, namentlich 9d, s. Wörterb. III S. 1085c „sich entsetzen über, ob, vor Etwas“ und vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 479b.

18. „Sonst ist dieser Charakter, so sehr er mit der menschlichen Natur missstimmt, ganz übereinstimmend mit sich selbst.“ S. 364 Z. 10, üblicher etwa: „so sehr er der menschlichen Natur (im Allgemeinen) zuwiderläuft 2c.“, s. über die nicht in allen Formen gleich üblichen Zusammensetzungen mit der Vorsilbe „miss“ Hauptschwier. S. 209a/b. Man sagt ganz gewöhnlich: „Etwas stimmt mit etwas Andrem überein“, aber nicht (im Gegensatz): „es stimmt damit miss“ oder: „es missstimmt damit“, (vgl. jedoch in meinem Wörterb. III S. 1219c aus

Vossens Horaz-Übersetzung 2, 130: „Wenn zu des Redenden Lag' und Geschick das Geredete missstimmt"), sondern lieber: „es ist nicht damit übereinstimmend" oder: „in Übereinstimmung", „es fehlt (mangelt) die Übereinstimmung zwischen Beiden", es steht damit im Widerspruch, widerspricht ihm, läuft ihm zuwider" oder Ähnliches. Jedenfalls hätte der Beleg aus Schiller bei mir nicht fehlen sollen. Ich entsinne mich auch keines weitern Beleges für die Verbindung: „mit Etwas missstimmen", und Nachweise weitern Vorkommens würden sehr erwünscht sein.

19. „Stirbt er nicht bald wie ein großer Mann?" S. 365 Z. 3 = beinahe, fast.

20. „Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behulf der schlechten Dramatiker." S. 369 Z. 2, für das heute gewöhnliche Behelf (s. mein Wörterb. I 735 b/c). Dieselbe Form gebraucht Schiller (wie der Herausgeber bemerkt) auch in einem andern Aufsatz: „Zuweilen scheint es auch nur ein schlauer Behulf zu sein" S. 382 Z. 28.

21. „‚Und er muss süß gewesen sein, der Tod von Bräutigams Händen. Nicht wahr, Amalia?'" Amalia (sterbend im Blut): „Süsse" S. 370 Z. 7 statt: süß.

Erharten; erhärten; sich erhärten.

In meinen Hauptschwier. S. 145/6 heißt es unter dem Titelkopf: Faktitiva: „1. Transitiva mit der Bedeutung: machen, dass Etwas geschieht . . ., z. B. zu sterben heute: tödten, in der ältern Sprache auch sterben, vom Intransitiv sich nur durch die schwache Abwandlung unterscheidend (s. 2 b), vgl., ganz ohne Form-Unterschied, intransitiv: Das Fleisch kocht, brät; hat eine Stunde gekocht, gebraten ꝛc.; faktitiv: Die Köchin kocht, brät es, hat es eine Stunde gekocht, gebraten (vgl. sieden) und, unterschieden durchs Hilfszeitwort, intransitiv: Etwas zerbricht, ist zerbrochen, faktitiv: Jemand zerbricht es, hat es zerbrochen . . . 2. Andrerseits durch die Form unterschieden, z. B.: Erharten, faktitiv: erhärten; erkalten, erkälten; erwarmen, erwärmen; erwachen, erwecken ꝛc. Das Faktitiv hat regelmäßig schwache Abwandlung, wenn auch das Intransitiv starke hat . . ."

In meinem Wörterb. I S. 697 c habe ich unter erhärten gesagt: „1. intr.: hart werden, z. B. ohne Umlaut: Welche von der Sonne erharten, spitzig werden. Ryff Spiegel der Gesundh. 156 b. Jener erhartete schnell. Voß Ov. 2, 140 [„erstarrte zu hartem Gestein"]. Der, erhartet schon, | nah sein zehntes Lustrum fühlt. Ders. Hor. 1, 243. Deren

Thränen an der Sonne zu Bernstein erharteten. Ders. Ländl. 2, 318 ꝛc. Doch auch oft mit Umlaut, z. B.: Klebmittel, welche durch Austrocknung erhärten. Karmarsch Techn. Wörterb. 2, 431; 159; 216; 414. Dass zu Stein mein Herz erhärte. Chamisso 6, 257 ꝛc. — 2. tr.: selten, veraltet (eigentlich): Wiewohl die Haut sehr dicke, erhärtet es doch dieselbe noch mehr. Ryff Thierl. 5; meist übertragen: Etwas gegen Zweifel ꝛc. feststellen, bestätigen: Etwas eidlich erhärten. Indem die Gesetze ... durch Induktion als Vernunftgesetze erhärtet wurden. Fichte 8, 362. Er beweiset die Wirklichkeit des Ohngefährs ... und erhärtet, dass im Grunde alle Philosophen sie zugeben müssen. Lessing 5, 43. Dass ich mein Urtheil darüber ... erhärte. 8, 48. Eideshelfer, ... die Jegliches erhärten sollen, was ich hier behauptet. Schiller 663 b. Die Erhärtung oder Verwerfung unserer Ansicht. Vogt Ocean 2, 17". — Weitere Belege zu erharten und erhärten (im Sinne von „hart werden") und von dem letzteren als Faktitiv finden sich auch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 258 c; aber erst in diesem habe ich für das in der Überschrift hinzugefügte rückbezügliche sich erhärten (das z. B. auch in dem Grimm'schen Wörterb. unerwähnt geblieben ist) 3 Belege beigebracht, die ich hier wiederholen will, unter Beifügung eines vierten aus Schiller: Der Stein erhärtet sich ziemlich schnell. Hackländer Heidehaus 123 ꝛc. und (übertragen): Zu kriegerischer Arbeit sich | mit Lust erhärtend. Denis (s. Engel 11, 521). In dem Innersten der Menschennatur erhärten sich allmählich Gedanken und Überzeugungen zum Willen. Freytag Bilder 2, 2, 69. Die Stelle von Schiller aber findet sich in der „Historisch-kritischen Ausgabe" von Schiller's sämmtlichen Schriften. 2 Thl. S. 355 in dem Aufsatze aus dem „Wirtembergischen Repertorium" mit dem Titel: „Die Räuber. Ein Schauspiel, von Friedrich Schiller. 1782" mit der Unterschrift: „K .... r* und lautet: „Franz, der sich durch boshafte Streiche zu den abscheulichsten Verbrechen erhärtet hatte", wofür es gewöhnlicher heißen würde: verhärtet, s. mein Wörterbuch I S. 698 a, vgl. auch: „Durch den Arm eines im Handwerk erhärteten Buben freveln" Sch. a. a. O., S. 363 Z. 33.

Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache.

Diese Erzählung stand zuerst in der von Schiller (1784) herausgegebenen „Rheinischen Thalia" mit der Bemerkung auf der Titelseite des Umschlages: „übersezt vom Herausgeber aus einer Handschrift des Herrn Diderot" und findet sich in einem buchstäblich genauen Abdruck in dem

* S. o. S. 287 ff.

dritten Theile der (von Goedeke besorgten) „Historisch-kritischen Ausgabe“ von Schillers sämmtlichen Schriften S. 535—575.

Ich setze zunächst den Schluss (auf S. 575) her:

„Diderots ganze Beredsamkeit wird dennoch schwerlich den Abscheu hinwegräsonnieren, den diese unnatürliche That nothwendig erwecken muß. Aber die kühne Neuheit dieser Intrigue, die unverkennbare Wahrheit der Schilderung, die schmucklose Eleganz der Beschreibung haben mich in Versuchung geführt, eine Übersezung davon zu wagen, welche freilich die Eigenthümlichkeit des Originals nicht erreicht haben wird. Das Ganze ist aus einem (so viel ich weiß) in Deutschland noch unbekannten Aufsaz des Herrn Diderot: Jakob und sein Herr, oder der Fatalismus genannt. Der Freiherr von Dalberg zu Manheim besizt die Originalabschrift und seiner Gefälligkeit danke ich es auch, daß ich in dieser Thalia Gebrauch davon machen durfte.“

Hier in meiner „Zeitschrift für deutsche Sprache“ ziehe ich nur die Übersetzung Schiller's in Bezug auf Sprachliches in Betracht und füge den betreffenden Stellen meine Bemerkungen zur Prüfung in möglichster Kürze bei:

1. „Ihr machte er den Hof mit der größten Geflissenheit, brachte ihr alle ersinnliche Opfer, sie von der Heftigkeit seiner Neigung zu überführen, und trug ihr endlich sogar seine Hand an.“ S. 535 Z. 29 ff.

Nach heutigem Gebrauch: „alle sinnlichen Opfer“ s. hier in der Zeitschr. S. 285 Nr. 4; „zu überzeugen“, s. mein Wörterb. I S. 514b, wo es unter überführen in Nr. 3 heißt: „Einen überführen: unleugbare, überzeugende Beweisgründe für Etwas, dessen er beschuldigt wird und das er leugnet, beibringen: Ich überführe ihn, dass er gestohlen, — des Diebstahls &c. — Nicht immer genau von ‚überzeugen‘ (s. d. [III S. 1739c ff.]) geschieden“ u. s. w.

2. „Aber die Marquisin, die noch nicht vergessen konnte, wie unglücklich ihre erste Heirath gewesen, wollte sich lieber jedem andern Ungemach des Lebens als einer zwoten aussezen.“ S. 535 Z. 14 ff., vgl.: „Sie finden hier zwo weibliche Geschöpfe, wie man wenige finden wird.“ S. 549 Z. 32/3. „Sehen Sie heute ihre zwo Freundinnen?“ S. 552 Z. 17. Vgl. mein Wörterb. III S. 1806a/b die Anmerkung zu „zwei“.

3. „Er schlug ihr vor, in Gesellschaft zu gehen, sie thats — Besuche anzunehmen, sie willigte ein — Tafel zu geben, auch darin gab sie ihm nach.“ S. 536 Z. 21, vgl.: Gäste zur Tafel zu laden.

4. „Seine schwächliche Gesundheit rieth ihm zeitlich nach Hause zu gehen.“ S. 536 Z. 29 = früh, zeitig, frühzeitig s. mein Wörterb. III S. 1727b (zeitig 3a) S. 1728b (zeitlich 6, als veraltend), vgl. Zeitschrift VIII S. 5 Nr. 6.

5. „Dann nahm er Stock und Hut, und wischte fort." S. 536 Z. 32, vgl. Wörterb. III S. 1634c: „wischen . . .: 1. intr. (sein) schlüpfend — oder: wie schlüpfend — sich dahin fort bewegen, wohl Tonwort, vgl. huschen 2, wuschen, witschen, wutschen" und Zusammensetzung.

6. „Sollten Sie nicht mehr wissen, daß es die erste Bedingniß unserer Vertraulichkeit war, einander nichts zu verschweigen?" S. 538 Z. 2/3, s. Wörterb. I S. 301b = Bedingung, mit Belegen für das häufigere weibliche, aber auch für das sächliche Geschlecht.

7. „Da ist kein Funke der Sehnsucht mehr, . . . keine Spur der süßen Beklemmung mehr, wenn er ausblieb, der süßeren Aufwallung, wenn er wieder kam, wenn du hörtest seiner Tritte Klang, wenn man ihn meldete, wenn er hereintrat 2c." S. 538 Z. 16—21, in mehr französischer als deutscher Stellung, vgl.: „wenn du seiner Tritte Klang hörtest."

8. „Ich eine Wankelmüthige, eine Lügnerin! Wüthen Sie aus, lieber Marquis. Verwünschen Sie mich. Verdammen Sie mich 2c." S. 539 Z. 8—10 = lassen Sie Ihre Wuth gegen mich (oder an mir) aus, s. mein Wörterb. III S. 689c mit Belegen für: seinen Zorn an Einem, ihre Angstwuth gegen einander, sich auswüthen 2c.

9. „Ich möchte für Scham sterben." S. 539 Z. 19, vgl.: „Bewahren Sie sie für den Rasereien, die ich auszuhecken fähig bin 2c." S. 557 Z. 31/2, statt des heute üblichen vor, s. Hauptschwier. S. 160a Nr. 1; 2 und hier in der Zeitschr. S. 287 Nr. 9.

10. „So ist es auch heilig gewiß, daß Sie mich Zeitlebens in Ihren Banden behalten." S. 541 Z. 1/2, s. Wörterb. I S. 727a Nr. 3d und Ergänz.-Wörterb. S. 266a.

11. „Der Fall könnte kommen, daß mich Eigensinn — Laune — Leidenschaft für einen andern anwandelte, der nicht einmal soviel in Ihren Augen gälte." S. 541 Z. 5—7, s. über die Formen des Konjunktivs vom Imperfekt: gälte, gölte, veraltet gülte mein Wörterb. I S. 576c und Hauptschwier. S. 193a.

12. „Nachdem ihre ersten Aufwallungen vorüber waren, und sie in stiller Wuth über dem erlittenen Schimpfe gebrütet hatte 2c." S. 541 Z. 20/1, s. brüten über mit Dativ oder Accusativ Wörterb. I S. 232c und Hauptschwier. S. 296b Nr. 8.

13. „Dass diese Frau . . . dahin gebracht worden war, ein Haus der Freude zu unterhalten." S. 541 Z. 29/30 statt des (in diesem Sinne) gewöhnlichen Freudenhaus, s. Wörterb. I S. 710b.

14. „Gleich von dem morgenden Tag an müssen sie andächtige Kleider tragen." S. 544 Z. 1/2, d. h. Kleider, wie die andächtigen Personen sie zu tragen pflegen, um sich dadurch von den Weltkindern auch im

Äußern abzusondern, vgl. Hauptschwier. S. 347a über die größere oder geringere Kühnheit von Verbindungen wie: der rothe Rosenbaum, des Lebens goldner Baum, sie wohnen in klugen Nestern, hinterlistige Spinnwebe ꝛc. Für die gewöhnliche Rede erscheint mir die Schiller'sche Übersetzung zu gewagt, vgl. etwa dafür: müssen Sie Sich in der Weise andächtiger Personen kleiden.

15. „Dann wollen wir das Verlorene bei verschlossenen Thüren hereinbringen." S. 545 Z. 14/5 üblicher: einbringen, nachholen, s. mein Wörterb. I S. 219a.

16. „Glückt unser Anschlag, so bedörfen Sie meines Beistandes nicht wieder." S. 545 Z. 18/19, vgl.: „Es könnten Zeiten kommen, wo meine Freundschaft, die Sie jetzt so unerhört mißbrauchen, weder vor mir selbst noch vor der Welt mich entschuldigen dörfte." S. 558 Z. 30—32 statt der heute in der Schriftsprache allein üblichen Formen mit ü statt ö, s. Wörterb. I S. 334a. Statt des wieder am Schluſs üblicher: mehr oder weiter.

17. „In jeder Verlegenheit schenkte sie ihm ihre Theilnehmung, ihren Rath." S. 546 Z. 4/5 statt des heute in dieser Anwendung wohl üblichern Theilnahme, s. in meinem Wörterb. II S. 386c; 387b; 418a die Belege für Antheil- und Theil-nahme und -nehmung.

18. „Man eilt nach dem Garten, und findet sich auf einmal in einem Gedränge von Welt, begaft alles und sieht nichts, wie das gemeiniglich zu geschehen pflegt." S. 547 Z. 19—22. mehr französisch (de monde) als deutsch, (vgl.: in einem Gedränge von Leuten, von (vornehmen) Personen oder: in einem großen Gedränge), doch s. mein Wörterb. III S. 1554c Nr. 4e. Man beachte die Gegenüberstellung von sehen in begaffen und vgl. dazu Wörterb, I S. 529c, wo unter „gaffen" als die heute gewöhnlichste Bedeutung angegeben ist: „Mund und Augen aufgesperrt. Etwas anstarren (sei es als neugieriger, müßiger Zuschauer (vgl.: Maulaffen feil haben), sei es bewundernd und anstaunend."

19. „Lange vorher, ehe es noch Abend wurde, machten die beiden frommen Schwestern den Aufbruch." S. 548 Z. 28—30, gewöhnlich: brachen sie auf, vgl.: empfahlen, verabschiedeten sie sich, s. mein Wörterbuch I S. 205c unter aufbrechen 5c und S. 225a, wo aus Schiller 353b [Piccol. IV 6, Schluſs] der (hier etwas vollständiger gegebene) Beleg sich findet: „Kellermeister (zu den Bedienten): Der Generalleutnant steht auf. Gebt Acht! | Sie [die Gäste] machen Aufbruch. Fort und rückt die Sessel."

20. „Wie wenig bedeutet mir dies Leben, wenn ich es mit einer ewigen Zukunft auf die Waage lege?" S. 550 Z. 18—20, deutlicher: gegen eine ewige Zukunft ꝛc.

21. „Sie haben noch schöne zwanzig Jahre ganz allerliebst wegzusündigen." S. 551 Z. 2/3 = es bleiben Ihnen noch schöne 20 Jahre, die Sie unter Sündigen ganz allerliebst hinbringen (wegbringen, verbringen) können. (Der Beleg steht auch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 545b).

22. „Es denkt mir noch, wie das nicht viel höher war als ein Kohlhaupt, als es zum erstenmal nach Paris kam. Sie meinen das junge Frauenzimmer?" S. 551 Z. 21—24, s. die zahlreichen Belege, erstens für die Ausdrucksweise: es denkt mir oder mich = ich entsinne mich, in meinem Wörterb. I S. 280b Nr. 9; ferner S. 267c in Nr. 3e für Das zur Bezeichnung von männlichen oder weiblichen Personen, „wenn der Begriff des Einzelwesens mit bestimmtem Geschlecht, der Persönlichkeit hinter dem allgemeinen, in dem genannten Wort liegenden zurücktritt rc." (s. auch Hauptschwier. S. 215a unter „Neutrum".)

23. „Wenn ich ihnen einen Besuch gebe, so thut es Noth, daß ich meinen Wagen am Ende der Gasse halten lasse." S. 552 Z. 29/30, s. mein Wörterb. III S. 1264c, wo es unter „Besuch" 2 heißt: „Besuche abstatten (s. d. 2), ablegen (s. d. 2), veraltend: geben" mit Belegen aus Schiller (wie hier), Engel rc.

24. „Wenn ich ihnen zum Beispiel ein zwanzig Louis schicken wollte rc." S. 553 Z. 31/2 = etwa 20, s. über „das unveränderliche ein bei Zahlwörtern, die dadurch zur ungefähren Einheit zusammengefaßt werden rc." mein Wörterb. I S. 353b Anm. 1e und Hauptschwier. S. 120b ff. Nr. 7a—h.

25. „Lassen Sie mich lieber jetzt ihren Schutzengel als nachher ihre Trösterin seyn" S. 554 Z. 28/9, wie in der sprichwörtlichen Wendung: Gott einen guten Mann sein lassen (nicht: ein guter Mann), s. die ausführlichen Abhandlungen von mir in Herrig's Archiv der neueren Sprachen rc. 18, 221; 21, 334 und Bd. 27, 228, auch in kürzerer Zusammenfassung Wörterb. II S. 131c/2a und Hauptschw. S. 195b unter „lassen" Nr. 5.

26. „Endlich blieb er einen ganzen Monat aus dem Hause. Nach Verfluß dessen zeigte er sich wieder, aber schwermuthsvoll und zugerichtet wie eine Leiche. Frau von P. . . . erschrack bei seinem Anblick." S. 555 Z. 8—10, s. mein Wörterb. II S. 750a, wo es unter zurichten in Nr. 3 heißt: „(s. 2) eigentlich ironisch: Einen oder sich zurichten, arg, übel, schlimm rc. zurichten: in einen übeln Zustand versetzen rc." —, vgl. hier etwa: „und mit dem Aussehen einer Leiche," da man bei zurichten gewöhnlich zugleich an ein den Zustand bewirkendes Subjekt denkt.

27. „Ging zur Thüre, rufte einen seiner Leute rc." S. 555 Z. 19/20 statt des heute in der heutigen Prosa allein üblichen rief, s. mein Wörterb. II S. 804a.

28. „Je mehr ich sie bekämpfte, desto tiefer grub sich die Erinnerung. Dieser Engel hat mich ganz dahin." S. 555 Z. 32—34, ungewöhnlich, mit etwa zu ergänzendem „gerafft", vgl. in meinem Wörterb. I S. 762c „dahin" 2 und II S. 632b, c: „hin- und dahinraffen".

29. „Und fünfzehn Tage hat mich keine Messe vermißt." S. 556 Z. 11/12, s. mein Wörterb. III S. 178a, wo es unter „Tag" 2c u. d heißt: „Die Woche hat 7 Tage . . . Hervorzuheben ist hier als Bezeichnung für eine und zwei Wochen: acht (s. d. I 4) und vierzehn Tage . . ., nur vereinzelt: So das Neu fünftzehen Tag alt war. Keisersberg (Voß 1, 201). Ich soll über 15 Tage eine Jungfrau trauen. Mandelslo 144a und noch (nach dem Französischen): Fünfzehn Tage nach Ostern. Schiller 1091b" (Denkwürdigk. aus dem Leben des Marschalls Vieilleville). — Der Schluss des Satzes würde deutsch üblicher lauten: „— habe ich keine Messe versäumt, — in keiner gefehlt 2c."

30. „Sie erstickte von Unwillen, und innerlicher Wuth." S. 558 Z. 6, wo statt „von" — „vor" das Sprachüblichere wäre.

31. „Nachdem Frau von P*** den Marquis zu ihrem Vorhaben hinlänglich zubereitet fand, kartete sie es mit den beiden Aisnon, einen Mittag bei ihr zu speisen, und mit dem Marquis redete sie ab, sie in Reisekleidern da zu überfallen, welches auch zu Stande kam." S. 559 Z. 6—9 — üblicher: „vor- (statt zu-) bereitet"; „kartete sie es mit den beiden Aisnon ab, dass diese einen Mittag bei ihr speisen sollten" und — statt „welches" — „was" (s. Hauptschwier 327a/b).

32. „Dass das gefährlichste Geschenk, so der Himmel einem Weib nur verleihen könnte, Schönheit sei." S. 561 Z. 22/3, wo Schiller wohl auf das so kurz vorhergegangene „dass das" aus Wohllautsrücksichten nicht ein drittes das hat folgen lassen wollen und statt dessen lieber das alterthümliche so gesetzt hat, s. in meinen Hauptschwier. S. 76a die dort unter dem Titelkopf: „Bezügliche Fürwörter" in Nr. 3 angeführte Stelle aus Luther's Bibel: „Thut Denen wohl, die euch hassen; segnet Die, so [wohllautender als die] euch verfluchen; bittet für Die, so euch beleidigen."

33. „Unter der Hand ließ er ein Wörtchen von einem sichern Biedermann fallen, der 2c." S. 561 Z. 24, vgl.: „Dann frug er sie, ob in ihrem Herzen noch keine Wünsche sich regten — ob sie nicht zuweilen Wallungen spürte? ob sie nicht sichere Träume hätte?2c." Z. 31—33, s. in meinem Wörterb. III S. 1090a unter „sicher" Nr. 4: „mundartlich (s. Voß, Jen. Lit. 1804, 1, 491) statt des allgemein geltenden gewiss — mit unbestimmtem, in der Mehrzahl ohne Artikel, anzudeuten, dass das Gesagte bestimmt ist, dass man aber die nähere Bestimmung nicht weiter

angeben kann oder will" mit Belegen aus Droysen, Holtei, Möser, H. L. Nicolai, Platen, Steub, Voß, s. auch Hauptschwier. S. 253a: „Sicher" Nr. 3.

34. „Rechtschaffenheit und wahre Ehre, glauben Sie mir's, Freund, sind über jeden Krämertax erhaben." S. 564 Z. 28/9. Über das männliche Tax statt des üblichern Taxe s. mein Wörterb. III S. 1295b.

35. „Diese neuen Erbietungen des Marquis kamen bei voller Sitzung der drei Frauenzimmer vor." S. 564 Z. 32/3, vgl.: . . . wurden von den drei Frauenzimmern in voller Sitzung berathen rc.

36. „Bald wandelt der Gelust mich an, in die erste beste Postchaise mich zu werfen rc." S. 565 Z. 28/9, s. über das Vorkommen der Formen: der (selten: die und das) Gelust, daneben: das Gelüst und Gelüste mein Wörterb. II S. 182b/c mit Belegen.

37. „Das Reisen stellen Sie immer ein. Es verlohnt sich der Mühe nicht, von da nach dem Judenmarkt zu gehen, um nur wieder heimzugehen." S. 566 Z. 34/7, Z. 1 und 2, wohl als Bezeichnung einer kleinen Strecke (in Paris).

38. „Sie lag in schrecklichen Beängstigungen, zu welchen sich ein gichterischer Schlucken gesellte, der von der Gasse herauf gehört werden konnte." S. 570 Z. 9—11, s. gichterisch = konvulsivisch, krampfhaft (mit vielen Belegen), in meinem Wörterb. I S. 581c und ebd. III S. 964b über: das (und der) Schluchzen, Schlucken, der Schluckauf rc.

39. „Lassen Sie uns fliehen, lassen Sie uns vor seiner Rache uns schützen." S. 570 Z. 28/9, vgl. Hauptschwier. S. 196b, wo es unter „Lassen" in Nr. 9 heißt: „Beachtung verdient der Fall, wo bei reflexiven oder reciproken Zeitwörtern dieselbe Form des persönlichen Fürworts (1. und 2. Person) zweimal stehen müßte, wie z. B. Gleim in der That schreibt: Laßt uns uns unsres Schicksals freuen. Dünzer Herder 1, 271, ähnlich Brockes 9, 574. Solchen Zusammenstoß vermeidet man . . . durch etwas zwischen beide Fürwörter Tretendes . . .", wie Schiller es hier thut. Das hier um des Raumes willen Übergangene wollen die geneigten Leser a. a. O. nachlesen.

40. „Hätte diese Dame eben das und noch mehr gethan, ihrem rechtmäßigen Gemahl Belohnung auszuwirken — hätte sie ihre Tugend einem Staatsminister, oder auch nur seinem ersten Schreiber geopfert, ein Ordensband, oder ein Regiment für ihn zu erwuchern [s. mein Wörterb. III S. 1667a] sie sich einem Pfründenvergeber für eine reiche Präbende überlassen, das alles würdest du sehr natürlich finden, die Allgewalt der Gewohnheit spräche dafür." S. 573 Z. 16—22, s. in meinem Fremdwörterb. I S. 666a: „Collator . . . 3, Einen der eine Pfründe rc.

zu vergeben hat, Kirchenpatron“, vgl. französisch collateur de prébende (deutsch auch Pfründenverleiher).

41. „Sie hatte sich zugleich nach allen seinen Launen geschmiegt, hatte seinem Geschmacke sklavisch gehuldigt ꝛc.“, s.: „sich nach Jemandes Willen schmiegen“ ꝛc. mein Wörterb. III S. 978c Nr. 1f.

42. „Mein Gefühl sträubt sich gegen ein so weitläuftiges Gewebe durchdachter Abscheulichkeit, die beinahe schon ein Jahr durchdauert.“ S. 574 Z. 29—31. Die Form weitläufig (ohne t) verdient in der heutigen Schriftsprache wohl den Vorzug (s. mein Wörterb. II S. 54c ff.) die Zusammensetzungen von läufig ꝛc.), obgleich sich weitläuftig noch, wie bei ältern, auch bei heutigen guten Schriftstellern häufig findet. Ferner s. ebd. I S. 269c/70a über durchdauern (mit dem Ton auf der zweiten Silbe, als zielendes Zeitwort und echte, untrennbare Zusammensetzung): und weiterhin. „Verschieden: Das dauert den ganzen März durch ꝛc., wo der Accusativ nicht Objekt, sondern Zeitbestimmung ist, mag man nun durchdauern als ein Wort oder als zwei schreiben“, s. auch S. 333b/c unter „durch“ Nr. 4a und b.

In der Geisterstunde und andere Spukgeschichten von Paul Heyse.

Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchhandlung) 1894. 262 S.
(Schluss, s. S. 241—252.)

45. „Das wollte er nicht Wort haben.“ Da mir über die grammatische Erklärung dieser Redewendung wiederholt von verschiedenen Seiten her Anfragen zugegangen sind, so benutze ich die Gelegenheit, aus meinen Wörterbüchern hier das Folgende herzusetzen. Im Wörterb. III 1603a habe ich unter Wort in Nr. 15 gesagt:

„Wiewohl sie Dess nicht Wort haben [es nicht zugeben, eingestehen] wollte. Mathesius . . ., heute gewöhnlich mit Accus. statt Genit. [s. Hauptschwier. 114 Nr. 1]: Obgleich der Großherzog seine Großmuth nicht Wort haben wollte. Mörike Nolten 329 ꝛc. und namentlich: es nicht Wort haben wollen, auch mit abhängigem dass, wie ꝛc., wobei dann auch das es wegbleiben kann.“

Die hier folgenden Belege übergehe ich und führe weiter aus meinem Ergänz.-Wörterb. S. 653b das Folgende an: Dess, — heute gewöhnlich: es (z. B. auch Schiller 1189b), Das (s. besonders auch Sanders Hauptschwier. S. 89 b), Dies nicht Wort haben wollen, z. B. auch: So wenig auch der Dichter dies [l.: Dies] Wort haben will. Nat.-Ztg. 32, 525 ꝛc. und mit abhäng. Satz: Der durchaus nicht Wort haben wollte, dass er kein Jüngling mehr. Spielhagen Uhl. 2, 296 u. o.“

46. „Sie war besonders unhold zu mir, wenn ich ihr in Gesellschaft mit ihrem lahmen Gespielen begegnete.“ S. 125, nachzutragen im Wörterb. I S. 778c (vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 275b/c), wo nur ein Beleg aus Herder angeführt ist: „O Schicksal, warst du immer, immer schon | unhold auf Deutschland?“ Täuschte ich mich nicht, so würde es üblicher heißen: Sie war [wie: benahm, bezeigte ꝛc. sich] unhold gegen mich, doch vgl. in ähnlicher Bedeutung (s. unter gut 13: gut gegen, mit, zu Jemand sein. Wörterb. I S. 643c, Ergänz.-Wörterb. S. 241c, wo auch aus Auerbach's Brig. die Stelle angeführt ist: „Von jenem Tage war der Schwager, ich kann nicht sagen: ungut [= unfreundlich], aber auch nicht mehr gut gegen mich.“

47. „Dass es bei allem Unglück doch ein Glück für ihn gewesen, so kläglich um sich zu kommen“ S. 137, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 316c unter kommen 10n: „Um sich [ums Leben] kommen, vgl. umkommen 3“ mit zwei Belegen ebenfalls aus Heyse. Belege aus einem andern Schriftsteller sind mir aber, so weit mein Gedächtnis reicht, nicht vorgekommen und ich würde für Mittheilung von solchen dankbar sein. (Das Sachs-Villatte'sche encyklop. franz. Wörterb. II S. 1008c führt auch nur: ums Leben, nicht: um sich kommen auf.)

48. „Kaum aber hatte ich ein paar Schritte gethan, so hörte ich dicht neben mir etwas weit Grauslicheres“ [s. Wörterb. I, S. 622b; Ergänz.-Wörterb. S. 236b], ein Klappern und Aufstampfen auf der harten Erde gerade wie vor Zeiten, wenn mein lahmer Kamerad auf seinen Krücken neben mir herstapfte [s. Wörterb. III S. 1179b; Ergänz.-Wörterb. S. 508b]. S. 139, vgl.: „Kaum aber hatte ich das Pflaster des breiten Weges betreten, so klang's wieder dicht neben mir, tock-tock-tock-tock, das Aufstampfen der Krücken.“ S. 141. Die hier (auch im Folgenden wiederkehrende) Interjektion tock wäre in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 565b nachzutragen, vgl. Sachs-Villatte Encyklop. franz.-deutsches Wörterb. I p. 1534b: „toc . . . I int. tapp, tapp: faire toc, anklopfen ꝛc.“ Offenbar hat Heyse die tonnachahmende Interjektion dem Französischen entlehnt. Vgl. ähnliche Lautbezeichnungen in meinem Wörterb. (I S. 266b) unter dap(p), (III S. 1286c) unter tapp und andere dort angeführte.

49. „Uns selbst“ [die wir die Gespensterkomödie gespielt hatten] „war's daher vor unserer Geisterschaft so bange geworden“. S. 146, hinzuzufügen zu den Belegen Wörterb. I S. 569c; Ergänz.-Wörterb. S. 226a.

50. „Wir wollen uns das Wort geben, über hundert Jahre wieder zusammenzukommen, geistweis“ [als Geister] „oder mittelst“ [mittels]

„der Seelenwanderung". S. 153, vgl. Wörterb. III. S. 1541b; Ergänz.-Wörterb. S. 624b.

51. „Dass Einer aus unserer Mitte sich ‚draußen im Reich' auf die Länge wohlfühle, ohne wenigstens von Zeit zu Zeit einmal wieder nachzusehen, ob unsere Wälder noch so grün, unser Kirchthurm noch so grau ist, wie in seiner Jugendzeit, ist nicht denkbar." S. 165/6 (aus der Erzählung „Martin der Streber"). Das soll offenbar nicht bedeuten: in seiner, des Kirchthurms, Jugendzeit, sondern das seiner soll sich vielmehr auf das „Einer aus unserer Mitte" beziehen. Darüber wird jeder denkende Leser, der nicht gradezu auf Spott ausgeht, im Klaren sein; aber doch dürfte die Beseitigung des — wenn auch nicht wirklich zweideutigen — doch wenigstens für einen Spötter missdeutbaren besitzanzeigenden Fürworts meiner Ansicht nach stilistisch zu empfehlen sein, also etwa: wie in früherer Zeit (oder: wie früher, wie vor Jahren &c.)

52. „Er hieß Martin Röseler, wir nannten ihn aber Martin den Streber oder auch nur Streber schlechtweg. Den Spitznamen hatte er sich zugezogen, da er, wenn wir ihn von seinen Büchern und Heften weglocken wollten, sich damit zu entschuldigen pflegte, er habe keine Zeit zum Spielen, das Streben nach dem Höheren gehe vor." S. 167 und weiterhin: „Du weißt, dass ich immer nach höherer Erkenntnis gestrebt habe, — aus dem Übernamen, den ihr mir desshalb gegeben, mache ich mir einen Ehrennamen, wie einstmals die Geusen &c." S. 170. Vgl. für die hervorgehobenen Zusammensetzungen von Namen mein Wörterb. II S. 391 ff., wo außer diesen auch noch viele sinnverwandte (mit Belegen) aufgeführt sind.

53. „Blutjung war das Mädel, als mein Freund sein zuerst ansichtig [s. d. Wörterb. III S. 1094a] wurde." S. 172, wofür es — wenigstens in Norddeutschland — üblicher in sinngemäßer Fügung heißen würde: ihrer ansichtig, vgl. Nr. 36 und 64.

54. „Schon über 6 Wochen sollte gehochzeitet werden." S. 174, s. Wörterb. III S. 1727b; Ergänz.-Wörterb. S. 669c.

55. „Wie ich mich nun aufrichte und meine Schritte beschleunige, seh' ich nicht weit von mir, auf dem Wiesenwege, der neben der Fahrstraße dem Thore zuläuft, eine dunkle Gestalt, die sich in derselben Richtung fortbewegt: ein schlanker, schwarzgekleideter Mann, dessen &c." — statt: einen schlanken schwarzgekleideten Mann &c. oder (nach einem Punkt): Es war ein schlanker &c. s. o. Nr. 20.

56. „Du hast Recht, es ist auch eine Thorheit, aber es ist stärker als ich." S. 183, s. Hauptschwier. S. 142a unter „Er" 8.

57. „Ich suchte ihn, in hellem Ärger, daſs er mich ohne **Abschied** verlassen.“ S. 188, welche Verbindung im Wörterb. I S. 738a, **Ergänz.**-Wörterb. S. 268c unter hell 3 nachzutragen ist.

58. „Die Frau war gut zu ihm und er immer noch so **verliebt** wie ein Bräutigam. — Das hat vielleicht zu allem Andern [ ] — **und** seinen kleinen Jungen vergötterte er förmlich.“ S. 191. Hier ist an **der** von mir durch [ ] bezeichneten Stelle eine Lücke, die etwa durch das **Wort**: „beigetragen“ auszufüllen ist.

— — —

59. Die Schluſsgeschichte in diesem Band von Heyse: „**Das Haus** zum unglaubigen Thomas oder des Spirits Rache“ (S. 193—262) hatte ich schon früher im 14. Jahrg. des Schorer'schen Familienblattes gelesen und mir dazu sprachliche Anmerkungen aufgezeichnet. Während die vorangehenden Geschichten von dem Dichter bestimmten Personen in den Mund gelegt sind, ist diese ohne derartige Einleitung geblieben, so daſs die Leser des Familienblattes glauben konnten, Heyse habe hier seine eigene Ansicht über den sogenannten „Spiritismus“ aussprechen wollen, was — wie ich aus Mittheilung mancher Leser weiß — sie stutzig gemacht hat. In der jetzt vorliegenden Sammlung werden wohl denkende Leser nicht daran zweifeln, daſs Heyse kein gläubiger Spiritist ist, sondern sich vielmehr über die Spiritisten und den Spiritismus hat lustig machen wollen; doch leidet die Erzählung unleugbar an der unvermittelten Durcheinandermengung und Verquickung von irdischen Vorgängen und von solchen aus dem „Zwischenreich“, was ich hier nicht mit Schweigen habe übergehen wollen. Doch nach dieser Vorbemerkung wende ich mich nun zu dem Sprachlichen, und hier mache ich gleich bei dem Titel auf die umlautlose Form unglaubig statt der heute gewöhnlichen ungläubig aufmerksam [s. das Nähere in meinem Wörterb. I S. 592c/3a unter glauben (Anm.) und gläubig] und ferner auf das Fremdwort spirit, das auf Nordamerika als die Heimat des Glaubens an ein „Hereinragen“ des „Zwischenreichs“ in die irdischen Vorgänge hinweist.

60. „Ohne ein weiteres Gehalt, da er selbst die freie Wohnung als hinlängliche Entschädigung für seine Dienste ansah. Dieselben bestanden in nichts Anderem als ꝛc.“ S. 198. Hier hätte für das breitspurige dieselbe füglich das bloße sie oder sonst auch das hinweisende diese vollkommen ausgereicht (s. Zeitschr. I S. 163—170, vgl. oben Nr. 36). Eben so: „Weit entfernt sich gegen jenen abergläubischen Verdacht zu verwahren, ergriff er eine zufällige Gelegenheit, denselben [statt: ihn] noch zu verstärken.“ S. 199, s. auch unten Nr. 73.

61. „Wenzel Kospoth, als ihm ein furchtsamer Nachbar dieses Gerücht zutrug, lachte in seinen grauen Bart.“ S. 199, s. über die (mehr lateinische als deutsche) Zwischenschiebung adverbialer Sätze unmittelbar nach dem Subjekt, — eine Stellung, die Gutzkow (freilich übertrieben) als eine schülerhafte Nachahmung der lateinischen bezeichnet, — meine Hauptschw. S. 272 Nr. 2c und meine Schrift: „Satzbau und Wortfolge“ S. 186/7, vgl. in empfehlenswertherer Stellung (wobei Subjekt und Zeitwort ungetrennt bleiben), entweder: „Wenzel Kospoth lachte, als ihm ein furchtsamer Nachbar dieses Gerücht zutrug, in seinen grauen Bart“ oder (mit Voranstellung des Nebensatzes): „Als ein furchtsamer Nachbar dem Wenzel Kospoth das Gerücht zutrug, lachte dieser 2c.“ Ähnliche Sätze in dem Buch von Heyse stehen auf S. 202: „Das Quartier, auch wenn es sich nicht in einem übelbeleumdeten Hause befunden hätte, war nicht dazu angethan, Miether ... anzulocken,“ vgl.: „Das Quartier war, auch wenn es sich nicht ... befunden hätte, nicht dazu angethan 2c. ...“ oder: „Auch wenn das Quartier sich nicht in einem übel beleumdeten Hause befunden hätte, war es nicht dazu angethan 2c. ...“ (abgesehen davon, dass es am Schluss genauer hätte heißen können: wäre es nicht dazu angethan gewesen 2c.) und auf derselben Seite: „Der Schuhflicker aber, sobald er Frau Kordula's Botschaft erhalten hatte, dachte sofort daran, wie 2c. ...“ vgl.: „Sobald der Schuhflicker aber Frau Kordula's Botschaft erhalten hatte, dachte er sofort 2c.“; ferner: „Die aristokratische Gesellschaft aber im Zwischenreich, nachdem sie sich diese Zumuthungen eine Weile widerwillig hatte gefallen lassen, verfiel endlich auf ein unschädliches Auskunftsmittel 2c.“ statt: „Nachdem die ... Gesellschaft sich diese Zumuthungen ... hatte gefallen lassen, verfiel sie 2c.“

Etwas anders verhält es sich mit dem Satze auf S. 200: „Eine Bekannte aus früherer Zeit, als er noch zuweilen Sonntags einen Spaziergang auf ein nahes Dorf machte, war unverschuldet in Noth und Bedrängnis gekommen.“ Hier trennt der durch das Bindewort als eingeleitete Nebensatz nicht das Subjekt des Hauptsatzes (eine Bekannte) von dem zugehörigen Zeitwort war, sondern gehört vielmehr zu der nebenwörtlichen Zeitbestimmung des Hauptsatzes (aus früherer Zeit).

Ich behalte mir vor, bei sich ergebender Gelegenheit, weitere Belege aus guten Schriftstellern für Zwischensätze zu geben, durch welche Subjekt und Zeitwort des Hauptsatzes getrennt und aus einander gerissen werden.

62. „Da auch die Ärmeren und Unbehausten durch das Gespenst des unselig verstorbenen Hausherrn abgeschreckt wurden.“ S. 202 = Personen ohne Haus, d. h. verallgemeint: die keine Wohnstätte hatten, vgl.

Wörterb. I S. 713a die aus Goethe's Faust angeführte Stelle: „Der Flüchtling . . ., der Unbehauste“.

63. „Ein paar weibliche Wesen in der Nähe zu haben, bei denen er gelegentlich eine Ansprache finden könnte,“ vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 495c.

64. „Das Hundelchen aber half auch dies Mal aus der Noth. Es [= Sie, s. o. Nr. 36 und 53] hatte von der Mutter die Geschicklichkeit in weiblichen Handarbeiten geerbt . . . So verdang [oder verdingte, s. Wörterb. I S. 300b; 301a/b; Ergänz.-Wörterb. S. 152a] es [sie] sich bei einer Kleidermacherin als Näherin ꝛc.“ S. 20].

65. „Da sie am Ende des Jahrs ein hübsches Sümmchen in ihrem Sparstrumpf überzählen konnte“ —, im Ergänz.-Wörterb. S. 537a nachzutragen für den Strumpf, so fern er zur Aufbewahrung für erspartes Geld dient, vgl. Spar-Geld, -Hafen, -Topf, -Büchse ꝛc.

66. „Dem zierlichen Gestältchen huldigend nachzublicken,“ vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 503c, wo für die (seltene) Verkleinerung von Gestalt ein andrer Beleg — ebenfalls aus Heyse — steht: Schlanke und schmiegsame Gestältchen.

67. „Höhere Geister . . ., die schon auf Erden über das kleine Elend erhaben waren und alle Ereignisse im Lichte der Ewigkeit zu betrachten pflegten.“ S. 209, was in meinem Verdeutschungswörterb. S. 214a unter sub specie aeterni hinzuzufügen wäre.

68. „Er war . . . ein Frauenheld gewesen und hatte in jedem Städtchen ein andres Mädchen haben müssen.“ S. 215, welche Zusammensetzung — als gelegentlich für Don Juan zu verwenden — meinem Verdeutschungswörterb. einverleibt werden könnte.

69. „Da der verklärte Hausherr doch wusste, dass Nichts an der Sache war und die vermeintliche Macht über die Höllengeister der reine Schwindel.“ S. 218, wo das hervorgehobene war füglich an das Ende des Satzes zu rücken wäre.

70. „Wenn Sie mit Ihrem Schimpfen von wegen meinem Geruch darauf anspielen, dass ich in der Schankstube Einen genippt hätte, sind Sie sehr auf dem Holzweg, mein Lieber. Sie wissen, dass wir schon darum Keinen mehr hinter die Binde gießen können, weil wir keine Binde mehr haben. Nee, Herr Müller, wonach wir jetzt riechen, is der reine Seelenduft; und Sie riechen auch nicht gerade nach Veilchen, von wegen weil Sie bei Lebzeiten all Ihre geschmierten Proben ohne Werth haben verkosten müssen und Jeder nach seinem Hand- und Mundwerk riecht, verstehen Sie? Also hier nicht aufbegehrt ꝛc.“ (Worte, die der „Spirit“ des Hausknechts an den „Spirit“ des Weinreisenden richtet.)

S. 219/20, s. zu dem mundartlichen: von wegen mit Dativ und mit nachfolgendem weil Hauptschwier. S. 328/9 unter wegen 1 und 6 (in beiden Nrn. einen Beleg aus Heyse); ferner Einen nippen (wie nehmen) ebd. S. 123a Nr. 15c, vgl. hier oben Nr. 16; Holzweg Wörterb. III S. 1512a; Binde Ergänz.-Wörterb. S. 76a; nee (= nein, s. o. Nr. 22 u. II ne Wörterb. II S. 405a); geschmierte [Wein-] Proben, s. schmieren 1 f., Wörterb. III S. 979c).

71. „Sie“ [der verliebte Weinhändler] „sind noch schlimmer dran wie“ [statt: als], ich, Herr Müller, mit Ihrer Schmachtlapperei“ S. 220, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 331a, woraus ich hier wiederhole: „Schmachtlappig thun [schmachten] Redwitz, Stark 1, 246; 350; Schmachtlappigkeit Holtei Eselsfr. 2, 117 2c.“

72. „Bis jetzt war noch kein bindendes Wort gesprochen, ja, trotz der langen Vertraulichkeit, nach dem Machtspruch des strengen Vaters [ ] nicht einmal Briefe gewechselt worden.“ S. 223, wo an der durch [ ] bezeichneten Stelle füglicher waren stände, das nicht ohne Härte aus der vorangegangenen Einheit war ergänzt werden soll.

73. „Nur konnte sie sich nicht verhehlen, dass mit ihrem Kinde eine seltsame Veränderung vorgegangen war, da dasselbe den ganzen Tag wie ‚hintersinnig‘ [s. Wörterb. III S. 1106a u. b Zeitschr. VIII 461 Nr. 8] herumging 2c.“ S. 238. Hier könnte es besser (s. o. Nr. 60) minder breitspurig auch heißen: da es oder: da dies oder bloß: das.

74. „Sie war . . . schon den dritten Winter die Ballkönigin gewesen . . . Auch gefiel er ihr . . . besser als all ihre übrigen Ballsklaven.“ S. 243, vgl.: „Die Königin des Festes, des Balls 2c.“ Wörterbuch I S. 983a Nr. 1d; einer besondern Aufführung bedürfte dort die Zusammensetzung nicht und Ähnliches gilt für das entsprechende Ballsklave, vgl. die folgende Nr.

75. „Sogleich klopfte der Tischgeist, mit heftigem Rucken den Fuß aufstampfend: ‚Liebschaft‘.“ S. 248, wo (vgl. Nr. 74) die hervorgehobene Zusammensetzung unter denen von Geist im Wörterbuch (I S. 568) nicht besonders aufgeführt ist, aber auch keiner besondern Aufführung und Erklärung bedarf, da Klopfgeist aufgenommen ist, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 310c: „Klopfgeister (s. d.) klopfen, auch (s. 3): das sogenannte Geisterklopfen, Tischrücken 2c. Konv.-Lex. 13, 960; 14, 630 2c. Das Tischklopfen (vgl. Tischrücken) 2c. und spöttisch, (s. e): Er hat . . . dem Spiritismus tüchtig auf die Finger gegeisterklopft. Volks-Ztg. 26, 2 f. 2c.“ Zu welchem Umfang müsste ein deutsches Wörterbuch anschwellen, wenn es statt nach innerer Vollständigkeit, die sich durch Anordnung der Zusammensetzungen unter dem Grundwort wenigstens annähernd erreichen lässt, eine

rein äußerliche Vollständigkeit erstreben wollte, die niemals — auch nur einigermaßen annähernd — erreicht werden kann.

76. „Sie hat nun einmal eine Antipathie gegen die verdächtige Nähmamsell und begreift nicht, dass einer ihrer liebsten Jugendfreunde ihr [unzweideutiger: dieser] die Stange halten könne. S. 250 = deren Partei nehmen könne, s. Stange 2f im Wörterb. III S. 1177c; Ergänz.-Wörterb. 507c.

77. „Der sich zweier unschuldig Angeklagter annimmt.“ S. 250, wofür ich „Angeklagten“ vorziehen würde, s. Hauptschwier. S. 351b Nr. 2.

78. „Das Gundelchen, seine [vgl. ihre, s. o. Nr. 36] Mutter huckepack durch den funkensprühenden Qualm ins Freie tragend.“ S. 254, s. Wörterb. I S. 771b, wo in der Anm. zu hocken (mit der Nebenform hucken) Belege für „huckepack, huckeback = auf dem Rücken“ gegeben sind, vgl. I S. 65a: „I Back a.: (Schiff) rückwärts gewendet . . . Anm.: Engl. back, Rücken, rückwärts . . . S. auch: huckeback &c.“

79. „Wenn diese frommen Christen nicht so viel Nächstenliebe erschwingen können.“ S. 255, s. Wörterb. III S. 1052b Nr. 1c und d.

80. „Zimmer . . ., in denen hin und wieder ein Sommerfrischling Herberg fand,“ vgl. Wörterb. I S. 500a: „Sommerfrischler“ und Ergänz.-Wörterb. 214a: „(Sommer-)Frischler, Sommerfrischling, sommerfrischeln intr., sommerfrischlich a.“, wozu ich noch füge: „Wurde die Sommerfrischlerei immer mehr Mode“ National-Ztg. 47, 530.

81. „Ich freue mich auf das Gerede und Geraune [s. Wörterb. II S. 662a], wenn der Doktor Philipp und die Jungfer Gundula als Verlobte von der Kanzel fallen [s. ebd. I S. 865a; Ergänz.-Wörterbuch S. 294].

82. „Ich huschte hinein und da kam mir's, ihm die Suppe zu versalzen,“ üblicher: da kam mir's in den Sinn &c., vgl. Wörterb. I S. 973c unter kommen 3d und z. B. auch: „Wie kommt es dir überhaupt, mich zur Rede zu stellen? Wilbrandt Neue Nov. 23 &c.

83. „Ich habe auch immer vor Thau und Tage eingespannt, als ich noch bei meinem ersten Herrn diente. Hupla!“ S. 262, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 276c, wo es unter Hop(p) interj. heißt: „In wildem Jagen | hop, hopla &c. Kladderadatsch 28, 220, vgl.: Hopperla! Vom Fels zum Meer 1, 28b, huppla! Scheffel Gaudeamus 181 &c.

Einzelnes Sprachliche aus einem Buche von Jak. Mich. Reinhold Lenz.

Jak. Mich. Reinhold Lenz, 1751 zu Seſswigen in Liefland geboren, kam, nachdem er in Königsberg Theologie ſtudiert, 1776 als Hofmeiſter zweier liefländiſchen Kavaliere, nach Straßburg, wo die Bekanntſchaft mit Herder und Goethe (§ 160, 6) ihn auf den Weg der ſhakeſpeariſierenden oder damals ſog. Shakeſpeare'ſchen Ungebundenheit und kraftgenialiſchen Natürlichkeit hinlenkte, aus deſſen wilden, phantaſtiſchen Irrwindungen ſich (wie Klinger und Goethe) durch Beſchränkung zu einer wirklichen Kunſtform hindurchzuarbeiten, der von überſchätzenden Freunden Verhätſchelte und der ſittlichen Kraft und des ſittlichen Haltes Ermangelnde ernſtlich niemals auch nur verſucht hat, ſo ſehr auch Goethe immer darauf drang, daſs Lenz aus dem formloſen Schweifen ſich zuſammenziehen und die angeborene Bildungsgabe mit kunſtgemäßer Faſſung benutzen möchte. „Ihm konnte nicht wohl werden, als wenn er ſich grenzenlos im Einzelnen verfloſs und ſich an einem unendlichen Faden ohne Abſicht hinſpann." (Goethe Bd. 22 S. 189, ſ. das Vor- und Nachſtehende auch S. 57 ff.)

— — —

Indem ich das Vorſtehende aus meiner „Geſchichte der deutſchen Sprache und Litteratur bis zu Goethe's Tod" (3. Aufl. S. 116a § 161 [2]) entlehne, füge ich noch gleich aus der zuletzt angezogenen Stelle Goethe's das Folgende:

„Will Jemand unmittelbar erfahren, was damals in dieſer lebendigen [Straßburger] Geſellſchaft gedacht, geſprochen und verhandelt worden, Der leſe den Aufſatz Herder's über Shakeſpeare, in dem Hefte von deutſcher Art und Kunſt: ferner Lenzens Anmerkungen übers Theater, denen eine Überſetzung von Love's labour's lost hinzugefügt war. Herder dringt in das Tiefere von Shakeſpeare's Weſen und ſtellt es herrlich dar; Lenz beträgt ſich mehr bilderſtürmeriſch gegen die Herkömmlichkeit des Theaters und will denn eben all und überall nach Shakeſpeare'ſcher Weiſe gehandelt haben . . . Ich lernte ihn [Lenz] erſt gegen das Ende meines Straßburger Aufenthalts kennen . . . Kleinere Gedichte, beſonders ſeine eignen, las er ſehr gut vor und ſchrieb eine fließende Hand. Für ſeine Sinnesart wüſste ich nur das engliſche Wort whimsical, welches, wie das Wörterbuch ausweiſt, gar manche Seltſamkeiten in einem Begriff zuſammenfaſſt. Niemand war vielleicht eben deſswegen fähiger als er, die Ausſchweifungen und Auswüchſe des Shakeſpeare'ſchen Génies zu empfinden und nachzubilden. Die oben gedachte Überſetzung giebt ein Zeugnis hiervon. Er behandelt ſeinen Autor mit großer Freiheit, iſt Nichts weniger als knapp und treu,

aber er weiß sich die Rüstung oder vielmehr die Possenjacke seines Vorgängers so gut anzupassen, sich seinen Gebärden so humoristisch gleich zu stellen, dass er Demjenigen, den solche Dinge anmutheten, großen Beifall abgewann.

Die Absurditäten der Clowns machten besonders unsere ganze Glückseligkeit und wir priesen Lenzen als einen begünstigten Menschen, da ihm jenes Epitaphium des von der Prinzessin geschossenen Wildes folgendermaßen gelungen war.*

Die schöne Prinzessin schoss und traf
Eines jungen Hirschleins a Leben
Es fiel dahin in schweren b Schlaf
Und wird ein Brätlein geben.
Der Jagdhund boll! — Ein L zu Hirsch,
So wird es denn c ein Hirschel;
Doch setzt ein römisch L zu Hirsch
So macht es fünfzig Hirschel.
Ich mache hundert Hirsche daraus,
Schreib Hirschell mit zwei Llen.

Die Neigung zum Absurden, die sich frei und unbewunden bei der Jugend zu Tage zeigt, nachher aber immer mehr in die Tiefe zurücktritt, ohne sich deshalb gänzlich zu verlieren, war bei uns in voller Blüthe und wir suchten auch durch Originalspäße unsern großen Meister zu feiern. Wir waren sehr glorios, wenn wir der Gesellschaft Etwas der Art vorlegen konnten, welches einigermaßen gebilligt wurde . . .

Über solche Dinge ward sehr ernsthaft gestritten, ob sie des Clowns würdig oder nicht und ob sie aus der wahrhaften reinen Narrenquelle geflossen oder ob etwa Sinn und Verstand sich auf eine ungehörige und unzulässige Weise mit eingemischt hätten. Überhaupt aber konnten sich die seltsamen Gesinnungen um so heftiger verbreiten und so mehrere** waren im Falle, daran Theil zu nehmen, als Lessing, der das große Vertrauen besaß, in seiner Dramaturgie eigentlich das erste Signal dazu gegeben hatte."

— — —

* Goethe hat in Lenzens Versen einige kleine Änderungen vorgenommen, namentlich um dessen sprachliche Lässigkeiten zu beseitigen. Bei Lenz (S. 99/100) heißt es a in V. 2: „Eines jungen Hirschlein Leben" mit Weglassung des Genitiv-s (s. Hauptschwier. S. 104 a Regel 2); b V. 3: „Es fiel dahin in schwerem Schlaf" mit dem Dativ statt des Accusativs nach „in" (vgl. die Fußanmerkung S. 307) und c in V. 6 dann (statt denn).

** Man wird mir hier bei dieser Gelegenheit wohl eine kleine Abschweifung gestatten, die sich nicht auf Lenzens, sondern auf Goethe's Sprache bezieht. Meiner Ansicht nach hätte Goethe hier besser — wenigstens dem heutigen Sprachgebrauch gemäßer — gesetzt: und um so mehr waren in dem Falle &c., s. Hauptschwier. S. 208 a unter „mehr" 3 a.

Ein Zufall spielte mir gerade jetzt wieder die Schrift von Lenz in die Hände. Ich setze zunächst den Titel buchstäblich genau her, woraus man schon einigermaßen ahnen kann, wie lotterig und liederlich hier die deutsche Sprache gehandhabt wird:

Anmerkungen
übers Theater
nebst
angehängten übersetzten* Stück
Shakespears.
(Vignette)

Leipzig
in der Weygandschen Buchhandlung
1774.

Dann folgt auf S. 3 als eine Art Vorwort das Nachstehende:

„Diese Schrift ward zwey Jahre vor Erscheinung“ [wohl üblicher und richtiger: vor dem Erscheinen] „der deutschen Art und Kunst und des Götz von Berlichingen in einer Gesellschaft guter Freunde vorgelesen. Da noch manches für die heutige Bellitteratur drin seyn möchte, das jene beyden Schriften nicht ganz überflüssig gemacht“ [haben; dies Hilfszeitwort hätte hier nicht wegbleiben sollen, da der Leser sonst schwanken könnte, ob er nicht statt dessen ein hat ergänzen sollte, und also die Unterscheidung zwischen Subjekt und Objekt schwankend bleibt, s. Hauptschwier. S. 170b Nr. 3 und S. 352b Nr. 2b], „so theilen wir sie — wenn nicht anders als das erste ungehemmte Räsonnement eines unpartheyschen Dilettanten — unsern Lesern Rhapsodienweis mit.“

Ich beschränke mich, um nicht zu viel Raum in Anspruch nehmen zu müssen, auf den „ersten Abschnitt“ von Lenzens „Anmerkungen &c.“ [wofür es nach dem heutigen Sprachgebrauch wohl füglicher „Bemerkungen“ heißen würde, s. mein Wörterb. II S. 296b, vgl. auch: „Ansichten, Gedanken &c.“ übers Theater].

1. S. 7: „Die vielen Journäle, Merkure, Ästhetiken.“

2. S. 9: „So erlauben Sie mir, m. H., Sie beym Arm zu zupfen und mittlerweile“ [= mittlerweile dass, s. Wörterb. III S. 1533b

---

* Dass es dafür richtig heißen müsste, entweder (mit hinzugefügtem unbestimmtem Artikel): „nebst einem angehängten übersetzten Stück“ oder sonst wenigstens mit richtiger Biegungsendung: „mit angehängtem übersetztem Stück“ bedarf für die Leser der Zeitschrift keiner besondern Bemerkung (vgl. die erste Fußanmerkung auf S. 306). Auf Derartiges werde ich auch im Folgenden nur hindeuten und, wo mir eine Bemerkung für die Leser wünschenswerth erscheint, mich möglichster Kürze befleißigen.

oder heute üblicher: während] „das übrige Parterre mit ofnem Mund und gläsernen Augen als“ [wie] „Katzen nach dem Taubenschlage zu den Logen hinaufglurt“ [das — freilich meist nur mundartliche — Zeitwort gluren, in der Bedeutung: ‚lauernd‘, blinzelnd, schielend rc. wohin blicken rc. wäre noch in meinem Ergänz.-Wörterb. nachzutragen] Ihnen eine müßige Stunde mit Anmerkungen über Theater, über Schauspieler und Schauspiel anzufüllen [auszufüllen]. Sie werden mir als einem Fremden nicht übel nehmen, dass ich mit einer gewissen Freiheit von den Dingen rede und meine Worte —

Mit Ihrer Erlaubnis werde ich also ein wenig weit ausholen, weil ich solches zu meinem Entzweck — meinem Entzweck? Was meynen Sie aber wohl, das der sey? Es giebt Personen, die eben so geneigt sind was Neues zu sagen und das einmal gesagte mit allen Kräften“ [des] „Leibes und der Seele zu vertheidigen, als der gröbere Theil des Publikums, der dazu geschaffen ist, ewig Auditorium zu seyn, was Neues zu hören. Da ich hier aber kein solches Publikum — so untersteh ich mich nicht, Ihnen den letzten Entzweck dieser Anmerkungen, das Ziel meiner Parthеygänger anzuzeigen. Vielleicht werden Sie, wenn Sie mit mir fortgeritten sind“ [vgl.: „fortgefahren sind“ — oder: „in meinem Vortrage weiter folgen“ oder in ähnlicher Weise] „von selbst drauf stoßen und alsdenn —

Wir alle sind Freunde der Dichtkunst“ u. s. w.

Ich habe das Vorstehende so ausführlich mitgetheilt, um wenigstens an einem Beispiele zu zeigen, wie Lenz sich nicht die Mühe nimmt, für seine Hörer oder Leser einen angefangenen Satz vollständig zu Ende zu führen, sondern wie er vielmehr in der Mitte ganz ohne Grund abbricht und ihnen überlässt, zu errathen, was er weiter etwa habe sagen wollen, und wie er in einem namenlosen Wirrwarr vom Hundertsten ins Tausendste geräth.

3. S. 13: „Woher die Unruhe, wenn Sie hie und da eine Seite der Erkenntnis beklaspt haben, das zitternde Verlangen, das Ganze mit ihrem Verstand zu umfassen, die lähmende Furcht, wenn Sie zu andern übergehen, werden Sie die erste wieder aus dem Gedächtnis verlieren.“ [?] Das mundartliche beklaspen eigentlich im Sinne von betasten (hier übertragen) fehlt, wie in den übrigen Wörterbüchern, auch noch in den meinigen.

4. S. 14: „Den zitterlichtesten Strahl möchte Ihr Heißhunger bis in die Milchstraße verfolgen,“ — eine schwerlich zu billigende oder auch nur zu rechtfertigende Zusammensetzung! Gemeint ist etwa: den feinsten durch zitternde Schwingungen sich fortpflanzenden Lichtstrahl.

5. S. 15 ó: „Legt einem solchen [Genie] eine Sprache, mathematische

Demonstration, verdrehten Karakter, was ihr wollt," [vor, wäre hier etwa hinzuzufügen; ich weiß nicht, ob es dem Schriftsteller nur in der Feder stecken geblieben, jedenfalls ist das einfache legen statt der Zusammensetzung vorlegen in Anwendungen wie diese, nicht sprachüblich] „eh ihr ausgeredt habt, sitzt das Bild in seiner Seele, mit allen seinen Verhältnissen, Licht, Schatten, Kolorit dazu.

„Diese Köpfe" [gemeint sind hier nicht etwa „Génies", sondern vielmehr „gute Köpfen, aber Nicht-Génies", wenigstens: „nicht poetischen Génies"] werden nun zwar vortreffliche Weltweise was weiß ich, Zergliederer, Kritiker — alle ers* — auch vortreffliche Leser von Gedichten abgeben, allein es muß noch was dazu kommen, ehe sie selbst welche" [deutlicher: Gedichte] „machen, versteh mich wohl, nicht nachmachen. Die Folie, christlicher Leser! die Folie, was Horatz vivida vis ingenii, und wir Begeisterung, Schöpfungskraft, Dichtungsvermögen, oder lieber gar nicht nennen. Den Gegenstand zurückzuspiegeln, das ist der Knoten, die nota diacritica des poetischen Genies, deren es freilich seit Anfang der Welt mehr als sechs tausend soll gegeben haben, die aber auf Belsazers Waage vielleicht bis auf sechs, oder wie Sie wollen —

Denn — und auf dieses Denn sind Sie vielleicht schon ungeduldig, das Vermögen nachzunahmen ist nicht das, was bey allen Thieren schon im Ansatze — nicht Mechanik — nicht Ehr — nicht was es, am Athem zu sparen, bey unsern Poeten" u. s. w.

Aus Shakespeare's Lustspiel (das bei Lenz s. S. 57) den Titel hat:

AMOR VINCIT OMNIA**

Ein Stück

von

Shakespeare

* Für das in der obigen Anwendung unübliche, als Hauptwort gebrauchte er mit der falsch gebildeten Mehrzahl ers verweise ich auf mein Wörterb. I S. 824 c, wo es heißt:

„Ist m. —en, —en: griech.-lat. Endung zur Bezeichnung einer Person, s. Sophist, Pietist, Bassist 2c. und danach auch Blumist, Glockenist, Harfenist, Hornist, Lautenist 2c., dann auch selbständig: Die Schar der Aner [s. d.], Iner, Isten. Blumauer 2, 140 2c., vgl.: Alle Narren, die sich „isten", [deren Namen auf „ist" ausgeht], | zum Exempel Pietisten 2c. Lessing 1, 77. Das in meinem Wörterbuch unter „Aner" Gesagte (Bd. I S. 32 c) will ich hier nicht wiederholen, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß, wie die richtig gebildete Mehrzahl Aner ohne hinzugefügtes „s" heißt, auch Lenz an die unüblich als Hauptwort gebrauchte Endung er für die Mehrzahl kein s hätte anhängen dürfen, wie auch keins an die Mehrzahl von „Zergliederer, Kritiker, Leser" angehängt wird.

** Im Original: Love's Labour's lost.

will ich zum Schluſs nur folgende kurze Stelle (S. 146/7) hersetzen, um zu zeigen, wie Lenz mit der deutschen Sprache umspringt:

„Costard tritt auf als Pompejus

Cost. Ich bin Pompius
Boyet. Ihr lügt, das seyd ihr nicht.
Cost. Ich, Pompius
Biron. Lieber ein Leopard.
Cost. Ich Pompius, der dicke sonst gesagt.
Däm. Der Große.
Cost. Recht, es war groß, Herr! Der Große sonst gesagt.
Der oft im Feld
Mit Schwerdt und Schild
Den Feind zu schwitz'n g'macht:
Und reisend ist
Auf dieser Küst
Komm hier von ungefähr,
Und leg mein'n Schild
Zum* Füßen mild
Der schönen Jungfer 's Welschland' daher" u. s. w.

Mein Vetter Josua.

Eine Geschichte von Richard Skowronnek.
(Vom Fels zum Meer, 14. Jahrg. S. 323 ff.)
(Schluſs, s. S. 252—258.)

18. „Mit angsterfüllten Augen, wie ein verschrecktes Rehkitzchen." S. 362b, in der Schriftsprache üblicher: ein erschrecktes oder erschrockenes ꝛc., s. mein Wörterbuch III S. 1007c; Ergänz.-Wörterbuch S. 462a.

19. „Vielleicht ist er auch eine Suse, die nicht gern den Spieß in die Hand nimmt, und die Sache [der Zweikampf] ist ihm eklig." S. 362b, burschikos, vgl. etwa: Vielleicht ist er auch eine feige Memme, die nicht gerne die Waffe (den Degen) in die Hand nimmt, und der Zweikampf ist ihm unangenehm ꝛc. Vgl. über den aus dem biblischen Namen Susanna (mit der Grundbedeutung „Lilie") hervorgegangenen deutschen

---

* „Zum". So steht allerdings gedruckt; aber man darf vielleicht annehmen, daſs Lenz gesetzt haben wollte: „Zu'n". Auf die vielen harten, durch Apostrophierung bezeichneten Kürzungen braucht nicht besonders aufmerksam gemacht zu werden; das „'s" im Schluſsvers für „aus" wird schwerlich oft gefunden werden. Man vergleiche die entsprechende Stelle bei Shakespeare I Pompey am u. s. w. oder auch nur etwa die Verdeutschung von Schlegel-Tieck (Neue Ausg. in 9 Bdn., VI S. 453) und man wird staunen, wie die Übersetzung von Lenz in der Straßburger Gesellschaft um Goethe und Herder einst hat Beifall finden können.

Namen Suse mein Ergänz.-Wörterb. S. 545 c, wo aus Spielhagen's Sturmfluth der Satz angeführt ist: „Sie ist eine richtige Suse, die den armen Mann mit ihrer trocknen Philisterhaftigkeit und ewigen Bedenklichkeit zur Verzweiflung bringt,“ vgl. Wander's Sprichw.-Lex. IV Sp. 980: „Dumme Suse. Um ein einfältiges, ungeschicktes Frauenzimmer zu bezeichnen. Ein mürrisches Mädchen nennt man Brummsuse (Simrock, Kinderbuch S. 17; 64), eine schläfrige, weibliche Person Schlafsuse. Germania V, 353). Es ist eine rechte Suse (Schottmüller).“ Ich habe in der oben angeführten Stelle auch auf die Zusammensetzung: Nöhlsuse hingewiesen, vgl. mein Wörterb. II S. 444 a, wo es (unter dem niederdeutschen Zeitwort nö(h)len) heißt: „Sei keine Nöl-Suse. Holtei Nobl. 2, 175; Nöl-Peter und danach Petrus Nöhliensis. Forster Br. 2, 231,“ vgl. auch Wander's Sprichw.-Lex. III Sp. 1039: „Nölbartel: Er ist ein Nölbartl. Scheltnamen für einen zaudernden Menschen, den man auch Nölert heißt. Für weibliche Personen dieser Art hat man die Bezeichnung Nölfotze.“ Über Taufnamen in Verbindungen mit Eigenschaftswörtern oder in Zusammensetzungen, wie sie gelegentlich im Obigen vorkommen, darf ich wohl auf mein Wörterb. verweisen, z. B. unter den Titelköpfen: Hans, Grete, Lise, Peter, Bartel, Matz &c.; im Besondern aber, in Bezug auf Suse, auf Band II S. 1264 b, wo es heißt: „Su! interj., s. lull I und sausen 2: Su, su! schlafe ein. Hungari 1, 440; 119 &c., auch: Suse mein liebes Kindelein! Liedersegen 397 a. Singen immer frei | das echte Susaninne. 36 a (Luther 8, 358 b), s. Ninne,“ — vgl. in meinem Wörterb. III S. 874 a: „Sausen . . . 2, intr. (haben) und tr.: mit säuselnden | Tönen (su, su! &c.) in Schlaf singen (vgl. lullen 2, büschen Anm.; säuseln 2 b), — dann auch = schlafen, namentlich niederdeutsch in der Form: susen &c. (s. Bernd 302; Brem. Wörterb. 4, 1106): Sause, liebe Ninne (s. d.) Weise Jak. 44“ — und in meinem Wörterb. II S. 442 b: „Ninne f.; —n: (Kinder- und Ammensprache) Wiege (s. Weinhold Schles. Wörterb. 65 b) und Bernd 191 (Kind): Sause, liebe Ninne, was nistelt im Stroh? Weise Jak. 44 [in Meklenburg zumeist: Suse, liebe Suse, wat rasselt int Stroh?], vgl.: Susaninnen 593 als Refrain und Bezeichnung eines Wiegenliedes. Sie liegt doch nicht etwa schon in der Ninnei [im Bett]. Holtei Nobl. 2, 175 &c.“ Irre ich nicht sehr, so liegt der tadelnden Bezeichnung Suse für eine weibliche oder weibische Person die Vermischung des biblischen Namens Susanna mit dem Su, su zum Einlullen der Kinder zu Grunde, indem sie zunächst von der Schlafsuse ausging als einem schläfrigen, träumerischen, nöhlenden Frauenzimmer, und erst dann auf weibische, schwächliche, feige Mannspersonen ausgedehnt wurde (s. Memme in meinem Wörterb. II S. 287 b).

Zum Schluſs dieser längern Abschweifung aber möchte ich hier in Bezug auf den Namen Suse, verkleinert Suschen eine Frage anregen, auf die vielleicht aus dem Kreise meiner Leser eine vollkommen genügende Antwort erfolgt, wie ich eine solche weder durch eigenes Nachdenken, noch durch Nachfragen bei Andern zu finden bisher vermochte:

Unter Goethe's Balladen trägt die siebente (z. B. in der 40bändigen Ausgabe Bd. I S. 147) die Überschrift:

„Johanna Sebus.

Zum Andenken der siebzehnjährigen Schönen, Guten, aus dem Dorfe Brienen, die am 13. Januar 1809 bei dem Eisgange des Rheins und dem großen Bruche des Dammes von Cleverham, Hilfe reichend, unterging"; doch in dem Gedichte selbst heißt es einmal nur „Suschen", sonst immer „Schön Suschen". Das Versmaß kann den Dichter zu der Änderung des Namens nicht veranlasst haben; denn Hannchen, Schön Hannchen hätte eben so gut in das Versmaß gepasst; welcher Grund aber hat den Dichter zu der Wahl gerade des Namens Suschen bestimmt?

20. „Jungchen, hast du schon von der Hasenpastete gekostet?" S. 363a (in der königsbergischen Mundart statt Jüngchen) s. Zeitschrift VII S. 98; so auch: „Mein Jungchen!" 365b; 447b.

21. „Armer Junge, schluck's unter!" S. 366a = bezwinge, unterdrücke deinen Schmerz, statt des üblicheren: schluck's hinunter oder nieder, vgl. mein Wörterb. III S. 964c.

22. „Möchte überhaupt gern wissen, weſshalb ich all den alten Quatsch wieder ausgrabe, mir die Laune verderbe und dich langweile." S. 367a, vgl. über Quatsch als Interjektion, männl. Hauptwort (wie hier, — auch in der Zusammensetzung: Quitschquatsch, daneben: Quixquax) und Eigenschaftswort nebst den Fortbildungen mein Wörterb. II S. 616b; Ergänz.-Wörterb. S. 399a.

23. „Wenn ich damals nicht 22 Jahre alt gewesen wäre und noch so ein rechter Latsch, wie ein junger Hühnerhund, der mit sich und seinen Knochen Nichts anzufangen weiß ꝛc." S. 367a, eine noch in meinem Ergänz.-Wörterb. nachzutragende Bezeichnung, vgl. als sinnverwandt z. B. Latsch Wörterb. II S. 41b Nr. 3 und Ergänz.-Wörterb. S. 332b), das schlesische Lälatsch (Ergänz.-Wörterb. S. 329b), Laps (Wörterb. II S. 28b bei Goltz und Ergänz.-Wörterb. S. 331a bei Heine, nebst Lilaps bei Arnim), wie auch Flaps, Schlaps ꝛc.

24. „Am Donnerstag endlich, ganz in der Herrgottsfrühe" [s. Ergänz.-Wörterb. S. 214c] „stieg in den Weinbergen draußen, einem Tanzlokal vor der Stadt, die P. P.-Suite" S. 367a, als Abkürzung für Pro-patria-Suite, s. Zeitschrift Seite 255 Nr. 6:

Die Pro-patria-Suite, hier = die für die Pro-patria-Paukerei von der Verbindung Abgesandten; vgl. (= Pro-patria-Paukerei): „Fühlst du nicht, dass du unter diesen Umständen mit dem Mann in der P. P.-Suite nicht fechten durftest“ S. 369b/70a).

25. „Als wir herauskamen, fanden wir bereits eine zahlreiche Korona in dem Saale. Den ganzen Hallenser S. C. [Abkürzung für Seniorenkonvent], viele Inaktive von auswärts, etliche Kamele und eine ganze Schar von Philistern, die das Mensurkiebitzen als Sport betrachteten.“ S. 367b. Für die hervorgehobenen burschikosen Ausdrücke (vgl. Nr. 24) genügt wohl ein Hinweis je auf mein Wörterb. und Fremdwörterb. im Allgemeinen. Nur in Bezug auf das letzte der hervorgehobenen Wörter möchte ich hier ausführlicher das Folgende hersetzen, zunächst aus meinem Wörterb. I S. 904a unter Kiebitz: „. . . 2) (s. 1) übertragen auf Personen: Wie der Kiebitz unermüdlich hin und her fliegt und seinen Weg durch Röhricht und Moor, durch Gestrüpp und Sumpf nimmt, dabei aber immer heiter und wohlgemuth ist, so auch die Ordonanzofficiere und deshalb ihr Name ‚Kiebitz‘“. Hackländer Sold. 92 — und dann besonders aus meinem Ergänz.-Wörterb. S. 300c, wo es im Anschluss an das Vorstehende heißt: „österreichisch = nicht unmittelbar thätig mitbetheiligter Zuschauer: Ein Kiebitz aus seiner Malerwerkstatt. Presse 32, 232 rc., besonders beim Hasardspiel, z. B. 352b; 29. Wer gespielt und wer nur „gekiebitzt“. ebd.; Hügel 89b; N. Fr. Presse 3114, 7b. Ich spiele nicht für Kiebitze. Volks-Ztg. 26, 286a.“.

26. „Unsre Gegner . . . Es waren drei ganz gatliche Burschen, die nicht so aussahen, als wenn sie sich ohne stramme Gegenwehr hinabthun lassen würden.“ S. 367b, vgl.: in meinem Wörterb. I S. 546a: „Gattlich a. . . .: 1. was Art hat, artlich, passend, bequem, nett“ mit Belegen aus Goethe und namentlich als schweizerisch aus Gotthelf; für hinabthun würde es in der allgemeinen Schriftsprache wohl üblicher abthun heißen, vgl. mein Wörterb. III S. 1319a; 1320b rc.

27. „Die erste Pauke, die nun stieg, war gewissermaßen uns zu Ehren arrangiert, damit wir einen Begriff davon bekämen, wie in Halle gefochten wird.“ S. 367b. Die beiden durch Sperrdruck hervorgehobenen Wörter wären noch in dieser Anwendung in meinem Ergänz.-Wörterbuch nachzutragen, vgl. üblicher: Die erste Paukerei (oder Mensur), die nun vor sich ging, losgelassen wurde rc. Statt des wird am Schluss des Satzes hieße es wohl sprachrichtiger im Konjunktiv werde.

28. „Eine elegante Doppeltiefquart, die dem Lawinier zwei rothe feine Striche durch Kinn und Lippen zieht . . . Dem Lawinier haben die

beiden Hackser warm gemacht," burschikos = sitzender (ins Fleisch hackender) Hieb, — in meinem Ergänz.-Wörterb. noch fehlend.

29. „Herr Kartellbruder, jetzt wird abgeläutet!" S. 368a, vgl. Wörterb. II S. 61b, wo es heißt: „Den Markt abläuten, seinen Schluss durch Läuten kund machen," — danach verallgemeint: das Ende von Etwas verkünden, hier vom Zweikampf, weil „Abfuhr" erfolgt, d. h. der Gegner als kampfunfähig abgeführt werden muss, s. etwas weiter unten: Sein Sekundant griff ihn unter den Arm und erklärte Abfuhr, ohne die Untersuchung durch den Paukarzt erst abzuwarten" s. u. S. 316 Nr. 46 und Ergänz.-Wörterb. S. 215a.

30. „Der Lawinier sieht das offene Loch und lässt sich verleiten, einen tiefen Hieb nachzuschlagen" S. 368a = dem vorangegangenen schlagend einen andern nachfolgen zu lassen, — für welche Anwendung des zielenden Zeitworts in meinem Wörterb. III S. 942c noch kein Beleg gegeben ist, vgl. ohne Obj.: „[Ich] schlage nach." S. 369b.

31. „Die Geschichte dauerte übrigens keine halbe Minute; schon im zweiten Gange, den der Lawinier ganz gniedsch mit einer Tiefquarte eröffnet, war sie zu Ende." S. 368b, s. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 232c, wo unter gnietisch auf neidisch verwiesen ist, unter welchem Wort S. 369c in Nr. 2 die Bedeutung „= gierig" angeführt ist mit einem Beleg aus Waldis und mit dem Zusatz: „vgl. gnietisch. Roman-Ztg. 15, 2, 8" [in Mekkenburg gewöhnlich einsilbig: gniedsch].

32. „Die Sekundanten springen dazwischen, drüben" [= bei dem mir gegenüberstehenden Gegner] „sitzen drei, vier Blutige" [sc. Hiebe], „fast jeder Hieb, den ich schlug, hat gebissen" S. 369a [= ist, wie ein Biss, in das Fleisch eingedrungen, s. beißen 2 im Wörterb. und Ergänz.-Wörterb., vgl.: hat gesessen], wie es S. 369b heißt: „Jetzt, seine ganze Backe ist frei. Mein Spieß herum, wie ein Blitz, hurra, es hat gesessen. Der Hieb war so heftig, dass ich in meinem Arm ordentlich einen Ruck verspürte, als er aufsaß."

33. „Ich steckte . . . die verdienten Rüffel ruhig ein und bat bescheidentlich um gut Wetter." S. 370a, vgl. Riffel, Rüffel mein Wörterb. II S. 757c, einstecken III S. 1191b, woraus ich hier nur als Ähnliches anführen will: „Unmöglich steckt den Schimpf der König in die Tasche. Gotter, Sch. 32 = Beleidigendes geduldig hinnehmen" und Wetter III S. 1591 Nr. 1c, — hier = ich bat bescheidentlich, dass er mir nicht weiter zürnen möge.

34. (S. 406a): „Die Nächte wurden vertrunken, die Tage verschlafen und, wenn sich wirklich einmal so Etwas wie Katzenjammer" [s. mein Wörterb. I S. 834c] „oder graues Elend" [s. ebd. S. 363b;

Ergänz.-Wörterb. S. 177 c; 235 c „nach französisch gris = betrunken"] „über dies Luderleben" [Wörterb. II S. 68 c] „meldeten, dann wurde einfach noch mehr getrunken &c."

35. (S. 407 b): „‚Derfflingerstraße 9', rufe ich dem Kutscher zu, aber im Galopp! und wenn Ihre alte Kragge" [s. Kracke 2, verächtliche Bezeichnung eines schlechten Pferdes" nebst Belegen Wörterb. I S. 1006 b] „der Deuwel" [mundartlich = Teufel] „holt, ich bezahl' es".

36. (S. 408 a): „Die alte Dame schreckt" [richtiger: schrickt] „zusammen, als wäre ein giftiges Reptil an sie gesprungen."

37. (S. 409 b): „Dass ich umklappte" [vor Schreck umfiel, s. Wörterb. I S. 920 a], „war kein Wunder."

38. (S. 410 a): „Auf dem Bahnhofe in Gumbinnen erwartete mich einer unserer Knechte mit zwei Pferden. Es war ‚Schacktarp', wie die Littauer sagen, d. h. unsre von tagelangem Regen aufgeweichten Lehmwege waren weder zu Fuß noch zu Wagen zu passieren," — vgl. mein Fremdwörterb. II S. 476 b, woraus ich das Folgende hersetze:

„**Schacktarp**, m., —s; 0: (am kurischen Haff) die Zeit, wo das Eis weder hält noch gänzlich verschwunden ist. Volks-Ztg. 16, 66."

39. (S. 410 b): „Drauf dreht er sich nach der Wand, ich denke, er will vielleicht ein bischen überschlafen und stehe auf, um ihm die Kissen zu schütteln &c." Der mundartliche Gebrauch des hervorgehobenen Zeitworts als intransitiv (im Sinne von schlummern &c.) ist, wie in meinem Wörterb., auch in dem Ergänz.-Wörterb. noch nicht aufgeführt und belegt.

40. (S. 411 a): „Kannst dir ja denken, dass wir uns hier um dich zersorgen" —, vgl. für das seltne Zeitwort mein Ergänz.-Wörterb. S. 487 c, woraus ich hier den Beleg aus Uz Horaz 2, 161 [Satir. II 8 v. 67] hersetze: „Musst du dich nicht, damit ich herrlich bewirthet werde, zersorgen und zerquälen?" [s. d.]

41. (S. 412 a): „Da blieb sie stehen, wandte sich und blickte mir ruhigen Gesichtes entgegen. Das verschlug mir die Rede, ich konnte kein Wort von Dem hervorbringen, was ich für diesen Augenblick mir zurecht gelegt hatte," — vgl. Schmeller Bair. Wörterb. III S. 442, wo (als der ältern Sprache angehörig) angegeben ist: „verschlagen = sperren, versagen, untersagen" und mein Wörterb. III S. 944 b, wo unter verschlagen in Nr. 13 die Bedeutung angegeben: „verschließen &c., zunächst eigentlich durch etwas auf die Öffnung Geschlagenes, z. B.: Fässer, Kasten verschlagen oder zuschlagen, zunageln &c., bildlich: Die Augen müssten ihnen aufgehen, wenn sie nicht mit Brettern verschlagen wären. Gotthelf Schuldenb. 269 &c. und verallgemeint: So werden alle Salzquellen, die nicht bei den Staatssalinen zur Benutzung kommen, . . . sorgfältig ver-

schlagen [versperrt, der Benutzung entziehen]. Scheuchenstuel 201 ꝛc. Einem den Platz (Gotthelf Uli 1, 71), die Aussicht (Bodmer bei Campe) verschlagen = versperren, entziehen ꝛc." Hierzu wäre der obige Satz von Skowronneck zu fügen, wofür es in der gewöhnlichen Schriftsprache üblicher etwa heißen würde: Das brachte mich außer Fassung (oder verwirrte mich) und machte mich verstummen ꝛc.

42. „So verlor ich mit Helene Alles, was mir bis dahin Halt gegeben hatte, gerieth unter die Torfeber und warf mich dem ersten besten Frauenzimmer an den Hals ꝛc." S. 442 a, ein wohl aus der Weidmannssprache entlehnter Ausdruck, für den weitere Belege erwünscht wären.

43. „Obwohl wir ihn Alle wegen seiner übertriebenen Patentheit — er war ein sogenannter Gardereferendarius – und seines süffisanten Wesens halber nicht leiden mochten." S. 442 b = patentes Wesen, s. mein Wörterb. II S. 507 c und Fremdwörterb. II S. 200 b/1 a über das Eigenschaftswort patent = „modisch, fein, geschniegelt ꝛc., namentlich als burschikoser Ausdruck" mit Belegen. Das dazu gehörige Patentheit (= patentes Wesen) wäre (als fehlend) an beiden Stellen nachzutragen.

44. „Sehen Sie mal den Torkel des Herrn Kollegen Daumlehner an! Macht, ohne es zu wollen, die schönsten Eroberungen, indessen wir dabei sitzen und uns den Mund wischen können." S. 443 a, welche Bedeutung in meinem Wörterb. III S. 1339 a und Ergänz.-Wörterb. S. 567 a nachzutragen ist = unverdientes Glück (wie es etwa einem Trunkenen, der torkelt oder taumelt, ohne sein Bemühen in den Schoß fällt).

45. „Ich verbat mir gereizt die Anulkung." S. 443 a, vgl. Wörterbuch III S. 1411 a; Ergänz.-Wörterb. S. 585 b.

46. „Ich hatte die Auswahl, wohin ich ihm [meinem Gegner im Säbelduell] die Abfuhr setzen wollte." S. 443 a, hier = den Hieb, durch den er als kampfunfähig abgeführt werden mußte, s. o. S. 314 Nr. 29.

47. „Ich wollte . . . mit möglichster Treue ausschildern und dir zu erklären versuchen, wie ich in ein paar Tagen ein so nichtswürdiger Lump wurde." S. 448 a, ein weiterer Beleg zu der hervorgehobenen Zusammensetzung von schildern (s. Ergänz.-Wörterb. 448 a).

48. „Mein Mann kommt mich abholen." S. 448 a, vgl.: abzuholen, s. kommen Nr. 7 a und 8 in meinem Wörterb. I S. 974 a/b.

49. „Geld hatte ich in allen Taschen; was fehlte mir also, um mich recht angenehm zu verlustieren?" S. 448 a, s. Wörterb. 2, S. 186 c.

50. „Ich treibelte also so langsam durch die Vereinigten Staaten." S. 448 b, hier (vgl. Wörterb. III S. 1368 a; 1384 a Nr. 2) = flanieren, schlendern ꝛc.

51. „Erst die Papiere verbrannt, damit meine Identität mit einem gewissen Josua Daumlehner nicht festzustellen war, und dann knacks! fertig. Je eher, desto besser.“ S. 448 b, wo die hervorgehobene Interjektion (s. Wörterb. I S. 947 c; Ergänz.-Wörterb. S. 312 a) — das „Spannen des Flintenhahns“ ꝛc. bezeichnend — so viel sagt wie: dann schieße ich mich todt.

52. „[Ich] knobelte mit ein paar Kapitänen eine Flasche griechischen Rothspohn aus. S. 448 b, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 314 b, wo es unter Knobel m. heißt: „s. Knebel 7; Knöchel 1; 2 = Würfel; dazu: (aus-)knobeln [knöcheln, würfeln]“ mit Belegstellen.

53. „8 Tage später war ich bei den Kronprinzlern in Königsberg eingekleidet [als freiwilliger Theilnehmer an dem Zuge gegen Frankreich 1870].“ S. 448 b, woraus das noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S 349 a nicht erwähnte Kronprinzler (für die dem Regiment des Kronprinzen Angehörigen) nachzutragen ist.

54. „Ein Stabsarzt kommt auf mich zu und ich nehme die Hacken zusammen.“ S. 449 a zum militärischen Gruß, vgl. eben so: die Hacken zusammenschlagen. Gartenlaube 43, 40 a; Illustrierte Zeitung 2564, S. 217 b u. o.

Häufigkeits-Untersuchungen der deutschen Sprache.

Die Untersuchung der deutschen Sprache in Bezug auf die Häufigkeit der Wörter, Silben, Laute u. s. w. ist so weit vorgeschritten, dass auch die Abtheilung 3 (Buchungen) beendet und die alphabetische Liste von 10,906,235 = 20 Millionen Silben fast vollendet ist. [Abtheilung 4.] Es handelt sich nun neben der Fertigstellung der Liste um die Zerlegung der Wörter in die einzelnen Bestandtheile, zu welcher Thätigkeit der Arbeitsausschuss noch 50 fleißige und zuverlässige Mitarbeiter braucht, welche vielleicht täglich eine Stunde der Förderung dieses für die weitesten Kreise unseres Volkes wichtigen Werkes widmen wollen. Wir zweifeln nicht, dass in dem großen Kreise unserer Leser sich Damen wie Herren finden werden, welche bereit sind, ein so wichtiges der Gesammtheit unserer deutschen Nation zu Gute kommendes Unternehmen durch freiwillige, thätige Mithilfe zu unterstützen und ersuchen daher um gefällige baldige Einsendung der Anmeldung an den Vorsitzenden des Arbeitsausschusses für die Häufigkeits-Untersuchungen der deutschen Sprache Herrn F. W. Käding in Berlin N. Krausnickstr. 1.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Alemannia, Zeitschr. für Sprache, Kunst und Alterthum, besonders des alemannisch-schwäbischen Gebiets . . . von Fr. Pfaff. 23. Jahrgang. 1. Heft Bonn, P. Hanstein's Verlag. 96 S.

Gust. Wustmann. Deutsch. Eine Sammlung von falschen Ausdrücken, die in der deutschen Sprache vorkommen, nebst der Berichtigung und Erklärung dieser Fehler. Bonn, P. Hanstein's Verlag. 1895. 194 S. 2 M.

Aug. und **Fr. Freudenthal.** Niedersachsen. Halbmonatsschrift für Geschichte, Landes- und Volkskunde, Sprache und Litteratur Niedersachsens. 1. Jahrg. Nr. 1, 1. Okt. 16 S. 4°. Preis Vierteljährl. 1 M. 50 Pf., halbj. 3 M. ganzjährl. 6 Mark. Einzelne Nummer 50 Pf. (Man beachte besonders das auf S. 16 enthaltene Verzeichnis der Mitarbeiter.)

Max Geißler. Freilicht. Halbmonatsschrift für Litteratur und Kritik. Jahrg. VII Preis vierteljährlich 1 M. 50 Pf. Wachwitz-Dresden, Max Geißler.

Minna Heith, Leopold Jacoby. Ein Lebensmärchen. Aus Mittheilungen, Briefen und Schöpfungen. 262 S. München, M. Pößl. 1893.

F. W. Käding. Über die Häufigkeitsuntersuchungen der deutschen Sprache. Vortrag gehalten im Stolze'schen Stenographenverein zu Berlin am 14. Febr. 1895. Sonderabdruck aus dem Magazin für Stenographie. 38 S. Frei zu beziehen durch F. W. Käding, Kalkulator bei der Reichshauptbank Berlin N., Kraus-nickstr. 1.)

Dr. Alfr. Puls. Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. I. 1 M. 80 Pf.; II 2 M.; III 3 M.; IV 2 M.; V 1 M. 80 Pf. Gotha, E. F. Thielemann. Ausführliche Prospekte frei.

Dr. Günther **A. Saalfeld,** Katechismus der deutschen Rechtschreibung. Leipzig. J. J. Weber 1895. VIII und 354 S. Preis im Original Leinenband 3 M. 50 Pf. (Besprechung in einem der nächsten Hefte.)

Der Weidmann. Blätter für Jäger und Jagdfreunde. Erste illustrierte deutsche Jagdzeitung. 27. Bd. Nr. 1. Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner, Jagdschriftsteller und von Freunden des edeln Weidwerks herausgegeben. Redigiert von Karl Freiherr von Wolff. Erscheint jeden Freitag. Preis halbjährlich 3 M. Paul Wolff, Blasewitz-Dresden.

A. Wolfromm, Revue de l'enseignement des langues vivantes. 12. Jahrg. Nr. 4. Paris. A. Laisney, 6, rue de la Sorbonne. 1895. Preis für Frankreich 12 Franks, fürs Ausland 15 Franks, der einzelnen Nummer 2 Franks.

Briefkasten.

Herrn **Alfr. Bauer** in Paris: Auf Ihre mir aus Dieppe zugegangene Karte erwiedere ich, dass sich die in der Handelssprache üblichen Ausdrücke: Ramp, Rams, Ramsch ꝛc. mit den zugehörigen Zeitwörtern rampen, rams(ch)en ꝛc. in meinem Wörterbuch I S. 636b aufgeführt und erklärt finden, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 403c, wie auch Sachs-Villatte II S. 1378 und F. W. Eitzen's Wörterb. der Handelssprache S. 568a und in diesem letztern auch S. 797b, das mir von Ihnen mit einem Beleg aus der „Allgemeinen Buchhändler Zeitung" vom 23. Jan. d. J. eingesandte „verramschen", für das ich mir schon früher aus Stümcke's Neuen Litter. Blättern, 3, 244b den Satz für den deutsch-englischen Theil des Muret-Sanders'schen „Encyklopädischen Wörterbuches" eingetragen habe: „Daſs die Verleger . . . die viel zu starke Auflage verramschen." Der ferner von Ihnen mir eingesandte deutsche Ausdruck „Ausflügler" (franz. excursioniste) fehlt allerdings noch in dem vortrefflichen Sachs-Villatte Thl. II,

findet sich aber schon nebst Belegen in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 208 b, wie denn auch in Muret I S. 835c excursionist durch „Ausflügler, Vergnügungsreisender“ verdeutscht ist und demgemäß in Muret II nicht fehlen wird. Besten Erfolg von Ihrem Aufenthalt in Dieppe!

Herrn **Wilh. P . . . stud. phil.** in Berlin: „Wie oft sind schon Studenten gestorben, die einen leichtern Schmiss vernachlässigt hatten!“ Dr. B. (in der National-Ztg. 48, 554). Doch nur, wer durch absichtliches Missverstehen das Gelesene ins Lächerliche ziehen will, kann — wie Sie es thun — bei dem vorstehenden Satz die Frage aufwerfen: „Ist denn schon ein Mensch überhaupt oder insbesondere ein Student ‚oft‘ d. h. mehr als einmal gestorben?“

Die von Ihnen vorgeschlagene Änderung: „Wie viele Studenten sind gestorben, weil sie rc.“ schließt freilich auch das absichtliche Missverständnis aus; aber für nöthig wird sie schwerlich Jemand außer Ihnen erachten.

Herrn **L. Görcke** in Berlin: Vorläufig freundlichen Dank für Ihre Zuschrift, die ich nebst einer Erwiederung, sobald sich der nöthige Raum dafür findet, — hoffentlich schon im nächsten Hefte — zum Abdruck bringen werde.

Herrn Oberleutenant **Franz Heutzinger** z. Z. in Gmunden: Auf Ihren mit dem Poststempel Andorf an mich fälschlich nach Berlin statt nach Altstrelitz gerichteten und mir daher verspätet zugegangenen Brief erwiedere ich Ihnen und den betheiligten Herren, dass Sie dem Herrn gegenüber, der den Ausdruck: „bei zuen Fenstern“ gebraucht hatte, mit gutem Grunde die Berechtigung dieser Ausdrucksweise in der reinen Schriftsprache bestritten haben, vgl. Sie mein Wörterb. III S. 1780 b, wo es unter dem Titelkopf „zu“ in Nr. 5 heißt: „adverbiell oder prädikativ = verschlossen, Gegensatz auf (s. d. u. offen Anm.)“ mit Belegen und darunter: „Schläfst du auch mit Augen zu. Heine 15, 132 (vgl. bei Adelung als mundartlich: Ein zues Haus)“ und in der Zeitschr. VI S. 8 das von meinem verehrten Mitarbeiter Dr. H. Schrader Gesagte, wo er unter Sprachbildungen, die „für Ohr und Sprachgefühl“ schrecklich sind, auch den aus dem Munde einer Prinzessin gehörten Satz aufführt: „Ich will heute keinen offenen sondern [einen] zuen Wagen“, — obgleich er in Betreff „solcher Ungeheuerlichkeiten“ hinzufügt: „Man möchte bedauern, dass dem Deutschen die Fähigkeit des Griechischen abgeht, Adverbien im Sinne von Adjektiven mit Substantiven zu verbinden, wie: Die damals Männer. Die hier Gegend. Die vorher Rede, statt damalig, hiesig, vorherig.“

Zue Fenster, Kutsche, (statt zugemachte, geschlossene) klingt dem deutschen Ohre nicht erträglicher als aufe (statt offene oder geöffnete).

Herrn **Leopold Jacoby**: Verbindlicher Dank für Ihre Beiträge, die — wenn irgend möglich — schon im nächsten Hefte benutzt werden sollen. Alles Gute!

Herrn Schulrath Dr. **Kraß** in Münster (in Westf.): Sie wünschen meine Ansicht darüber, ob „der bei den Behörden jetzt vielfach gebrauchte Ausdruck Fehlanzeige (für Vacat-Anzeige)“ zu billigen sei. Sie fügen hinzu: „Nach den bisher gebräuchlichen Zusammensetzungen mit Fehl scheint mir der Ausdruck eine Fehlgeburt zu sein“. Ich stimme Ihnen vollkommen zu.

Herrn **Richard Schmidt-Cabanis** aus Berlin z. Z. in Ragaz: In der mir von Ihnen zugesandten Nummer 261 des Rheinischen Kuriers vom 20. September habe ich Ihren Aufsatz: „Holland in Noth. Auch ein Beitrag zu dem bevorstehenden ‚Dresdener Kongress der Association littéraire et artistique internationale“ mit regstem Antheil gelesen und empfehle ihn angelegentlichst allen meinen Lesern, die zu

erfahren wünschen, wie warm und thatkräftig Pariser und Dresdener Vertreter der Schriftstellerwelt sich auf dem bevorstehenden Kongress der Rechte der von ihnen Vertretnen anzunehmen entschlossen sind.

Herrn Gutsbesitzer **Rud. v. W . . .** bei Magdeburg: Eine Ihrem Wunsch entsprechende eingehende und höchst anerkennende Beurtheilung von Buchheim's Ausgabe der Schiller'schen Maria Stuart (vgl. S. 240) finden Sie in The Educational Times Vol. XLVIII Nr. 413 vom 1. Sept. p. 399, worauf ich — mit Rücksicht auf den Raum meiner Zeitschrift — Sie hier verweisen muss.

Herrn **Wilh. v. Z . . .** in Karlsruhe: In Bezug auf das vor dem st des Superlativs falsch eingeschobenen d verweise ich Sie auf meine Hauptschwier. S. 86/7 unter dem Titelkopf „D" in Nr. 3, wovon ich nur den Anfang hersetze: „Eben so tadelhaft [wie der Fortfall des d in Superlativen von Participien der Gegenwart, wie: „in aufopfernster (statt: aufopferndster) Weise" ꝛc.] ist das Einschieben eines d in Superlativ nicht-präsentischer Participia ꝛc." Die Belege dazu, zum Theil aus guten Schriftstellern, wollen Sie gefälligst dort nachlesen; doch will ich, die Gelegenheit benutzend, sie um zwei vermehren. Der erste aus einem Briefe von Sophie Brentano an Wieland (s. Rodenberg's „Rundschau" 1887, Heft 4 S. 187) lautet: „Blicke ins menschliche, geheimste, verborgendste Leben" und in der „historisch-kritischen Ausgabe" von Schiller's sämmtlichen Schriften können Sie Band II S. 337 Z. 21/2 buchstäblich lesen: „Dass die unsichtbare Hand der Vorsicht auch den Bösewicht zu Werkzeugen ihrer Absicht und Gerichte brauchen, und den verworrendsten Knoten des Geschicks zum Erstaunen auflösen könne." Dass es in diesem Satze richtiger heißen würde: „zu einem Werkzeuge" ist freilich eine nicht in die Antwort auf Ihre Frage hineingehörende Abschweifung, die ich mir aber doch bei dieser Gelegenheit hinzufügen zu dürfen geglaubt habe.

Verschiedenen Herren: Sie haben vollkommen Recht, dass dem Worte „Sittsamkeit" auf S. 230 Z. 14 ein „Witz" zu Grunde liegt, der durch die Schreibweise „Sitzsamkeit" hätte verdeutlicht werden können; aber ich habe darauf gerechnet, dass der Scharfsinn der Leser auch ohne derartige verdeutlichende Nachhilfe den „Witz" sich nicht werde entgehen lassen, wie er Ihnen ja auch in der That nicht entgangen ist.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Mekklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Dick-May's Unheimliche Geschichten.

Der Fall Allard.

Der 12. Band von Engelhorn's „Allgemeiner Roman-Bibliothek" enthält „Unheimliche Geschichten" von Dick-May in Paul Lindau's vortrefflicher Übersetzung.

Die erste der beiden „unheimlichen Geschichten" unter dem Titel: „Der Fall Allard" baut sich „auf einen sehr sonderbaren und beängstigenden Fall" auf, „der den im letzten Jahrzehnt beobachteten seelischen Krankheiten zuzurechnen ist". Dass die „seelische Krankheit" — wie auch in Paul Lindau's Bühnenwerk: „Der Andere" — als sei sie eine erwiesene Thatsache, zur Grundlage des Ganzen dient, ist meiner Ansicht nach, die ich nicht verschweigen will, jedenfalls ein Missgriff; aber hier in meiner „Zeitschrift für deutsche Sprache" will ich die Aufmerksamkeit meiner Leser eigentlich nur auf rein Sprachliches richten und dazu musste ich ihnen mittheilen, dass in dem „Fall Allard" der genannte Allard nicht (s. S. 65) „eine einfache Wesenheit" mit einheitlichem Bewusstsein ist, sondern dass wir uns dies Einzelwesen als ein in zwei von einander verschiedene, vollständig getrennte und von einander ganz unabhängig handelnde, ja von einander nicht wissende Einzelwesen vorzustellen haben. Die eine dieser beiden Hälften, der hochgeachtete Rechtsanwalt William Allard, der auch als Abgeordneter, als Minister des Innern und als Justizminister eine bedeutende, höchst ehrenvolle Rolle gespielt, erscheint als eine durchaus vornehme Natur, „mit angeborener Liebe zur Arbeit, mit berechtigtem und vernünftigem Ehrgeiz, mit kühler, klarer und eindringlicher Intelligenz" und ausgezeichnet durch Mäßigung, Ruhe und strenge Selbstbeherrschung. Die andere Hälfte dieses Einzelwesens, mit einem jener ersten Hälfte durchaus fremdartigen Bewusstsein, ist — um es kurz zu sagen — ein verkommener, wüster, rüder und roher Bummler. Dies zeigt sich in den Aufzeichnungen, die Allard ohne klares Bewusstsein im traumhaften Zustande in einer lotterigen Handschrift aufs Papier wirft. Der wache Allard ertappt sich auf Ausdrücken, die ihm sonst fern liegen (s. S. 40). Er schreibt:

„‚Ungeheuerlich', — ‚niederschmetternd' —, was würde man im Gerichtssaale dazu sagen, was würden die Richter davon denken, wenn sie aus meinem Munde derartige schwulstige, farblose, abgedroschene Ausdrücke vernähmen, die allenfalls auf dem Boulevard oder in der Zeitungssprache Kurs haben mögen?"

Nachdem ich Dies voraufgeschickt, setze ich die Aufzeichnungen des „Andern“ her, in denen ich für die Leser die zu beachtenden Ausdrücke aus der Sprache des Bummlers einfach durch Sperrdruck hervorhebe, ohne weitere Bemerkungen hinzuzufügen (vgl. mein Wörterb. und Ergänz.-Wörterb.).

„Das Leben ist gut, das Leben ist kurz. Der fibele Rabau dauert nicht lange. Die Ehrpuseligkeit ist gut für die Fatzkes. Seien wir lustig, so lange wir noch krauchen können.

„Die kleine Rosa Follys, was die picheln kann und die Beine werfen!“ (S. 41.)

„Wenn es nicht regnete, wo könnte ich wohl hingehen? Nach dem Jardin de Paris, nach dem Moulin rouge! Veraltet! Ete geworden! Blödsinnig langweilig, all diese alten Tingeltangel und Bumse! Jetzt muss man schon ins Pantinenviertel.“

„Das Dämliche ist, dass man in den vorstädtischen Spelunken zu einer Keilerei kommen kann, man weiß nicht, wie. Da muss man eben dafür sorgen, dass man nicht der Dumme ist. Man braucht sich in den Rabaulokalen eben nicht krumm und lahm schlagen zu lassen; denn es ist schon besser, dass man selbst Einen kalt macht als dass man sich kalt machen lässt.

„‚Der Schnaps, Tabak und die verfluchte Liebe!‘ Das ist mein Leiblied. Tabak und Schnaps! Da ist doch Musik drin! Das soll mein Wahlspruch sein! Aber für das Wort ‚Liebe‘ setze ich ‚Weiber‘. Die verfluchten Weiber! Ohne Liebe! So sind sie mir gerade recht! Im Übrigen bin ich kein schlechter Kerl, ein bisschen Schwindelmeier, aber ich lasse was draufgehn. Nächstens will ich die ganze Blase mal abfüttern. Man hat ja Draht.

„Dass es mit meinem Bein nicht mehr so recht gehen will, Das langweilt mich.“

„Mein einer Fuß, der zappelt.
Mein andrer rührt sich nicht!“ S. 41/2.

„Heute gehen wir aber los, um einen gehörigen Bummel zu machen.“ S. 50.

— — —

Im Übrigen habe ich mir zu Lindau's Übersetzung noch einige sprachliche Bemerkungen aufgezeichnet, die ich hier zur Prüfung für meine Leser folgen lasse.

1. „Der sich mit einer schwer wissenschaftlichen Arbeit beschäftigt.“ (S. 149) statt: mit einer schweren wissenschaftlichen ꝛc. vgl. Hauptschwier. S. 23b Nr. 4.

2. „Ich wollte nur, da ich mit einem Manne wie unserm Rechtsanwalt Allard zu thun habe, im Voraus darauf aufmerksam machen ꝛc.“ S. 86, wofür es auch in etwas anderer Auffassung heißen könnte: „mit einem Manne wie unser Rechtsanwalt“ (im Nominativ, sc.: einer ist), s. Hauptschw. S. 310b und Zeitschr. III S. 207/8.

3. „Die Verschiedenheit zwischen den beiden Handschriften schlägt allerdings in die Augen.“ S. 73, gewöhnlich: „fällt, springt in die Augen“ (s. unter Nr. 8 und mein Wörterb. I S. 57b unter „Auge“ 11h, dagegen: Einem (oder) Einen, das (oder dem) Kalb in die Augen schlagen ebd.), s. u. Nr. 8.

4. „Mir fehlt Nichts bis auf den Kopfschmerz, von dem ich mich mit Antipyrin leicht befreien kann.“ (S. 47), vgl. mein Wörterb. I S. 424b, wo ich unter „fehlen“ in Nr. 7 eine Stelle aus Wieland angeführt habe: „‚Was ist dem Mädchen? . . . Was fehlt dir, Kind?‘ Ein gräulich Kopfweh“ — mit der Bemerkung: „Genauer in solchen Antworten, wo ein bestimmtes Übel bezeichnet wird: Ich habe ein gräulich Kopfweh, wie denn die Franzosen schon mit Rücksicht auf die Antwort die Frage stellen: Qu'avez vous? Was hast du?“ Im Ergänz.-Wörterb. S. 195c habe ich noch den Hinweis auf Joh. v. Müller 6, 372 hinzugefügt und ich lasse hier diesen Beleg folgen: „Mein Liebster, es ist nicht unbegründet, dass mir den Winter über immer Etwas fehlte, zuerst Ausschlag, hierauf langwieriger Katarrh, manchmal etwas Rheumatisches ꝛc.“, womit der Briefschreiber keineswegs hat sagen wollen, dass ihm zuerst Ausschlag, hierauf langwierige Katarrh ꝛc. gefehlt habe, sondern vielmehr, dass er Ausschlag, hierauf langwierigen Katarrh gehabt, dass er darunter gelitten habe u. s. w. Und so hätte vielleicht Lindau auch füglicher setzen können oder sollen: „Mir fehlt Nichts, ich habe nur Kopfschmerzen, von denen ꝛc.“

5. „Ich könnte viel von ihnen [meinen Leuten, meiner Dienerschaft] verlangen, ohne fürchten zu müssen, dass ich zu viel von ihnen begehrte. Ich fordere von ihnen nichts Anderes als Pünktlichkeit und Ordnung.“ S. 36, als ein beachtenswerter Beleg für die hervorgehobenen sinnverwandten Wörter.

6. „Mit derselben Willensstärke, die Marie bewährt hat, um sich ihre seelisch heitere Ausgeglichenheit zu eigen zu machen.“ S. 32. „Sein Temperament hat etwas Sprunghaftes, Unausgeglichenes, Nervöses.“ S. 131, s. Ergänz. Wörterb. S. 230c.

7. „Sie [meine Mutter], wie mein Vater, waren jeder auf seine Art gleichermaßen überlegen, tadellos korrekt.“ S. 41, vgl. mein Wörterbuch II S. 83c, Ergänz.-Wörterb. S. 339a. Die dort angegebenen Be-

deutungen passen hier nicht für das hervorgehobene Wort. So viel ich hier aus dem Zusammenhang schließe, soll hier überlegen etwa den Sinn haben: voller Überlegung, überlegsam (Alles reiflich überlegend und erwägend). Ob hier etwa ein Druckfehler für überlegend vorliegt, wage ich nicht zu entscheiden.

8. „Mit zwei verschiedenen Handschriften bedeckt . . . Die eine war die Schrift Allard's . . . Die Schrift war groß, steil, bestimmt, regelmäßig . . . Die andere hatte mit dieser vielleicht auch eine gewisse Ähnlichkeit, aber sie war verlüdert und der ganz andere Charakter sprang sofort in die Augen [s. o. Nr. 3]. Sie lag schräg, sie war schlapp und die einzelnen Buchstaben waren weit aus einander gezerrt &c." S. 31, vgl.: „Die Verschiedenheit zwischen den beiden Handschriften schlägt allerdings in die Augen . . . Und doch finde ich in diesen schlaffen verlüderten Zügen die Spuren meiner eigenen bestimmten und festen Handschrift." S. 73, s. mein Wörterb. II S. 175b und S. 135c und bei Lindau: „Die Handschrift ist mir unbekannt. Die einzelnen Buchstaben sind groß, ziemlich deutlich und in sehr schräger Lage, dabei überaus lotterig." S. 34. „Der großen liederlichen zwanglosen Schrift." S. 37.

9. „Das Wesen der Dinge bis in die unerfreulichste Unbelauschtheit zu erforschen." S. 106, welche Fortbildung zu dem Zeitwort belauschen in meinem Wörterb. II S. 58b nachzutragen ist, vgl. unten Nr. 16.

10. „Ich habe ihn gelehrt, seine Gaben zu verwerthen, sie in Handlung und Studium umzusetzen und sie an den Eigenschaften der Nächsten zu schärfen." S. 132, s. in den Inhaltsverzeichnissen der Zeitschrift lehren und lernen mit abhängigem Infinitiv ohne oder mit „zu".

11. „Ich hatte mich in meinen Pelz gemummelt." S. 76, häufiger eingemummelt s. mein Wörterb. II S. 344b.

12. „Ich will mich von diesem furchtbaren Ansturm nicht verrückt machen lassen, bevor ich das Geheimnis nicht durchdrungen habe." S. 55. „Ich gelobe, dass ich die Nacht nicht mehr in meinem Bett zubringen werde, bevor ich nicht den Verüber [s. mein Wörterb. III S. 1407b] des nächtlichen Schabernacks entlarvt . . . haben werde." S. 48 &c., s. über die überschüssige Verneinung in dem mit bevor eingeleiteten Nebensatz mein Wörterb. III S. 1436c (vgl. ehe . . . nicht ebd. I S. 342a Nr. 12 und Hauptschw. S. 227b &c.). Außerdem ist in dem ersten Satz die Verbindung des Nebensatzes mit dem Hauptsatz nicht richtig; denn der Schreibende will doch nicht sagen, dass er sich erst dann verrückt machen lassen will, wenn er das Geheimnis durchdrungen. Es hätte etwa heißen müssen: „Ich will mich nicht . . . verrückt machen lassen; ich will (vielmehr) das Geheimnis durchdringen" oder in ähnlicher Weise.

13. „Irgend wo blieb ein Straßenjunge stehen, schnalzte mit der Zunge und sagte: „Alle Wetter! Das ist aber eine feine Nummer!" S. 76 = etwas Feines, eine feine Person ꝛc., s. mein Wörterb. II S. 452a Nr. 2a.

14. „Sich an einer Gegenprüfung oder überhaupt an irgend einer Formalität gerichtlicher Untersuchung betheiligen." S. 37. Das hervorgehobene Wort wäre den Verdeutschungen für Kontrolle in meinem Verdeutschungswörterb. S. 91 a hinzuzufügen.

15. „Das Bewusstsein schwächen, den Charakter erschlaffen." S. 79 — ein weiterer Beleg für das hervorgehobene Zeitwort als zielendes, s. mein Wörterb. III S. 932 Nr. 2.

16. „Das Gefühl der Unsicherheit und Verschüchtertheit." S. 77, s. Ergänz.-Wörterb. S. 464a, s. o. Nr. 9.

17. „Ohne in Verschwommenheiten zu gerathen." S. 85, vgl. über derartige Wörter in der Mehrheit meine Hauptschwier. S. 219a

18. „Ich hörte den kleinen Jungen des Hausbesorgers halblaut die Worte sagen ꝛc." S. 521. „Die Hausthür wird vom Hausbesorger durch eine Schnur geöffnet" [in Paris] S. 53, vgl. in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 487b/c. Der namentlich wienerische Ausdruck wäre in meinem Verdeutschungswörterbuch unter Concierge (S. 26b) und Portier (S. 165b) nachzutragen.

19. „Halbgeständnisse, die Fräulein Marie selbst mir gegenüber gemacht hat." S. 8, im Gegensatz zu „vollen Geständnissen".

20. „Es ist ja kein Kunststück für den Theoretiker, in der behaglichen Ruhe seines Arbeitskabinettes eine scharfsinnige Doktrin über die Entfremdung der menschlichen Seele herauszutüfteln." S. 60/1, s. mein Wörterb. I S. 327a; III S. 1400c; Ergänz.-Wörterb. S. 582b/c.

Johann Elias Schlegel.

Unter den von Bernhard Seuffert herausgegebenen sehr empfehlenswerthen „Deutschen Litteraturdenkmalen des 18. und 19. Jahrhunderts" führt der 26ste von Johann v. Antoniewicz besorgte Band den Titel: Johann Elias Schlegel's ästhetische und dramaturgische Schriften. (CLXXX und 226 S.) Heilbronn 1887.

„Mit der vorliegenden Ausgabe einer Auswahl von Johann Elias Schlegel's prosaïschen Schriften hatten wir einen doppelten Zweck im Auge: erstens wollten wir auf diese Weise seine allgemein geschätzten, doch in der ersten Fassung schwer erreichbaren dramaturgischen Schriften dem

allgemeinen Gebrauche zugänglich machen und zweitens bezweckten wir durch den Neudruck von Schlegel's bedeutendsten Schriften rein ästhetischen Inhalts die Aufmerksamkeit der wissenschaftlichen Kreise auf seine bisher nur wenig beachteten und doch sehr bedeutenden Leistungen auf dem Gebiete der abstrakten Ästhetik zu lenken" —, so heißt es im Anfang der 180 Seiten starken sehr eingehenden Einleitung. Für mein deutsches Wörterbuch habe ich (s. das im 3. Bande enthaltene „Quellenverzeichnis" S. 1824 b) Joh. El. Schlegel's von dem jüngern Bruder Joh. Heinr. — unter Zugabe einer Lebensbeschreibung — herausgegebene „Werke" (Kopenhagen und Leipzig 1761—70) benutzt, vgl. auch meine „Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur bis zu Goethe's Tod" (3. Aufl. § 147 [5]), wo ich den früh entwickelten und früh gestorbenen sehr vielseitigen Joh. Heinr. Schlegel unter den „Bremer Beiträgern" als den (mit Ausschluss Klopstock's) dichterisch begabtesten bezeichnet und seine bedeutendsten Schriften namhaft gemacht habe.

In der Absicht, auch in meinem Theile meinen Lesern auf die durch den Neudruck allgemein zugänglich gemachten Aufsätze Joh. El. Schlegel's hinzuweisen, habe ich — zur Anknüpfung einiger sprachlichen Bemerkungen (nach der Eigenart meiner Zeitschrift) — einen der frühesten Aufsätze (aus dem J. 1740, S. 9—30) für das Folgende weniger ausgewählt als (wie ich offen bekenne) herausgegriffen. Die Leser werden darin, hoffe ich, nicht ohne Antheil die kleinen Veränderungen in unserer Muttersprache während des Laufes der letzten anderthalb Jahrhunderte wahrnehmen:

1. S. 10 [22—24]: „Die Bilder mit eben den Farben darzustellen, darinnen man die Sachen selbst erblicket," nach heutigem Gebrauch: worin, vgl.: „Gesetzt dass ein Poet darinnen [statt: darin] aus den Augen setzet, dass ꝛc." S. 11 [24].

2. S. 13 [12]: „Dass die Theile des Originals A, B, C keine ähnliche Verhältniss haben," vgl.: 13 [20]: „Ungeachtet die Theile des Originals gar keine ähnliche Verhältniss haben." 16 [3—4]: „Da indessen der einige [statt: einzig der] harmonische Klang und die übereinstimmende Verhältniss der Sylben gegen einander sie von einer wahrhaften Handlung unterscheidet." 23 [15]: „In der äußerlichen Verhältniss des Klanges der Worte gegen einander selbst." 29 [32]: „Die Verhältniss derselben gegen einander" —, s. in meinem Wörterb. I S. 876 b, wo es unter dem Wort „Verhältnis" in der Anmerkung heißt: „Früher nicht selten fem." mit Hinweisen auf Belege bei Lichtenberg, Joh. v. Müller, Rabener, Wieland und dem Schluss: „vgl. die Mehrzahl: Verhältnissen. Brentano Wehm. 127" —, während bei J. E. Schlegel z. B. S. 13: die Mehrzahl Z. 18, 22, 31 „Verhältnisse" lautet.

3. S. 14^{6-8}: „So würden sie ganz und gar kein Vergnügen daraus empfinden [vgl.: daran empfinden oder: daraus schöpfen oder entnehmen] als das [sc. Vergnügen], was sie auch aus einem natürlichen Walde schöpfen könnten ꝛc.“ statt des heute üblicheren welches, vgl. hierüber meine Hauptschwier. S. 327 unter Was 2.

4. S. $14^{20/1}$: „Es ist also eine beständige Regel in allen denenjenigen [statt denjenigen oder den] Dingen, welche man nachahmet ꝛc.“, vgl. 17^{15}: „Der Vollkommenheit dererjenigen Personen, welche ꝛc.“ 18^{17}: „Bei denenjenigen Charaktern, welche im gemeinen Leben vorkommen“ (dagegen $18^{24/5}$: „Sich im geringsten von der Natur derjenigen Person, die man vorstellen will, zu entfernen“). Hauptschwier. S. 108a Nr. 1 und S. 112a Nr. 1a.

5. S. 17^{9-12}: „Es gereichet zu unserm nicht geringen Vergnügen, wenn wir nebst der Ähnlichkeit zwischen dem Bilde und [dem] Originale auch durch das Bild selbsten beständig auf die Kunst Andrer geführet werden, die dasselbe verfertiget haben,“ statt selbst, s. Belege für das verlängerte selbsten in meinem Wörterb. III S. 1074 noch bei Goethe, Schiller und besonders häufig bei Stilling.

6. S. 18^{35}ff: „Da aber ein nicht geringer Bewegungsgrund ist, warum wir in die Komödie gehen, die Kunst zu sehen, womit sie vorgestellet wird, indem wir sonsten die Komödien auch zu Hause lesen können; so haben wir in der That auch dessentwegen Ursache die Komödien in Versen zu lieben, weil sie einen so großen Unterschied in der Vorstellungskunst machen und einen mittelmäßigen und [einen] vortrefflichen Komödianten so weit aus einander setzen.“ —, vgl. mein Wörterb. I S. 635a, wo ich zu der Zusammensetzung Beweggrund = Motiv (mit Belegen) hinzugefügt habe: „Bei Chr. Wolff: Diese Gründe des Wollens und Nichtwollens pflegen wir Bewegungsgründe zu nennen ꝛc. und so Lessing 5, 29; 6, 23; Mendelssohn 4, 1, 593; Möser Phant. 1, 363 ꝛc.“*; ferner Wörterb. III S. 1120a: „Sonst . . ., mit Nebenform: sonsten, sunst(en) ꝛc.“; S. 1513c über die Formen: deswegen und dessen(t)wegen; S. 917c über Unterschied und das veraltete Unterscheid. Vielleicht würde es statt Vorstellungskunst heute auch üblicher und genauer Darstellung(skunst) lauten.

7. S. 22^{33-36}: „Dass sie lieber verlangt haben, dass die Poeten sich nach der Gewohnheit ihrer Ohren richten sollen, als dass sie ihre Ohren hätten nach dieser neuen Art von Versen gewöhnen wollen,“

* Vgl. bei Schlegel auch: „Wie viele Komödianten sind nicht, deren größter Bewegungsgrund die Komödien in Versen nicht zu spielen, dieser ist: weil sie selbige nicht lernen können.“ S. 20^{35-37}.

vgl. S. 26 [3]—[4]: Unterdessen zweifle ich, ob unsre Ohren, die sich einmal zu den Reimen gewöhnt haben, nunmehro [statt nunmehr, s. Wörterb. II S. 271b] anders gewöhnt werden können." — vgl. Wörterb. III S. 1651b, wo für das zielende und rückbezügliche (Jemanden oder sich) gewöhnen an Etwas und zu Etwas ꝛc. Belege gegeben sind. Das bei Schlegel sich daneben findende nach wäre auch noch für die heutige Sprache als nicht ganz unüblich (entsprechend dem: „sich nach Etwas richten") nachzutragen, obgleich es heute gewöhnlicher lauten würde: „als dass sie ihre Ohren hätten an diese neue Art von Versen gewöhnen wollen."

8. S. 23 [1]: „Dass diese [Verse] sich nicht unrecht zur Komödie schicken," — üblicher: „nicht schlecht" oder: „nicht übel".

9. S. 24 [8]: „Hierdurch werden unsere Gedanken ausgeputzter und unser Ausdruck, wo es erfordert wird, zierlicher und lebhafter," — wenn ich nicht sehr irre, stände hier — wenigstens nach dem heutigen Gebrauch — ohne einen bei dem hervorgehobenen Wort sich einmischenden tadelnden Nebenbegriff besser: „gewählter".

10. S. 25 [21/2]: „Wiewohl ich nicht weiß, auf welcher Meinung er wegen der Reime ist" —, üblicher bloß: welcher Meinung, vgl. z. B. auch: welches seine Meinung in Betreff der Reime ist.

11. S. 25 [33—35]: „Der hinterste Theil des Verses aber bekäme einen ganz andern Klang als der ‚förderste' ꝛc." — statt vorderste ohne Umlaut und mit v im Anlaut, s. mein Wörterb. III S. 1437a Nr. 1a und f, I S. 477c und Katech. der Orthogr. (4. Aufl.) 17 [15] und 64 [33].

12. S. 26 [27]: „Dass dergleichen Verse sich sehr wohl mit einer nachlässigen Aussprache vertragen" statt: „Ausdrucksweise" oder „Sprachweise, Sprache", s. mein Wörterb. III S. 1147c unter Aussprache Nr. 3 mit einem Belege noch von J. G. Kohl.

13. S. 30 [12]: „Sucht lieber Mittel vor, wie man den Beutel füllt" —, s. mein Wörterb. III S. 1267a: „Vorsuchen: 1. tr. = hervorsuchen", wofür ich als Beleg aus Goethe zwei Stellen in ungebundener Rede angezogen habe, die ich hier ausführlich hersetze: „Ich . . . fühlte mich sehr glücklich, als ich meine alten von Stock überlieferten Recepte vorsuchen und mich jener vergnüglichen Zeiten bei der Arbeit erinnern konnte." Goethe 21, 163. „Auch vorhandene Abdrücke älterer Sammlungen vorgesucht und zu Rathe gezogen." 25, 206.

14. S. 30 [31]: „Ich habe also dargethan, worzu ich mich anheischig gemacht" — statt der in der heutigen Schriftsprache allein üblichen Form ohne das „r": wozu, s. hierzu in meinem Wörterb. I S. 256c die Anm. zu da, vgl. dar S. 266b.

Neue Indische Sprüche von Leopold Jacoby.*

1.

Große Bäume mit Ästen, die weithin ragen,
Ihre besten Früchte für andere tragen:
In ihrem Schatten Jeder mit Wonne ruht,
Er selber steht in der Sonne Glut.

2.

Was nützt Kokila's Klang in Zonen,
Wo nur taube Menschen wohnen!

3.

Nur zwei wonnige Früchte trägt
Der Giftbaum der Welt, der uns Wunden schlägt,
Die in allen Lagen wunderbar
Versagen Erquickung nie:
Den süßen Saft
Der Wissenschaft,
Den Nektar der Poesie.

4.

In Blei gefaßt ein Edelstein
Kann nimmer strahlen seinen Schein.
Sein Schimmer darin erblasste,
Die Schuld trägt, der ihn fasste.

---

* Vgl. in dem ersten Jahrgange dieser Zeitschrift S. 224—227 den Aufsatz: „Indische Sprüche in deutschem Gewande. Eine Skizze von Leopold Jacoby in Mailand, Vf. des in Heft 2 und 3 besprochenen Gedichtes ‚Çunita'". Der anmuthig schönen und sinnig bedeutsamen Dichtung aus Indien habe ich dort, sowohl in Bezug auf den Inhalt wie auf die eigenartige Form („deutsche Makame" hat sie der Dichter genannt) eine eingehende Besprechung (S. 86—94 und S. 134—143) gewidmet und sie meinen Lesern angelegentlichst empfohlen. Ich möchte hier aus dem in dem Novemberheft S. 318 angezeigten Buche von Minna Geith: „Leopold Jacoby, ein Lebensmärchen ꝛc." die folgenden Aussprüche anerkannter und bewährter Beurtheiler anreihen:

„Der große Indienkenner Otto v. Böhtling . . . ist überaus erfreut von Sprache und Sinn und ruft in seiner Zuschrift aus: Möchte das Buch doch in das Hindostein oder Bengali übersetzt werden. — Max Müller in Oxford spricht seinen Eindruck in den Worten aus: ‚Als ich Ihre ‚Çunita' gelesen, da legte ich das Buch hin und sagte: Das ist schön.' — Fr. Theodor Vischer hebt die Stimmung des Gedichts, die Gangastimmung, hervor, die Fülle der Bildlichkeit, das Grundgefühl des Menschenlebens, des Schicksals, des Leidens und seiner Frucht. — Der strenge Kritiker J. V. Widmann beginnt seine Besprechung mit dem Satze: Wer mitten in allem Weltlärm sich den Sinn bewahrt hat für eine Poesie, die schlank und blank wie die Lilie emporstrebt, Der lese diese Dichtung; und er nennt zum Schlusse das Buch ein weihevolles Gedicht, das man als ein poetisches Andachtsbuch bezeichnen darf."

Auch die 1893 bei M. Pößl in München erschienenen „Lieder aus Italien" von dem zur Zeit schwer kranken, aber geistig ungebrochenen Dichter möchte ich bei dieser Gelegenheit angelegentlichst empfehlen. Der Herausg.

5.

Wissenschaften, mein Kind,
Kunstvolle Schlösser sind.
Als Öffner du finde und wage
Den Schlüssel dazu, die Frage.

6.

Ein Unwissender wird leicht überzeugt,
Noch leichter ein Weiser der Wahrheit sich beugt,
Einen Halbwisser
Mit seinen verschrobenen Sinnen
Wird selbst Brahma nicht gewinnen.

7.

Die Zeit rafft nieder
Die Geschöpfe und schafft sie wieder.

8.

Des Menschen Leib ist ein Wagen
Mit fünf Rossen bespannt,
Das sind die fünf Sinne,
Und der Wagenlenker
Ist seine Vernunft,
Ist sein Gehirn.
Giebt der Lenker wohl Acht,
Hält fest die Zügel,
So fährt er dahin
Über alle Hemmnisse
Heil durchs Leben
Und gewinnt den Kampf,
Bleibt Sieger im Spiel
Und erreicht das Ziel
Der Freiheit!

9.

Bei trockenem Holz gedeiht das Feuer,
Bei jungen Mädchen die Liebe,
Beim Thoren der Eigendünkel,
Beim Leiderfahrenen die Vernunft.

10.

Ein Berathen vor sechs Ohren
Wird verrathen,
Ein Berathen vor vier Ohren
Kommt zu Thaten;
Ein Berathen vor zwei Ohren
Kann selbst Brahma nie errathen.

11.

Fürsten, Weiber und Feuer
Zu nahe — ist nicht geheuer.

12.

Ein Frauenherz ist zu erfassen nicht,
So wie nimmer im Spiegel ein Angesicht.

13.

Ein Weib lieb und treu
Erscheint jeden Tag neu.

14.

Wenn blitzenden Augs voll Reiz und Zier
Schwebet schirmend über dir
Des Liebchens liebendes Angesicht,
Brauchst du alle Götter nicht.

15.

Bei des Herdes Flamme, beim Lampenstrahl,
Bei all den schimmernden Kerzen im Saal,
Beim Sternengefunkel am Himmelszelt,
Bei des Mondes Glanz, bei der Sonne Licht,
Fern von deinem holden Gesicht
Liegt im Dunkel mir die Welt.

16.

Musik.

Nichts Andres im Erden- und Weltengang
Ist den Göttern so lieb als tönender Sang,
Und die Welten selbst wandeln im Wohllautklang.

17.

Sprache.

Juwelengeschmückt im Hochzeitkleid
Erscheint vereint wunderbar
Wie ein wonniges Ehepaar
Anmut und Erhabenheit.

18.

Alles Häßliche, das uns entgegenstarrt
Auf Erden, ist von solcher Art,
Daß wir gezwungen sind,
Mit Bewusstsein zu handeln,
Um es in Schönheit zu verwandeln.

19.

Hör', wie ich ein Menschheitsräthsel löse:
Nur der unwissende Mensch ist wirklich böse.

20.

Du böse Selbstsucht, mache dich fort
Aus meinem Herzen, an diesem Ort
Soll nur der große Gedanke thronen,
Der menschenliebende Wischnu wohnen.

21.

Hörst du der Eulen wüst Geschrei,
Dann wisse: die Mitternacht ist vorbei,
Sie krächzen und heulen aufgejagt
Vor Angst, daß bald der Morgen tagt.

22.

Der Berg hat Höhe, das Meer hat Tiefe,
Der Mensch allein hat Höhe und Tiefe!

23.

Des Menschen Vernunft im Aufwärtsfluge
Folgt unbewusst dem Schicksalszuge:
Der Menschheit Vernunft im Aufwärtsfluge
Folgt bewusst dem Schicksalszuge.

24.

Nur ein Herz, das groß und tief sich regt,
Wird durch ein Dichterwort bewegt,
Wie durch des Mondes Strahlen schwellen
Nicht Seen und Teiche, nur Meereswellen.

Katechismus der Deutschen Rechtschreibung von Dr. Günther A. Saalfeld.

Leipzig. Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber 1895.

(S. S. 318.)

Man hat der neuen deutschen Rechtschreibung, wie sie seit bald 1½ Jahrzehnten amtlich geregelt ist, vorgeworfen, sie befriedige nicht nach der geschichtlichen Seite; sie gehe nicht weit genug in lautlicher Beziehung; sie zeige vor allem zu wenig Folgerichtigkeit.

So heißt es buchstäblich* in dem kurzen Vorwort und der Vf. hat stillschweigend zugegeben — was ja auch unbestreitbar ist —, dass die gegen die „amtlich geregelte deutsche Rechtschreibung“ ausgesprochenen Vorwürfe vollkommen berechtigt und unwiderlegbar sind.

Wenn er aber in dem vorangegangenen Satze schreibt:

* Wie in allen folgenden Anführungen.

Wenn irgendwo, so gilt es auf dem Gebiete der Rechtschreibung mit persönlichen Wünschen und Sondergelüsten zu gunsten der Allgemeinheit zurückzustehen —,

so wäre dagegen, meiner unerschütterten und unerschütterlichen Überzeugung nach, zu sagen:

Grade im Gegentheil! Die Allgemeinheit durfte mit voller Berechtigung verlangen, dass man ihr auf dem Gebiete der Rechtschreibung, wie diese in geschichtlicher allmählicher Entwicklung geworden, nicht mit persönlichen Wünschen und Sondergelüsten hindernd in den Weg trete und ihr, der großen Allgemeinheit, durch ein willkürliches Machtgebot Etwas aufdringe, wozu sie um ihre durch die Gesammtheit ihrer natürlichen Vertreter zu ertheilende Zustimmung nicht gefragt worden sei.

In der auf das „Vorwort" folgenden „Einleitung" (S. 1—26) berichtet Dr. Saalfeld, wie die amtliche Feststellung der Schulrechtschreibung zu Stande gekommen. Daraus glaube ich hier wenigstens die folgenden Stellen anführen zu müssen:

Bei aller hervorragenden Bedeutung Jakob Grimms jedoch ist nicht zu verkennen, daß seine umwälzenden Gedanken und Pläne vielfach über das Gebiet der Schrift hinaus in die Sprache griffen; er würde, wenn er durchgedrungen wäre, die Rechtschreibung in vielen Punkten verschlechtert und verwirrt, die glücklich erlangte Einheit der Sprache gefährdet haben. Diese Gefahr erkannt und überzeugend dargelegt zu haben ist das Verdienst Rudolf von Raumers, der die Grundlagen unserer Rechtschreibung:

„Bringe denn Aussprache mit der Schrift in Einklang; schreib der richtigen Aussprache gemäß; sprich, wie man schreibt!" —

wieder gefestigt und zu bescheidener Anerkennung des bestehenden Schriftgebrauches gemahnt hat:

„Auch eine minder gute Orthographie, wofern nur ganz Deutschland darin übereinstimmt, ist einer vollkommneren vorzuziehen, wenn diese vollkommenere auf einen Teil Deutschlands beschränkt bleibt und dadurch eine neue, keineswegs gleichgültige Spaltung hervorruft." (S. 7.)

Weiterhin auf S. 8/9:

Inzwischen war nun aber unser deutsches Reich gegründet worden. Der Segen der Einheit und Einigkeit sollte auch der Schule zugute kommen, denn die Verhandlungen, die zwischen den einzelnen Staaten über die Schuleinrichtungen gepflogen worden, führten auch auf die Rechtschreibung. Die Bevollmächtigten der Bundesregierungen, die sich im Oktober 1872 über Fragen des höheren Schulwesens berieten, hatten als einen der Gegenstände, für welche die Herstellung einer Einigkeit in den Grundsätzen erstrebenswert sei, die Frage der deutschen Rechtschreibung behandelt und zur

Erreichung dieses Zieles Vorschläge gemacht. Rudolf von Raumer wurde angegangen einen Entwurf auszuarbeiten, und unter Zustimmung sämmtlicher Regierungen trat im Jahre 1876 die „Orthographische Konferenz" in Berlin zusammen, deren Thätigkeit infolge des gemeinschaftlichen Vorgehens in Reiches Namen doch einen hohen idealen Wert für immer besitzt. Und wahrlich, lange genug hatte die Zerrissenheit unseres Vaterlandes sich in unserer Schriftsprache widergespiegelt; Lehrern und Schülern, Schriftstellern und Schriftsetzern ein Verdruß und eine Last. Wohl versagte damals der Staat den Beschlüssen jenes Fünfzehner-Ausschusses seine Anerkennung; alles in allem genommen enthielt jedoch das Ergebnis der Ausschußberatungen, was immer daran auszusetzen war, einen sehr erheblichen Fortschritt auf der Bahn der Entwickelung, eine Grundlage, auf der weiter und glücklicher fortzubauen späterer Zeit vorbehalten bleiben sollte.

Weiterhin dann auf S. 9/10:

Und in der That, nachdem diese umgestaltende Thätigkeit einmal aus den Stuben der Gelehrten in das helle Sonnenlicht des Marktes gezogen war und allgemeine Wichtigkeit gewonnen hatte, da mußte man den befreienden Schritt und Schnitt lieber einmal gründlich* vornehmen als mit den Umgestaltungen wieder auf eine ungewisse Zukunft vertrösten. Und da konnte es auch nichts helfen, daß gerade in diesem Augenblicke ein anderes Mitglied jener vielgenannten Konferenz, Dr. Daniel Sanders**, ein ebenso gelehrter als gründlicher Forscher, im Auftrage der Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig ein ‚orthographisches Hilfsbuch als Norm für Schriftsetzer und Druckberichtiger' herausgab, das von seiten der beteiligten Verlagshandlung dem preußischen Kultusminister als Grundlage dringend empfohlen wurde, um danach die sämmtlichen Schulen Preußens unterrichten zu lassen. Darauf konnte Preußen aus den verschiedensten Gründen nicht eingehen ꝛc.**

Um die Anführungen aus Saalfeld's Einleitung nicht über Gebühr auszudehnen, setze ich nur noch das Folgende aus S. 11 her.

---

* Wäre die Feststellung nur wirklich „gründlich", nach einem von vornherein allseitig durchdachten Plane und mit strenger Folgerichtigkeit durchgeführt worden! Ich komme darauf weiter unten zurück; hier verweise ich nur auf Das, was Dr. Saalfeld selbst in seinem Vorwort (s. den Anfang dieses Aufsatzes) über die gegen die amtliche Feststellung erhobenen Vorwürfe, namentlich in Bezug auf den Mangel an Folgerichtigkeit ausgesprochen hat.

Der Herausgeber dieser Zeitschrift.

** Derselbe Gelehrte hat in vier Auflagen von seinem Standpunkt aus — zuletzt 1877 — den J. J. Weberschen Katechismus der Orthographie herausgegeben.

Fußanm. des Dr. Saalfeld.

Mit vollem Rechte ist daher diese orthographische Umgestaltung als eine Errungenschaft des Lebens anzusehen: Grund genug, einen ‚Katechismus' nur noch in dieser deutschen Rechtschreibung herauszugeben.

Denn es wird den Deutschen doch ein Gefühl der Sicherheit und Zufriedenheit überkommen müssen, wenn er inne wird, daß gegenüber den Vielheiten mit allen ihren idealen Zielen eine greifbare und jetzt schon erreichbare deutsche Rechtschreibung besteht und in den deutschen Schulen gelehrt wird, somit begründete Aussicht erweckt, in absehbarer Zeit verbessert und vielleicht erweitert, aber immerhin doch im Grundsatze feststehend, die allgemeine deutsche Rechtschreibung überhaupt zu werden. Und von dieser Überzeugung ausgehend haben wir die sog. amtliche Rechtschreibung diesem Leitfaden zugrunde gelegt.

— — —

Hier wäre vor Allem zu berichtigen, dass Herr Dr. Saalfeld am Schluss (wie auch schon im Vorhergehenden) nicht von einer „sogenannten amtlichen Rechtschreibung" schlechthin hätte sprechen dürfen, sondern nur von einer „amtlichen Schul-Rechtschreibung", neben der eine in vielen Punkten davon abweichende „amtliche Reichs-Rechtschreibung" besteht, wie er denn selbst sagt, dass jene Schul-Rechtschreibung die Aussicht erwecke, mit Verbesserungen und Erweiterungen die allgemeine deutsche Rechtschreibung „zu werden", es also jedenfalls noch nicht ist.

Und hier ist es nun wohl am Platze, über die sogenannte „orthographische Konferenz", deren Beschlüsse der amtlichen Schul-Rechtschreibung zu Grunde (oder — wie Dr. Saalfeld schreibt — „zugrunde"*) liegen, ein kurzes Wort zu sagen.

Jene Konferenz, die unter dem Vorsitz des vortragenden Raths im Unterrichtsministerium, Prof. Bonitz, vor 20 Jahren in Berlin tagte, zählte unter ihren Mitgliedern nur je einen Vertreter der Buchhändler und einen der Buchdrucker; alle übrigen waren einerseits Schulräthe und Lehrer an höheren Unterrichtsanstalten, andererseits Sprachgelehrte, von denen man annahm, dass sie der von Rud. v. Raumer ausgearbeiteten Vorlage wenigstens im Allgemeinen zustimmen würden. Ganz unvertreten jedoch waren die Volksschullehrer, in deren Händen doch grade der gesammte Unterricht in der Rechtschreibung ruht und die meiner Ansicht nach desshalb vor Allen hier hätten gehört werden müssen; ferner der gesammte Stand der Schriftsteller Deutschlands, wie auch der der Bühnenangehörigen. Dass

* S. 11, s. o. am Schluss der zuletzt aus Saalfeld's Katechismus angeführten Stelle, s. dagegen S. 151 a/b in dem „Alphabetischen Wörterverzeichnis":
Grund, der — die Gründe: zu Grunde und zugrunde, von Grund aus.

ich auch diese letztern als wünschenswerthe Theilnehmer der Konferenz aufzähle, mag vielleicht im ersten Augenblick befremden; aber

„Schreib der richtigen Aussprache gemäß!“

hat Dr. Saalfeld mit Rudolf v. Raumer als eine der Grundlagen deutscher Rechtschreibung hingestellt und die richtige, reine, von mundartlicher Färbung freie deutsche Aussprache findet sich zur Zeit anerkanntermaßen doch nur auf den maßgebenden deutschen Bühnen.

Doch Das mag hier auf sich beruhen. In der „orthographischen Konferenz“ — wie sie nun einmal zusammengesetzt war — machten sich von vornherein zwei aus einander gehende Anschauungen geltend. Nach der einen, die ich in allen meinen Schriften vertreten habe und auch noch heute vertrete, sollte man an dem in der bisherigen Rechtschreibung im Großen und Ganzen Feststehenden nicht rütteln, sondern sich darauf beschränken, für das entweder noch nicht Feststehende oder in der neuern Zeit ins Schwanken Gebrachte eine bestimmte Feststellung zu treffen.* Damit stimmte auch Raumer's ursprüngliche Vorlage überein und der leider! zu früh dahin geschiedene Prof. Dr. Wilh. Scherer, wie auch der Vertreter des Buchhandels, Dr. Theod. Toeche.

Es sei mir gestattet, hier kurz über einen Vorfall in der orthographischen Konferenz zu berichten, der mir besonders lebhaft in der Erinnerung geblieben ist. Es handelte sich bei der Berathung um die Frage, in wie weit die Bezeichnung des einfachen T-Lautes durch die beiden Buchstaben th zu beseitigen sein dürfte. Ich wollte die Regel etwa so gefasst wissen: „Die Verbindung th kommt von nun ab nur da zur Anwendung, wo beide Buchstaben wirklich zur Aussprache gelangen; für den einfachen T-Laut aber darf fortan nur das einfache t (ohne nachfolgendes h) gesetzt werden“; und ich führte als erläuternde Beispiele u. a. Tathandlung und Teater an. Darauf wurde mir, irre ich nicht, von Raumer entgegnet, grade diese — von mir mit guter Absicht gewählten Beispiele dürften nicht als Regel hingestellt werden, das erste nicht, weil man in thun und seinen Abwandlungs- wie Ableitungsformen das anlautende th werde beibehalten müssen, um diesen Formen nicht ein allzuungewohntes und befremdendes Aussehen zu geben, das zweite nicht, weil für die Griechisch lernenden Schüler die Unterscheidung zwischen dem aspirierten Theta und dem einfachen Tau nicht dürfe verwischt werden. Ich erwiederte darauf, dass, wenn man die

* Ich muss mir vorbehalten, das zur Begründung meines Standpunktes in den Vorworten zu meinem in 4 Auflagen bei J. J. Weber in Leipzig erschienenen „Katechismus der deutschen Orthographie“ und zu meinem in 2 Auflagen bei F. A. Brockhaus veröffentlichten „Orthographischen Wörterbuch“ Gesagte hier in der Zeitschrift zu wiederholen, sobald sich dafür der nöthige Raum finden wird.

eine wirkliche Vereinfachung der deutschen Rechtschreibung und eine wesentliche Erleichterung für den Unterricht, namentlich in der Volksschule darstellende Regel nicht ohne Ausnahme durchführen könne oder wolle — ich dafür stimmen müsse, den feststehenden bisherigen Gebrauch unverändert festzuhalten. Im Übrigen dürfe nach meiner Ansicht bei der Feststellung der deutschen Rechtschreibung einzig und allein die Rücksicht auf das Deutsche, nicht die auf das Griechische ausschlag- und maßgebeud sein; ich begriffe es sehr wohl, dafs die alten und die heutigen Griechen für zwei durchaus verschieden auszusprechende Laute auch zwei verschiedene Zeichen, eben θ und τ, wählen und Ähnliches gelte für das entsprechende englische theatre; aber wenn z. B. die Spanier und die Italiäner ihrer Aussprache gemäß in der ersten und in der letzten Silbe das einfache t setzen, so könnten wir Deutschen auch getrost eben so verfahren; oder, wenn z. B. der Volksschüler ein Wort wie Thermometer zu schreiben hat, woher soll er wissen, dafs die im Deutschen durchaus ganz gleich lautenden Silben am Anfang und am Schlufs des Wortes im Griechischen verschieden zu sprechen und zu schreiben sind. Darauf aufmerksam zu machen ist einfach Sache des griechischen, nicht des deutschen Unterrichts. Doch genug und übergenug hiervon! Ich habe es auch nur angeführt als einen schlagenden Beleg dafür, wie die „Feststellungen“ der „orthographischen Konferenz“ und in Folge davon auch die der amtlichen Schulorthographie und die in dem Katechismus der deutschen Rechtschreibung von Saalfe.d der Folgerichtigkeit ermangeln. Überall findet man hier als regelrecht aufgestellt z. B.: Teer, Tier, Teil, die Endsilbe -tum, Turm, Furt, Wirt, Flut, Glut, Mut, Wut, Not, Rot, Rat und die zugehörigen Ableitungen und Zusammensetzungen, — daneben aber mit th: Thal, Thaler, Thee, Thon (unterschieden von Ton), (der und das) Thor, Thran, Thron, Thür(e) und eine zahlreiche Menge von Fremdwörtern (vgl. hierzu bei Saalfeld S. 43 § 46 und das alphabetische Wörterverzeichnis unter T, S. 304—316).

— — —

Was ich vorausgesehen und was ich warnend wiederholt vorausgesagt habe, ist eingetroffen: unsre deutsche Rechtschreibung, die bis dahin im Großen und Ganzen feststand, aber allerdings in einzelnen Punkten schwankend war, hat durch die den Schulen aufgezwungene amtliche Schul-Rechtschreibung keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung erfahren, wie sie in dem Zwiespalt zwischen der amtlichen Schul- und der amtlichen Reichsorthographie zu Tage tritt. Weit davon entfernt, dafs in dem ältern Geschlecht Die, welche in der amtlichen Schulorthographie mit gutem Grunde nicht eine wirkliche Verbesserung der alten Rechtschreibung, sondern

eher eine willkürliche, regellose und der Folgerichtigkeit entbehrende Verschlechterung erblicken, sich die „Schulorthographie" aufzwingen lassen, sehen vielmehr die der Schule Entwachsenen beim Eintritt ins Leben sich vielfach gezwungen, das in der Schule Erlernte zu verlernen und „umzulernen".

Bei dieser meiner Überzeugung musste ich, als die sehr ehrenwerthe und von mir hochgeehrte J. J. Weber'sche Verlagshandlung die Anfrage an mich richtete, ob ich mich nicht entschließen könnte und würde, meinen von ihr in vier Auflagen verlegten und in vielen Schulen eingeführten Katechismus der Orthographie nach der amtlichen Schul-Rechtschreibung für die fünfte Auflage und die folgenden umzugestalten, verneinend antworten und ihr anheimgeben, da ihr auf diese Weise sämmtliche deutschen Schulen verschlossen bleiben würden, an die Stelle meines Katechismus sich einen Ersatz durch eine tüchtige Kraft zu verschaffen. Das hat sie denn nun auch gethan und es freut mich, dass ich aus voller Überzeugung die Arbeit des Herrn Dr. Saalfeld als eine tüchtige, gründliche und die ähnlichen bisherigen Arbeiten an Vollständigkeit übertreffende empfehlen kann. Dass ich nicht in allen Feststellungen mit ihm übereinstimme, brauche ich nach dem bisher Gesagten nicht zu wiederholen; aber ich erkenne sehr wohl an, dass er an die Feststellungen der amtlichen Schulorthographie gebunden war, auch da, wo er mit dieser nicht — oder nicht ganz — übereinstimmt.

Zum Schluss will ich nur noch für spätere Auflagen auf Einiges hinweisen, worüber der Nachschlagende auch in Saalfeld's Buch keine — oder wenigstens keine bestimmte — Feststellung findet.

Ich habe schon gelegentlich in der Fußanmerkung auf S. 335 erwähnt, dass (nach den Vorschriften der amtlichen Schulorthographie) dem Nachschlagenden die Schreibweise: „von Grund aus" als einzige vorgeschrieben, dagegen die Wahl zwischen „zu Grunde" und „zugrunde" freigestellt ist; aber er findet keine Vorschrift, wie er das Wort Grund (s. mein Wörterbuch I S. 634 b/c unter „Grund" Nr. 9) zu behandeln hat in Sätzen wie die folgenden:

Dieses unser Haus baue ich ganz neu, von Grund auf. Goethe. Das Volk taugt aus dem Grunde Nichts. Ders. Von allem eiteln Wesen | für immer aus dem Grund genesen. Wieland. Im Grunde und Boden ein gemeiner Mensch. Fichte . . . Welches die Sammlungen in den Grund verdarb. Gg. Forster u. s. w.

Gleich im Anfang habe ich aus Saalfeld's Vorwort die Stelle angeführt: „Zu gunsten der Allgemeinheit zurückzustehen." In dem alphabetischen Wörterverzeichnis auf S. 152a die Angabe:

„Gunst, die: zu seinen Gunsten und zu seinen gunsten verzichten."

In meinem Wörterbuch (I S. 640a) habe ich unter Gunst in Nr. 6 folgende Stelle aus Goethe's „Geschichte der Farbenlehre" angeführt: „Seine beiden Säume sind schon dergestalt genähert zu Gunsten des Gespenstes und zu Ungunsten des Beschauers." Schlage ich nun aber in Saalfeld's „Alphab. Wörterverzeichnis" nach, so finde ich, dass auf S. 319b das Wort Ungunst in seiner alphabetischen Reihe fehlt. Würde Herr Dr. Saalfeld hier (ähnlich wie in seinem Vorworte) setzen: „zu gunsten des Gespenstes und zu ungunsten des Beschauers"? Auf eine weitere Erörterung dieser ganz besonders schwachen Stelle der amtlichen Schulorthographie kann ich hier natürlich nicht eingehen (vgl. in Saalfeld's Buch S. 51/2 den „Zusatz" zu Nr. 5).

Vielleicht bemerkt mancher Benutzer des Saalfeldschen Buches mit einigem Befremden, dass auf dem ersten Blatte der Titel (buchstäblich) angegeben ist:

Katechismus der deutschen Orthographie,

dagegen auf dem gleich folgenden:

Katechismus
der
Deutschen Rechtschreibung

und, wenn er nun in dem „Alphab. Wörterverz." nachschlägt, um zu erfahren, warum hier das Wort deutsch das erste Mal mit dem kleinen, das zweite Mal mit dem großen Anfangsbuchstaben gesetzt ist, so findet er freilich auf S. 110b das Wort deutsch aufgeführt; aber er findet keinen Aufschluss über den großen Anfangsbuchstaben in diesem Falle.

In dem „Alphab. Wörterverz." findet man S. 286b:

„sich: an sich ziehen, auf sich laden; das Aufsichziehen, das Insich-ziehen".

Damit sind aber doch offenbar die bei dem Fürwort sich zu beantwortenden Fragen der Rechtschreibung nicht erschöpft. Man vergleiche in meinem „Orthographischen Wörterbuch" S. 128b:

„sich pron.: in sich gehen ꝛc.; das In-sich-Gehen ꝛc.; das Sich-Ergehen [meine Vorschläge ꝛc.] I 22; II 72; vgl. sicher*; mit großem Anfangsbuchst., wenn bezogen auf ein mit solchem beginnendes Fürwort I 14; 41 ff., 45 ff., z. B.: Machen Sie (auch: Mach Er) Sich darauf gefasst ꝛc., auch z. B.: Ich flehe, dass Seine Majestät Sich meiner erbarme ꝛc."

Nebenbei bemerkt kann ich es nicht billigen, wenn bei Saalfeld in dem Abschnitt: „Von den Anfangsbuchstaben" S. 47 ff. die Regel so gefasst ist:

„Man schreibt mit großen Anfangsbuchstaben: . . .

VI. Die auf die angeredete Person bezüglichen Fürwörter, namentlich in Briefen." (S. 50).

* „sicher a.: sicher — gehen, stellen ꝛc.; das Sichergehen (versch.: Sich-Ergehen)" ebd.

Das „namentlich“ reicht hier jedenfalls nicht aus; ich verweise hier auf den ausführlichen zweiten Exkurs in dem 2. Heft meiner „Vorschläge ꝛc.“ S. 41—54.

Und nun, um diesen für meine Zeitschrift vielleicht schon zu umfangreichen Aufsatz zu beenden, nur noch Eins: Bei Saalfeld heißt es auf S. 169c: „ins = in das“; auf S. 161c: hinters Ohr und auf S. 183b: „ums: ums doppelte“. Hier hätten meiner Ansicht nach Fälle nicht unbesprochen bleiben dürfen, wo das auf hinter, in, um ꝛc. folgende s nicht ein unmittelbar davon abhängendes das vertritt, z. B. in Valentin's Auftritt im 1. Theil von Goethe's Faust: „Und nun! — ums Haar sich auszuraufen!“ [Hier gehört zu dem „um“ zunächst der Infinitiv „auszuraufen“, von dem dann das Objekt „das Haar“ abhängt]; ferner: „ins Teufels Namen“ [wo ins nicht = in das, sondern = in des ꝛc.] und ähnlich z. B. in Bürger's Lenore (Str. 23): „Hart hinters Rappen Hufen ꝛc.“ Ich habe mich in derartigen Fällen für die Abtrennung des s durch einen Apostroph entschieden; aber darauf kommt es hier nicht an, jedenfalls durften derartige Fälle in Saalfeld's Buch nicht ganz unerwähnt bleiben.

Ein Brief an den Herausgeber.

Sehr geehrter Herr Professor!

Als eifriger Leser Ihrer „Zeitschrift“ habe ich in derselben mitunter sogenannte Satzungeheuer veröffentlicht und die berechtigte Mahnung daran geknüpft gefunden, derartige Anhäufungen von Wörtern, Nebensätzen ꝛc. zu vermeiden.

Mit Überraschung begegne ich im 1. Heft des laufenden Jahrgangs einer Abhandlung, die nicht nur ein derartiges Satzungeheuer, sondern meines Erachtens auch weitere Verstöße gegen die Schriftsprache enthält. Ich meine die Abhandlung: „Etwas über Herm. Grimm's Stil“ (Seite 25 ff.). Der 2. Satz von „Nicht genug . . .“ bis „rief“ enthält in 17 Druckzeilen 160 Wörter — eine recht ansehnliche Leistung! Mein Sprachgefühl nimmt ferner Anstoß an den Ausdrücken (S. 27): „Es giebt Leute — und Das sind selten welche von den schlechtesten u. s. w.“, so wie: „auch wenn die übrige Welt . . . auf ihren Sophalehnen Makartbouquets und bemalte Teller zu stehen hat.“ Ob das hervorgehobene „welche“ und der Superlativ von „schlecht“ sprachlich richtig angewandt, lasse ich dahingestellt, das zu im letzten Satze ist aber meines Erachtens überflüssig. Da ich indeß gerade in Berlin dem Gebrauche des „zu“ in Verbindung mit „stehen“ und „liegen“ begegne (auch bei gebildeten Personen), so darf ich

wohl um gefällige, gelegentliche Belehrung bitten, ob der Gebrauch der Redensart: „ich habe einen Gegenstand hier (dort) zu stehen (zu liegen)“ auch anderwärts bemerkt worden ist.

Das Deutsch in derartigen Äußerungen klingt so unschön, dass man sich in der That wundern müsste, wenn die Verbreitung dieser Wortstellung (in Berlin) lediglich auf gedankenlosem Nachplappern und übler Angewohnheit beruhen sollte!

Mit größter Hochachtung
L. Görke.

Pro domo.

Meine Anklage und Vertheidigung des Hermann Grimm'schen Stils* ist nun selbst unter Anklage gestellt worden. Ein Herr aus Berlin hat, dem Herausgeber gegenüber, scharfe stilistische Vorwürfe gleich wider den zweiten Satz erhoben. Will ich sie nicht durch Stillschweigen billigen, muss ich schon mein eigener Vertheidiger werden. Das ist mir nichts Neues; denn ich habe auch mein Gewissen für Wortwahl und Satzfügung, und meine eignen Gedanken sind's, die, wenn ich die Feder rühre, sich unter einander anklagen oder entschuldigen. Ich habe jetzt Revision beantragt und sie zur Entscheidung der Klagsache noch einmal vors strengste Tribunal geladen.

Der zweite Satz meines Grimmartikels, lautet die Anklage, sei ein abscheuliches Ungeheuer; denn er enthalte (von „Nicht genug“ bis „rief“) in 17 Druckzeilen nicht weniger als 160 Wörter.

Ich habe nachgezählt und beide Zahlen richtig befunden. 160 Wörter! Man bedenke: da ein tadelloser Satz schon aus einem einzigen Wort bestehen kann, hätte ich dreizehn Dutzend und einige Sätze allein aus diesem einen machen können. Dann hätte ich Hermann Grimm's Stil parodiert, dessen Bestreben es jetzt ist, möglichst viel Punkte zu setzen; deswegen hatten ihn ja die Grenzboten zur Rede gestellt. Aber Das wollte ich nicht. Mir lag vielmehr daran, zu zeigen, was für eine mächtige künstlerische Handhabe darin liegt, mit Kürze und Länge bedachtvoll zu w e c h s e l n. Darin besteht der ganze ästhetische Reiz, den wir Rhythmus nennen, und Rhythmus habe auch die Prosa, wenn sie künstlerischen Zwecken dienen soll. Der erste Satz meiner Abhandlung ist kurz und knapp: „Hermann Grimm's Feder ist in den letzten Monaten wieder besonders fleißig gewesen.“ Punkt! Das ist wie eine Quelle, die mit e i n e m Satz aus dem Felsen springt! Nun aber kommt der Bach, und der Bach wird

* S. Heft 1 dieses Jahrgangs.

zum Fluss, und der Fluss wird zum Strom, und dem Strom schießen Nebenflüsse zu, und diesen wieder bringen andre ihr Gewässer, und zuletzt ergießt sich mit fluthendem Schwall der gesammelte Strom in das Meer. — Warum denn aber muss Das so fluthen und schwellen? Weil ich die stromgleich wachsende Regsamkeit und Thätigkeit des Grimm'schen Geistes schildern wollte! Auch äußerlich schildern wollte durch die voller und immer voller dahinfluthenden Wogen meiner langen, breiten Periode. —

Ja, das sind nun so die geheimen Untertöne der Musik, die die Melodie erst seelenvoll machen. Wer sie nicht hört, Den sind sie nicht zu lehren. Möglich auch, dass ich sie nicht rein und tief genug habe klingen lassen; aber der Wille war da, und die Idee — wie sie's so oft in unserm menschlichen Thun und Lassen muss — gelte auch diesmal für das erreichte Ziel. —

Das erwog der Richter, und dann sprach er: Nein, ein Ungeheuer ist der angeschuldigte Satz mit nichten; Demosthenes, der größte Redner des Alterthums, hat noch viel längere Sätze gebildet. Wenn sie nur nicht schleppen und gähnen — und das thut dieser nicht —, sondern ihre rechte Gliederung haben, so mögen sie Lauf und Stätte finden im weiten Reich des deutschen Geistes, wie Laban neben David in der Bibel, wie der Rhein, der vom Gotthard in die Nordsee fließt, neben der Schlei, die kaum entsprungen schon ihr Ende hat.

So sprach der Richter, so spreche ich mich selbst frei. Denn wer in stilistischen Dingen sein eigner Vertheidiger ist, darf auch sein eigner Richter sein. Nur ein Spruch ist uns Dienern am Worte allen heilig:

Den schlechten Mann muss man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt. —

Mein gestrenger Kläger nimmt noch an zwei weiteren Ausdrucksformen des Grimmaufsatzes Anstoß. Er fragt zweifelnd, ob in dem Satze: „es giebt Leute — und das sind selten welche von den schlechtesten“ — das hervorgehobene welche und der Superlativ von schlecht sprachlich richtig angewandt sind, und er hält ferner in dem Satze: „auch wenn die übrige Welt auf ihren Sophalehnen Makartbouquets und bemalte Teller zu stehen hat“ das zu vor stehen für überflüssig und unschön. Ich glaube selbst, dass beide Wendungen nicht ganz buchrichtig sind. Da ich mich aber — das hängt aufs engste mit dem Inhalt und Sinn meines Aufsatzes zusammen — durchaus an die unverkünstelte Sprache des Umgangs halten wollte, habe ich mit bewusster Absicht gerade nach diesen geläufigen, ungebundenen Redensarten gegriffen. Sonstige Belege dafür als entlastende Zeugnisse vorzulegen, überlasse ich der Belesenheit unseres liebenswürdigen Herausgebers.

Friedrich Düsel.

Von Bennigsen's Rede am Sedanfest.

In dieser (nach dem Hannover'schen Kourier in der Nat.-Ztg. 48, 529 abgedruckten) Rede finden sich folgende Stellen:

1. „Ein militärisches Ereignis, welches Jahrtausende der Geschichte kaum etwas gleich Großartiges, Gewaltiges und Erschütterndes an die Seite stellen könnten." Hier liegt offenbar ein Druckfehler vor; statt welches ist welchem zu setzen. Nicht so leicht abzuhelfen ist der zweiten Stelle.

2. „Eine solche Nation kann, wenn die Säfte im Übrigen noch gesund geblieben sind, auch voll Vertrauens in die Zukunft blicken. **Es** kann erfreuen sich des Daseins und der Thätigkeit auf dem wiedergewonnenen großen, gemeinsamen Boden unseres deutschen Nationalstaates und deutschen Vaterlandes, Güter, welche andere Völker seit Jahrhunderten besaßen &c."

Das durch fetten Druck hervorgehobene **es** in Bezug auf das weibliche Hauptwort Nation muss in sie verwandelt werden — oder sonst hat vielleicht der Redner am Anfang gesagt (oder sagen wollen): „Ein solches Volk," wo dann das es ganz in der Ordnung wäre; aber auch die Wortstellung ist als undeutsch zu tadeln, vgl. richtig: „Sie kann sich . . . auf dem . . . Boden unseres . . . Vaterlandes des Daseins und der Thätigkeit erfreuen" und in dem unmittelbar darauf folgenden „Güter" (in der Apposition) ist an der Form der von „sich erfreuen" abhängige Genitiv nicht erkennbar, welchem Misstande durch die Hinzufügung eines Eigenschaftswortes abzuhelfen wäre, wobei freilich, wenn der Gedanke vollständig und klar ausgesprochen werden sollte, einige Zusätze unerläslich erscheinen, vgl. etwa: Sie kann sich . . . des sich eigenartig aus sich selbst entwickelnden Daseins und der freien ungehemmten Thätigkeit erfreuen, jener unschätzbaren (oder unentbehrlichen) Güter, welche u. s. w.

Der Brief eines ungenannten Amerikaners an den Herausgeber.*

In der in dem zwölften Jahrgange der sechsten Folge des von Friedrich von Raumer begründeten und von Wilhelm Maurenbrecher herausgegebenen Historischen Taschenbuches erschienenen, von Richard Mahrenholtz in Dresden verfassten Abhandlung über Friedrich den Großen als Schriftsteller befindet sich (S. 82) folgender Satz: „Den Anschuldigungen

* Dem mir mit dem Poststempel New-York ohne Namensunterschrift zugegangenen Schreiben glaubte ich ein Plätzchen in meiner Zeitschrift nicht versagen zu dürfen. Bei weitern Zusendungen für die Zeitschrift wäre mir Nennung des Namens erwünscht.

gehässiger oder abergläubischer Gegner der Jesuiten, wie z. B. die angebliche Vergiftung Clemens' XIV. aus Rache für die Aufhebung des Ordens tritt er in einem Brief an d'Alembert, dem unversöhnlichen Feinde der Jünger Loyola's, bestimmt entgegen."

Hier liegt entweder Inkongruenz der Apposition (Ungleichheit der Ansetzung) oder falscher Fall nach dem Verhältnisworte „An" vor.

Auch könnte auf den Unterschied zwischen „Die Aufhebung", d. h. also „Wie es die A. war" und „Der Aufhebung",* als Objekt (Ergänzung) des Zeitwortes „tritt . . . entgegen" hingewiesen werden.

Und in dem in demselben Taschenbuche enthaltenen von Curt Wachsmuth in Leipzig herrührenden Aufsatz über Straßenleben und Marktverkehr im alten Athen (S. 300) heißt es: So gab es schon zur Zeit des Perikles keinen Platz in Athen, auf dem man behaglicher verweilen, erquicklicher sich erholen, anmuthiger sich ergehen konnte, als den Markt.

Vermuthlich ist dieser Schluss-Accusativ richtig: „es gab keinen Platz als den Markt".

Ist auch der Lessing'sche Accusativ: „Hast du wohl einen größeren Wohlthäter unter den Thieren als uns? fragte die Biene den Menschen." richtig? [13. Fabel des 3. Buches].

Man hat nur den Schlaf;
man hat Nichts als den Schlaf;
man hat keinen bessern Freund als den Schlaf;
man hat wohl einen besseren Freund als den Schlaf.

Das gäbe eine Folge. Und doch widerstrebt das letzte, wenigstens zuweilen. Der gebildete Amerikaner denkt englisch: Have you a greater benefactor than we? und verlangt wir statt uns in der Fabel.**

Erschöpflich.

„Diese Darstellung ist das Muster einer eben so gerechten als sachlichen und erschöpflichen Würdigung" heißt es in einem sehr empfehlenswerthen Aufsatze: „Das Schopenhauer-Denkmal" von Moritz Brasch im 48sten Bande der Zolling'schen „Gegenwart" S. 20 b.

---

* Hier liegt offenbar ein sich wiederholender Schreibfehler vor; es sollte statt: „Die Aufhebung ꝛc." heißen „Die angebliche Vergiftung" — „Der angeblichen V."

** Im Deutschen wäre hier nur der Acc. richtig. Der geehrte ungenannte Einsender verkennt wohl den Unterschied zwischen den beiden Sätzen: Hast du einen bessern Freund, — als ich [sc. einen habe] — und: als mich [dem Sinne nach = als ich dir einer bin]. Ich darf wohl auf mein Wörterb. der Hauptschwier. S. 310 b Nr. 5 k verweisen, vgl. auch Zeitschrift III S. 207/8.

Hier sollte statt des hervorgehobenen erschöpflich sprachrichtig und üblich vielmehr das eigenschaftswörtliche Mittelwort erschöpfend stehen, s. mein Wörterb. III S. 1001 b/c: „Erschöpfen . . .: 2. ausschöpfen, leer schöpfen 2c., zumeist übertragen, z. B. in einander greifend . . . c) Ein Thema 2c. erschöpfen, so vollständig behandeln, dass Nichts mehr darüber zu sagen bleibt 2c.: Wenn die Ausführung den Gedanken erschöpfte. Goethe 15, 27 . . ., auch ohne Objekt: Sie soll nicht erschöpfen, nur die Richte geben. Jahn Werke 307 2c., besonders im adjektivischen Particip Präsentis: Eine erschöpfende Behandlung, Darstellung 2c. . . .,"

vgl. Wörterb. III S. 1001 a:

„Schöpfbar a: was geschöpft (s. d. u. Zusammensetzungen) werden kann, — namentlich in verneinten Zusammensetzungen. Eine kaum ausschöpfbare Fülle, vgl.: Aus dem unausschöpflichen Urborn. Kosegarten Poes. 1, 18 2c.; In der unerschöpfbaren Natur. Herder Relig. 7, 68; Wieland 12, 47 2c. Unerschöpfbarkeit. Goethe 26, 122 2c., vgl.: Unerschöpflich. Fichte 8, VII; Gutzkow Zauberer 9, 297; Zelter 2 275 2c." und ferner aus meinem Wörterb. deutscher Synonymen (2. Aufl.) S. 200 ff. unter dem Titelkopf: „-Bar, -lich (Endsilben):

1. Die von Zeitwörtern hergeleiteten Eigenschaftswörter auf bar und lich sind sinnverwandt, indem die einen wie die andern bezeichnen, dass das durchs Zeitwort Ausgedrückte gethan, vorgenommen, ins Werk gesetzt werden kann. Doch bezeichnen die Wörter auf bar die Möglichkeit schlechthin, die auf lich die Möglichkeit als eine leicht eintretende; das Gleiche gilt auch für die entsprechenden Verneinungen mit der Vorsilbe un (die in manchen Fällen üblicher sind, als die unverneinten Wörter), wie auch von den entsprechenden abstrakten Hauptwörtern auf keit . . .

17. Manche der hierher gehörigen Eigenschaftswörter sind, wie bereits bemerkt, ohne Verneinung wenig oder kaum üblich und mit der Vorsilbe un- tritt der angegebene Unterschied minder scharf hervor; doch sind, genau genommen, hier die Wörter auf bar stärker als die auf lich, da durch jene die Möglichkeit ganz verneint, durch diese nur als eine nicht leicht eintretende 2c. bezeichnet wird, vgl. — außer dem im Obigen bereits Erwähnten — z. B.:

Dass große Reiche zerstörbar sind. Gentz Rev. 6, zerstört werden können. Da nun [wo Alles die Spuren der Zerstörung trägt] zerstörbar keinem Wehn | lässt sich ein Dänenknabe sehn. Freiligrath Sämmtl. Werke 3, 122 2c. Zerstörlich = leicht zerstörbar, z. B.: Was Luft und Licht Zerstörliches erbaut, | bewahret lange das verschlossne Grab. Goethe 13, 295. Bei aller Billigkeit und Bequemlichkeit ist der [mürbe Kalk-]Stein das allererbärmlichste und zerstörlichste Baumaterial von der Welt.

Kohl Südrussl. 1, 20 2c. Demgemäß ist auch unzerstörbar, was überhaupt nicht —, unzerstörlich (s. mein Wörterb. III S. 1225c), was nicht leicht zerstört werden kann, was der Zerstörung trotzt, lange (wenn auch nicht immer und ewig) widersteht; doch wird dieser feinere Unterschied in der Anwendung begreiflicherweise nicht immer genau beachtet und Ähnliches gilt z. B. für Unabseh- . . ., unermess- . . ., unwidersteh-bar und -lich, von denen einige mit der Endung -bar, einige mit der Endung -lich üblicher sind 2c." Vgl. Zeitschr. VIII S. 345/6.

Ein Opfer.

Erzählung von Karl Emil Franzos (in Engelhorn's Allgemeinen Romanbibliothek 10. Jahrg., Bd. 8 S. 1—110).

Die kurze Einleitung der höchst spannenden Erzählung gebe ich vollständig. Sie lautet:

„Das Folgende ist den Aufzeichnungen eines deutschen Forstmanns entnommen, eines Schwaben vom Bodensee, der als k. k. österreichischer Oberförster lange Jahre zu Suczawa in der südlichen Bukowina gelebt und dabei Land und Leute genau kennen gelernt hat.

Er beginnt mit der Bemerkung, dass ihn hauptsächlich ein Grund zur Niederschrift bewogen habe: die ganz merkwürdige Verschiedenheit der Urtheile über die Heldin, welche sich stets bei der mündlichen Erzählung ergeben.* ‚Über keine andere Geschichte, die ich aus dem Osten heim-

* Hierzu möchte ich mir eine kleine sprachliche Bemerkung erlauben: Der Leser wird zunächst immer geneigt sein, das bezügliche Fürwort welche auf das in der Form damit stimmende unmittelbar davor stehende Hauptwort Heldin zu beziehen; aber Das passt nicht in den Sinn und so wird der Leser sein Augenmerk auf ein von dem welche entfernteres Wort zu richten haben, worauf er das bezügliche Fürwort zu beziehen hat. Als solches bieten sich ihm zwei Wörter dar: das in der Mehrzahl stehende Urtheile oder das in der Einzahl stehende weibliche Verschiedenheit. Die Entscheidung hängt davon ab, wie man das Zeitwort ergeben am Schluss des Relativ- oder Beziehungssatzes aufzufassen und zu erklären hat, ob als die dritte Person in der Mehrzahl des Präsens (oder der gegenwärtigen Zeit) oder als eine durch Weglassung des Hilfszeitwortes zu erklärende Form des Perfekts = ergeben haben, welche zu dem Worte Urtheile stimmen würde, oder = ergeben habe, was zu der weiblichen Einzahl Verschiedenheit stimmt. Das Letztere ist das von dem Verfasser Gemeinte. Den hervorgehobenen Missstand hätte er durch eine veränderte Wortstellung vermeiden können oder vielmehr sollen, etwa: „die ganz merkwürdige Verschiedenheit, welche sich bei der mündlichen Erzählung stets in den Urtheilen über die Heldin ergeben habe."

Ob die Leser — und vielleicht auch der im Allgemeinen mit Recht als guter Schriftsteller anerkannte Verfasser — in diesem Änderungsvorschlage eine Verbesserung sehen werden, sei ihrem Urtheile überlassen; jedenfalls wollte ich die Gelegenheit benutzen, zwei hier in der Zeitschrift schon mehrfach zur Sprache gekommene Punkte (die zu beobachtende Vorsicht im Gebrauch der bezüglichen Fürwörter und in der Weglassung der Hilfszeitwörter) in Erinnerung zu bringen.

gebracht habe', sagt er, ‚ist so erbittert gestritten worden. Wahrscheinlich dürfte sich diese Verschiedenheit der Urtheile auch bei den Lesern ergeben, die einen werden Das, was die arme Bauerndirne vor meinen Augen und zu meiner tiefsten Erschütterung gethan hat, als eine Heldenthat preisen, die andern als eine sittlich verächtliche Handlung brandmarken.' Er seinerseits, führt er dann aus, glaube, dass die That zu jenen gehöre, die wir Menschen berichten, aber nicht richten dürfen, weil der Maßstab unsrer hergebrachten Moral zu kurz sei, um sie zu messen. So begnüge er sich denn, den Sachverhalt zu berichten und überlasse das Urtheil über die That einer starken Seele, Denen, die sich mehr dazu berufen fühlen als wir.

Was er nun erzählt, ist im Nachstehenden wiedergegeben."

In der Erzählung des schwäbischen Oberförsters aus der Bukowina, wo in buntem Gemisch Schwaben (Deutsche), Ruthener, Ungarn und andere Stämme durch einander wohnen (was der Erzählung ihre eigenthümliche Färbung verleiht), habe ich mir für meine Zeitschrift die folgenden Stellen angezeichnet, die hoffentlich den Lesern willkommen sein werden:

1. S. 9: „Unmittelbar darauf" [nach dem Gespräch in ruthenischer Sprache zwischen dem schwäbischen Nachtwächter des langgestreckten Dorfs Fratautz und dem ungarischen Fuhrmann] „begann er" [der Nachtwächter] „zu singen:

Hört ihr Leut' und lasst euch sage:
Die Glocke wird jetzt Zwölf schlage,
Der wüschte Stund bricht nun herein!
Gott mag uns Allen gnädig sein!
's wird Zwölfe schlage!

Es sind dieselben Worte, dieselbe Melodie, dieselbe Mundart, wie man sie zwischen Alb und Murg hören kann, im tiefen Schwarzwald. Fratautz ist eine schwäbische Kolonie, seit einem Menschenalter sprechen die Leute auch ruthenisch, bisher aber noch nie unter einander."

Zu dem 3. Vers des Nachtwächterliedes findet sich bei Franzos die Fußanmerkung: „Die wüste unheimliche Stunde, die Mitternacht." Das auffällige männliche Geschlecht: „der Stund" ist in Schmid's Schwäbischem Wörterbuch nicht aufgeführt.

2. S. 13. „Alle Schürzen in Terescheny ... laufen mir nach ..., nur die Prachtdirne, die Hanusie, will Nichts von mir wissen und bleibt ihrem dummen Schwaben treu." —, s. über Schürze = Frauenzimmer mein Wörterb. III S. 1025a, Ergänz.-Wörterb. S. 465b.

3. S. 20: „Ich wollte Euch nur sagen, Herr, dass Euch der Schwabe wahrscheinlich angeschwatzt hat" —, hier = angelogen, — häufiger: Jemandem Etwas anschwatzen, s. Wörterb. III S. 1040a. — „Weil du Richter bei den enghosigen Kerlen in Andrasfalva bist." ebd., s. Ergänz.-

Wörterb. S. 279a, wo sich ein anderer Beleg aus Franzos Halbasien für das Eigenschaftswort findet.

4. S. 28: „In zerflickte städtische Tracht gehüllt." s. Ergänz.-Wörterb. S. 205.

5. S. 38: „Bezüglich des Zweiten kennst du dich besser aus als ich." vgl.: „Ich kenne mich in der Stadt schlecht aus und würde sein Haus nicht finden" S. 42, s. über das mundartliche: sich auskennen = orientiert sein, Bescheid wissen Wörterb. I S. 895a; Ergänz.-Wörterb. S. 299a.

6. S. 39: „Die bängste Hilfslosigkeit," s. über die Steigerungsformen von bange mit oder ohne Umlaut Wörterb. I S. 77c; Ergänz.-Wörterb. S. 39c.

7. S. 51: „Sie war erzschlecht," unter den Zusammensetzungen von schlecht in meinen Wörterbüchern nachzutragen, vgl. erz- . . . Wörterb. I S. 376a.

8. S. 53: „Wenn einer der Grundbesitzer, bei denen er früher gearbeitet, um ihn schickte, so wies er den Boten mürrisch oder gar höhnisch ab," vgl. S. 96: „So ließ ich ihn in eine Kammer sperren und schickte um seine Schwester, weil ich dachte, dass sie etwas Näheres wisse." —, häufiger: nach Jemand schicken, doch s. Belege für das meist (mundartliche) um Ergänz.-Wörterb. S. 446c Nr. 1c und auch Wörterbuch III S. 914c, woraus ich hier anführe: „nach oder um Jemand schicken, um ihn zu sich bescheiden (s. beschicken) . . . Ich habe nach Antwerpen um ihn geschickt." Goethe 9, 154" [Egmont Akt I].

9. S. 55: „Seinem Herrn hat er, sagt man, fleißig und ehrlich gedient, auch den Stall gut betreut" —, s. Ergänz.-Wörterb. S. 577a, wo betreuen = dem Objekt treue Sorgfalt zuwenden, als österreichisch mit vielen Belegen aufgeführt ist.

10. S. 64: „Mein Bräutigam war sehr erschreckt, als er es hörte," als Mittelwort des ziellosen Zeitworts üblicher: erschrocken.

11. S. 74: „Ich richtete die Frühsuppe für meinen Bruder her." —, s. Ergänz.-Wörterb. S. 545b, wo unter den Zusammensetzungen von Suppe auch Frühsuppe (unter Hinweis auf Morgensuppe und Frühstück) mit einem Beleg aufgeführt ist.

12. S. 77: „Er stürzt in die Hütte und dann durch die rückwärtige Thür ins Freie," s. Belege zu dem namentlich in Österreich häufigen Eigenschaftswort: rückwärtig in meinem Wörterb. III S. 1490b/c; Ergänz.-Wörterb. S. 611a. Die Schriftsprache gebraucht zumeist das Umstandswort in Verbindung mit einem Eigenschaftswort ꝛc., z. B. rückwärts gelegen, befindlich ꝛc., vgl. auch Hinterthür ꝛc.

13. S. 78: „Sie lächelt noch immer und zieht eine erstaunte Miene.“ In meinem Wörterb. III S. 1744a habe ich unter ziehen Nr. 1s aufgeführt: „Den Mund, das Maul, das Gesicht schief ziehen ꝛc.“ (vgl. auch S. 918a unter schief: „Einem ein schiefes Maul (s. d. 1a) machen, ziehn = es verziehen, verzerren, zur Fratze ꝛc. und S. 1756b unter verziehen 1c: das Gesicht, den Mund, die Mundwinkel, die Lippen; eine Miene verziehen), vgl. auch: ein Gesicht, eine Miene aufsetzen (S. 1084a Nr. 1c), aufstecken (S. 1191b Nr. 1a); aber, wenn ich mich nicht täusche, so ist die von Franzos gebrauchte Verbindung: „eine erstaunte Miene ziehen“ nicht recht üblich, vgl.: sie verzieht ihr Gesicht zu einer erstaunten Miene, sie macht eine erstaunte Miene, und (mehr burschikos): sie setzt — oder steckt — eine erstaunte Miene auf ꝛc.; doch lässt sich des Schriftstellers Ausdruck jedenfalls erklären und rechtfertigen.

14. S. 92: „‚Dann aber bin ich zur Erkenntnis gekommen, dass ein Mensch in meiner Lage, der Gottes Erbarmen so dringend braucht, nicht lügen darf.‘ Aber leugnen darf er?“ —, wo lügen bezeichnet: etwas Falsches, Unwahres mit Bewusstsein geradezu als richtig, als wahr aussagen, leugnen dagegen: etwas von Andern Ausgesagtes oder Behauptetes, Vermuthetes in Abrede stellen, und sei es auch nur durch Schweigen, — in sehr beachtenswerther Gegenüberstellung.

15. S. 97: „‚Höre, kaiserliches Gericht‘ [statt: Vorsteher des kaiserlichen Gerichts], sagte er dann wieder zum Präsidenten gewendet, ‚ich weiß, welche Ehrfurcht ich dir schulde; aber, was du da gesprochen hast, war wirklich nicht sehr trefflich‘“ statt (zu)treffend [trifft nicht zu, trifft nicht die Wahrheit], welche — wohl nur mundartliche — Anwendung in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 574b nachzutragen ist.

16. S. 105: „Ehe es der Wachmann an seiner Seite hindern konnte, sprang er vor und wollte sich auf das Mädchen stürzen.“ —, der dem vor den Gerichtsschranken Stehenden als Wächter beigegebene Gerichtsdiener. — In meinem Wörterb. II S. 233c habe ich unter den Zusammensetzungen nur die Form Wachtmann = Wächter aufgeführt.

Moltke's Unbefangenheit

heißt die Überschrift eines kurzen Aufsatzes, der 1892 im 13. Bande der von Hübbe-Schleiden herausgegebenen „Sphinx, Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben“ S. 378/9 erschienen ist, unterzeichnet H. S. (d. i. wohl Hübbe-Schleiden), der dabei gegen den Herausgeber von Moltke's Werken in Bezug auf das Sprachliche einen durchaus ungerechtfertigten Tadel aus-

spricht. Diesen hier in meiner Zeitschrift zurückzuweisen erachte ich für angemessen.

Zu diesem Zwecke setze ich den Anfang des Aufsatzes her. Er lautet:

„In den ‚Trostgedanken über das irdische und Zuversicht auf das ewige Leben‘ (im I. Bande seiner Werke) hat Graf Moltke uns sein Glaubensbekenntnis hinterlassen. Es ist Dieses wieder ein Beweis, dass jeder Mensch, der selbständig über höhere Begriffe, wie Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nachzudenken anfängt, sich sehr bald über die hergebrachte Kirchenlehre erhebt. Wären ihm* aber jemals andere als die dem europäischen Kulturleben geläufigen Vorstellungen bekannt geworden, so würde er wohl seine Weltanschauung noch etwas mehr erweitert haben. Er sagt in diesen ‚Trostgedanken‘ u. A.:

‚Die Vernunft ist durchaus souverän, sie erkennt keine Autorität über sich: keine Gewalt — wir selbst nicht — kann sie zwingen, für unrichtig anzunehmen, was sie als wahr erkannt hat.

Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, dass das Alter oft stumpfsinnig erscheinen lässt, aber an eine wirkliche Verdunkelung der Vernunft kann ich nicht glauben; denn sie ist der lichte Funke des Göttlichen und selbst beim Irrsinn tritt er nur wohl äußerlich hervor. Kann doch der Taube, der auf einem völlig verstimmten Instrument ganz richtige Noten anschlägt, sich seines korrekten Spiels bewusst sein, während Alle außer ihm nur Missklänge hören.‘

(Zu dem ‚tritt er‘ macht der Herausgeber seiner ‚Werke‘ die thörichte Anmerkung: ‚Gemeint ist wohl: der Gegensatz zur Vernunft oder: sie, die Verdunkelung.‘ — Nein, gemeint hat Moltke offenbar nichts Anderes als Das, was er sagt: beim Irrsinn tritt er, nämlich der Irrsinn. Dies ist wohl ein Beweis, wie blind Gelehrsamkeit die Menschen macht.)

Bedarf es wohl eines Wortes darüber, dass die Anmerkung, die der Herausgeber von Moltke's Werken ausgesprochen, durchaus keine „thörichte“, sondern eine durchaus berechtigte ist? Hätte Moltke selbst die Herausgabe besorgt, so würde er ohne Zweifel den Flüchtigkeitsfehler, welcher offenbar in den nicht für die Veröffentlichung niedergeschriebenen Worten liegt, in

* Richtiger und deutlicher hätte H. S. statt des „ihm wohl“ — „Moltke“ oder „dem Grafen Moltke“ gesetzt, da dieser in dem unmittelbar vorhergehenden Satze gar nicht genannt ist. Sachlich aber liegt die Frage nahe: Woher weiß H. S. mit solcher Bestimmtheit, dass dem großen Denker niemals andere als die dem europäischen Kulturleben geläufigen Vorstellungen bekannt geworden sind?

dem Sinne des Herausgebers beseitigt haben; ob grade mit dessen Worten, bleibe dahin gestellt; aber zu behaupten, dass Moltke „offenbar" gemeint habe: „Beim Irrsinn tritt der Irrsinn wohl nur äußerlich hervor" ist wohl nur Herr H. S. im Stande. Man kann freilich sagen: „Bei den Irrsinnigen tritt der Irrsinn wohl nur äußerlich hervor"; aber wie „blind" muss Der sein, Der einem Meister des Stils wie Moltke einen Satz wie den von H. S. zutraut?!

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Wie und als.

„Der Einzelne kann eben nur Wahrnehmungen machen, die in den meisten Fällen keinen anderen Anspruch erheben dürfen, wie Augenblicksbilder zu sein," setzt in der Nat.-Ztg. 46 Nr. 641 ein so achtsamer und feinsinniger Schriftsteller wie Siegfr. Samosch, mit wie statt als nach dem eine Verschiedenheit, nicht Gleichheit ausdrückenden ander.

2. Genitiv.

„Der unbestreitbare Werth dieses Theiles der Poschinger'schen Arbeit besteht in dem Fleiße und der Gewissenhaftigkeit des Zusammengetragenen." Meklenburg-Strelitz.-Landeszeitung (1893) Nr. 272. Es sollte heißen: in dem Fleiße und der Gewissenhaftigkeit, womit der Vf. die Einzelheiten zusammengetragen hat.

3. Anärgern; Stellung.

„Er gab noch mehrfach übermüthige Kraftproben, so, wie er eines Tages, angeärgert von den Bemerkungen zweier Handlungsdiener über sein und seiner Freunde Billardspiel, den einen unter den einen, den zweiten unter den anderen Arm nahm und sie unbeschädigt auf der Straße absetzte." Nat.-Ztg. 46, 643 (Edmund Lange), wo für das hervorgehobene Wort das einfache geärgert das Sprachübliche wäre, vgl. jedoch mein Ergänz.-Wörterb. S. 10a unter anärgern: „1. tr.: auch: Einen zu Etwas anärgern, durch Ärger anreizen &c."

Etwas weiterhin heißt es: „Im September 1820 bestand er gut sein Examen" statt, sein Examen gut; ferner: „Seine überragende Begabung" statt: seine hervorragende — oder: die Genossen überragende &c.

4. Falsche Zusammensetzung.

„Die beste Lösung der sogenannten Rauchbeseitigungs-Plage." Nat.-Ztg. 46, 643 (G. van Muyden). Es sollte heißen: der Rauchplagebeseitigung; denn es handelt sich nicht um die „Plage der Rauch-

beseitigung“, sondern um die „Beseitigung der Rauchplage“ (oder des plagenden Rauches). Kürzer und besser hieße es: die beste Beseitigung der sogenannten Rauchplage.

5. Anfallsweise adv.

„Der Kranke ist anfallsweise eine ganz andere Persönlichkeit.“ Krafft-Ebing Lehrb. der Psychiatrie Bd. I (s. Nat.-Ztg. 46, 645) = ruckweise, bei eintretenden Anfällen, s. Ergänz.-Wörterb. 624a.

6. Falsche Verkürzung.

„Obgleich Garnison, ist das gewerbliche Leben der Stadt ein sehr mäßiges.“ Roman-Ztg. 30, 4, 712, st.: Obgleich die Stadt eine Garnison hat, so ist doch das gewerbliche Leben nur sehr mäßig.

7. Stellung.

„Die Opernsängerin Rosa Sucher als Isolde hat Anna Costenoble in einem ganz großen Bilde dargestellt.“ Nat.-Ztg. 46, 647 (Georg Voß), — wo dem Wortlaut nach der Leser im Unklaren darüber sein kann, wer hier die Dargestellte und wer die Darstellerin sei, vgl. unzweideutig: Die Opernsängerin ... ist von Anna C. .. dargestellt.

8. Schätzen.

„Wir schätzen den trefflichen Theodor v. Bernhardt ... noch im guten Gedächtnis der Leser.“ Nat.-Ztg. 46, 647, üblicher und besser etwa: Wir dürfen wohl annehmen, dass er ... noch im Gedächtnis der Leser ist (oder sei).

9. Seit.

„‚Seit wann sind Sie denn schon wieder in Windstedt, Herr von Brandeneck?‘ Seit ganze 5 Minuten“ Schorer's Kalender für die deutsche Familie (1894) S. 7 statt: Seit ganzen 2c.

10. Gekränz.

„Sie birgt ein lieblich Festgekränz
von Immergrün in den Locken.“
Schorer's Kalender 2c. (1894) S. XIX.

Die Bildung Gekränz (vgl. Gesträuch von Strauch u. ä. m.) fehlt noch in meinem Ergänz.-Wörterb.

11. Weinbauer.

„Eben so unzutreffend seien die Schilderungen Vollmar's von der künftigen Kontrolle der Weinbauern; die Weinsteuer strebe vielmehr die Beschützung des Weinbauers gegen die jetzigen unehrlichen Manipulationen

an." Nat.-Ztg. 46, 650 (aus München), vgl. in meinen „Neuen Beiträgen zur deutschen Synonymik" S. 216—219, was ich über Weinbauer (in seiner zwiespältigen Abwandlung) und die sinnverwandten Ausdrücke gesagt, woraus ich hier nur den Schluſs von Nr. 1 hersetze:

„Die Weinbauer können auch z. B. dem Herrenstande angehörende Weinbergbesitzer sein, die den Weinbau mittels bäuerlicher Weinbergarbeiter [oder Weinbauern] betreiben ꝛc."

Danach hätte es (vgl. auch mein Wörterb. und mein Ergänz.-Wörterb.) in dem obigen Zeitungsbericht heißen sollen: „Kontrolle der Weinbauer", übereinstimmend mit dem weiterhin folgenden Genitiv der Einzahl: „Beschützung des Weinbauers" [nicht: Weinbauern], da es gleichmäßig in beiden Stellen sich um die Gesammtheit der Weinbauer, nicht um eine Scheidung derer aus dem Herren- und aus dem Bauernstand handelt.

12. „Sein" statt „ihr".

„In einer Posse, deren Name mir entfallen ist, die aber seiner Zeit oft gegeben wurde ꝛc." Nat.-Ztg. 46, 656 (Max Horwitz) statt des richtigeren ihrer Zeit, s. Hauptschwier. S. 252a und das dort Angeführte, s. auch Zeitschr. S. 34 Nr. 12.

13. Steuerzäh.

„Ich habe hier [in Westpreußen] die Beobachtung gemacht, daſs der Bauer sich immer geduldig und steuerzäh gezeigt hat, so viel ihm auch aufgepackt wurde, während der Großgrundbesitzer im Allgemeinen raisonniert und sich vor der Steuer drückte, wo er nur konnte." v. Wussow-Peterwitz (s. Nat.-Ztg. 46, 656). Der Gegenüberstellung nach soll hier der Bauer als ein die Steuerbürde geduldig Tragender und zu ihrer Zahlung dauernd Bereitwilliger dargestellt werden. Ob sich das in Westpreußen thatsächlich so verhält, entzieht sich meinem Urtheil; aber jedenfalls ist, wenn ich den Sinn richtig aufgefaſst habe, der hervorgehobene Ausdruck für das Auszudrückende dann nicht richtig gewählt, vgl. mein Wörterb. III S. 1692c, wo unter zäh in Nr. 1d gesagt ist: „sich nicht leicht vom Gelde trennend, zu Ausgaben entschließend ꝛc. Im Geben und Leihen sehr zähe. Bacher Brautsch. 66; Holtei Obern. Bote 1, 98. Der Bauer ist überhaupt etwas zäh im Geben, am zähesten aber, wo es sich um bar Geld handelt. Prutz Ob. 1, 35. Nicht ‚zeh' oder ungastfrei. Weidner Apophth. 165. Er ist der zäheste Filz (s. d.) Wieland 21, 44 ꝛc."

14. Gegenüber.

„Diese meine Äußerung gegenüber des Herrn Cahn sollte nur das Wohlwollen beweisen ꝛc." Nat.-Ztg. 46, 656 (Freiherr von Stein

aus Meiningen) statt des sprachüblichen gegenüber dem Herrn, s. Hauptschwier. S. 163b und mit ausführlichen Belegen mein Wörterb. III S. 1408a über die Fügung von gegenüber.

15. Apposition.

„Er führt uns nach Finnland, ein [statt: einem] Land, welches 2c." Nat.-Ztg. 46, 662.

16. Zusammenstoß von Präpositionen.

„Mit auf das Herz gepressten Händen schloss Lilly die Augen" Nat.-Ztg. 46, 665 (Gg. Hartwig), besser: Die Hände aufs Herz gepresst, schloss 2c. Dadurch wäre nicht bloß der harte Zusammenstoß der Verhältniswörter vermieden, sondern auch der Bemerkung eines Spötters, wie es Lilly wohl angefangen haben möge, mit den Händen, die sie nicht auf die Augen, sondern aufs Herz gepresst, die Augen zu schließen — dieser Bemerkung wäre damit die Spitze abgebrochen.

17. Zusammengesetzte Hauptwörter.

„Was ist aus diesem Flachsbau geworden? Er ist fast ganz verschwunden, weil er vom Auslande so billig hereinkommt, dass wir nicht damit konkurriern können." Nat.-Ztg. 46, 673. Das erste er wird man nur auf das vorangehende Flachsbau beziehen können, während das zweite sinngemäß nur auf das Bestimmungswort des zusammengesetzten Hauptwortes (Flachs) gehen kann, s. über diesen Fehler meine Hauptschwier. S. 347 Nr. 2.

18. Zwei Mittelwörter der Gegenwart in einem Satze.

„Die an und für sich richtige und empfehlenswerthe Verkürzung eines Adverbialsatzes durch ein Particip Präsentis wird tadelhaft, wenn bereits ein solches (einen Adverbialsatz vertretendes) Particip innerhalb des zu verkürzenden Satzes oder auch im Hauptsatz steht 2c." So heißt es in meinen Hauptschwier. S. 9b in Nr. 8. Man vergleiche die dort gegebene weitere Ausführung und beurtheile danach die beiden folgenden Sätze, die sich in der Nat.-Ztg. (46, Nr. 674) in einem Abschnitt des Romans von Georg Hartwig „Das Glückskind" finden.

„[So] sagte er, ihr nickend in das Auge sehend," wofür es besser etwa heißen würde: „indem er ihr nickend in das Auge sah" — und weiterhin: „[So] rief Karla, ihn dankend im Vestibül umarmend" statt: „indem sie ihn dankend . . . umarmte" oder: „und umarmte ihn dankend im Vestibül," — vgl. auch: „Sagte er lächelnd abweisend" Herm. Kienzel (Gegenw. 44, 150b) statt: mit abweisendem Lächeln 2c.

19. Der oder die Eisack.

„Das Bozenland, durchflossen von den rauschenden schäumenden Wassern der Eisack und der Etsch ꝛc.“ Nat.-Ztg. 46, 674 (E. v. Wald-Zedtwitz) und so weiterhin mehrfach, z. B. Das Thal der Eisack, die so klein erscheint ꝛc., statt des in Tirol allgemein üblichen Flussnamens in männlichem Geschlecht: der Eisack, Genit.: des Eisacks (s. z. B. in Rosegger's Roman: Der Mahrwirth). Bei dem hier von dem Schriftsteller gebrauchten und im Munde von Nichttirolern hin und wieder gehörten weiblichen Geschlecht liegt wohl der Gedanke an „die Ach“ zur Bezeichnung fließender Wasser zu Grunde, s. mein Wörterb. 1 S. 7b und, worauf dort hingewiesen ist, Schmeller Bair. Wörterb. I, 16 ff. über die Endung -ach als sächlich in Ortsnamen zur Bezeichnung von Gehölzen und als weiblich in Flussnamen.

20. Was.

„Es ist unglaublich, was Herr Mayer seinen Gästen für geringes Geld auftischt, aber beinahe noch unglaublicher, was sie vertilgen.“ Nat.-Ztg. 46, 674 (E. v. Wald-Zedtwitz). Hier stände für das hervorgehobene was wohl besser: „wie viel“ ꝛc., weil man beim ersten Hören oder Lesen auf den Gedanken kommen kann, das was mit dem nachfolgenden für zu zu verbinden (was für geringes Geld); der Gleichförmigkeit halber wäre dann auch das zweite was in wie viel umzuwandeln.

21. Apposition; wenigstens.

„Mir als Norddeutscher [statt: als Norddeutschem] kommt es ganz eigenthümlich vor, dass er [der Oberst] alle Officiere mit ‚Du‘ anredet und von den älteren wenigstens nie so genannt wird.“ Nat.-Ztg. 46, 674 (E. v. WaldZedtwitz), vgl.: und selbst (oder: sogar) nie [oder: und nicht einmal] von den älteren so genannt wird.

22. Vergaffen tr.

„Der vermeinte süße Klang der ausländischen Wörter soll Keinen unter uns vergaffen.“ Cölestin Christian Flottwell (im J. 1741, s. Nat.-Ztg. 46, 674), ungewöhnlich als zielendes Zeitwort, etwa in dem Sinne: bewirken, dass Jemand sich vergaffe.

23. Bis.

„Bis heute unvergessen geblieben, — bis heute, seinem dreihundertjährigen Todestage.“ Daheim 30, 283a, s. Zeitschr. II S. 407/8; III S. 412 ff. Nr. 7.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Max Bäckler. Bericht über die Thätigkeit des Verbandes Stolze'scher Stenographen. (Okt. 1891 — August 1895.) Berlin 1895. H. Schumann Gartenstr. 72. (48 S.)

Heinr. Düntzer. Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal. Dresden 1895. Dresdener Verlagsanstalt (B. W. Esche) 126. Pr. 2 M.

F. W. Eitzen. Handelsdepeschen und Depeschenschlüssel. Hamburg. Eitzen u. Co. 1895. 16 S.

Freytag's Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Schulunterricht. Leipzig. G. Freytag, gebunden.

Der Göttinger Dichterbund, herausgegeben von Rud. Windel 126 S. Pr. 60 Pf.

Dichter der Freiheitskriege, herausgegeben von Rud. Windel 128 S. Pr. 60 Pf.

Schiller, Kabale und Liebe, herausgegeben von Karl Hachez 148 S. Pr. 80 Pf.

Homer's Odyssee. Mit einem Titelbild, herausgegeben von Dr. Bruno Stehle 152 S. Pr. 80 Pf.

Goethe, Iphigenie auf Tauris, herausgegeben von Karl Janker 96 S. Pr. 60 Pf.

Germania Texts edited by A. W. Spanhoofd (s. Zeitschrift S. 198) Nr. 2 Goethe und Schiller.

Nr. 3 Cholerius Klopstock's Bedeutung für sein Zeitalter.

Sammlung **Göschen**, jede Nummer in eleganten Leinwandband. 80 Pf. (bis jetzt 45 Nrn.) G. J. Göschen'sche Verlagshandlung Stuttgart.

Litteraturwerke „Minerva". Illustrierte Volks-Ausgabe von Meisterwerken aus den Litteraturschätzen aller Nationen. Chamisso's Gedichte. Mit einer Einleitung von Friedrich Düsel und Illustrationen. 32 S. 4°. 20 Pf. B. Meske Berlin (Corneliusstr. 5).

Fr. Pfaff. Alemannia. XXIII. Jahrg. 2. Heft S. 98—192. Bonn, P. Hanstein 1895.

Dr. **Alfr. Puls,** Oberlehrer am Königlichen Christianeum zu Altona. Lesebuch für die höheren Schulen Deutschland's.

1. Theil. Lesebuch für Sexta. XII und 188 S. 1 M. 80 Pf.

2. Theil. Lesebuch für Quinta XII und 236 S. 2 M.

3. Theil. Gedichtsammlung für Quarta bis Untersekunda. gymn. oder Prima real. XL und 432 S. 3 M.

4. Theil. Prosaisches Lesebuch (I) für Quarta und Untertertia gymn. oder Tertia real. XII und 218 S. 1 M. 80 Pf. [sämmtlich in dauerhaftem Bande]. Gotha, Verlag von E. F. Thienemann.

Aussteht noch der 5. Theil (Prosa) etwa 12 Bogen Pr. etwa 1 M. 80 Pf. und Anhang zu Theil 1—5 Abriss der engern Heimathskunde, etwa 4 Bogen. Aus der Anzeige der Verlagsbuchhandlung und des Verfassers mögen hier noch die Schlussnummern folgen:

9. Die befolgte Rechtschreibung richtet sich genau nach den „Regeln und Wörterzeichnis für die deutsche Rechtschreibung". Wo diese keine Änderung der alten Schreibung verlangen, ist Verfasser beim alten geblieben, damit die an sich

bestehende Kluft zwischen Schule und Leben nicht noch künstlich erweitert werde.

10. Die Bestimmungen der neuen Lehrpläne von 1892 sind Betreffs der Stoffverteilung auf die einzelnen Klassen genau befolgt worden.

11. Papier, Druck und Ausstattung werden hoffentlich auch den höchsten Anforderungen der Schulgesundheitslehre entsprechen.

12. Ein ausführliches Verzeichnis der besten — zu den gebotenen Lesestücken aller Theile — vorhandenen Anschauungsmittel wird die Verlagshandlung nach Erscheinen sämtlicher Theile den Herren Lehrern unentgeltlich und franko zur Verfügung stellen.

13. Verleger und Verfasser verpflichten sich, etwaige neue Auflagen nach Form und Inhalt so zu gestalten, dass die alte Auflage neben der neuen gebraucht werden kann.

14. Für sämtliche Teile des Lesebuchs wird ein Kommentar erscheinen, der alle zur Behandlung der gegebenen Lesestücke und Gedichte notwendigen Erklärungen und Daten zusammenstellt.

Ferd. Schrey. Kurzer Lehrgang der vereinfachten deutschen Stenographie. 66—71. Tausend. 24 S. In Kommission bei K. F. Köhler. Leipzig.

In Vorbereitung begriffene Werke.

Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung mit 48 autotypischen Bildnissen im Text. 300jährige Offenbarungen des stammheitlichen Volks- und Sprachgeistes der Schwaben, kultur-geschichtlich beleuchtet von August Holder. (Umfang etwa 350 Seiten) gr. 8°. — Preis 4 Mark. Max Kullmann in Heilbronn. Ausführliche Prospekte auf Verlangen frei. Bestellungen erbeten.

— — —

Sechzehn deutsche Volksreden. Aus dem ersten Vierteljahrhundert des neuen Reiches von Friedrich Latendorf. Beigegeben ist das von dem Grafen Moritz Diedrich Rein verfasste Rollenverzeichnis der Braut Theodor Körner's von 1805 bis 1817. Stiller'sche Hofbuchhandlung in Schwerin (Meklenburg). Preis nicht über 3 Mk.

Vorrede.

„Seit den 70er Jahren bis in die unmittelbare Gegenwart hinein ist mir ein Glück zu Theil geworden, wie es wohl nur wenigen Zeitgenossen beschieden war. Berufen und getragen von dem Vertrauen meiner Mitbürger habe ich an die zwanzig Mal und darüber bei öffentlichen Festen und Feiern, die das gemeinsame Vaterland oder die engere Heimat beging, als Dolmetsch der inneren Empfindung unserer Landsleute wirken dürfen. Die Zustimmung, die meine Worte regelmäßig bei den Hörern und bei gelegentlicher Wiederholung in den Tagesblättern auch bei den Lesern fanden, giebt mir die Bürgschaft, dass der äußeren Berufung an meinem Theile ein innerer Beruf entsprochen hat. Ich darf wenigstens in voller Wahrheit versichern, dass ich nie ohne Zagen, aber auch zugleich stets mit Lust und Freude an meine Aufgabe herangetreten bin, und sie mit dem vollen persönlichen Einsatz meines Wollens und Könnens zu lösen gesucht habe.

Was aber das mir so oft übertragene Amt des öffentlichen Redners für mein Leben bedeutet, würde eine zusammenfassende Veröffentlichung nicht rechtfertigen, wenn ich nicht zugleich in dieser Vereinigung ein geschichtliches Zeugnis für das öffentliche Bewusstsein unseres Vaterlandes im ausgehenden 19. Jahrhundert zu bieten hätte; ich halte mich, schon durch den Erfolg des Tages, berechtigt, diesen Reden eine Art kulturgeschichtlicher Bedeutung beizulegen, über deren größeres oder geringeres Maß zu urtheilen mir nicht zusteht. Meine Arbeit gilt der Neige des Jahrhunderts, dem neuerstandenen, geeinten und gereiften Vaterlande; die beigegebene, nicht von mir herrührende Übersicht über die Leistungen einer einst hoch gefeierten Künstlerin ist für das deutsche Kulturleben am Anfange unseres Jahrhunderts, wo des Vaterlandes Macht gebrochen am Boden lag, von hervorragender Bedeutung; der Schluss meiner Reden steht damit zugleich in unmittelbarer Verbindung.

Die Güte des Herrn Präsidenten der K. K. Akademie der Wissenschaften zu Wien, des Ritters Alfred v. Arneth, hat mir vor Jahren das überaus werthvolle Dokument zum Geschenk gemacht.

Schönberg im Fürstenthum Ratzeburg, am Tage nach der Sedanfeier 1895."

Inhaltsverzeichnis.

Reden zur goldenen Hochzeit Sr. Maj. Kaiser Wilhelms des Großen und Sr Königl. Hoheit des Großherzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Strelitz; zum Geburtstage Sr. Maj. Kaiser Wilhelms des Großen und Sr. Maj. Kaiser Wilhelms II., zum neunzigsten Geburtstage des Grafen Moltke, zum achtzigsten Geburtstage des Fürsten Bismarck; zur Sedanfeier 1877, 1887, 1888, 1893 und 1895; zum Delegiertentage der mecklenburgischen Kriegervereine 1895; zur Körnerfeier in Rosenberg 1887, 1888, 1891, und an demselben Tage (23. September 1891) in Schwerin.

Subskribentensammlung von der Stiller'schen Hofbuchhandlung in Schwerin (Meklenbg.) erbeten.

Briefkasten.

Herrn **Wilh. K . . . r** in Berlin: Ihre Fragen finden Sie eingehend beantwortet in meinen Hauptschwier. unter dem Titelkopf: „Deklination der Eigenschaftswörter" S. 92—103, besonders in Nr. 10, worauf ich Sie — mit Rücksicht auf den beschränkten Raum des Briefkastens — verweisen muss; doch wird es Ihnen für den besondern Fall vielleicht genügen, wenn ich Ihnen aus dem Feuilleton der Nat.-Ztg. vom 20. Oktober (Morgenausgabe) einen Satz von Eugen Zabel hersetze und daran eine kurze Bemerkung anreihe. Der Satz lautet:

[Der Herzog von Meiningen] beschloss, ihm [seinem Theater] in Paul Lindau wieder eine Persönlichkeit von reg**em** litterarisch**en** Schaffen, groß**er** dramatisch**er** Erfahrung und persönlicher Beliebtheit zuzuführen."

Hier würde es, der Gleichmäßigkeit entsprechend, lauten müssen: „von reg**em** litterarisch**em** Schaffen" [beide Eigenschaftswörter ohne Artikel im sächlichen Dativ in starker Form], wie es gleich darauf im weiblichen Geschlecht heißt: „von groß**er** dramatisch**er** Erfahrung", nicht: „von groß**er** dramatisch**en** Erfahrung" [das erste Eigenschaftswort in starker, das zweite in schwacher Form].

Die weitern Schlüsse hieraus werden Sie leicht selbst ziehen, à bon entendeur demi-mot.

Fräulein **Josephine Br . . . r** in Wien: Sie unterzeichnen Sich als „Typewriterin" und wünschen für diese englische Bezeichnung, mit der Sie selbst unzufrieden sind, eine „gute Verdeutschung". Vielleicht weiß aus dem Kreise der Leser einer oder der andere einen befriedigenden Vorschlag zu machen; denn zu einer „guten Verdeutschung" gehört die Anerkennung und Bestätigung des Vorschlages durch die allgemeine Stimme (s. Zeitschr. S. 139). Da für das Werkzeug der Typewriter die Bezeichnung „Schreibmaschine" bereits allgemein üblich ist, so könnte man vielleicht als Ersatz für die englische Bezeichnung „Maschinenschreiber(in)" in Vorschlag bringen, aber hier ist nur die zweite Hälfte deutsch, die erste aber kann höchstens nur als ein im Deutschen eingebürgertes Lehnwort bezeichnet werden und Ähnliches gilt von dem sich weiter als Ersatz darbietenden Typenschreiber(in). Sollten diese Halbverdeutschungen keine allgemeine Billigung und Anerkennung finden, so wüsste ich nur zwei weitere Vorschläge zu machen: Druck(schrift)schreiber, worin vielleicht die eingeklammerte Silbe wegbleiben könnte, — oder: Schreibsetzer, denen sich die Fortbildungen auf -in ohne Weiteres anschließen würden; aber ich brauche wohl nicht zu wiederholen, dass ich diese Neubildungen nur als Vorschläge, nicht als Verdeutschungen gebe. Andere und bessere Vorschläge werden hier in der Zeitschrift sehr willkommen sein.

Herrn **L. Hörke** in Berlin: Sie theilen mir das nachstehende der „Vossischen Zeitung“ entnommene Telegramm mit:

„Beim Stapellauf des neu erbauten Lloyddampfers „Habsburg“ wünschte die Erzherzogin M. Th.: dass das auf heimathlichen Werften erbaute Schiff zur Ehre seines glänzenden Namens und zum Wohle des heimatlichen Handels glücklich entfernte Meere durchfahren möge.“

Ich stimme Ihnen vollständig darin bei, dass in richtigerer und unzweideutiger Stellung das Adverb glücklich unmittelbar vor „durchfahren“ hätte gesetzt werden sollen. Über „kramen“ und „murksen“ bitte ich in meinem großen Wörterb. I S. 1011 c/2 a und II S. 349 c/50 a nachzuschlagen. Ich entsinne mich nicht, in der Zeitschrift darüber Besonderes gesagt zu haben. Besten Gruß.

Herrn **Dr. Franz Hülskamp** in Münster: In Bezug auf Ihre Anfrage im Briefkasten des Septemberheftes S. 239 schreibt Herr Oberlehrer Dr. Fr. Latendorf in Schönberg in Meklenburg:

„Auch mich hat das bei uns Norddeutschen seltene Wort Sparte im Sinne von Beruf, Studienfach, Lieblingsneigung schon vor 40 Jahren angelegentlich beschäftigt. Ich glaube es in der That zuerst als junger Lehrer in meiner Vaterstadt Neustrelitz bei einem bairischen Schriftsteller, in den vortrefflichen Reden und Abhandlungen des Erlanger Philologen Ludwig Döderlein gelesen zu haben; dort findet sich meines Erinnerns die Verbindung Sparten über Erudition. Eine ausreichende Erklärung, meine ich, bietet das griechische Sprichwort: *Σπάρταν ἔλαχες, ταύταν κόσμει*, das Erasmus in seiner großen und schönen Sammlung Adagiorum Chiliades lateinisch mit Spartam nactus es, hanc orna übersetzt hat“ u. s. w.

Herrn **A. Koßhardt**, Regierungsbaumeister in Berlin: Meine briefliche Antwort werden Sie erhalten haben.

Herrn **Herm. Krüger**, Amtsrichter in Charlottenburg: Mit Rücksicht auf Ihren Brief und meine Antwort (s. S. 233—234) erlaube ich mir, noch folgende zwei Belege für die beiden entgegengesetzten Bedeutungen des Zeitworts erübrigen herzusetzen:

1. „Es erübrigt mir nur die Identität dieses Wesens festzustellen“ Paul Lindau (Engelhorn's Allgemeine Roman-Bibliothek X, 12, 38) = es bleibt mir nur noch, ich brauche nur noch, habe nur nöthig 2c.

2. „Nunmehr erübrigt sich die Ausführung, da Sie kaum in besserer Weise gegeben werden kann, als von Ihrer Seite geschehen.“ Prof. Jul. Pierstorff in Jena (Gegenw. 48, 79 a) = sie stellt sich als überflüssig, als unnöthig heraus.

Herrn **J. Lusatz**, stud. phil. in Leipzig: Den mir von Ihnen eingesandten Versen räume ich gern hier ein Plätzchen ein:

An den Verfasser von „Allerhand Sprachdummheiten“.

Auf den himmlischen Höh'n liest Knigge die kleine Grammatik,
„Wilmsen,“ so rufet er aus, „unser Bemühen war umsonst“.
Wilmsen nun blickt in das Buch: „Pfui! welch ein garstiger Titel!
Schreibt man jetzt so an das Volk? Dummheit war unsrer Zeit: Tusch!“

Herrn **Joh. M . . .** in Hildesheim: Ich danke verbindlich für die Freundlichkeit, mit Der Sie mir aus dem 2. Beiblatt zur Morgen-Ausgabe der National-Ztg. vom 16. Okt. den Satz einsenden:

„In dieser Nothlage hat man sich mit einem aus starken Hölzern gezimmerten, mit Eisen abgebundenen und innen vielfach abgesteiften Senkkasten zu helfen gewusst, der unten offen einen Rahmen trägt, welcher genau der Bodengestalt des Flussgrundes angepasst ist.“

Sie bezeichnen diesen Satz als einen Beleg zu Dem, was ich in meinen Hauptschwierigkeiten unter dem Titelkopf: „Abhängigkeitsverhältnisse des 2. Grades“ in Nr. 6 gesagt habe: „Bei Relativsätzen bietet der Wechsel der bezüglichen Fürwörter (welcher, der) ein Mittel, die Verschiedenheit zwischen neben- und untergeordneten Sätzen hervorzuheben ꝛc.“ Ich stimme Ihnen vollkommen darin bei, dass hier ein der an Stelle des zweiten bezüglichen Fürwortes (welcher) keine Verbesserung, sondern eine Verschlechterung des Satzbaues sein würde, vgl. Sie auch meine Hauptschwier. S. 76a unter dem Titelkopf: „Bezügliche Fürwörter“ Nr. 6. Der Relativsatz des 2. Grades hätte freilich auch z. B. durch die Umwandlung in ein Particip beseitigt werden können: „einen . . . Senkkasten . . ., der (oder: welcher), unten offen, einen genau der Bodengestalt des Flussgrundes angepassten Rahmen trägt.“

Herrn **L. Ott** in Wien: Für die mir gütigst in reicher Fülle zugesandten werthvollen neuen Beiträge herzlichsten Dank! Alles Gute! Auch durch Ihre Drahtbotschaft haben Sie mich sehr erfreut.

Herrn **Arnim Z . . .** in Stettin: Sie theilen mit, dass in dem Leitaufsatz der National-Ztg. vom 10. Oktober (Morgenausgabe) in der zweiten Spalte sich die Stelle findet:

Eine ganz eigenartige Gefahr, welche den westindischen Inseln droht, die „Verengerung“ —

und fragen, was das nicht bloß von Ihnen, sondern schon in der Nat.-Ztg. in Anführungszeichen eingeschlossene Schlusswort bedeute. — Auch mir war das Wort aufgefallen, aber doch nur als ein ergötzlicher Druckfehler, den Sie um so leichter hätten entdecken können, als auf der folgenden Spalte richtig gedruckt steht:

Mit der vorher erwähnten Gefahr der Vernegerung.

Allen Denen, die zu meinem Geburtstage mich durch Aufmerksamkeiten erfreut haben, sage ich hierdurch meinen verbindlichsten Dank mit dem Wunsche:

Alles Gute!

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Ungrammatische Schönheiten der Sprache.

Von Dr. Herman Schrader.*

Quod licet Jovi, non licet bovi. — Es scheint ein festes Gesetz der deutschen Sprache zu sein: wenn man ein und dasselbe Eigenschaftswort zu zwei Hauptwörtern verschiedenen Geschlechts hinzufügt, so muss das Eigenschaftswort mit zwei geschlechtlichen Formen wiederholt werden. Ich darf nicht sagen: ein edler Mann und Frau, sondern muss sagen: ein edler Mann und eine edle Frau. Wenn aber das Eigenschaftswort eine Form hat, die auf beide Geschlechter passt, so setzen wir es nur ein Mal: viel Gewinn und Ehre, dagegen: viele Ehre und viel Gewinn. In der Mehrheit jedoch, wo die Geschlechter nur eine Form haben, genügt einmalige Nennung: alle edlen Männer und Frauen; aber in der Einheit: jeder Mann und jede Frau. Anders verhält es sich mit folgendem Satze: Was war das Ergebnis seines mühevollen Strebens? Großer Reichthum und Schande! — Hier soll das Eigenschaftswort gar nicht auf Schande bezogen werden; denn hier sagt das Wort Schande schon genug und bedarf der Verstärkung groß gar nicht. Auch in der Wendung: große Ehre und Ruhm denken wir zu Ruhm nicht das Wort groß hinzu.

Das etwa mögen die Gesetze sein, die Sprachgebrauch und Sprachgefühl sich selbst gegeben hat. Was aber — um nur zwei Männer zu nennen — sagt Luther, der große Sprachschöpfer, und der große Sprachmeister Goethe dazu? Luther sagt im Morgengebete: Ich danke dir, mein

---

* Ich kann, in der Freude meines Herzens, mich nicht enthalten, aus dem Begleitbriefe meines hochverehrten Freundes hier den Anfang herzusetzen:

„Nur ein Bröselein! — Wenn Sie es nicht brauchen können, werfen Sie es in den Papierkorb oder — damit es doch irgend einen Nutzen bringt — in den Ofen. Es ist das erste Stücklein, das ich nach monatelangem Nichtsthun niedergeschrieben habe!“

Mein hochverehrter wackrer Freund und treuer Mitarbeiter, der am 13. August des Jahres 1895 achtzig Jahre alt geworden, hatte nämlich auf das strenge Gebot des Arztes allen ihm so lieben Arbeiten entsagen müssen.

Alle Leser meiner Zeitschrift werden — davon bin ich innig überzeugt — sich mit mir freuen, dass Arbeits-Lust und -Kraft sich in dem jugendlichen Greise mächtig aufs Neue regen, und sie werden es mir danken, dass ich den anregenden Aufsatz, auf den ich vielleicht in einem spätern Heft zurückkommen werde, nicht dem verzehrenden Feuer geopfert, sondern ihnen hiermit vorlege, und sie werden sich meinem kurzen, aber Alles in sich schließenden Wunsche für Herman Schrader anschließen:

Alles Gute!

Der Herausgeber.

lieber himmlischer Vater, dass du mich diese Nacht vor allem Schaden und Gefahr behütet hast. Ich bin gewiss, dass Luther meint: vor allem Schaden und vor aller Gefahr; denn es wäre doch abgeschmackt, anzunehmen, Luther hätte geredet: vor allem Schaden und vor der einen und anderen, vor mancher Gefahr. Das wäre unwürdig und unwahr; der grammatisch ganz korrekte Ausdruck würde für ein kurzes kräftiges Gebet abschwächend wirken. — In demselben Gebet sagt Luther: Ich befehle mich, mein Leib und Seele und Alles in deine Hände. Wie viel schöner ist dies jetzt nicht mehr gebräuchliche kurze „mein“, als wenn es hieße: meinen Leib und meine Seele. —

Und nun gar das goethische Herrliche: Der du von dem Himmel bist, alles Leid und Schmerzen stillest. Sollen wir etwa nach Schulmeister-Manier verbessern: alles Leid und alle Schmerzen? Oder sollen wir nach Philologen-Art sagen, „Schmerzen“ ohne Artikel bedeute soviel als: allerhand, einige, möglicher Weise vorkommende Schmerzen? Nein, wer noch ein Gefühl für Poesie hat, fühlt es, dass der Dichter das Wort alles auch zu „Schmerzen“ hinzudenkt trotz des Naserümpfens eines Grammatikers. — In eben demselben Gedichte heißt es: Was soll all der Schmerz und Lust? Auch hier wohl würde der Grammatiker verlangen: und all die Lust; denn so meint es ohne Zweifel der Dichter. Aber wie jämmerlich würde diese grammatische Richtigkeit das wunderbare Gedicht verballhornt haben! Ja, ein Dichter von Gottesgnaden kümmert sich nicht um die Schulweisheit der Gelehrten. Er folgt einer höheren Weisheit. Als Rieß dem Beethoven mittheilte, er habe im ersten Satze der C-moll-Symphonie „verbotene Quinten“ gefunden, weigerte sich der Tondichter, die Stelle zu ändern; denn er hatte absichtlich durch sie ein schrilles Weh ausdrücken wollen.

Wir finden in Goethe öfter solche Abweichungen vom Herkömmlichen. So im Divan (7, 2):

Um ein Fläschchen (Rosenöl) zu besitzen, das den Ruch auf ewig hält,
schlank wie deine Fingerspitzen, da bedarf es einer Welt.

Das Wort Ruch (statt Geruch) war schon zu Goethe's Zeit veraltet, (nur Rückert gebraucht es noch). Wir bedauern das; denn zumal für gehobene Sprache eignet es sich vortrefflich. —

Goethe („Sprichwörtlich“) sagt:

Ich Egoïst? — Wenn ich's nicht besser wüsste!
Der Neid, das ist der Egoïste;
und, was ich auch für Wege geloffen,
auf dem Neidpfad habt ihr mich nie betroffen.

Wir heutzutage meinen leicht, der Dichter habe aus Verlegenheit um des Reims willen die Form geloffen gebildet. Dem ist nicht so;

denn diese Form war bis in das jetzige Jahrhundert hinein gebräuchlich, und wir bedauern, dass sie geschwunden ist. — Welche Schönheit, welcher Wohlklang, welche Musik liegt in solchen Abwandlungen wie: brechen, du brichst, ich brach, ich bräche, brich, gebrochen! — Goethe sagt noch „billt" („ein Bläffer"):

> Wir reiten in die Kreuz und Quer nach Freuden und Geschäften,
> doch immer klafft es hinterher und billt aus allen Kräften.

Jetzt dürfte man schwerlich noch wagen, billt oder boll zu sagen. — Ganz absonderliche Wortbildungen bringt Goethe in dem Gedicht „der untreue Knabe".

> Er hat ein armes Mädel jung gar oft in Arm genommen,
> und liebgekost und liebgeherzt, als Bräutigam herumgescherzt,
> und endlich sie verlassen.

Um die Leichtfertigkeit des Burschen zu schildern, hat Goethe hier sehr glücklich die Form geliebkost in liebgekost umgewandelt und ganz neu das Wort und die Form gebildet: liebgeherzt, gleichsam aus der Wendung: du bist mein liebes Herz. Man fühlt die Anmuth, die in beiden Worten liegt. — Nach dem Beigebrachten möcht' ich es immer für räthlich halten, wenn man sprachliche Absonderlichkeiten bei Goethe trifft, sie nicht gleich absprechend oder tadelnd zu beurtheilen, sondern sie erst bescheiden und liebevoll zu prüfen. — Dann wird wahrscheinlich am letzten Ende Goethe Recht behalten. — Sprachliche Neubildungen im zweiten Faust müssen in der Regel aus anderen Gesichtspunkten betrachtet werden. Drum berühren wir diese hier nicht. —

Rechtschreibung und Stil.*

Die kurze Amtsführung des Herrn von Puttkamer als Kultus- und Unterrichtsminister, bevor er das Ministerium des Innern übernahm, hat uns bekanntlich die Schulorthographie von 1880 hinterlassen, eine der ärgsten Vergewaltigungen des Volksgeistes, welche die Bureaukratie jemals

* Es war meine Absicht, im Anschluss an Das, was ich im 9. Heft der Zeitschrift bei der Besprechung des Saalfeld'schen Katechismus der deutschen Rechtschreibung gesagt (S. 332—342, s. namentlich die Fußanmerkung auf S. 336) in dem nächst folgenden Hefte einen Aufsatz, den ich im Mai 1884 im 48sten Bande Nr. 284 der von Friedr. Spielhagen herausgegebenen Westermann'schen illustrierten deutschen Monatshefte veröffentlicht habe, wiederum zum Abdruck zu bringen.

Als ich dann aber in der Abendausgabe der National-Ztg. vom 22. November (48. Jahrg. Nr. 661) den obigen kurzen Leitaufsatz eines mir unbekannten Verfassers las, entschloss ich mich sofort, zunächst diesen Aufsatz (der mir dann auch später von

genug hat. Mehr zu den Ergebnissen der für die Rechtschreibung auf- gestellten Regeln bekannt sind: aber diese kann man eben je verschiedener Meinung sein, wie über die Ergebnisse der bis dahin überwiegend ge- bräuchlichen und der verschiedenen, schon damals neben diesen vorkommenden Schreibweisen: das Bedenkliche war, daß überhaupt ein Minister es unter- nahm, vermittelst der Schule dem ganzen Volke eine neue Rechtschreibung aufzuzwingen. Die sofort lebhaft von den verschiedensten Seiten her be- kundete Entrüstung theilte auch Fürst Bismarck: er verbot den Gebrauch der Puttkamer'schen Orthographie im amtlichen Verkehr, aber leider ließ er sich durch politische oder persönliche Rücksichten von der Forderung der Zurücknahme der Verordnung des Herrn von Puttkamer, die wohl den Rücktritt dieses Ministers veranlasst hätte, abhalten. Seitdem haben wir neben den verschiedenen, bis dahin gebräuchlichen Orthographien noch eine mehr; die Verwirrung ist noch größer geworden, und in jeder Familie bricht von Zeit zu Zeit der Ärger darüber aus, dass kein Vater, der an die alte Schreibart gewöhnt ist, seinem Jungen mit Sicherheit eine ortho- graphische Frage beantworten kann.

Jetzt versendet Herr Professor Gemß eine (im Verlag der Weid- mann'schen Buchhandlung erschienene) kleine Schrift, welche eine Übersicht des Erfolges der Puttkamer'schen Anordnung geben will. Sie ist bestrebt, denselben möglichst umfassend darzustellen; sie zählt zu diesem Zwecke eine große Anzahl periodischer Schriften und Verlagsfirmen auf, welche die neue Orthographie angenommen haben. Aber Herr Gemß muſs mit Be- dauern u. A. feststellen, dass die politische Presse sie überwiegend ablehnt; auch die „National-Ztg." führt er, mit Recht, unter den Blättern auf, welche sich so verhalten. Aber der Erklärung, welche er dafür giebt, müssen wir, wenigstens für uns, widersprechen. Es soll nach Herrn Gemß meist aus keinem anderen Grunde der Fall sein, als weil die Behörden die neue Orthographie nicht angenommen haben. Nein, wir unserntheils lehnen sie ab, weil sie ein willkürliches Machwerk ist, und weil wir nicht für aus- geschlossen halten, dass sie sogar als Schulorthographie wieder verschwindet. Freilich hat man auch bei den Zeitungen inzwischen durch sie unablässigen Ärger; der Eintritt eines neuen Korrektors beispielsweise kann für einige Zeit die Orthographie des Blattes in Unordnung bringen.

verschiedenen Seiten zugesandt worden ist) in meiner Zeitschrift zu veröffentlichen und dagegen den meinigen für ein späteres Heft zurückzulegen.

Der ungenannte und mir unbekannte Verfasser wolle für sein treffendes Wort zur rechten Zeit meinen herzlichen Dank annehmen, in den meiner Überzeugung nach alle meine Leser von Herzen einstimmen werden.

Der Herausgeber.

Nunmehr taucht aber gar der Vorschlag auf, dem deutschen Volke auch einen ministeriell zurechtgemachten Stil zu bescheren! An unsere „Schriftleitung“ — mit diesem widersinnigen Worte übersetzen die fanatischen Sprachreiniger das Wort „Redaktion“ — ist ein Bericht über eine Sitzung des Berlin-Charlottenburger Zweiges des Allgemeinen deutschen Sprachvereins gelangt, worin es heißt:

Herr Geh. Regierungsrath Prof. Dr. Foß sprach über die Möglichkeit und Nothwendigkeit von Stilregeln, nebst Vorschlägen dazu. Nach einem Hinweise auf den vortrefflichen Vortrag des Direktors im Reichsamte des Innern Rothe über den Kanzleistil verlas er mehrere amtliche Stilblüthen und erläuterte, was daran falsch sei und wie die Fehler zu verbessern wären. Gegenüber den ausgedehnten Perioden eines Herder und Wieland, die jetzt nicht mehr nachzuahmen seien, wies er auf die kurzen Sätze bei Moltke hin und empfahl dessen Schriften als Muster eines klaren und knappen Stiles. In amtlichen Schriftstücken sollte gerade auf Durchsichtigkeit und Leichtverständlichkeit hingezielt werden. Jetzt aber seien die Amtsstuben der Behörden die Brutstätten eines schwerfälligen, unklaren Stiles. Dem müsste in den Schulen entgegengearbeitet werden. Doch gingen leider die Meinungen über Das, was mustergültig sei, aus einander. Eine annähernde Einheit in der Beurtheilung von Stilfragen könne erst erreicht werden, wenn die Unterrichtsministerien, wie sie es für die Rechtschreibung gethan hätten, nun auch Regeln für den Stil aufstellen ließen, die etwa als Anhang zu den kleinen Regelbüchern über die Rechtschreibung erscheinen könnten. Der Sprachverein würde sich ein Verdienst erwerben, wenn er durch eine Bitte bei den Unterrichtsministern der Hauptstaaten des deutschen Reiches auf die Herausgabe solcher Stilregeln hinwirkte. — Die Versammlung nahm die Anregungen des Vortragenden mit Dank entgegen, und es wurde beschlossen, beim Gesammtvorstande des Allgemeinen deutschen Sprachvereins ein solches Gesuch zu beantragen.

Die häufigen Schwerfälligkeiten des amtlichen Stils sind eine Sache für sich. Auf das entschiedenste aber muss Widerspruch dagegen erhoben werden, dass in den Schulen diejenige Selbständigkeit des Geistes, welche sich in der Selbständigkeit des Stils äußert, zuerst bei den Lehrern und durch diese bei den Schülern gebrochen werden soll. Schon die Bezugnahme des Herrn Professor Foß auf Moltke und Herder lässt erkennen, was dabei herauskommen würde. Die höchste Bewunderung für Moltke's Schreibart braucht keineswegs die Ansicht auszuschließen, dass ein wenig Herder'scher Einfluss gar nicht übel wäre, um einer in den letzten Jahren unverkennbaren Richtung auf Flachheit und Leere des Stils entgegenzuwirken.

Der Absicht aber, von der Schule aus den Stil der deutschen Sprache eben so zu reglementieren, wie die Rechtschreibung, stellen wir Lessing's Worte entgegen, die er an den Pastor Goeze schrieb, als dieser ihm den Stil verbessern wollte: „Ich ersuche Euch höflich, allen Euren Gevattern bei der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, dass . . . sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, dass ein Anderer auch so schreiben soll?"

Plural von Türkis; Binsenwahrheit.

(Aus einem Briefe von Herrn Alfred Bauer in Paris.)

1. „Die mir zugänglichen Wörterbücher geben als Form des Plurals von dem männlichen Hauptwort „Türkis" Türkisse und Türkise an. Nun aber gebraucht ein Fachmann dafür die Form Türkisen. In dem Aufsatze des Herrn Hofjuweliers Egon Friedeberg über Edelsteine und Perlen in Ihrer Zeitschr. (VIII S. 138) heißt es:

Es werden auch Türkisen gefunden, die in Amerika und besonders in Ägypten, die unter dem Namen ägyptische Türkisen zirkulieren,

und diese Form kehrt noch in zwei andern Stellen wieder. Welches ist nun die geläufigste der drei Formen?

Türkis scheint aus romanischem Gebiet nach Deutschland gekommen zu sein; hier aber sind die entsprechenden Wörter weiblich, ital. turquese, spanisch und provenzalisch turquesa, frz. turquoise = (la pierre) turquoise, also = türkischer Stein (turquois sagte man ehedem statt des heutigen adj.: turc).

Wäre es nicht möglich, dass in früherer Zeit auch im Deutschen eine weibliche Form für den Edelstein galt oder vielleicht sogar noch heute mundartlich gilt? Vielleicht weiß hier ein Leser der Zeitschrift Auskunft zu geben. Oder wäre vielleicht auch in der Einzahl schon schwache Abwandlung anzunehmen: der Türkis, des (dem, den) Türkisen?"

— — —

Zu dem Vorstehenden des Herrn Alfred Bauer möchte ich das Folgende hinzufügen, zunächst aus meinem Fremdwörterbuch II S. 579a, wo ich für die Form und Betonung des männlichen Hauptwortes angegeben habe: Türkis (daneben ◡—), Genit. des Türkis oder Türkises; Mehrz. Türkise oder Türkisse. Das Weitere über die verschiedenen Arten des Edelsteins übergehe ich. Weiter heißt es dort: „It. turchese [kese], frz. turquoise [türkoas'], vgl.: Die Augen wie blaue Turkoase [Reim:

Nase] Heine 17, 204. Die Adern von Turkosen [Reim: Rosen] Mühlpforth Hyaz. 144."

Die Form der Mehrzahl Türkisen habe ich mir aus dem Aufsatz des Herrn Hofjuweliers Egon Friedeberg in meinem Fremdwörterb. nachgetragen. Doch will ich hier noch für die Form der Mehrzahl aus Oken's Naturgesch. I S. 1187 den Satz hinzufügen:

„Die sogenannten Türkise von Simorre im südlichen Frankreich, unweit Auch, sind nichts Anderes als von Eisenkalch gefärbte Zähne dieses Thieres [einer kleinern Gattung des Ohiothiers], welche im Feuer schön blau werden."

und ferner aus des wackern Joh. Leonh. Frisch Teutsch-Lat.-Wörterb. (1741) II S. 395a:

„Türkis, weil ihn die Türken lieben. Gall. Turquoise. Ital. Turchina blau als ein Türkis, cilestro (quasi coeleste. Idem color, Himmelblau ein Turkos. Chytr. Nom. Saxon. col. 88 Jaspis aërizusa."

2. Binsenwahrheit.

„Dieses mir längst ganz geläufige Wort fehlt bis jetzt noch in allen mir bekannten Wörterbüchern. Es ist etwa gleichbedeutend mit „banausische Wahrheit", also = gemeine, platte, landläufige Wahrheit (frz. une vérité banale, une vérité qui court les rues, familiär: une verité de La Palisse). Ich suchte längst nach einer Belegstelle, als mir kürzlich ein glücklicher Zufall eine solche in die Hände spielte, Zeitschr. für französische Sprache und Litteratur, herausg. von Dr. Behrens, Bd. XV (1893) S. 57 in einer Recension von Ernst Müller's trefflicher deutscher Übersetzung des alten französischen Rolandsliedes (Hamb. 1891):

Es ist freilich eine Binsenwahrheit, dass das Original [einer Übersetzung] eine ganz eigenthümliche Wirkung hervorbringt, der keine Kunst des Übersetzers gleich kommt. (Ernst Weber.)

Eine etymologische Erklärung dieses Ausdrucks zu finden, ist mir noch nicht gelungen. An eine etymologische Umbildung von banausisch ist wohl nicht zu denken. Vielleicht erfreut uns Dr. H. Schrader mit einer seiner sinnigen Deutungen.

Nachschrift. Das Vorstehende war geschrieben, als ich das Wort in Ihrem Ergänzungswörterb. vorfand, leider aber ohne Angabe der Bedeutung. Vielleicht ist der neue Beleg willkommen, und die Zeitschrift sagt ein Wort über die Bedeutung."

— — . —

In meinem Ergänz.-Wörterb. S. 601 a habe ich das fragliche Wort unter den Zusammensetzungen von Wahrheit mit zwei Belegstellen* und

* Wozu ich noch eine dritte angemerkt habe. National-Ztg. 47. 547.

mit der (von Herrn Alfr. Bauer übersehenen) Bedeutungsangabe = ohne Knoten, Schwierigkeit" und mit dem Hinweis auf Binse aufgeführt. Unter „Binse" (S. 77a) aber steht: „s. auch Knoten 3" und unter Knoten 3 heißt es in meinem Wörterb. I S. 961c/2a: „oft zur Bezeichnung einer Schwierigkeit, in so fern man über den Knoten nicht leicht und glatt fort kann, Einen die Auflösung und Entwirrung aufhält rc." und unter den Belegen dazu die Stelle aus Wieland 24, 64:

Es gehörte wirklich eine ganz eigene Liebhaberei, „Knoten in Binsen zu suchen" dazu, die Sache so außerordentlich schwer zu finden und selbst ohne alle Noth einen Knoten nach dem andern in die Binsen zu knüpfen, bloß um das Vergnügen zu haben, sie wieder aufzulösen.

Ich darf Ihnen mit freundlichstem Gruße zum Schluss wohl den horazischen Vers zurufen:

Si quid novisti rectius istis,
Candidus imperti, si non, his utere mecum.
Alles Gute!

Das wandernde Licht.

Novelle von Ernst von Wildenbruch.

(Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek. 10. Jahrg. Bd. 3. 1893.)

Diese Novelle von E. v. Wildenbruch (vgl. Zeitschrift VII S. 14, 17, 47, 84 und 450; IX 1 ff.) beginnt mit einer Art Einleitung (S. 1—10), die aber schwerlich einen Leser befriedigen wird, weil sie — offen gesagt — mit der eigentlichen Erzählung so gut wie in gar keinem Zusammenhang steht, abgesehen davon, dass sie ganz unnöthig etwas Spukhaftes einmischt.

Diese tadelnde sachliche Bemerkung habe ich nicht unterdrücken wollen, im Übrigen aber beschränke ich mich, auch im Folgenden, „der Eigenart meiner Zeitschrift gemäß" (s. Zeitschr. VII S. 450) auf das Sprachliche.

1. „Ist Das das Schloss, das zu dem Park gehört?" S. 5. Hier hieße es — mit Vermeidung der drei so kurz auf einander folgenden das besser etwa: „Ist Das da drüben das zum Park gehörende Schloss?" oder kürzer: „Gehört das Schloss da zum Park?" oder sonst hätte wenigstens für das dritte das (als bezügliches Fürwort) welches gesetzt werden können. Wildenbruch gehört ja doch nicht zu den Eiferern, welche für die Formen des bezüglichen Fürworts nur die von der mit vollständigem Ausschluss der Formen von welcher gelten lassen, schreibt er doch z. B. noch auf derselben Seite: „Hinter einem der dunkleh Fenster, und zwar demjenigen,

welches sich an der äußersten Ecke des Hauses befand, dämmerte ein Lichtschein auf, der sich allmählich verstärkte 2c."

2. „An allen zwölf [Fenstern] wanderte das Licht entlang, bis dass es endlich in das letzte . . . Gemach gekommen zu sein schien." S. 6. Vgl. in der Zeitschr. VII S. 14—16 den Aufsatz mit der Überschrift: „Bis (Bindewort)", worin ich über die Vorliebe grade Wildenbruch's für das schleppende „bis dass" statt des kürzern „bis" unter Anführung von Belegen gesprochen habe (s. auch Nr. 41). Als Ergänzung dazu führe ich aus der vorliegenden Novelle außer der obigen die folgenden Stellen an:

„Es dauerte geraume Zeit, bis dass der Baron seine Fassung einigermaßen zurückgewonnen" S. 49. — „Einen starren, beinahe stieren Ausdruck nahmen seine Augen dabei an, bis dass er, wie plötzlich zu sich kommend, den Blick von ihr hinweg zur Seite wandte" S. 110. [Nebenbei beachte man die Steigerung von starr zu stier, s. mein Wörterbuch III S. 1180c, 1216a; Ergänz.-Wörterb. S. 508c; 524b.] — S. 125 (s. u. Nr. 34). — „Aus dem zweiten Zimmer ging es in das dritte, in das vierte und weiter, immer weiter, durch alle Zimmer hindurch, die Galerie entlang, bis dass sie endlich im Bibliotheksaale am Ende der Zimmerflucht angelangt war 2c." S. 129. — „Dann kroch er bis zu dem nächsten Stuhle, arbeitete sich mühselig an dem Stuhle auf, bis dass er auf den Füßen stand 2c." S. 130.

3. „Das Licht fuhr herauf und herab" S. 6, wofür es wohl genauer — zur Bezeichnung der entgegengesetzten Richtungen — heißen würde: „hinauf und herab", s. meine Sprachbriefe S. 115 ff. [191 § 11 ff.].

4. „Man könnte halt eben von ihm sagen: es blakt bei ihm ein wenig. — ‚Es — blakt?' fragte der Gefährte. ‚Was meinen Sie damit?' — ‚Nu, sehen Sie, das Gehirn der Menschen, damit ist's so ungefähr wie mit den Lampen. Bei den Einen brennt das ruhig und manierlich, bei den Andern flickert's und flackert's und endlich giebt's Welche, bei denen die Lampe blakt' — ‚Also irrsinnig?'" S. 8. Dieser Satz wäre zu dem in meinem Wörterb. S. 149, Ergänz.-Wörterb. S. 78c Gesagten hinzuzufügen, wie auch für die Zusammensetzungen der Satz auf S. 63: „Die Mauern ganz grau, beinahe schwärzlich, wie angeblakt vom schweren Athem der Jahrhunderte."

Über die Verbindung — mit Anfangs- und End-Allitteration oder -Stabreim —: flickern und flackern (s. Ergänz.-Wörterb. S. 203a) s. in meinem „Abriss der deutschen Verskunst" 2. Aufl. das 3. Hauptstück: vom Gleichklang, S. 60 ff. § 63—119, besonders § 119 (S. 68).

5. „In den Breslauer Gesellschaftskreisen war vor einiger Zeit eine Persönlichkeit aufgetreten, deren Erscheinen in den Familienkreisen, denen sie Besuch machte, jedesmal eine gewisse Aufregung, eine Mischung von geschmeicheltem Stolz und von beklommener Sorge hervorrief.“ S. 10, üblicher und richtiger mit hinzugefügtem unbestimmtem Geschlechtswort: „denen sie einen Besuch machte (abstattete)“, vgl. — ohne Geschlechtswort — in der Mehrzahl: „denen sie Besuche machte“, s. Wörterb. III S. 1264c.

6. „Sie nahm nicht Theil am Tanze, weil sie nicht aufgefordert worden, ein Mauerblümchen [s. Ergänz.-Wörterb. S. 86b], wie man zu sagen pflegt.“

7. „Jetzt schrak die einsame Kleine leise auf.“ S. 16, durchaus richtig und nachahmungswerth statt des nicht selten vorkommenden, aber tadelhaften „schreckte auf“, s. die Inhaltsverzeichnisse der Zeitschrift unter „schrecken“.

8. „Ihre Hände, die einen mageren Fächer im Schoß hielten, pressten sich zusammen.“ S. 16, ein Beleg, der zu den in meinem Wörterbuch II S. 203b/c unter mager 2b aufgeführten (mit der dort angegebenen Bedeutung: „ärmlich, kärglich, kümmerlich, winzig, dürftig, armselig ꝛc.“) hinzugefügt werden könnte.

9. „Wenn du ihre Hand fassen könntest, dass sie dir hülfe ꝛc.“ S. 30, s. über diese üblichste Form des Konjunktivs vom Imperfekt von helfen ꝛc. Wörterb. I S. 736b, Anm. und unten Nr. 25.

10. „Ein namenloses Mitgefühl überschwoll ihr Herz“ S. 31, s. mein Wörterb. III S. 1046a/b, wo unter den Zusammensetzungen von schwellen zuerst (I) das auf der ersten Silbe betonte, unecht (oder trennbar) zusammengesetzte überschwellen mit starker Abwandlung als intr. (oder ziellos) aufgeführt ist. Von den dort gegebenen Belegen setze ich hier nur den einen her: „Ihr Herz schwoll über von unaussprechlicher Inbrunst“ Voß 1, 29. Dann folgt: „II Überfließen“ [mit dem Hochton auf der 3. Silbe, der Stammsilbe des Zeitworts und also untrennbar zusammengesetzt]: „tr. (aber nicht faktitiv): Wie ein Strom . . . die Ufer überschwillt Schiller 48b; Jean Paul 7, 19 ꝛc., doch auch schwachformig: Jene Fülle . . . hatte die Formen etwas überschwellt. Laube Band. 1, 106. Dass der Bach das Dorf überschwellet. Joh. Stumpf Schwzr. Chron. 125a ꝛc.“. Hierzu gesellt sich als erwünschter weiterer Beleg für die starke Abwandlung der obige Beleg aus Wildenbruch. Den in meinem Wörterb. gegebenen Hinweis aus überfließen (I und II) hier zu wiederholen, verbietet die Rücksicht auf den Raum.

11. „Den Schmuck, der ihr vom dunkel-blauen Sammet, auf dem er gebettet lag, entgegengleißte.“ S. 41, s. Wörterb. I S. 597a.

12. „Dieser Überschwall [s. Wörterb. III S. 1033a; Ergänz.-Wörterb. S. 467b] von Gebensfreudigkeit, — Das sollte alles nur eine Ausgeburt des Wahnsinnes sein?“ S. 41, s. die nach Ähnlichkeit leicht zu mehrenden und zu verstehenden Zusammensetzungen von -freudig und -Freudigkeit Wörterb. I S. 494a.

13. „Seine Augen unterliefen roth.“ S. 50, s. Zeitschr. VII S. 85, wo ganz dieselben Worte aus einer Novelle von Wildenbruch angeführt und besprochen sind.

14. „Das waren die Gedanken, wie sie in einer Knechtsseele sich zusammenkleistern“ S. 54, s. Wörterb. I S. 933c/4a, wo es über die Zusammensetzungen von kleistern heißt: „ganz wie bei kleben“, unter welchem Worte (S. 927c) Belege für zusammenkleben intr. und tr. sich finden. Der obige Beleg für das rückbezügliche: sich zusammenkleistern (in der Bedeutung: sich kleisterartig zusammensetzen ꝛc.) wäre in den Wörterbüchern nachzutragen.

15. „Man befand sich zu Anfang April; der Winter war überstanden, aber noch nicht überwunden, er kämpfte noch mit dem nahenden Frühling.“ S. 55, ein Satz, den ich mir für mein Ergänzungswörterb. unter überstehen und überwinden als sehr beachtenswerth angemerkt habe, vgl. (freilich in etwas andrer Weise) die in meinem Wörterb. III S. 1196a unter überstehen 2 aus Goethe's Egmont (V. Aufzug) angeführten Worte Ferdinand's: „Du überwindest dich selbst und uns; du überstehst; ich überlebe dich und mich selbst“ — und im Ergänz.-Wörterb. S. 514b, wo der erste Beleg unter überstehen II 2 lautet: „Der überstandenen [überwundenen] Schwierigkeit. Gervinus Hist. 5, 400.“

16. „Am Himmel, der kalt und grau wie Stahl war, taumelten die Wolken, vom Aprilwinde gejagt, in dicken, schwärzlichen Ballen dahin.“ S. 58, vgl. mein Wörterb. II S. 1293b unter taumeln heißt: „1) intr. . . . im — oder wie im — Schwindel, Rausch sein und so sich bewegen, eigentlich und übertragen: a) . . .“ und dann weiter: „b) namentlich dichterisch auch zuweilen von Leblosem: Gewässer taumeln [stürzen] jetzt in Strömen von den Höhen. Dusch. Taumelnd entrollte [der Fels]. Baggesen 1, 160“ u. s. w., — woran sich der Satz von Wildenbruch anschließt. Vgl. auch das in der Anmerkung erwähnte tummeln S. 1401c/2a. Hier möge auch noch gleich aus Wildenbruch's Novelle S. 78 die Verbindung als ungewöhnlich erwähnt werden: „Mit taumelnder Stimme“, wobei es sich nicht etwa um eine trunkene Person handelt, sondern um eine, der die Zunge durch den Schreck fast gelähmt ist ꝛc.

17. „So eine Stadtpflanze wie ich! Das ist ja die reine Wonne, so über Land zu fahren." S. 58, s. die unter Pflanze 4a im Wörterbuch II S. 533a, Ergänz.-Wörterb. S. 384c angeführten Zusammensetzungen von Pflanze zur Bezeichnung von Personen nach dem Ort, wo sie aufgewachsen sind 2c., vgl. Gewächs ebd. III S. 1442c in Nr. 5c (wo auf „Pflanze" 4a verwiesen ist) und z. B. in Wildenbruch's Novelle S. 67: „Das war ja ein königliches Besitzthum — und in der sollte sie gebieten, das dürftige Gewächschen des neunzehnten Jahrhunderts?"

18. „Es war eine Stiege von altem dunklen Eichenholz." S. 65, vgl. in der Zeitschr. VII S. 47/8 die dort aus einer Novelle von Wildenbruch zusammengestellten Beispiele für nebengeordnete Dative der Einzahl von männlichen oder sächlichen Eigenschaftswörtern, schwankend zwischen den Formen auf . . . em . . . en und . . . em . . . em, welcher letztern ich den Vorzug aus den in meinen Hauptschwier. a. a. O. dargelegten Gründen geben zu müssen erklärt habe, wonach es also zu heißen hätte: von altem dunklem Eichenholz.

Für den, wie bei manchen Andern, schwankenden Gebrauch führe ich aus der hier zur Besprechung vorliegenden Novelle die folgenden Stellen an:

a) „Kleine Stühle von zartem vergoldeten Holz." S. 68.

b) „Von dickem purpurroth gefärbten Leder." S. 69.

c) „In langem schwarzen Rock." ebd.

d) „War sie nicht auch ein Weib? Mit jungem, blühenden Fleisch und Blut." S. 96.

e) „Von oben bis unten war das mächtige alte Gebäude mit frischem hellen Farbenanstrich versehen." S. 106.

f) „In schwerem goldbronzenen Rahmen." S. 107.

g) „Seine Augen ruhten auf ihr, mit stierendem, beinahe gläsernem Blick." S. 127.

h) „Ihre Augen blickten angstvoll in sein Gesicht empor, das mit steinernem, räthselhaftem Ausdruck über sie gebeugt war." S. 128.

i) „Sein Gesicht, das mit steinernem, räthselhaftem Ausdruck über sie gebeugt war." S. 129.

Vgl. für neben einander stehende Dative von Eigenschaftswörtern in weiblicher Einzahl die in den Hauptschwier. S. 98b angeführten Belege oder — im Anschluss an die vorstehenden Beispiele (für das männliche oder sächliche Geschlecht), etwa:

a) „Von zarter, vergoldeter [beide Mal in starker Form] Masse." Oder würde der Leser (mit starker Abwandlung des ersten Eigenschaftsworts und mit schwacher des zweiten) vielleicht statt dessen setzen: „Von zarter vergoldeten Masse"?

b) Von dicker purpurroth gefärbter [oder: etwa gefärbten?] Seide.

c) In langer schwarzer Robe.

d) Mit junger blühender Phantasie.

e) Mit frischer heller Farbe u. s. w.

19. „Tiefrückige Sofas." S. 68, vgl. ähnliche leicht zu mehrende Zusammensetzungen von -rückig Wörterb. II S. 799b/c und Ergänz.-Wörterb. S. 429c.

20. „Alle Zimmer mit einander möchte ich umtapezieren lassen, damit mehr Licht in die alte Finsternis kommt." S. 74 = anders, neu tapezieren, — eine Zusammensetzung, die zu denen von tapezieren in meinem Wörterbuch und Fremdwörterbuch noch hätte hinzugefügt werden können.

21. „Zwischen Herrn und Diener war offenbar eine Spannung." S. 76, wofür ich vorziehen würde: „zwischen dem Herrn und dem Diener" oder ohne den Artikel: „zwischen Herr und Diener" —, s. in meinen Hauptschwier. das S. 53b/6a unter dem Titelkopf: „Artikellose Hauptwörter" Gesagte.

22. „Den herrlichen, walddunkeln [s. Wörterb. I S. 330b], waldtiefen [ebd. III S. 1324a] Park." S. 83.

23. „Ach — ob sie es wusste, dass er nicht böse war!" S. 83, wobei ich auf den sehr gewöhnlichen, aber auch sehr beachtenswerthen, namentlich Ausländern Schwierigkeiten machenden Gebrauch des von nichts Vorhergehendem abhängigen ob in Fragen als Ausdruck einer zuversichtlichen zweifellosen Thatsache aufmerksam mache, zu erklären durch die Ergänzung: es konnte kein (nicht der geringste) Zweifel darüber obwalten, ob sie es wusste, vgl. z. B. in Lessing's Minna von Barnhelm II 2 die Stelle:

„Der Wirth: Major? Recht, er ist Major, der dieses Zimmer vor Ihnen bewohnt hat und von dem ich ihn [den Ring] habe.

Das Fräulein: Major von Tellheim.

Der Wirth: Von Tellheim; ja! Kennen Sie ihn?

Das Fräulein: Ob ich ihn kenne?" &c.,

auch ganz kurz, häufig genug in der Volkssprache: Na, ob? = gewiss, sicherlich &c., zu erklären: was fragst du noch lange, ob es so ist, es ist ja keine Frage, kein Zweifel, ob es so ist; es ist vielmehr Thatsache, daß es so ist &c.

24. „Aus der unscheinbaren Hülse des kleinen Mädchens blühte die Jungfrau auf." S. 86, wo es für die hervorgehobenen, einander gegenüber gestellten Wörter keiner weiteren Bemerkung bedarf, s. mein Wörterb. II S. 201b.

25. „Vierzehn Tage lang wurde geschneidert und geschustert, als gälte es, den Brautstaat einer jungen Königin festzustellen.“ S. 88 und: „Mit einer Kraft, als wenn es gälte, einen Baum aus der Erde zu reißen, schwenkte er den Alten von rechts nach links und von links nach rechts.“ S. 153. Wer Das so gedruckt vor sich sieht, erkennt freilich aus der Schreibweise des gälte mit dem Umlaut ä, dass Wildenbruch hier den Konjunktiv des Imperfekts, nicht den des Präsens (gelte) im Sinne hatte; aber da beim Vorlesen der Unterschied zwischen den ganz gleich lautenden gälte und gelte verschwindet, so verdient hier für den Konjunktiv des Imperfekts die Schreibweise und Aussprache gölte (mit ö statt ä) den Vorzug, vgl. Zeitschr. S. 292 Nr. 11, s. hierüber meine Hauptschwierigkeiten S. 193b unter dem Titelkopf: „Konjunktiv Imperfekti“ 1f und g; vgl. oben Nr. 9. Nebenbei bemerkt hieße der Anfang des Satzes vielleicht etwas üblicher: „14 Tage lang wurde an Herstellung der Ausstattung mit Einschluss der Fußbekleidung eifrigst gearbeitet ꝛc.“, wobei ich nicht verkenne, dass Wildenbruch's Fassung den Vorzug der Kürze für sich hat.

26. „Ihr gluthübergossenes Gesicht“ S. 97, vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 228 und ähnliche Zusammensetzungen, z. B. schamübergossen.

27. „Das, was ich dir vorhin erzählt habe, ist von mir gewesen, ja! Aber es ist gewesen, verstehst du? — und nun ist es nicht mehr da.“ S. 100, vgl. Wörterb. III S. 1585c Nr. 1.

28. „Das glaube ich dir so sicher, dass ich es weiß.“ S. 100, vgl. im Wörterb. außer den Zeitwörtern glauben und wissen auch die Hauptwörter: der Glaube und das Wissen.

29. „Der reiche Ackerboden, der so lange unter Schnee und Regen begraben gelegen hatte, kochte förmlich vor Fruchtbarkeit“. S. 103, vgl. mein Wörterb. I S. 966a unter kochen 1b und c.

30. „Jeder ihrer Wünsche war in seinem Gedächtnis, wie ein Werthstück in den Händen eines treuen Verwalters“ S. 107, vgl. mein Wörterbuch III S. 1249b—1251b. Da heißt es unter den Zusammensetzungen von Stück: „viele mehrdeutig, leicht zu mehren und zu verstehen nach Vorstehendem und den folgenden Beispielen“, zu denen z. B. auch das hervorgehobene Werthstück hätte gefügt werden können.

31. „Ein Schreibtisch in allerliebstem Schnörkelstile in einer Fensterecke“ S. 167, vgl. mein Verdeutschungswörterb. S. 197a, wo es heißt:

„**Rococo** a.: m, n.: Bezeichnung der auf die Renaissance (s. d.) folgenden Geistes-, Geschmacksrichtung und des ihr Angehörigen, vgl.:

Rocaille, Pompadour ꝛc.; Schnörkel- (s. Barock), Reifrock-, Zopf-, Haarbeutel-Zeit, -Stil, -Geschmack, -Mode, -Richtung ꝛc." Ich habe die Gelegenheit benutzt auf die zahlreichen deutschen Ausdrücke zu verweisen, mit denen der einfache Deutsche einen bestimmten Begriff zu verbinden im Stande ist für ein Fremdwort, das ihm an und für sich Nichts sagt.

32. „Wenn ich wiederkomme, abendbroten wir." S. 108. Das hervorgehobene Zeitwort fehlt, wie in allen mir zugänglichen deutschen Wörterbüchern, auch noch in meinem Ergänz.-Wörterb., vgl. in meinem Wörterb. II S. 205a in der Anmerkung zu I Mahl: „Ob ich gemittagmahlt oder nicht." Alfr. Meißner Stein 140; „abendmahlen ꝛc." und im Ergänz.-Wörterb. S. 347b: „auch: nachtmahlen (wienerisch) Bürger-Ztg. 9, 336; Holtei Ef. 3, 118." Diese mundartlichen Zeitwörter entsprechen in ihrer Bildung dem von dem Hauptwort Frühstück gebildeten frühstücken und sind auch ohne Weiteres verständlich; aber doch bezweifle ich, dass sie in dem allgemeinen deutschen Sprachschatz sich einbürgern werden, da in diesem geläufige und minder schwerfällige Ausdrücke zur Genüge vorhanden sind, s.: Abendbrot, zu Abend, Mittagbrot, zu Mittag essen, speisen ꝛc. (vgl. auch mein Wörterb. deutscher Synonymen 2. Auflage S. 26—29). Besonders steif und schwerfällig klingen Formen wie: geabendbrotet; wann gedenken Sie zu abendbroten? ꝛc.

33. „Sie stand und lächelte ihm zu und nickte; er nickte zurück." S. 118 = er erwiederte ihr Nicken, grüßte nickend zurück ꝛc., wie viele ähnliche keiner besondern Einzelaufführung im Wörterbuch bedürfende Zusammensetzungen mit zurück.

34. „Seine Nerven waren des Morgens wie aufgeweicht, um sich dann im Laufe des Tages allmählich aufzustraffen [s. Wörterb. III S. 1229c] bis dass [s. o. Nr. 2] sie am Abende wieder angespannt waren, wie die Saiten eines Streichinstrumentes, jeden Augenblick zum Springen bereit." S. 125, ferner: „Nun straffte der Körper des Barons sich zu einer letzten ungeheuren Anstrengung auf." S. 153.

35. „Die Züge des verwandelten Gesichts wandelten sich wieder zurück und nun war es wieder Eberhard v. Fahrenwald, der dort am Tische stand." S. 129, ein hübscher weiterer Beleg für zurückwandeln (tr. und refl.) im Sinne von zurückverwandeln, s. Wörterbuch III S. 1479a; Ergänz.-Wörterb. S. 606b [auch über die Formen: rückwandeln ꝛc.].

36. „Im nächsten Zimmer war wieder ein Spiegel zwischen den Fenstern — klirr — ging der Knüppel hinein — und — klirr — kam das splitternde Glas herunter." S. 135, s.: „Klirr! interj.: Nach-

ahmung eines helltönenden, doch schwirrend und zitternd ausgehenden Klingens (s. d., Anm.)“ Wörterb. I S. 940c (nebst Beleg).

37. „Siehste du, Kurnallje! Jtze hab ich dich!“ S. 137, — in schlesischer Mundart, die auch im Folgenden (s. Nr. 39, 41) wiederkehrt, z. B.: „‚Da gehste 'nein‘, sagte er, „da bleibste &c.“ S. 139, vgl. über das dem vorangehenden Zeitwort enklitisch angehängte du (hier in der abgeschliffenen, tonlosen Form nach dem st als bloßes „e“) mein Wörterb. I S. 326a unter „Du“ in der Anmerkung c und über die älteren und mundartlichen Formen für das jetzt in der Schriftsprache fast allein herrschende jetzt ebd. S. 839b in der Anmerkung zu jetzt.

38. „Im linken Arme trug er die weiße Kopfrolle aus Anna's Bett, die in Folge seiner Streiche mitten durchgeknickt war und in zwei bammelnden [s. mein Wörterb. I S. 274b] Enden über seinen Arm hing.“ S. 138, s. Wörterb. I S. 955b, Ergänz.-Wörterb. S. 313b die Zusammensetzungen von knicken, unter denen (durch ein Übersehen) wie im Grimm'schen — grade durchknicken unerwähnt geblieben ist. — Ferner über die beiden nah an einander grenzenden Fügungen: „Rolle, die über seinen Arm“ — und: „die über seinem Arme — hing“ kurz meine Hauptschwier. S. 173b und ausführlicher mein Wörterb. I S. 688a unter hangen 1b.

39. (s. o. Nr. 37): „‚Frau Baronin gehen mit mir, zu meinen Eltern ins Dorf‘, — in ihrer Erregung hatte sie all ihr Hochdeutsch vergessen und war wieder ganz das schlesische Landmädchen geworden —, ‚meine Eltern haben halt nur a [= ein, s. mein Wörterb. I S. 1b: III A“] paar kleene Stiebchen, aber 's sind gutte Leite, gutte Leite! Frau Baronin können ganz gutt a paar Tage bei ihnen wohnen. A Bett für Frau Baronin find't sich schon und a Brinkel [s. mein Wörterb. I S. 220b] zum Essen auch und murne [morgen] is wieder a Tag &c.“

40. „Die harte Faust des Alten riss das Licht aus seiner [des Barons] Hand und hielt es hoch, so dass es ruhig stand, dann zog er ihn vom Boden empor, nahm seinen Arm unter seinen Arm &c.“ S. 148, vgl.: „nahm dessen Arm unter den seinigen &c.“

41. „‚Wisst ihr's immer noch nicht, wo dass euer Mädchen ist?‘ . . . Nischte wissen wir.“ Vgl. Nr. 37 und über das überschüssige dass nach dem relativen wo Nr. 2 und über Nischt(e), Nischts &c. mein Wörterb. II S. 435a die Anmerkung zu nicht, woraus ich hier nur das Folgende ausheben will: „Mit Ihrer [Lessing's] gewöhnlichen Antwort: Es kömmt doch nischt dabei heraus. Lessing 13, 166, vgl. 12, 240.“

Gellert über die Juden.

(Aus dem 1. Jahrg. der Zeitschr. „Im deutschen Reich“ S. 170 ff.)

Zu den berühmten Schriftstellern, welche bereits im vorigen Jahrhundert den Juden volle Gerechtigkeit widerfahren ließen, gehört auch, was wenig bekannt sein dürfte, der fromme Dichter Gellert. Drei Jahre vor der Veröffentlichung des Lessing'schen Lustspiels „Die Juden“ schrieb Gellert bereits seinen Roman „Leben der Schwedischen Gräfin von G . . .“, welchem Klopstock volle Bewunderung zollte. Ich beabsichtige hier keine Kritik jenes Romans zu schreiben*, in welchem ein polnischer Jude eine

* Hierzu erlaube ich mir, aus meiner „Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur bis zu Goethe's Tod“ (3. Aufl. S. 68 b) den 2. Abschnitt aus § 147 herzusetzen:

Eine noch größere und vielseitigere Wirkung übte Rabener's Landsmann, Christian Fürchtegott Gellert (aus Hainichen im sächs. Erzgebirge, geb. 1716, † 1769 als außerordentlicher Professor an der Leipziger Hochschule) besonders durch seine — damals in allen Schichten beliebten und nicht bloß in die neueren Bildungssprachen, sondern selbst ins Lateinische und Hebräische, übersetzten — Fabeln und Erzählungen; ferner durch seine — fast in alle protestantischen und zum Theil selbst in katholische Gesangbücher übergegangenen — geistlichen Oden und Lieder. Daneben sind zu erwähnen: seine Briefe nebst einer Abhandlung von dem Geschmack in Briefen; seine Moralischen Vorlesungen; ferner seine Lustspiele und damit in Zusammenhang stehend sein lateinisches Programm (vom weinerlichen oder rührenden Lustspiel, nach Lessing's Übersetzung) und endlich sein empfindsamer Roman: Leben der schwedischen Gräfin von G** (in Richardson's Ton). Die litterarische Wirkung der Gellert'schen Schriften in ihrer Zeit stützen sich mit auf die hohe Achtung, die man dem allseitig verehrten, frommen, edlen Menschen zollte; s. Klopstock's Wingolf 3. Lied, vgl. Goethe (in 40 Bde.) 21, 97 ꝛc., dagegen aber auch 32, 9 wo Goethe in einer Anzeige von Mauvillon's und Unzer's Briefwechsel (Über den Werth einiger deutscher Dichter ꝛc. 1771) sagt: An Gellert, die Tugend und die Religion glauben ist bei unserem Publikum beinah Eins. Die sog. Freigeister in Sachen des Génies, worunter leider alle unsere jetzt lebenden großen Dichter und Kunstrichter gehören, hegen eben die Grundsätze dieser Briefsteller, nur sind sie so klug, um der lieben Ruhe willen, eine esoterische Lehre daraus zu bilden . . . Gellert ist bei ihnen ein mittelmäßiger Dichter, ohne einen Funken von Génie. Das ist zu hart! Gellert ist gewiss kein Dichter auf der Skala, wo Ossian, Klopstock, Shakespeare und Milton stehen . . . allein hört er deßwegen auf, ein angenehmer Fabulist und Erzähler zu sein, einen wahren Einfluss auf die erste Bildung der Nation zu haben? u. s. w., vgl. auch, härter und unbilliger, in den Briefen von Joh. Heinrich Voß (1829) 1. 127; 138; 184 (aus den J. 1773—75) wo es z. B. heißt: Gellert war ein guter, frommer Mann . . ., durchaus kein Dichter . . . Er nimmt leicht zu fassende Gegenstände und gießt dann sein ewiges unausstehliches Wassergeschwätz in solchem Überfluss darüber u. s. w.

In mein „Deutsches Stil-Musterbuch mit Erläuterungen und Anmerkungen“ (Berlin 1886) habe ich auf S. 42 ff. zwei Probestücke aus Gellert aufgenommen und in den Erläuterungen zum ersten auch den Grund angegeben, warum ich Das gethan.

bedeutende und ehrenvolle Rolle spielt, und will mich nur mit der Gellert'schen Schilderung des Juden beschäftigen, die von dem edlen Herzen des zu seiner Zeit allgemein verehrten deutschen Moralisten Zeugnis giebt.

Gellert's Jude ist kein „Schacherjude“, der mit alten Hosen und Hasenfellen handelt, sondern ein reicher Kaufmann, der von Polen nach Sibirien Handel treibt. Seine Haupttugend ist die Dankbarkeit, und diese ist bekanntlich eine der bei den Juden am häufigsten anzutreffenden guten Eigenschaften. Man sieht also, dass Gellert die Juden kannte und nicht aufs Gerathewohl idealisierte. Lessing's Jude hat den Baron aus Räuberhänden gerettet, derjenige Gellert's ist von dem nach Sibirien verbannten schwedischen Grafen G. gerettet worden, als er mit seinem Pferde in den Schnee versunken und fast schon erfroren war. Dafür entwickelt er einen unermüdlichen Eifer und unerschöpfliche Freigebigkeit, um seinem Erretter zu dienen. Durch seine Fürbitte und durch sein Geld setzt er es durch, dass der Graf von der Zwangsarbeit befreit und in ein lichteres und geräumigeres Gefängnis gebracht wird. Er bringt ihm bequemere Kleidung, Decken und Pelzwerk zum Schutz gegen die Kälte, besucht ihn oft und

---

Anschliessend an das hier im Vorstehenden mitgetheilte Urtheil von J. H. Voß habe ich in den Erläuterungen zum 1. Stück dort gesagt:

Hauptsächlich, um diese wässerige Weitschweifigkeit an dem Beispiele eines wegen der Klarheit und Verständlichkeit, wie wegen der Natürlichkeit und Ungezwungenheit seiner Darstellungsweise nicht mit Unrecht gerühmten Schriftstellers zu zeigen, habe ich das vorliegende Stück in diese Sammlung aufgenommen. Unverständlich ist er sicherlich eben so wenig wie der Vortrag gekünstelt, aber der denkende Leser fühlt sich doch unbefriedigt, vielleicht, weil seinem Verständnis so wenig zugemuthet ist und weil er grade die Kunst vermisst, mit wenig Worten viel zu sagen. Welcher Schwall von Worten für den armseligen, dürftigen Inhalt der allernächst liegenden Jedermannsgedanken, von denen Möser (s. das vorangehende Stück, Nr. 7 § 15) sagt, dass er sie, sobald er sich gründlich in seinen Gegenstand vertieft und den Blick dafür erweitert habe, für die Ausführung entweder ganz streiche oder doch jedenfalls sie nicht als einzelne Posten, sondern nur nach der sich daraus ergebenden Gesammtsumme in die Rechnung stelle. Der wesentliche Inhalt der Sätze §§ 2—11 hätte sich füglich in einen einzigen Satz zusammenfassen lassen ꝛc.

So viel habe ich über Gellert's Prosa im Allgemeinen dem Aufsatze Landau's gleich beifügen wollen. Den Roman: „Leben der schwedischen Gräfin von G**“ hat Gellert, ohne sich zu nennen, zuerst im J. 1746 in Leipzig erscheinen lassen; mir liegt eine spätere Auflage aus dem J. 1770 vor („verlegt's Caspar Fritsch“). Aus dem Roman, von dem es in Brockhaus' Konvers.-Lexikon heisst, dass er höchstens als erster Versuch eines deutschen auf dem Familiengebiete spielenden Romans nennenswerth sei, können heutige Leser doch zugleich auch ersehen, welche Änderungen unsere Muttersprache im Verlauf von etwa anderthalb Jahrhunderten erfahren hat.

Eine Probe davon werde ich vielleicht in einem späteren Hefte, sobald sich der nöthige Raum dafür findet, den Lesern vorlegen.

Der Herausgeber.

„niemals, ohne ihm eine Gutthat zu erweisen“. Er verschafft ihm wieder die Gesellschaft eines lieben Mitgefangenen, von dem er getrennt worden war, und befördert Briefe an dessen Frau in der Heimat. Dabei zeigt dieser Jude eine sehr gute Kenntnis von Menschen und Dingen und weiß dem Gefangenen Mittel und Wege anzugeben, wie er die Gunst des strengen Gouverneurs gewinnen und dadurch einer milderen Behandlung theilhaftig werden kann. Als eine mitleidige Frau dem Grafen einige Juwelen schenkt, besorgt ihm der Jude den vortheilhaftesten Verkauf, für fünftausend Thaler. „Aber, was wollt Ihr mit so vielem Gelde anfangen?“ fragt er den Grafen, „man könnte es Euch über kurz oder lang nehmen.“ Er giebt ihm daher nur tausend Thaler bar und lässt bei seiner Abreise das Übrige bei einem andern eben so ehrlichen Juden zurück. Als ihm der Graf zweihundert Thaler zur Belohnung für seine Dienste aufdrängt, schenkt sie der Jude dem Gouverneur, damit er dem Gefangenen ferner günstig bleiben solle. Nach seiner Abreise vertritt ihn ein anderer Jude, besucht öfters den Grafen und erweist ihm allerlei Gefälligkeiten. Nach der Freilassung des Grafen ist es wieder dessen Freund, ein gefangener Engländer, dem sich der Jude gefällig erweist.

Auf den Rath des Juden nimmt der Graf bei seiner Heimreise von seinem Gelde nur wenig bar mit, denn es könnte ihm auf der Reise bis Moskau zehn Mal gestohlen werden. Für das Übrige giebt er ihm vier Wechsel auf Juden in Moskau, „damit ich,“ erzählt der Graf, „wenn ich einen verlöre, doch nicht um Alles käme; so ehrlich handelte dieser Mann an mir.“ In Moskau bekam der Graf von dem Juden das Geld für seine Wechsel bis auf einen von 150 Rubel. „Der Jude, der mir ihn bezahlen sollte, war in die elendsten Umstände gerathen, und seine Mitbrüder versicherten mich, dass sie binnen einem Jahre das Geld für ihn erlegen wollten, wenn er es nicht thun könnte. Ich zerriss darauf den Wechsel und gab dem armen Juden noch zehn Thaler von dem übrigen Gelde.“

In Holland, wo der Graf nach seiner Befreiung mit seiner Frau wohnt, erhält er nach einiger Zeit den Besuch des Juden, den seine Geschäfte dahin geführt hatten und der von ihm in herzlichster Weise aufgenommen wird. Die Gräfin sagt von dem Juden: „Sein Herz war wirklich seiner ehrlichen und einfältigen Miene gleich und seine Sitten gefielen durch sein Herz. Er war schon bei Jahren, und sein grauer Bart und sein langer polnischer Pelz gaben ihm ein recht ehrwürdiges Ansehen. Die freundschaftliche Art, mit der wir mit ihm umgingen und ihm unsere Erkenntlichkeit zu bezeugen suchten, rührte ihn ausnehmend.“ Acht Tage bleibt er der Gast des Grafen und zieht sich jeden Abend auf eine halbe Stunde

in sein Zimmer zurück, um zu beten. Vor der Abreise sagt er dem Grafen: „Sie wissen, dass ich mehr Vermögen habe, als ich und meine Frau bedürfen. Ich habe hier in der Bank ein Kapital von zehntausend Thalern zu beheben. Erlauben Sie mir die Freude, dass ich's Ihrer kleinen Tochter schenken darf, und nehmen Sie den Schein von mir an." — „Wir versicherten ihn," erzählt die Gräfin, „dass unsere Umstände so beschaffen wären, dass wir nicht Ursache hätten, ihm einen Theil von seinem Vermögen zu entziehen; allein er beklagte sich, dass wir seine Gutwilligkeit verachten wollten und zwang uns, das Geschenk anzunehmen. Er ging darauf zu unserer Tochter und knüpfte ihr noch ein sehr kostbares Halsband um den Hals. Er beschenkte auch das unglückliche Mädchen, welches ich zu mir genommen hatte, sehr reichlich, und eilte alsdann, was er konnte, um sich seinen Abschied nicht noch saurer zu machen. Der rechtschaffene Mann! Vielleicht würden viele von diesem Volke bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten, und sie nicht oft durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen."

Diese Worte der „schwedischen Gräfin" können wir wohl als den Ausdruck von Gellert's Anschauung von den Juden betrachten.

Und sollte er seinen Juden ganz aus der eigenen Phantasie geschöpft haben? Man glaubt, dass Mendelssohn das Vorbild zu Lessing's Nathan gewesen sei. Vielleicht hat auch Gellert unter seinen Bekannten manchen braven ehrlichen Juden gehabt, vielleicht sogar einen „polnischen", wozu ihm ja die Leipziger Messen Gelegenheit boten! M. Landau.

Der Doppelgänger.

Roman von Levin Schücking. (Stuttg. 1876.)

Zu diesem höchst spannenden, in Schücking's Heimat (Westfalen) zur Zeit der sich ihrem Ende zuneigenden Herrschaft Napoléon des Ersten schwebenden Roman habe ich mir einige sprachliche Bemerkungen aufgezeichnet, von denen ich die folgenden hier den Lesern meiner Zeitschrift mittheile.

1. S. 6: „Unsereinem nehmen sie [die Franzosen] die Söhne ohne so viel Umstände fort und schicken sie nach Spanien oder schleppen sie nach Russland in den Tod und **elendiglichen** [s. Wörterb. I S. 363c] Untergang, dass es einem Stein erbarmen könnte."

2. ebd.: „Ihr könnt doch noch von Glück sagen, dass Euer Anerbe nicht hat nach Russland ziehen müssen, sondern nur nach Spanien." „Nur

nach Spanien! echoete der Meier mit bitterer Betonung," auch S. 48 rc., s. Wörterb. I S. 339 c und besonders Fremdwörterb. I S. 307 a mit vielen Belegen aus Schücking, in Anwendungen wie hier, wo das einfache wiederholen ausgereicht hätte.

3. S. 71: Der Bauer seufzte. „Ja, Das sagt Ihr wohl so, Prinzess," versetzte er. „Zu freien Menschen! Es kommt nur darauf an, wie die Freiheit aussehen wird. Des Einen Freiheit ist nicht des Andern Freiheit. Für Euch im Schlosse, da ist die Freiheit, dass Euer Vater wieder der regierende Herr ist wie vormals und seine Soldaten hält wie vormals, wenn's auch nur ein gar kleiner Trupp ist, und dass alle seine Räthe und Schreiber von vormals wieder oben aufkommen und die alten Heberegister und Bücher wieder gelten, worin die Hand- und die Spanndienste und die Wort- und Zinsgelder geschrieben stehen, was jeder Meier und jeder Kötter leisten muss, — Jahr aus, Jahr ein. Das ist Eure Freiheit. Die ist nun schon lange zu End'; und jetzt hat der Franzose Freiheit im Lande, dass er uns die Söhne nehmen darf zu seinen Kriegen und den letzten Groschen aus der Tasche zu seinen Steuern. Wenn die Alliierten Das abstellen können, so will ich Gott danken, aber zuerst frag' ich, ob dann nun einmal die Freiheit an den Bauern kommen soll, — und, obwohl ich denke, dass es Zeit wär', so hab' ich doch kein Zutrauen darauf. Und so lange — seht, Prinzess Durchlaucht, es war eine schöne und friedliche Zeit, als Euer Vater noch unser Herr war in unserem eigenen Lande für uns, das seine eigenen Maniern und Bräuche hatte, seine eignen Bauerntage und Holzgedinge und die Schnatgänge und die Markengerichte und, wenn Euer Großvater oder Euer Vater seine Jagden hielt mit fremden fürstlichen Herrschaften und das junge Volk aus den Bauernschaften aufgeboten war zum Treiben und wir an schönen Herbstmorgen lustig durch die Wälder halloten, mit den Halbmonden und Hifthörnern der fürstlichen Jäger in die Wette, — sicherlich, Das war alles recht schön und lustig dazumal und, weil der Mensch es nicht besser kannte, ließ er sich's gefallen; aber Das nehmt mir nicht übel, wenn jetzt die alte Plackerei und Schinderei von Neuem beginnen sollte, — lieber möchte ich, dass die Axt klänge an einem dieser alten Eichenstämme da" [zum Sarge für mich].

Ich habe diese Stelle so vollständig hergesetzt, weil dem Leser sozusagen der kräftige Erdgeruch entgegenhaucht von dem Boden, auf dem, und der Zeit, in der die Erzählung sich abspielt (s. u. Nr. 22). Wegen der einzelnen durch Sperrdruck hervorgehobenen Ausdrücke muss ich (mit Rücksicht auf den Raum) auf meine Wörterbücher und (im Einzelnen) z. B. auf die einschlägigen Werke von Gg. Ludw. v. Maurer verweisen

(Geschichte der Markenverfassung in Deutschland: Gesch. der Frohnhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland: Gesch. der Dorfverfassung in Deutschland ꝛc.)

Im Übrigen bemerke ich zu den Worten gleich am Anfange: „Das sagt Ihr wohl so“: Deutschen Lesern macht das Verständnis dieser Redewendung keine Schwierigkeit, wohl aber — wie ich aus Erfahrung weiß — Ausländern, denen ich das Verständnis durch den Hinweis auf mein Wörterb. III S. 540a wiederholt zu eröffnen Gelegenheit hatte, wo es unter der Zusammensetzung hinsagen heißt: „Sie sagte Das so hin (s. d. 1) zur Mutter, aber glaubte sie es selbst? Gutzk. Man hat das Lob bloß für übertrieben hingesagt. Heinse. Das lässt sich eher so hinsagen als bekräftigen. Voß“, vgl. ähnlich: Etwas hinreden, hinsprechen — und s. unter „hin“ (S. 761c/2a): „Ins Blaue hin schießen, reden. Ins Gelag hin reden (s. u.) . . .; auch übertragen, z. B. hinstellen, nicht bloß: einen Stuhl ꝛc., sondern auch: eine Behauptung ꝛc., sie ohne Beweis aussprechen, aufstellen (s. d.), so dass sie nur dasteht, etwa auf dem Papier (vgl.: das bleibt dahin gestellt) und danach auch: Etwas (nur so, in den Tag ꝛc.) hin sagen, reden u. ä. m.“

Über die Halbmonde und Hifthörner der fürstlichen Jäger vgl. Wörterb. I S. 792c; Ergänz.-Wörterb. S. 358c.

3a: „Dass der Herbst nahte, bewiesen die gelben Blätter und die Schalen der Buchnüsse, die von den Eichhörnchen ausgekerbt, auf dem Pfade lagen.“ S. 11. Ich möchte annehmen, dass hier nur ein Druckfehler statt ausgekernt vorliegt, wie S. 11: Seine Tracht aber, von einer gewissen Sorgfalt zeigend und modischen Schnittes, war die bürgerliche eines Mannes vom Stande ꝛc. (statt: zeugend).

4. S. 15/6: „Diese Wälder sind schön. Wer gehört ihnen?“ Sie blickte zu ihm auf. — „Ich verstehe Sie nicht.“ — „Ich meine, wer der unglückliche Glückliche ist, den diese weiten Forsten als Besitzer festhalten und sich mit ihrem Schutze gegen Holzdiebe zu plagen zwingen?“ — „Ah, so meinen Sie es!“ antwortete lächelnd die Prinzessin — „Nun ja, so meine ich es. Der Mensch gehört viel mehr den Dingen als die Dinge dem Menschen ꝛc.“, — ein Satz, der als Beleg wohl zu gehören 2 in meinem Wörterb. I S. 789c/90a hinzugefügt zu werden verdiente, wo es heißt:

„Einem gehören: sein eigen sein, eigentlich und zunächst von lebenden Wesen, die dem Ruf und Befehl des Herrn hören, d. h. folgen müssen (s. hörig): Der Hund, der Sklave, der Leibeigene gehört diesem Herrn ꝛc., dann allgemein auch von Sachen ꝛc.“ — woran sich dann in weiterer Begriffsentwicklung (s. den vorstehenden Beleg) noch anzuschließen hätte:

„bisweilen auch: ein Mensch gehört einem Dinge ꝛc.“, s. die folgende Nr. 5 und Nr. 41.

5. (vgl. 4). „Versetzen Sie Sich in die Seele eines solchen viel beneideten Eigenthümers! . . . Meinen Sie, solch ein Mensch hätte nicht auch ein Gemüth? nicht eine Sehnsucht nach lichten, schönen, sonnigen Fernen? Aber seine Burg, seine Wälder, seine Wiesen, seine Torfmoore, seine Schäfereien, seine räucherigen Pachthöfe haben ihn und lassen ihn nicht los, vgl. außer der unmittelbar vorangehenden Nr. 4 in meinem Wörterb. I S. 649 c, wo es unter haben in Nr. 18 heißt:

„Obgleich haben ein Transitiv ist, so ist doch im Allgemeinen das Passiv davon nicht üblich, vgl.: Ich habe Sie, aber Sie hat Mich nicht. (Er konnte Das in seiner Sprache mit drei Worten sagen: *ἔχω, οὐκ ἔχομαι*) Wieland Hor. Br. 1, 47, wörtlich übersetzt: Ich habe, ich werde nicht gehabt, wie es z. B. Luther 1, 394a heißt: Der Geist wird gehabt von Lebendigen und von Todten, aber der Buchstabe wird gehabt von Todten und Lebendigen ꝛc.“

6. S. 17/8: „Neben ihm . . . sitzen blassen Antlitzes, mit von langer Weile abgespannten Zügen, blaue Streifen unter den matten Augen seine drei oder vier unverheiratheten Töchter ꝛc.“, besser mit Vermeidung des harten Zusammenstoßes der beiden Verhältnisse: mit Zügen, die von Langweile abgespannt sind ꝛc., s. unten Nr. 33.

7. S. 39: Sollte mich freuen, obzwaren [mundartlich st. obzwar, eben so S. 40, vgl. Wörterb. III S. 1804b] dem Herrn Rentmeister mit seinen Vorgeschichten doch nicht allerwegen zu trauen ist, vgl. S. 49 ꝛc. S. 50: Welches seltsame und tragische Ereignis geschehen und in Zuknnft in Wirklichkeit sich ereignen könne, um diese Vorgeschichte zu erfüllen; denn das, eine „Vorgeschichte“ konnte es in dem alten unbewohnten Hause doch nur gewesen sein; S. 56: Keine Vorgeschichte des Spuksehers ꝛc., s. Wörterb. III S. 913c Nr. 6.

8. S. 44: Solch eine angenehm spannende und sogar ein wenig ins Grauliche spielende Geschichte, vgl. S. 45/6: Obwohl die Sache sich zu einem gründlich angenehmen Grauen aufs beste angelassen — und S. 47: Es war gräulich, vgl. Wörterb. I S. 621a/b; Ergänz.-Wörterb. S. 235c/6a.

9. S. 51/2: Unser gemeiner Schachtelhalm, die sogenannte Wiesenkrockel, welche mundartliche Benennung noch im Ergänz.-Wörterbuch S. 322c nachzutragen wäre.

10. S. 52: Ich seh's ihm an seinem Gange an, dass bei ihm Etwas in den Bänken ist, s. Ergänz.-Wörterb. S. 40a, wo dieser Satz (aus der ersten Veröffentlichung in der Gartenlaube 23, 768b) angeführt

ist, mit der Erklärung = im Gange ist, vorgeht ꝛc., angeknüpft an das burschikose: Wenn kein Geld in Bänken ist [= in der Geldbank vorhanden] ꝛc.

11. S. 60: Ohne sich weiter um die alte Lehnsbestrickung zu kümmern, s. Wörterb. III S. 1243c unter bestricken 2c, woraus ich aus einer andern Erzählung Schücking's folgende Stelle hersetze: „Sind die Güter mit keinem Lehnsnexus, Fideïkommiss oder Majorat bestrickt."

12. S. 68: Ich war Soldat und war es ohne Beruf dazu, ohne alle Neigung; ich fühlte mich seit je unglücklich in der schrecklichen Kriegsknechtsjacke ꝛc. — hier nur angeführt als ein zuweilen zur Verwendung für das Fremdwort Uniform brauchbare Verdeutschung, vgl.: bunte Jacke, Soldatenrock ꝛc.

13. S. 77: Der ist zu uns gekommen eines schönen Abends, um die Eulenflucht, s. Wörterb. I S. 470a unter Flucht 2, woraus ich hersetze: „zuweilen = Flug (s. d. u. Flügel, plattd. Flucht, Mehrz. —en) . . . b) Die Zeit des Flugs: Ich schreibe Dieses recht in der Eulen Flucht Lessing 13, 229 [Briefe an Lessing] Dämmerung (s. Eule)".

14. S. 78: Der Kötter . . . Die Kötterfrau ꝛc., s. Wörterbuch I S. 1003c (Anm. zu II Koth): Ergänz.-Wörterb. S. 318b, s. u. Nr. 16.

15. S. 80: Als er dann, sein Haupt wie zufällig erhebend, die Prinzessin wahrnahm, richtete er seine Schritte geradewegs auf sie zu, ohne die letzteren doch im geringsten zu beeilen oder zu verlangsamen, — gefüger: richtete er seine Schritte, doch ohne jede Beschleunigung oder Verlangsamung auf sie zu.

16. S. 82: Ich verstand darunter . . . nur den Bering einer ärmlichen Kötterei [s. Nr. 14], in welcher ich lebe. — „Hindert Sie Etwas diesen Bering zu verlassen?" — s. Ergänz.-Wörterb. S. 424c mit vielen Belegen (von Schücking).

17. S. 83/4: Zwei Tage, während welcher man keinen Schritt sich nahen hören kann, ohne zu erwarten, dass es der des Mannes ist, der eintreten wird, um zu sagen: Komm! ꝛc., — üblicher: während deren, s. Hauptschwier. S. 76b, vgl.: in denen oder: in welchen ꝛc.

18. S. 96: Die Einrichtung eines Geschäftslokals eines „Honoratioren" in einer kleinen Stadt, — s. mein Fremdwörterb. I S. 499a, wo es heißt:

„Honoratior m., —s; -oren . . . Einer aus den höhern, vornehmern Ständen: Bei einem Dorf-Honoratior. Jean Paul Wahrh. 3, 402, gewöhnlich in der Mehrzahl: Die Honoratioren; Dorfhonoratioren.

Gartenl. 16, 168a ꝛc.“ Die Anführungszeichen, welche den Genitiv der Einzahl bei Schücking einschließen, deuten auf das Ungewöhnliche dieser Anwendung hin, vgl. gewöhnlich: eines der Honoratioren.

19. S. 98: Ich bin Adelheid's Neigung sicher, — wo der vorangestellte (sächsische) Genitiv von dem selbst im Genitiv stehenden Neigung abhängt; regelrechter wäre die Stellung: Ich bin der Neigung Adelheid's sicher. Der Fehler fällt weniger auf, weil bei dem weiblichen Hauptwort Neigung der Genitiv nicht durch eine hinzugefügte Endung von den übrigen Biegungsfällen in der Einzahl unterscheidet, auffallender wäre der Fehler z. B. in den Worten: Ich bin Adelheid's Wohlwollens sicher (statt: des Wohlwollens Adelheid's) ꝛc.

20. S. 102: „Ich bin oft erstaunt gewesen, wenn ich mit ihr geredet habe, wie sie ihre Menschen weghat.“ —, s. Wörterb. I S. 651b unter weghaben, woraus ich von den Belegen nur 2 anführen will: Mich hatte er auf den ersten Blick weggehabt [durchschaut ꝛc.] Thümel 6, 72. Dass ich kaum den Titel anzusehen brauchte . . ., so hatte ich das ganze Buch weg [wusste das Nöthige davon] Tieck Nov. 3, 46 ꝛc.“

21. S. 103: Meier Jochmaring, der sinnige Wehrfester, saß unterdess wieder auf der Bank unter seinen Eichen, s. Wörterb. 1 S. 437b, wo es heißt: „Wehrfester m., —s; uv.: ein auf einem Hofe, Wehrgut (s. d.) gefesteter (s. d. u. einfesten) Mann“ mit Belegen aus Just. Möser, Immermann's Münchhausen, Grube Geogr.

22. S. 104: Der Enkel der alten Sattelmeier Wittekind's hatte seine buschigen Brauen so ernst zusammengezogen, wie ein alter Richter des Sachsenspiegels, als wäre die Holzbank unter ihm eine „gespannte“ Bank, als wäre der eben mit geröthetem Gesichte redende Apotheker der Freifrohne, der neben ihm sitzende Oberförster sein Schöffe und es handle sich um nichts Geringeres als ein altes Mannengericht der heimlichen Acht. Ein zu verfehmender Angeklagter war freilich nicht da ꝛc. Vgl. oben Nr. 3 und, wie dort, für das durch Sperrdruck Hervorgehobene mein Wörterbuch ꝛc.

In Bezug auf den Nebensatz: „als wäre die Holzbank ꝛc.“ verweise ich auf meine Hauptschwier. S. 34b/5c unter dem Titelkopf: als wenn, woraus ich hier Folgendes aushebe:

1. Beim Vergleich mit etwas Angenommenem, aber doch wirklich Vorhandenem oder als vorhanden Betrachteten steht gewöhnlich wie wenn; nach so oder Verneinungen auch als wenn, zuweilen gehäuftes als wie wenn mit Indikativ (s. vergleichendes Als). — 2. Als oder wie wenn, als ob mit Konjunktiv Imperfekti oder Plusquamperfekti stellen den Inhalt des Bedingungssatzes als nicht existierend dar. Der Konjunktiv

(aber auch von Präsens und Perfektum) steht danach, wenn sie — wie sinnverwandtes dass — Etwas als bloß in Gedanken Vorgestelltes einführen (vgl. b). Es scheint, als ob (als wenn oder dass) sie reich seien oder wären ꝛc., vgl. Goethe 9, 152; 154; 15. 246; 39, 188 ꝛc. und: Dreimal hat mir davon geträumt, als ob ich es trüge und als ob plötzlich sich jeder Stein desselben in eine Perle verwandle. Lessing E. Galotti 2, 7, s. Konjunktiv Imperfekti 1g . . . b) Auch bloßes als, wobei das Subjekt hinter die Kopula tritt (s. Stellung der Kopula 6), z. B.: Eine bedeutende das Volk aufregende Weissagung, als werde an einem gewissen Tage ein ungeheurer Sturm das Land verwüsten, [vgl.: als ob oder dass . . . ein Sturm das Land verwüsten werde,] traf nicht ein. Goethe 4, 194. Die sich zugleich dahin aussprachen, als habe der erwähnte Autor nicht bloß die ersten, sondern auch die besten Dorfnovellen geschrieben. Heine 14, 149; 162; 182 ꝛc.; doch nimmt in nebengeordneten Sätzen mit und, oder ꝛc. bei nicht wiederholtem als die Stellung vor dem Zeitwort ein: Es schien ihm, als läge eine bange Vergessenheit hinter ihm und eine alte trübe Erfahrung, die ihn betrogen, äffe ihn aufs Neue. Gutzkow 11, 123 . . . (s. Bedingungssätze 5)."

An der durch . . . bezeichneten Stelle finden sich noch weitere Belege, die ich aber mit Rücksicht auf den Raum hier weggelassen habe; doch will ich (s. o. unter 1 zu der Stelle aus Lessing's E. Galotti und zu der vorliegenden von Schücking) aus meinen Hauptschwier. S. 193 a, unter dem Titelkopf Kunjunktiv Imperfekti 1 g noch Folgendes hersetzen:

„Das Streben, die grammatisch verschiedenen Formen auch wirklich zu unterscheiden (s. a, b) giebt sich in der Umschreibung des Konjunktivi Imperfekti mit würde zu erkennen . . . Das Streben nach grammatischer Unterscheidung verursacht auch, dass zuweilen statt des Konjunktivs Präsentis der des Imperfekts eintritt, vgl.: Er sagte, er habe es nicht gehört, aber er glaube es mir — und: Sie sagten, sie hätten es nicht gehört, aber sie glaubten es mir, da die Formen: sie haben, glauben das konjunktivische Verhältnis nicht erkennen ließ, danach denn freilich auch ohne derartigen Grund, s. Indirekte Rede 4; Als wenn 2" — und in dem Satz von Schücking: „als wäre [Konj. des Imperfekts] die Holzbank . . . und es handle [Konj. des Präs. mit voranstehendem, nicht nachfolgendem Subjekt „es"].

23. S. 105: Ich wette um meine Apotheke gegen Ihren [des Oberförsters] Zwilling, dass vor Herbst keiner von ihnen [den Franzosen] mehr auf dem rechten Weserufer zu sehen ist, — s. für Zwilling in der Bedeutung: „doppelläufige Jagdflinte" Belege Wörterb. III S. 1812a Nr. 2e; Ergänz.-Wörterb. S. 689c. Während die Monatsnamen nach

Verhältniswörtern (wie vor ꝛc.) ganz gewöhnlich ohne das bestimmte Geschlechtswort stehen (vor September ꝛc.), haben die Bezeichnungen der Jahreszeiten in der Regel in solcher Verbindung das Geschlechtswort bei sich; und so würde Schücking üblicher haben setzen müssen: „vor dem Herbst" oder: „vor Eintritt des Herbstes". Hierbei mag erwähnt sein, dass bei Goethe wiederholt sich findet: vor Winters (s. Wörterb. III S. 1622b).

24. S. 108: Ihr, Meier, habt Euer Gewehr über dem Herdbusen hängen, — wo die hervorgehobene Zusammensetzung noch im Ergänz.-Wörterb. S. 128a unter Busen 7 nachzutragen wäre.

25. S. 109/10: Muss aber doch ein verwegener Mensch sein . . . sich mit solchem Betriebe hier in die Gegend zu wagen, wo es von französischen Kellerratzen, Kontroleurs und Gensdarmen wimmelt, — s.: Keller-Ratte, -Ratze (Nr. 2) Wörterb. II S. 653 und Ergänz.-Wörterb. S. 406b, woraus ich Folgendes hersetze: „z. B. im Keller wegen der Getränkesteuer umherschnüffelnder Beamter. Nat.-Ztg. 31, 155 ꝛc.; Schücking Staatsg. 2, 6 ꝛc.; ähnlich: die verdammten Kafee-Ratzen [-Riecher, Schnüffler.] Nat.-Ztg. 29, 503.

26. S. 112: Über das „Schem", die schmale Laufbrücke . . ., welche dort über den Fluss führte, vgl. S. 175: Er wandte sich dem Schem zu, um hinter den Wallhecken jenseits des Flusses zu verschwinden.

Wenn ein freundlicher Leser über das hervorgehobene Wort und dessen Vorkommen, namentlich in Westfalen, nähere Auskunft zu geben die Güte hätte, so würde er dadurch mich und wohl auch manche Andere zu Dank verpflichten.

27. S. 154: Eigentlich . . . bin ich ausgegangen, Wolle [s. d. Wörterb. III S. 1658b Nr. 6b] zu holen und kehre geschoren heim von diesem klugen Huhn von Prinzessin. Diese Übertragung des Wortes Huhn auf Personen (s. Wörterb. I S. 798b und Ergänz.-Wörterb. S. 280b) wäre den a. a. O. gegebenen Belegen hinzuzufügen.

28. S. 164/5: Man hörte Nichts als von einem entfernten Gehöfte her den gedämpften Schlag im Takt arbeitender Flachsbrecher, vgl. (Wörterb. I S. 203a Anm. über „Flachs brechen" schwach- und starkformig.

29. S. 165: Die alten mächtigen Wipfel [der Eichen] aber standen so still, als wären sie in ein tiefes Sinnen versunken und gedächten der uralten, heiligen Zeiten Widukind's und seiner „Gesaljos", seiner Saalgenossen und Gesellen, — s. in meinem Wörterb. Gesell und, worauf dort hingewiesen ist, die Anmerkung zu Saal.

30. S. 166: Während um den streng geschlossenen und schön gezeichneten Mund doch wieder ein Zug von Spott oder, wenn der Ausdruck

zu stark sein sollte, von Neckerei liegt, — wo die beiden hervorgehobenen Wörter wohl als Belege ins Wörterbuch aufgenommen zu werden verdienten.

31. S. 170: Dass es persönliche Theilnahme für mich, Güte, Fürsorge, Bekümmertheit um mein Schicksal ist, s. Ergänz.-Wörterb. S. 1049c, wo aber nur Belege für das allerdings häufigere verneinte Unbekümmertheit gegeben sind.

32. S. 171: Ich lebte ins Leben hinein, wie ein Kind seinem Weihnachten entgegen, in ruhiger Erwartung, s. Wörterb. II S. 65b entgegenleben 1 (verschieden 2).

33. S. 187: Das walte Gott! [s. Wörterb. III S. 1470b unter walten 3a und d] sprach mit vor Rührung zitternder [besser: mit einer vor Rührung zitternden] Stimme Herr v. Ransdorf (s. o. Nr. 6).

34. S. 191: Prinzess Elisabeth stand nicht an, sich selber Das sehr derb und rund heraus vor den Kopf zu sagen, — üblicher: Einem Etwas auf den Kopf zu sagen, s. Wörterb. I S. 989 b unter Kopf 2 f, vgl. 2 s.

35. S. 198: Er sah doch in diesem Augenblicke wie ein gutmüthiger Mann Nichts als das tiefe Leid des Weibes, wie ein bekümmerter Vater Nichts als die Verzweiflung eines Kindes. — Hier stehen die beiden durch Sperrdruck hervorgehobenen wie nicht ganz richtig; denn es handelt sich hier nicht um ein bloß vergleichendes Bindewort, sondern um ein sogenanntes identificierendes, d. h. um eins, das die vollständige Wesenseinheit, nur in der Beschränkung auf eine gewisse Beziehung oder Eigenschaft ausdrückt; statt wie sollte richtig beidemal als stehen: Er als gutmüthiger Mann [dem er nicht bloß glich, sondern, der er wirklich war]; er als bekümmerter Vater ꝛc. Ich vermuthe, dass Schücking das wie statt des als nur gesetzt hat, um das Zusammentreffen mit dem gleich darauf folgenden als (in der Verbindung: Nichts als) zu vermeiden. Das hätte er aber durch Ausdrücke wie nur, bloß, einzig (für Nichts als) erreichen können oder sollen, z. B.: Er sah . . . als gutmüthiger Mann einzig das tiefe Leid des Weibes, als bekümmerter Vater einzig die Verzweiflung seines Kindes ꝛc.

36. S. 213: Indem er versicherte, es handle sich um ein verfallenes Eulennest, das er nicht einmal ganz, sondern in Gemeinschaft mit einem alten Krautjunker erben solle, den er weit entfernt sei, in seiner ländlichen Ruhe zu stören, bevor nicht der Krieg zu Ende, — vgl.: Wörterbuch II S. 428c, wo es unter den Zusammensetzungen von Nest heißt:

„Eulennest [1], auch [s. 3 d] Bezeichnung einer alten Ruine ꝛc., wo Eulen nisten, z. B.: Wir finden . . . ein Einsturz drohendes Alter-

thum und beginnen sogleich . . ., es abzutragen, damit die Sonne doch endlich einmal in das alte Ratten- und Eulennest hineinscheine; Goethe 37, XVII" rc.; ferner Wörterbuch 1 S. 847b: „Krautjunker, -Dorf-, Landjunker rc." Über die überschüssige Verneinung (nicht) nach bevor rc. s. Hauptschwier. S. 227b/8a unter Pleonasmus 4b, vgl.: bevor (oder: eher) der Krieg zu Ende sei rc. Vgl. Zeitschr. S. 324 Nr. 12.

37 S. 225: Ich war ja auch viel zu bestürzt, viel zu sinnberaubt dazu, s. Wörterb. II S. 654c, vgl: meiner Sinne viel zu wenig mächtig, — viel zu sehr außer Fassung rc.

38. S. 230: Die Estafette soll er haben, wenn sie beihelfen [s. Wörterb. I S. 737a, dazu beitragen] kann, ihn rascher einpacken zu machen [s. Wörterb. II S. 191a/b], vgl. frz. faire und z. B.: wenn sie ihn zu rascherem Einpacken (oder Aufbruch) bewegen, antreiben kann rc.

39. S. 252: Er heftete seine Blicke mit düsteren Zornrunzeln auf sie, — was zu den Zusammensetzungen von Runzel in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 423 hinzuzufügen wäre.

40. S. 252/3: Und darum, denk' ich, wäre heute der Meier kein aufrichtiger und getreulicher Mann, wenn er nicht zum Fürsten ginge und ihn wahrschaute rc., s. über treulich, getreulich (zumeist als adv., aber auch — wie hier, — als Beiwort) Wörterb. III S. 1374c/5a und Ergänz.-Wörterb. S. 577a; und ferner über wahrschauen (hier = durch Vorherverkündigung warnen) Wörterb. III S. 898a; Ergänz.-Wörterb. S. 443a.

41. S. 255: „Nehmen Sie denn auch mich!" hatte sie im Sturme [s. Wörterb. III S. 1258a unter Sturm 1 und 2b] ihres Gefühls ausgerufen. Sie hatte dabei vergessen, dass die Menschen nicht frei sind, sondern, wie Uffeln es nannte, von den Dingen außer ihnen gehabt [s. o. S. 382/3, Nr. 4 und 5] und von ihren Verhältnissen besessen werden, dass selbst solch ein Adalingskind [s. u.] eine Hörige der Familie ist und eine Prinzessin doch nicht so ohne Weiteres ihre Hand verschenken kann" rc., vgl. Wörterb. I S. 13a, wo es heißt: „Ad(e)ling m., —(e)s; —e: (veraltet) ein Adliger Frisch; Page Spate; ein seines Standes unwürdiger Edelmann Campe; Aristokrat Ders. (s. Edeling)" und weiter S. 341b: „Ed(e)ling m., —(e)s; —e: ein Adliger, Ritter, Arndt Erinn. 273. Unter ihrem Fürsten oder Edeling Rüstow gr. K. 1; Stumpf 369b; 643a. Voß Shak. 3, 151; 181; nach 1 Campe = Aristokrat, vgl.: Von jeher hatten wir Herzöge und Ädelinge, d. i. Aristen oder, wie man jetzt zu sagen pflegt, Aristokraten. Wieland 32, 333 rc.", wie ich denn auch in meinem Verdeutschungswörterbuch S. 14a unter Aristokrat neben andern Verdeutschungen auch Adeling, Edeling aufgeführt habe.

Etwas wo (zu)stehen, (zu)liegen, (zu)hängen ꝛc. haben.

(S. Zeitschr. S. 341 und 342.)

Meine Ansicht darüber, ob in diesen und ähnlichen Verbindungen das eingeklammerte zu vor dem von haben abhängenden Infinitiv zu streichen sei oder nicht, habe ich schon in meinem Wörterb. I S. 649 b zu erkennen gegeben, indem ich unter haben in Nr. 16 gesagt:

„mit Infinitiv: Das Schlüsselbund, das sie anhängen hat (s. 4) Goethe 10, 115. Noch viel an sich haften haben. Gutzkow Ritt. vom Geist 8, 205. Den Kopf in einer Mütze stecken haben. Wieland 27, 226, wo auch vor'm Infinitiv „zu“ stehen kann (s. 17).“

Der mit mir in derselben Stadt geborene Herr Friedr. Düsel hatte S. 27 geschrieben: „auch wenn die übrige Welt . . . auf ihren Sophalehnen Makartbouquets und bemalte Teller zu stehen hat“ und Herr Görke aus Berlin (der, wie ich wohl annehmen darf, kein geborener Berliner ist) hatte dazu S. 340 bemerkt: „Das zu ist meines Erachtens überflüssig“ und weiter gesagt: „Da ich indess gerade in Berlin dem Gebrauche des „zu“ in Verbindung mit „stehen“ und „liegen“ begegne (auch bei gebildeten Personen), so darf ich wohl um gefällige, gelegentliche Belehrung bitten, ob der Gebrauch der Redensart: „ich habe einen Gegenstand hier (dort) zu stehen (zu liegen) auch anderwärts bemerkt worden ist. Das Deutsch in derartigen Äußerungen klingt so unschön, dass man sich in der That wundern müsste, wenn die Verbreitung dieser Wortstellung (in Berlin) lediglich auf gedankenlosem Nachplappern und übler Angewohnheit beruhen sollte!“ Herr Düsel hat in seinem unmittelbar auf Herrn Görke's Brief folgenden Aufsatz Pro domo geantwortet (S. 342), er glaube selbst, dass die Wendung nicht ganz buchrichtig sei; da er sich aber aus Gründen durchaus an die unverkünstelte Sprache des Umgangs habe halten wollen, so habe er mit bewusster Absicht grade nach der geläufigen, ungebundenen Redensart gegriffen. — Herrn Görke muss ich unbedingt darin zustimmen, dass er das „zu“ als überflüssig bezeichnet, was auch Herr Düsel durchaus nicht in Abrede stellt, vgl. auch in meinem Wörterb. unter haben in Nr. 17: „haben mit Infinitiv und zu“ (wo dies zu nicht wegbleiben darf); aber das zu vor dem Infinitiv in solchen Verbindungen ist jedenfalls nicht auf Berlin beschränkt, z. B. in Meklenburg ist es — wenn auch nicht in der eigentlichen Schriftsprache — doch in der gewöhnlichen Umgangssprache (neben dem bloßen Infinitiv ohne „zu“) ganz allgemein üblich und so wohl auch in andern Gegenden, worüber vielleicht einzelne Leser der Zeitschrift Auskunft geben könnten. Aus der Mittheilung des

Herrn Görke (dessen Heimat ich nicht kenne) entnehme ich freilich, dass der Gebrauch des „überflüssigen" zu in den besprochenen Anwendungen nicht in der Umgangssprache aller Gegenden gleich üblich ist.

Schorlach und einige Ausdrücke der bairischen Mundart.

In dem 10. Jahrgang der weit verbreiteten „Meklenburg-Strelitz'schen Landeszeitung" (Neustrelitz, Emil Frehse) findet sich ein vielfach mit regstem Antheil gelesener „Roman aus dem großen Krieg von 1870/71" unter dem Titel: „Schwere Kämpfe" von dem bekannten bairischen — jetzt in Berlin wohnenden — Schriftsteller Karl Tanera, Hauptmann außer Dienst. Darin heißt es in der Beilage vom 28. Nov. 1895 (Nr. 279) in der 46sten Fortsetzung (Spalte 2) buchstäblich:

„In dieses Haus können sie entwischt sein. Mir nach! Vorwärts!"

Er sprang voraus, die Jäger folgten. Zunächst empfing sie dichter Qualm. Dann krachten Schüsse.

„Gott steh mir bei!"

„Legt den Schorlach auf die Seite. Schnell die Treppe hinauf, dass sie nicht mehr schießen können." ꝛc. —

und weiter dann auf der 3. Spalte:

Da erscholl verdächtiges Krachen und Knistern. „Hinaus, Jäger! Nehmt den Schorlach mit!" ꝛc.

Als ich diese Stellen las, war ich über das von mir durch Sperrdruck hervorgehobene Schorlach im Unklaren. Als ich aber dann aus verschiedenen Ortschaften von Lesern meiner Zeitschrift um Aufklärung über das räthselhafte (zweimal vorkommende) Schorlach angegangen wurde, wandte ich mich an den mir als freundlich und dienstwillig sehr wohl bekannten Lehrer Herrn Oskar Steinel an der königlichen Realschule in Schweinfurt, um von ihm oder durch ihn Näheres über das fragliche Wort zu erfahren.

Hier sei es mir vergönnt, für die Leser meiner Zeitschrift aus meinem — zuerst in Paul Lindau's „Nord und Süd" Bd. 52 Heft 155 veröffentlichten Aufsatze: „Aus der Werkstatt eines Wörterbuchschreibers", worin ich u. A. über einen mir zu meinem 70sten Geburtstag aus Schweinfurt zugegangenen „eigenartigen Glückwunschstrauß in Briefen kleiner Schulknaben" gesprochen habe, den folgenden Absatz zu wiederholen:

„Der erwähnte Glückwunschstrauß kleiner Schüler aus Schweinfurt enthielt in einem Umschlage 39 Briefe von sämmlichen Schülern des zweiten Kursus der königlichen Realschule, die, wie die Ähnlichkeit des Inhaltes

verrieth, offenbar einer gemeinsamen Besprechung in der Klasse ihren Ursprung verdankten. Die Knaben beriefen sich darauf, dass die zweite Stufe meines Lehrbuches der deutschen Sprache von ihnen benutzt werde und dass sie von ihrem Lehrer Mancherlei über die Verdienste des Verfassers erfahren, auch von seinem 70sten Geburtstage Kunde erhalten hätten. Ihr Glückwunsch komme verspätet, weil sie den Erwachsenen und Würdigeren den Vortritt gelassen. Die kindlich naïven Schreiben bereiteten mir eine wahre Freude."

Hinzufügen muss ich, dass der Lehrer, dem ich diese Freude zu danken hatte, eben Herr Oskar Steinel sich mir auch weiterhin durch mehrfache Mittheilung seiner beim Unterricht nach meinem „Lehrbuch" gewonnenen werthvollen und bei den spätern Auflagen dankbar von mir benutzten Verbesserungsvorschläge als wohlwollenden Förderer erwiesen hat.

An diesen Herrn Oskar Steinel also, auf dessen fördernde Dienstwilligkeit, ich nach den vorstehenden Mittheilungen rechnen durfte, wandte ich mich — und nicht vergebens — um Aufschluss über den räthselhaften Schorlach zu erhalten. Leider muss ich das fragliche Wort nicht recht deutlich geschrieben haben; denn Herr Steinel hat dafür Schlorach gelesen.

Die erste Antwort auf meine Anfrage erhielt ich von dem Schriftsteller selbst, dem Herr Steinel sie sofort mitzutheilen die Güte gehabt. Und Herr Hauptmann Tanera hatte die Freundlichkeit, mir, dem ihm persönlich Unbekannten, unterm 8. Dec. 1895 von Berlin aus zu schreiben:

> Das Wort „Schlorach" ist mir ebenfalls fremd. Wahrscheinlich handelt es sich um den falschen Druck des Dialektausdruckes „Schlaucherl" d. h. Schlaumeier. Da ich weder weiß, in welcher Meklenburger Zeitung, noch welche meiner Erzählungen dort steht, kann ich Ihnen mit bestem Willen nicht sagen, um was es sich handelt. Wenn Sie mir nur den Titel der letzteren angeben, dann schreibe ich Ihnen darüber.

Am 9. Dec. aber schrieb mir Herr Oskar Steinel aus Schweinfurt:

> Ich habe wegen des Wortes „Schlorach" verschiedene Umfrage gehalten, auch den Verfasser selbst ersucht, Ihnen Auskunft zu geben.
>
> Nachträglich ist mir in der Schule die Aufklärung gelungen. Ein Schüler aus dem bairischen Wald kannte den Ausdruck in der Form „Schlorack" als häufig angewendetes Scheltwort, etwa in gleicher Bedeutung, wie unser „Schlack" (schlimmer Gesell, auch in scherzhafter Rede gebraucht). Auch bei Kulmbach ist die Anwendung geläufig, eben so bei — und sogar in Schweinfurt.
>
> Die Form „Schlorach" mag daher kommen, dass in manchen Gegenden Altbaiern's der Laut k oft in ch übergeht und man dort z. B. Mathematich, Arithmetich spricht.

Inzwischen hatte ich auch Herrn Hauptmann Tanera die Nummer der Meklenb.-Strel. Landeszeitung eingeschickt und erhielt umgehend die nachstehende Postkarte (aus Berlin) vom 13. 12, 95:

Sehr geehrter Herr!

Der „Schorlach" ist nur ein Name, und zwar ein, wie ich mich erinnere, im ersten bairischen Jägerbataillon wirklich vorgekommener Name. Mit vorzüglicher Hochachtung ergebenst Tanera.

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Es.

„Dies alles räumen wir ein und beklagen wir um so mehr, weil wir Italien und das italiänische Volk lieben und **es** beseitigt oder doch in maßvolle Schranken zurückgedrängt sehen möchten." Nat.-Ztg. 47, 113 (L. Weber). Hier wird der Leser zunächst wohl das hervorgehobene **es** auf „Italien und das italiänische Volk" zu beziehen geneigt sein, und es bedarf erst einer gewissen Überlegung, dass nach der Absicht des Verfassers das „es" vielmehr auf das am Satzanfang stehende „Dies alles" bezogen werden soll, vgl. als Verbesserungsvorschlag: „Dies alles räumen wir ein, beklagen es und möchten es beseitigt oder doch in maßvolle Schranken zurückgedrängt sehen, grade weil wir ꝛc."

2. Schmeicheln.

„Häufig erhob sich ein Dragoner von dem Lager und trat zu seinem Pferde, es **schmeichelnd** und liebkosend." Daheim 30, 275b, nach französischer Weise, s. Hauptschwier. S. 248a unter **schmeicheln** (vgl. S. 200a unter **liebkosen**), und das dort Angezogene, nach dem heutigen deutschen Gebrauch: **ihm schmeichelnd**, vgl. es streichelnd.

3. Zusammenziehung.

„Dazu braucht man anbaufähiges Land und Menschen, welche dieses Land bebauen. An beiden ist kein Überfluss, aber doch genügend vorhanden." Nat.-Ztg. 47, 123, — harte Zusammenziehung statt: aber sie sind doch genügend (oder zur Genüge) vorhanden.

4. Schade.

„Wie **Schade mit** [statt: um] Denneberg!" Ida Boy-Ed. Aus Tantalus' Geschlecht 1, 25.

5. Quäsen.

„Du bist ein Engel, dass du immer still schweigst, wenn Papa quäst." Ida Boy-Ed Aus Tantalus' Geschlecht 1, 26, mundartlich, wie quasen, quasseln = in Ekel erregender Langweiligkeit schwätzen, s. mein Wörterb. II 615 b.

6. Doppelt Gesetztes.

„Dass diese Warnung jetzt Nichts hilft, will ich jetzt gleich bemerken; doch darf sie desshalb doch nicht unausgesprochen bleiben." Gegenwart 44, 360 b (Heinr. Ehrlich).

Hier hätten füglich das zweite jetzt und das zweite doch wegbleiben sollen.

7. Neugierig.

„Wer hat ihn denn gerufen? Hier ist Keiner neugierig nach ihm." Illustr.-Ztg. 2631 S. 669 a (Konr. Telmann), üblicher: neugierig auf ihn oder: neugierig, ihn zu sehen &c., vgl.: Hier verlangt Keiner nach ihm oder: danach, ihn zu sehen.

8. Quatscheln.

„Hier trifft man keinen Dickbauch, keine korpulenten Leute, die mit ihren kurzen Beinen wie Tonnen daher rollen, keine braven Seelen, deren quatschelnde, quellende und schwellende Gliedermassen durch Fasten Buße thun müssten &c." Nat.-Ztg. 47, 151 (Karl Böttcher). Das Zeitwort quatscheln (hier etwa in der Bedeutung = quabbeln, s. mein Wörterbuch II S. 610 c) findet sich auch in meinem Ergänz.-Wörterb. noch nicht. Ich trage es hier nach, obgleich ich darin keine wirkliche Bereicherung unseres schriftdeutschen Sprachschatzes erblicken kann.

9. Durchschreiben.

„Eben so hat er niemals eine durchgeschriebene Handschrift besessen." Nat.-Ztg. 47, 151 für das üblichere ausgeschriebene (s. mein Wörterb. III 1009 b: ausschreiben 5).

10. Während ihr.

„Jedermann weiß, wie über alle Erwartungen gut Balfour diese Probezeit bestand und wie er während ihr die ganze Fülle seiner Talente entwickelte." Nat.-Ztg. 47. 152 (Leitaufsatz).

Hierzu möchte ich an Das erinnern, was ich unter dem Titelkopfe Er in meinen Hauptschwier. S. 139 b ff. in den beiden ersten Nummern gesagt und woraus ich hier wenigstens das Folgende wiederholen möchte:

1. Die sogenannten persönlichen Fürwörter der 3. Person stehen als Subjekt und direktes oder indirektes Objekt in Bezug auf Sachen sowohl wie Personen. Die Sätze: „Er ist groß; ich habe ihn gesehen; ich widme ihm viel Sorgfalt ꝛc.“ können von einem Garten, wie von einem Menschen gelten. — 2. In den übrigen Verhältnissen, d. h. im Genitiv und abhängig von Präpositionen, gelten diese Fürwörter zumeist nur von Personen oder Personificiertem, z. B. von einem Manne: Ich entsinne mich seiner —, von einem Vorfall: desselben (s. derselbe 2 . . .), vgl.: . . . Ich sehe in ihr [der Geliebten ꝛc.], — dagegen von einer Sache: in derselben oder darin — mein Glück. Ich war bei ihm [dem Mann], dabei [bei dem Vorfall] . . . Der Krieg. Seit demselben [ungewöhnlich: Seit ihm. Freytag Bild. 3, 242] ꝛc. Abweichungen finden sich hin und wieder auch bei guten Schriftstellern ꝛc.

S. vieles Hergehörige in den Inhaltsverzeichnissen der Zeitschrift unter er, es, derselbe ꝛc.

In dem vorliegenden Satz aus der National-Ztg. erregt die Verbindung: während ihr (= während dieser Probezeit) wohl bei den Meisten Anstoß, und üblicher und gewöhnlich hieße es: während derselben; und selbst, wer das Fürwort derselbe nur in dem Sinne wie der nämliche gelten lassen will, würde doch wohl einer Wendung wie: während ihrer Dauer den Vorzug geben oder mit Wiederholung des Hauptwortes oder mit einem Ersatz durch einen sinnverwandten Ausdruck sagen: wie er während dieser Probezeit (oder während dieser Zeit, während seiner Amtsthätigkeit ꝛc.) die ganze Fülle seiner Talente entwickelte ꝛc.

11. Vermissen.

„Macht und Reichthum, Geist und Wissen,
Freiheit, Luft und Licht —,
Alles kann der Mensch vermissen,
Nur den Menschen nicht.“

Fliegende Blätter Nr. 2530 S. 49 a.

Das hervorgehobene Wort entspricht freilich dem Reim, aber nicht dem Sinne: dem Sprachgebrauch nach sollte es statt vermissen vielmehr entbehren heißen, s. mein Wörterbuch deutscher Synonymen (2. Aufl. S. 357 ff.)

12. Absolutes Particip.

„Einmal Fuß gefasst in den Gemeindevertretungen, rechnen sie darauf, dass ihnen dann die Landagitation wesentlich erleichtert wird.“ Nat.-Ztg. 47, 161, statt: „wenn sie einmal . . . Fuß gefasst haben, so ꝛc.“, vgl. Zeitschr. III S. 469 Nr. 1 und das dort Angezogene.

13. Auffallen; verlöschen.

„[Sie, die Norwegerinnen in Bergen] gehen einfach und wenig modisch geschmackvoll, aber ihr Gang fällt uns Fremde auf." Nat.-Ztg. 47. 166. (Alfred Friedmann), statt: uns Fremden, wo das fehlende n des Dativs wohl nur auf einem Druckfehler beruht. In demselben Aufsatz: Das Licht verlöschte statt des richtigern verlosch.

14. Stellung.

„Herr Franke, ein junger Bildhauer, hat aus dem Süden Ostafrika's eine sehr reiche Sammlung von Waffen und Geräthen der Museumsverwaltung vorgelegt." Nat.-Ztg. 47, 167. Diese Stellung widerspricht der Regel, wonach im Allgemeinen, wenn bei einem Zeitwort ein Dativ- und ein Accusativobjekt (beide durch Hauptwörter ausgedrückt) sich finden, der Dativ dem Accusativ voranzustellen ist, s. meine Schrift: Satzbau und Wortfolge S. 204 ff., also: Herr F. hat der Museumsverwaltung eine . . . Sammlung . . . vorgelegt. So wie der Satz in der National-Ztg. steht, kann man zweifelhaft sein, ob die durch Sperrdruck hervorgehobenen Wörter als Dativ oder als Genitiv aufzufassen seien, s. Ausführlicheres a. a. O.

15. Vorkommen.

„Eine hervorragende Bedeutung kommt der Schädelkapacität vor, weil sie als Maß für die Hirngröße dient." Gegenwart 44, 371 a, (Dr. Albu), statt: „. . . kommt . . . zu", ungewöhnlich. Wahrscheinlich liegt nur ein Fehler — ich weiß nicht, ob des Schreibers oder des Setzers — vor.

16. Umfackeln; ausstufen.

„Ein junger Prinz, der jüngste Sekondelieutenant des in H. garnisonierenden Reiterregiments umfackelte den großen Gast bereits länger wie ein Irrlicht." Gegenw. 44, 379 a (Emil Roland), in einer gesuchten und schwerlich zur Nachahmung zu empfehlenden Ausdrucksweise, statt: er bewegte sich um den Gast herum wie ein fackelndes (oder flackerndes) Irrlicht.

Auf der nächsten Spalte schreibt der Vf., der Etwas darin zu suchen scheint, dass er sich in ungewöhnlichen Ausdrücken bewegt, deren Sinn man mehr errathen muss, als dass man sie wirklich versteht, in seiner Erzählung weiter:

„Der dienstuntaugliche Hauptmann a. D., den man — ausgestuft hatte, weil man ihn für einen Narren hielt, der mit seinem bittenden

‚Lasst mich doch!‘ abzweigte von der Heerstraße, auf der die Andern gingen — glücklich gewesen war er trotz Allem.“ Ausstufen, scheint es, soll hier die Bedeutung haben: „Jemand aus seiner Rangstufe entfernen“ und das ziellose abzweigen so viel sagen wie: sich auf einen von der Heerstraße abzweigenden (abbiegenden, entfernenden ꝛc.) Weg begeben.

17. Fehlende Dativ-Endung.

Über das fehlerhafte: „Aus (oder in) aller Herren Länder“ (statt Ländern) ist wiederholt in dieser Zeitschrift gesprochen worden. A. von Klinckowström schreibt in dem Roman: „Diebe“ (Zur guten Stunde VII S. 39 b):

„Ich war zehn Jahre hindurch in verschiedener Herren Länder unserer Gesellschaft beigesellt.“

18. Allein, nur.

„Damals standen die Bulgaren der Türkei allein gegenüber“, heißt es in dem Leitaufsatz der National-Ztg. 47, 176. Dem Wortlaut nach kann hier der Leser schwanken, ob der Schreiber damit hat sagen wollen, dass es nur die Bulgaren waren, die damals der Türkei gegenüberstanden — oder ob sein Gedanke war, dass es nur die Türkei und keine andere Macht war, der die Bulgaren damals gegenüberstanden. Aus dem unmittelbar Nachfolgenden erhellt freilich, dass das Erste gemeint ist; denn die Fortsetzung lautet: „Dieses Mal aber erhoben außer dem türkischen Kommissar die Vertreter Deutschland's und Österreich's in Sofia im Namen der orientalischen Bahngesellschaft gegen die neue Vergewaltigung energischen Protest.“ Hätte aber der Anfang etwa gelautet: „Damals standen nur (oder dafür auch: einzig [und allein]) die Bulgaren der Türkei gegenüber“ — so wäre von vorn herein jede Möglichkeit einer Missdeutung ausgeschlossen gewesen, vgl. hierzu Hauptschwier. S. 32b—34 unter Allein Nr. 1.

19. Einen Schluss schließen.

„Einen Schluss aus der Wirkung des Gesetzes kann man aus den Maßnahmen der kirchlichen Körperschaften schließen.“ Nat.-Ztg. 47, 178 statt: ziehen.

20. Hinterglasmalerei.

„Die ‚Hinterglasmalerei‘ Verzeihen Sie das Wortungethüm: die Franzosen haben dafür das Wort Eglomisé, welches wenigstens den Vorzug hat, dass sich um seine Etymologie die Gelehrten zanken können ꝛc.“

Vom Fels zum Meer Bd. XIII, Heft 4, Sammler S. 25b, vgl. in Sachs u. Vilatte's vortrefflichem französisch-deutschem Supplement-Lexikon S. 125b, woraus ich entlehne: „verre églomisé Krystallglas mit email-gemalten Folien unterlegt".

Die deutsche Zusammensetzung hat für den deutschen Sprachschatz jedenfalls den Vorzug, dass der deutsche Leser oder Hörer damit eine wirkliche Vorstellung des Auszudrückenden verbinden kann, während das Fremdwort für ihn nur ein unverstandener und unverständlicher Schall ist.

21. Durchgruseln.

„Die sich so gern von Geistergeschichten durchgruseln ließ." Nat.-Ztg. 47, 185, vgl. in meinem Wörterbuch durchschaudern, durchschauern und gruseln.

22. Abschiedsweh a.

„[Justinus Kerner's] ‚Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein!' erklingt noch heute aus der Brust des Jünglings, der, wie einst Kerner, abschiedsweh und hoffnungsfreudig in die Ferne zieht." Nat.-Ztg. 47, 185 (Reinhold Steig).

In meinem Wörterb. habe ich Abschiedsweh nur als sächliches Hauptwort angeführt und unter dem Eigenschaftswort weh gesagt, dass es gewöhnlich nur heißt: mir ist (nicht: ich bin) weh. Das gilt auch (wenn die Zusammensetzung überhaupt als Eigenschaftswort gebraucht werden soll) von abschiedsweh. Richtiger und sprachüblicher hätte der Schriftsteller etwa setzen sollen: „von Abschiedsweh und Hoffnungsfreudigkeit erfüllt."

23. Beheben.

„Dass Berger das Gold persönlich beheben sollte." Roman-Ztg. 31, 2. Sp. 28, österreichisch, statt erheben. Ergänz.-Wörterbuch S. 263c.

24. Federball.

„Die Hauptbeschäftigung der Bewohner [der Neumark] in den ‚Twelfta' [Zwölften] ist das Schleißen oder Reißen der Gänsefedern ... An dem Abende, wo die letzten Federn geschlissen werden, wird ein ‚Federball' veranstaltet." Roman-Ztg. 31, 2, 60, — eine auch noch in meinen Wörterbüchern (wie in allen übrigen) fehlende und deshalb nachzutragende Bedeutung dieser Zusammensetzung.

25. Imperfekt und Präsens; um.

„‚Königin Marie, die Vierte | meines Herzens‘ fing eine frivole Strophe von Heine an. Herr v. Zochen mochte wohl ein ähnliches Lied anstimmen können.“ Roman-Bibliothek XXI Sp. 778 (F. von Kapff-Essenther). Richtig sollte das hervorgehobene Zeitwort statt im Imperfekt im Präsens stehen: denn die Strophe von Heine fing nicht bloß so an, sondern sie fängt auch noch jetzt so an.

Auf der nächsten Spalte schreibt die Schriftstellerin: „Mary kam ihm entgegen, ganz häuslich gekleidet, ein weißes Schürzchen um“, wo das Schlusswort durch eine Ergänzung zu erklären ist, vgl. etwa umhabend ꝛc. Besser hieße es wohl: „mit einem weißen Schürzchen ꝛc.“

26. Sorgen um.

„Von Anfang an sorgten Knebel und Goethe um seine [Ernst Schiller's] Fortbildung.“ Nat.-Ztg. 47, 207 (Paul Seliger), wo statt des von sorgen abhängigen um üblicher für stände, s. mein Wörterb. III S. 1121 a.

Briefkasten.

Frau **Luise K . . .** in Altbrandenburg: „Da der Minister diesen von ihm selbst geschaffenen Nothstand nicht beseitige, so müsste die Gemeinde selbst im Interesse ihrer Mitbürger zu thun“ Nat.-Ztg. Erstes Beiblatt zu der Morgen-Ausg. vom 16. Nov. Nr. 652, 2. Spalte (aus Kottbus).

Auf Ihre Anfrage, wie der vorstehende Satz sprachlich zu erklären sei, muss ich bekennen, dass ich Ihnen darauf die Antwort schuldig bleiben muss. Ob ein Versehen des Vfs., des Abschreibers oder des Setzers zu Grunde liegt, kann ich natürlich nicht sagen; jedenfalls hätte der Druckberichtiger ändern müssen, indem er statt des „zu thun“ am Schlusse etwa gesetzt hätte: „dem Nothstande abhelfen“ oder vielleicht auch: „dazu thun“ oder in ähnlicher Weise.

Herrn **Heinr. Marcus** in Berlin: „Wo die letzten Häuser — sind — oder: stehen?“ Als von beiden Seiten angerufener Schiedsrichter darüber, wie die angeführten Worte richtig zu lauten haben, muss ich — wie Das bei derartigen Streitfragen öfters vorkommt — den Ausspruch thun: Die Frage muss unentschieden bleiben, denn Sie und Ihre Gegnerin haben beide Recht, Sie, der Sie Sich für das Schlusswort sind auf das entsprechende Reimwort Kind berufen, sind im Recht, da Sie an das zweite Reimgebinde von Goethe's „Indischer Legende“ gedacht haben, dessen Anfangsverse lauten:

Als er nun hinausgegangen,
Wo die letzten Häuser sind,
Sieht er mit gemalten Wangen
Ein verlornes schönes Kind ꝛc.;

aber Ihre Gegnerin hat auch nicht Unrecht, da sie an das zweite Reimgebinde des von Luise Reichard in Musik gesetzten bekannten viel gesungenen Liedes von Klemens Brentano gedacht hat:

Nach Sevilla, nach Sevilla,
Wo die letzten Häuser stehen,
Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
Mädchen aus den Fenstern sehen ꝛc.

Also, wie gesagt, Sie haben Beide Recht, und die Wette muſs unentschieden bleiben. Besten Gruß!

Herrn W. in Altenwerder bei Hamburg: 1. Meiner Ansicht nach sind beide Ausdrucksweisen: „Lehrerverein der“ — oder: „auf den — Elbinseln“ statthaft, vgl. Sie: „Lehrerverein der“ — oder: „in der — Stadt Berlin ꝛc.“ Wollte man statt des zusammengesetzten Hauptworts „Lehrerverein“ die Auflösung: „Verein der Lehrer“ setzen, so würde ich für das Folgende die Präposition vorziehen, weil wohllautender als die beiden auf einander folgenden (von einander abhängenden) Genitive: der Lehrer der Elbinseln.

2. In den Versen:

„Gott laſs ihm freundlich allezeit
Sein Gnadenantlitz sehen“

ist der (dem Gebrauch des Französischen entsprechende und danach bei älteren guten Schriftstellern nicht seltene) durch den Druck hervorgehobene Dativ ihm nach dem heute durchgedrungenen Gebrauch in den Accusativ ihn zu ändern, dagegen würde der Dativ durchaus richtig sein, wenn das Schluſswort (statt sehen) etwa: leuchten hieße, vgl. Sie: Möge er allezeit Gottes Gnadenantlitz sehen (erblicken ꝛc.) — und: Möge ihm allezeit Gottes Gnadenantlitz leuchten! — Bei dem von lassen abhängigen Infinitiv (in der Fügung des Accusativs mit dem Infinitiv) muſs das Subjekt des abhängigen Satzes (im ersten: er, im zweiten Gnadenantlitz) in den Accus. übergehen, wodurch in dem ersten Satze ein Subjekts- und ein Objekts-Accusativ vorkommen, während in dem zweiten der Dativ ihm natürlich unverändert bleibt.

Von meinem Grundsatz, auf derartige sprachliche Anfragen nicht brieflich, sondern nur im Briefkasten der Zeitschrift zu antworten, kann ich nicht abgehen, erstens mit Rücksicht auf meine gar zu knapp bemessene Muße und zweitens, weil meine Auskunft nicht nur dem einzelnen Anfragenden, sondern einem weiteren Kreise zu Gute kommen soll. Dies möchte ich nicht nur Sie, sondern alle Anfragenden zu beherzigen freundlichst bitten.

Bücheranzeigen müssen wegen Raummangels fürs nächste Heft zurückbleiben.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Die orthographische Frage.

Von Daniel Sanders.*

Die „orthographische Frage" bewegt und erregt augenblicklich nicht bloß die nächst betheiligten Kreise der Schule und des Druckgewerbes, sondern alle Gebildeten und Bildungsbeflissenen in unserem Volke. Die erregten Erörterungen weisen deutlich auf etwas Krankhaftes in dem augenblicklichen Zustande hin, wie ja bekanntlich über sein Befinden der Gesunde weit weniger denkt und spricht als der Kranke oder Kränkliche.

Man ist gewohnt, unsere im allgemeinen Gebrauch im Großen und Ganzen herrschende Schreibweise nach Adelung zu benennen, obgleich sie älter ist als der genannte Meister und dieser sich die Ehre einer solchen Benennung im Voraus verbeten hatte.

„Es ist" — so sagt Adelung ausdrücklich in seiner vor fast hundert Jahren erschienenen „Vollständigen Anweisung zur deutschen Orthographie" S. 9 — „es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, unsere gewöhnliche Orthographie rühre von irgend einem oder dem anderen berühmten Sprachlehrer her. Besonders pflegt man sie in den neuern Zeiten gern die gottschedische zu nennen, weil man glaubt, Gottsched habe sie der Nation aufgedrungen, obgleich dieser, einige wenige ihm eigene Grillen abgerechnet, weiter Nichts that, als daſs er die Orthographie, welche er schon in völligem Gange fand, nach Regeln zu bestimmen und auf zweifelhafte einzelne Fälle anwendbar zu machen suchte. So lang vor ihm Hier. Freyer's ‚Anweisung zur Teutschen Orthographie' die gangbarste war, nannte man die herrschende Orthographie die Freyer'sche oder wohl gar die hallische, weil Freyer Inspektor an dem Pädagogio zu Halle war, obgleich auch er sich ganz an die allgemein übliche Orthographie seiner Zeit band . . . Ich verbitte daher im Voraus sehr feierlich die Ehre, unsere allgemein übliche Orthographie, so wie ich sie vortragen werde, in der Folge nach meinem Namen zu benennen, indem ich im Grunde nichts Neues lehren,

---

* Abdruck aus der von Friedr. Spielhagen herausgegebenen Zeitschrift „Westermann's illustrierte deutsche Monatshefte" (Mai 1880, Bd. 48, S. 256—265). Vgl. hier in der Zeitschrift S. 332—340, besonders die Fußanmerkung S. 336 und ferner den Aufsatz S. 363 ff. Ich mache noch besonders darauf aufmerksam, daſs mein Aufsatz vor reichlich 15 Jahren erschienen ist.

Der Herausgeber.

sondern mich nur bemühen werde, das Alte gründlicher, ausführlicher und fruchtbarer vorzutragen, als vor mir geschehen ist."

Auch Gottsched hatte ausdrücklich in seiner „Sprachkunst" (S. 21) erklärt: „Ich mag kein Neuling sein" — und auch der ältere von Adelung angezogene Hieronymus Freyer sagt in der Vorrede seiner in Halle 1722 erschienenen „Anweisung zur Teutschen Orthographie" (S. 3):

„Der geneigte Leser wird gar leicht wahrnehmen, dass ich mich bemühet, die ganze Anweisung auf einen gewissen Grund zu setzen und doch den eingeführten usum scribendi, so viel nur immer möglich, nicht nur beizubehalten, sondern demselben auch durch gute Gründe, insonderheit aber durch eine hinlängliche Analogie, hie und da aufzuhelfen."

Das waren, wie schon diese wenigen Anführungen beweisen, gesunde Zustände einer allmählichen und stetigen Fortentwicklung unserer Rechtschreibung. Männer von anerkanntem Ansehen suchten nicht etwa das Gewordene und Bestehende gewaltsam umzustürzen und in Weisheitsdünkel wirklich oder vermeintlich Besseres dafür der Gesammtheit aufzuzwingen, sondern sie erkannten vielmehr ihre Aufgabe darin, den Schreibgebrauch, wie er allmählich sich entwickelt und geworden, in feste, bestimmte Regeln zu fassen und in diesen nach der Sprachähnlichkeit zugleich auch für die noch schwankenden und zweifelhaften Fälle eine Richtschnur zu finden und zu empfehlen.

Hierbei waren alle Betheiligten wohl berathen: Schreiber und Drucker hatten eine — wenigstens für alle Hauptfragen — feststehende Norm; die Gedanken der Leser wurden nicht durch ungewöhnte und störende Wortbilder von dem Inhalte abgelenkt, die überall oder doch fast überall gleichmäßig auftretenden und sich so dem Gedächtnis fest und sicher einprägenden Wortbilder boten auch für den orthographischen Unterricht die beste Hilfe und Stütze und, da so sich alle Betheiligten wohl befanden, so war — nach einer oben gemachten Bemerkung — damals schwerlich von einer weite und tiefe Schichten des Volkes erregenden orthographischen Frage die Rede.

Damit soll und kann nicht verschwiegen werden, daß sich auch damals orthographische Neuerer aufthaten, darunter manche, wohl geeignet, durch ihre sonstigen Verdienste und das Gewicht ihres Namens eine gewisse Wirkung auszuüben; aber diese Wirkung war und blieb damals doch nur auf enge litterarische Kreise beschränkt, die große Gesammtheit des Volkes blieb davon unberührt und belächelte oder verlachte die unvolksthümlichen Neuerungen, wo sie überhaupt davon erfuhr, als schnell vorübergehende gelehrte Schrullen; und doch werden wir sie später wieder auftauchen und nachwirken sehen.

Ich nenne zuerst Klopstock, der sich namentlich in seinem zuerst 1779 erschienenen Werke „Über Sprache und Dichtkunst" theoretisch und praktisch für den Grundsatz aussprach, zu schreiben, wie man spreche (s. meinen „Katechismus der Orthographie", 4. Aufl., S. 7, wo ich auch buchstäblich eine Stelle in seiner Schreibweise mitgetheilt). Er ersetzt die von ihm verworfenen Dehnungsbuchstaben durch ein Dehnungszeichen, nämlich durch ein unter den Vokal gesetztes Häkchen. Sein heutiger Nachfolger Fricke (s. u.) hat dafür den allerdings bequemeren Länge-Strich über dem Vokal gewählt, und mit dieser Abänderung lasse ich zur Veranschaulichung eine kurze Stelle über die grossen Anfangsbuchstaben hier folgen:

„Di Alten fangen ni di Benennungen damit an. Di Neuern tūns nūr hīr und da, wīs kōmt. Wir schwankten emāls auch so. Fileicht het ich di grōssen Būchstaben nicht beibehalten sollen. Es ist dīs einer fon dēnen Punkten, bei welchen ich one Weiteres der Mērheit der Stimmen folgen wūrde."

Diese Klopstock'sche Schreibweise fand damals kaum Nachfolger, aber Klopstock's verlockendes Beispiel ermuthigte eine Menge der Unberufensten, sich zu sogenannten Sprach- und Schriftverbesserern aufzuwerfen, so dass Wieland 1783 sich veranlasst sah, im „Deutschen Merkur" seine Stimme gegen die lächerliche und unsere ganze Nation beschimpfende Sprachverwirrung zu erheben, die daraus entstehe, dass nicht nur die Magnaten unserer gelehrten Republik (die dem Volk hierin mit keinem guten Beispiel vorgehen), sondern beinahe Jeder, der Etwas drucken lasse, sich eine eigene Sprache und eine eigene Unrechtschreibung mache.

Obgleich diese Schreibverwirrung, wie gesagt, damals (mit einem Unterschiede ist Alles schon da gewesen!) nicht eben tief in das Volk und in die Schulen eindrang, so weckte oder verstärkte sie doch in allen besseren Köpfen und bei allen wirklichen Vaterlandsfreunden die Erkenntnis, wie nothwendig eine feste Regelung sei, und ebnete so den grammatischen und den oben erwähnten orthographischen Schriften Adelung's die Bahn.

Über Wieland aber möge hier bemerkt sein, dass er die im Jahr 1794 begonnenen Ausgaben seiner „Sämmtlichen Werke" mit lateinischen Lettern erscheinen ließ, aber zugleich auch, dass er später, durch Schaden gewitzigt, seinem Verleger über diesen Punkt schrieb:

„Was dem Unternehmen einer Gesammtausgabe meiner Werke sehr geschadet hat, sind die verwünschten lateinischen Lettern, die wir uns von den Liebhabern der geraden und halbrunden Linien haben aufschwatzen lassen. Ich habe seit drei bis vier Jahren Gelegenheiten genug gehabt, von Herren und Damen aller Klassen und Stände aus ihrem eigenen Munde die

Versicherung zu hören, dass sie deutsche Werke lieber mit den sogenannten deutschen Lettern gedruckt lesen als mit lateinischen." *

Auch Joh. Heinr. Voß hat in seiner Homerübersetzung die lateinische Schrift angewandt und dazu noch den gewöhnlichen Hauptwörtern die großen Anfangsbuchstaben entzogen, die er dort nur für die Eigennamen und die Vers- und Satzanfänge (nach Punkt, Ausruf- und Fragezeichen) bewahrte. Aber bezeichnenderweise hat er sich später, z. B. in seinen „Sämmtlichen Gedichten" Auswahl letzter Hand, zu dem allgemein herrschenden Gebrauch, d. h. zu deutscher Schrift und zu großen Anfangsbuchstaben für die Hauptwörter, bekannt.

Im 19. Jahrhundert fand die Adelung'sche Rechtschreibung (wie sie trotz des Meisters Verwahrung überwiegend genannt wurde) in Adelung's Sinn und Geist ihre Aus- und Fortbildung durch eine Menge von Sprachlehrern, unter denen ich nur zwei als besonders wirksam und maßgebend hier namhaft mache: Theodor Heinsius und Joh. Christ. Aug. Heyse. Jener sagt in dem (zuerst 1807 erschienenen) ersten Bande seines „Teut" — hier angeführt nach der 1814 erschienenen 2. Ausg., Bd. 1, S. 421:

„Da also der Deutsche in seiner Rechtschreibung sich dem Ausspruche eines gemischten Gerichtshofes unterwerfen und mehrere Grundsätze zur Entscheidung in streitigen Fällen aufstellen muss, so kann der Grammatiker es auch nicht zugeben, dass die Umformung der Sprache von einem oder dem anderen dieser Grundsätze allein abhängig gemacht und der Gebrauch, dem alle Völker in allen Jahrhunderten gehuldigt, aufgehoben werde; vielmehr muss er solchen bewahren, weil er sich sonst des Mittels beraubt, auf die Veredelung der Sprache und Schrift zu wirken, die beide — nach allen Gesetzen der Natur — nur allmählich fortreifen können und auf dem Wege ihrer Bildung wohl den leitenden und warnenden Finger des Grammatikers, nicht aber die Ruthe des Zuchtmeisters ertragen mögen."

Aus des so umsichtigen und besonnenen Heyse's „Theoretisch-praktischer deutscher Grammatik" aber (zuerst 1814 erschienen) heben wir nach der von dem Sohne, Prof. Dr. K. W. L. Heyse, bearbeiteten 5. Ausg. (vom J. 1838) Bd. 1, S. 198 ff. folgende, sehr beachtenswerthe Worte heraus:

„Richte dich nach dem allgemeinen oder herrschenden Schreibgebrauche deiner Zeit! . . .

„Die wenigen modernen Schriftsteller, welche von diesem herrschenden Schreibgebrauche abweichen, können dabei nicht in Betracht kommen . . .

* S. meine „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung" II, S. 99.

Eine solche auffallende Abweichung von dem durch die besten Schriftsteller einmal festgesetzten und festgehaltenen Schreibgebrauche ist an sich unrecht und allemal schädlich. Sie ist unrecht, weil in der Orthographie, so wie in der Sprache selbst, nicht ein einzelner Mensch, sondern nur die Nation und in dieser die meisten und gültigsten Stimmen entscheiden können, was richtig oder unrichtig ist. Sie ist aber auch immer schädlich, weil sie das an eine gewisse Form der Wörter einmal gewöhnte Auge des Lesers unangenehm stört, das Nachdenken von der Sache abzieht und gewöhnlich den für den Verfasser selbst nachtheiligen Verdacht erregt, dass er nicht wisse, wie man richtig schreibt . . . Man pflegt zwar solche Neuerungen mit dem Gesetze der Sparsamkeit zu rechtfertigen; aber es fragt sich, ob dieses Gesetz durch Weglassung einiger Buchstaben nicht noch mehr leidet. Was ein Schreiber vielleicht an Zeit dadurch gewinnt, Das verlieren Hunderte seiner Leser doppelt und dreifach, wenn sie fast in jeder Zeile an der ungewohnten Form eines Wortes einen Anstoß finden und stolpern. Gewöhnlich sind auch solche Neuerungen nur Wiederholungen alter Vorschläge einzelner, noch dazu unberufener Schriftsteller und wirken nicht viel mehr, als dass sie den in der Rechtschreibung Ungeübten nur noch mehr verwirren. Von Erfahrenern und Einsichtsvollern werden sie höchstens besprochen, belächelt und — vergessen . . . Das Auge soll und muss ohne Anstoß über die Schrift hinlaufen, damit der Geist sich ganz ungestört mit dem Vortrage der Sache beschäftigen kann. Dieser Endzweck wird aber am sichersten erreicht, wenn man nicht der Willkür oder dem Eigensinn und der Laune des Einzelnen, sondern dem herrschenden Schreibgebrauche folgt."

Und dabei erkennt Heyse bereitwilligst an, dass der Schreibgebrauch in einer lebenden Sprache kein starr unwandelbarer ist und sein kann, dass er sich vielmehr mit und nach der sich ändernden Aussprache umgestalten muss und dass auch ohnehin leise Berichtigungen und Verbesserungen statthaft und berechtigt sind, — natürlich (nach dem Obigen), so weit sie nicht dem Auge des Lesers sich befremdend und störend aufdrängen.

Der Sohn als Herausgeber und Umarbeiter verweist dazu in einer Anmerkung auf des vortrefflichen Karl Ferd. Becker „Deutsche Grammatik" S. 400, und wir halten es für angemessen, diese Stelle auch hier einzuschalten.

„Jede Abweichung von dem Schriftgebrauche ist zwar so lange als ein Verstoß gegen die Gesetze der Orthographie anzusehen, als sie nicht von der Mehrzahl der besseren Schriftsteller aufgenommen ist. Eine Neuerung ist jedoch, in so fern sie als ein Versuch zu einer zweckmäßigen Abänderung des Schriftgebrauches anzusehen ist, nicht immer zu tadeln.

Hat eine Neuerung wirklich eine größere Zweckmäßigkeit der Orthographie zum Gegenstande, ohne doch gegen die Grundgesetze derselben — das Gesetz der Aussprache und das der Abstammung — zu verstoßen, so wird sie leicht in den Schriftgebrauch aufgenommen. Ist sie aber dem eigentlichen Zweck der Schriftsprache nicht angemessen oder verstößt sie gegen die Grundgesetze der Orthographie, so bleibt sie, wie so viele in neuerer Zeit versuchte Neuerungen, dem Schriftgebrauche fremd."

Heyse hat denn auch bekanntlich in den späteren Auflagen seiner Grammatik (s. Bd. 1, S. 257 ff.) eine solche — von Anderen vorbereitete — Neuerung in dem Verhältnis des ss und ß ein- und durchzuführen gesucht, die dadurch eine weitreichende Verbreitung gefunden, ohne jedoch die herrschende Adelung'sche Schreibweise in diesem Punkte bisher aus dem Gebrauch der überwiegenden Mehrheit zu verdrängen.

Wenn aber Heyse in seinen obigen Äußerungen von den aus übel angebrachter Sparsamkeit hervorgegangenen unrechten und schädlichen Neuerungen spricht, so hat er dabei, außer Klopstock (s. o.), wohl namentlich den wunderlichen Wolke im Auge gehabt, dessen „Anleit" ꝛc. zwei Jahre vor der 1. Auflage der Heyse'schen Grammatik erschienen war. Es wird genügen, den Titel des Werkes hier buchstäblich herzusetzen.

„Anleit zur deutschen Gesammtsprache oder zur Erkennung und Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebst dem Mittel, die zahllosen — in jedem Jahr den Deutschschreibenden 10000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5000000 verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden und zu ersparen, von Christian Heinrich Wolke. Den Deutschen und den Freunden ihrer Sprache gewidmet. Dresden 1812, empfanglich bei dem Verfasser und Verleger zu 2²/₃ Rthlr., bei C. H. Reclam in Leipsig und in jedem Buchladen zu 4 Rthlr."

Von einem solchen Werke, das damals viel Staub aufwirbelte, begreift man leicht, dass es — um Heyse's Wort zu gebrauchen — von Einsichtsvollern belächelt und dann schnell vergessen wurde.

Ein weit ernsterer und gefährlicherer, obgleich Anfangs wohl kaum in seiner nachhaltigen und fortdauernden Wirkung vollständig erkannter Gegner erwuchs dem herrschenden Schreibgebrauch in der „Deutschen Grammatik" von Jakob Grimm, namentlich von der 2. Auflage des 1. Bandes (1822) ab.

Dem unbestritten und unbestreitbar hohen Werthe und Verdienste dieses epochemachenden und bahnbrechenden Werkes, in welchem man mit Recht die Grundlage der heutigen germanistischen Philologie erkennt, soll hier mit keiner Silbe zu nahe getreten werden; aber es muss hier auch, ohne Ansehen der Person, der Wahrheit zu Ehren, offen und rückhaltlos

ausgesprochen werden, dass Jak. Grimm und die sich an ihn anlehnende sogenannte „historische Schule“ an der Erschütterung des von Adelung und dessen Nachfolgern fest geregelten und bis vor wenigen Jahrzehnten im Großen und Ganzen von der Gesammtheit des deutschen Volkes allgemein anerkannten Schreibgebrauches eine wesentliche Schuld tragen.

Zwei von Grimm's Hauptforderungen haben wir schon im vorigen Jahrhundert von Joh. Heinr. Voß in seiner Homerübersetzung in Anwendung gebracht, aber später nicht beibehalten gesehen: den Ersatz der deutschen Schrift durch die lateinische und den Wegfall der großen Anfangsbuchstaben für Substantiva, die nicht Eigennamen sind. Dazu kam als Neues bei Grimm die Forderung, die heutige Schreibweise aus der älteren Gestalt der Wörter nach den von Grimm aufgestellten Gesetzen des Lautwandels zu bestimmen, ohne Rücksicht auf die sich heute in der Aussprache und den Wortformen thatsächlich kundgebenden Kreuzungen, Störungen und Abweichungen von den theoretisch aufgestellten Gesetzen.

Mit welchen Misständen und — selbst davon abgesehen — mit welchen unüberwindlichen Schwierigkeiten die Ausführung dieser Forderung verknüpft wäre, bedarf wohl keiner Auseinandersetzung; aber wie schwankend und zweifelhaft Jak. Grimm selbst sein ganzes Leben hindurch in der Orthographie gewesen ist, muss hier ausgesprochen werden. Ich führe hierüber einen gewiß unverdächtigen Zeugen an, einen von Jak. Grimm's wärmsten und eifrigsten Anhängern auch in der Rechtschreibung, Dr. K. G. Andresen. In seinem Buche: UEBER DEUTSCHE ORTHOGRAPHIE (Mainz 1855), worin er mit höchst anerkennenswerther Sorgfalt versucht hat, die Schwierigkeiten einer nach seines Meisters Forderungen streng „historischen“ Rechtschreibung möglichst zu überwinden, sagt er S. 8*:

„wie denn wirklich, wenn man sich der mühe unterziehen will zu vergleichen, in J. Grimms zahlreichen schriften sich kaum ein

* Wie man sieht, wendet der auf dem Buchtitel so verschwenderisch mit den großen Buchstaben umgehende Verfasser im Buche selbst lateinische Lettern und für die Substantiva kleine Anfangsbuchstaben an; doch ist er, ähnlich wie J. H. Voß (s. o.), in späteren Schriften auf die deutsche Schrift und die großen Anfangsbuchstaben für die Hauptwörter zurückgekommen. Umgekehrt hat Jak. Grimm sich zuerst (1816 in den „Heidelberger Jahrbüchern“, S. 1092) gegen die lateinischen Buchstaben erklärt, während er sich späterhin — zuletzt in der Vorrede zum deutschen Wörterbuch (s. dort S. LIII) — gegen die „verschnörkelte und verknorzte“ deutsche Vulgarschrift ereifert, wie er an derselben Stelle auch sagt: „sie ist es, die den albernen gebrauch grosser buchstaben für alle substantiva veranlaszt hat“, und wie er früher mit einem ähnlichen Kraftausdrucke den Ausspruch gethan: „wer grosze buchstaben für den anlaut der substantiva braucht, schreibt pedantisch.“ Bekannt ist W. Wackernagel's Entgegnung (in der Rede über Schulpedanterei): „Große Anfangsbuchstaben der Substantiva jetzt wiederum mit viel Aufhebens abzuschaffen, ist Pedanterei.“

einziges als nicht unzweifelhaft geltendes wort findet, das immer in gleicher form dem leser entgegentritt;“
und dazu fügt er in einer Anmerkung:

„Man findet: allmählich, allmälich, allmählig, allmälig; schmied, schmid, schmidt; essich, essich, essig, essig; past, passt, paßt; gröste, grösste, größte; weize, weizen, waize, weitzen; gewis, gewiss, gewiß; vornehmlich, vornemlich, vornämlich; kenntnis, kentnis, kenntniss; reisich, reisig, reissig; mass, maass, mas; überschwänklich, überschwenklich, überschwänglich.“

Alle Nicht-„Germanisten“ im deutschen Volke hatten und nahmen kaum unmittelbar Kenntnis von den gelehrten Arbeiten Grimm's; die „Haus- und Kindermärchen“ dagegen z. B. traten dem Volke in der gewohnten heimischen Schrift und in der allgemein geltenden Rechtschreibung vor die Augen. Aber man wird nach den obigen Mittheilungen begreifen und zugestehen, dass die nicht-germanistischen Leser der Grimm'schen gelehrten Schriften wohl die darin angewandte Schreibweise mit in den Kauf nehmen mochten, aber unmöglich darin ein Muster und eine Richtschnur für eine allgemeine Rechtschreibung des deutschen Volkes erblicken konnten und durften. Allmählich gewann natürlich bei der hohen Bedeutsamkeit Grimm's seine Schreibweise nicht nur bei vielen Germanisten, sondern auch außerdem in einzelnen gelehrten Kreisen etwas Boden; aber wenn Anderen, den Gebildeten wie dem gewöhnlichen Manne, ein deutsches Buch mit lateinischen Lettern, mit kleinen Anfangsbuchstaben für die Hauptwörter und mit allerlei sonstigen Absonderlichkeiten in der Schreibweise zu Gesicht kam, so schüttelten sie wohl verwundert oder lächelnd den Kopf über die „Schrullen“ der „gelehrten Sonderlinge“, ohne jedoch darin eine Gefahr für die allgemeine deutsche Rechtschreibung zu ahnen. Und eine solche Gefahr trat allerdings erst allmählich merkbar hervor, als zahlreiche Germanisten in den höheren Unterrichtsanstalten auftraten und ihren Schülern die neu erlernte Weisheit mitzutheilen und anzuempfehlen bestrebt waren, damit auch diese sich mit dem so wohlfeilen Ruhme schmücken könnten, sich durch lateinische Schrift, klein geschriebene Substantiva, durch Weglassung der „unorganischen“ Dehnungsbuchstaben und Ähnliches mehr von der großen Masse der nicht „historisch richtig“ schreibenden Deutschen zu unterscheiden.

Wer diese kleinliche Wirkung der großartigen sprachgeschichtlichen Forschungen Grimm's wahrnahm, mochte immerhin mit leichter Abänderung der bekannten Verse denken oder sagen:

Wie er sich räuspert und wie er spuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt;
Aber sein Talent, ich meine: sein Geist,
Sich nicht in solchen Äußerlichkeiten weist;

jedenfalls aber mußte und muß zugestanden werden, daß hier in der hochmüthigen Absonderung der germanistisch Gelehrten oder gelehrt scheinen Wollenden eine Erschütterung der bis dahin im Großen und Ganzen feststehenden deutschen Rechtschreibung vorbereitet wurde oder für den Aufmerksamen bereits sichtbar hervortrat.

Als ich daher vor nahe einem viertel Jahrhundert (1856) als Vorbereitung und Vorläufer meines deutschen Wörterbuches die 1. Auflage meines „Katechismus der deutschen Orthographie" veröffentlichte, machte ich in dem Vorwort folgende Andeutungen, die hier zu wiederholen wohl verstattet sein wird:

„Hat man wohl hin und wieder die Orthographie ein Gewand der Sprache nennen wollen, so erscheint mir — man denke dies auch noch so eng dem Körper sich anschmiegend — die Bezeichnung jedenfalls zu äußerlich, zumal bei einer Schriftsprache mit ausgebreiteter Litteratur. Die Orthographie ist vielmehr die Form, in welcher die Sprache dem Auge sich darstellt mit derselben Deutlichkeit, Klarheit und Bestimmtheit, wie das gesprochene Wort dem Ohre. Aus dem innersten Wesen der Sprache hervorgegangen; mit der lebendig sich entwickelnden sich fort- und umbildend; nie getrennt und nie zu trennen von dem gesprochenen Wort, dessen stetige Einwirkung sie erfährt, indem sie gleichzeitig darauf — minder hervortretend freilich — zurückwirkt, ist diese Darstellungsform der Sprache für das Auge gewiß mehr als ein bloßes Gewand, das etwa mit einem anderen vertauscht werden könnte.

„Meinen hieraus wohl erkennbaren Standpunkt in Behandlung der Orthographie und — wie ich hinzufügen darf — der Sprache überhaupt würde ich gern als den geschichtlichen bezeichnen, müßte ich nicht die Mißdeutung befürchten, zu der sogenannten oder doch wenigstens so sich nennenden historischen Schule gezählt zu werden, die doch die lebendige Fortentwicklung der Sprache verkennt, indem sie die heutige nach der früheren modeln zu können wähnt und so in der Orthographie z. B. unsere deutschen Buchstaben, wie sie in und mit der Sprache sich entwickelt haben, ferner die großen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter, die Dehnungsbuchstaben rc. verbannen will, ohne zu erwägen, daß, schon vom äußerlichsten Standpunkte aus, dem entwickelten Körper das Gewand des Kindes nicht mehr paßt. Mir erscheint es vielmehr als wahrhaft geschichtliche Behandlung der Sprache, anzugeben, wie sie sich in der That entwickelt hat, nicht, wie nach irgend einem ‚System' sie sich hätte entwickeln können; Sprach- und Schriftgebrauch gelten mir als Erzeugnis des rastlos wirkenden Volksgeistes, das der Sprachforscher nicht etwa ‚machen', sondern anerkennen und, so weit er kann, in seinen Gründen erkennen soll, überzeugt, daß der

Volksgeist überall das Rechte schafft, das der modelnden und bessernden Hand des Einzelnen nicht bedarf. — Dass in der Orthographie der heutige Gebrauch, wobei Abweichungen Einzelner natürlich nicht in Anschlag kommen, im Großen und Ganzen feststehend, in Einzelheiten schwankt, wird dabei nicht verkannt; doch bekundet eben darin die Sprache sich als organisch, da nur dem Unorganischen die starren, geraden Linien zukommen. In dem vorliegenden Katechismus habe ich den allgemeinen Gebrauch unbedingt als Richtschnur anerkannt; in den Fällen aber, wo noch Schwanken herrscht, mich, ohne die Berechtigung anderer Ansicht verkennen zu wollen, für die Schreibweise erklärt, die mir nach den Sprachgesetzen, wie sie sich in dem feststehenden Gebrauch kund geben, als die folgerichtigste erschien."

Diese Anschauungen — wie man sieht, sind es dieselben, denen Adelung und Heyse ꝛc. gehuldigt — vertrete ich auch noch heute unverändert, und sie bildeten auch — wie ich mit Rücksicht auf das Folgende gleich vorweg bemerken möchte — die Grundlage der orthographischen Schriften des verstorbenen Rudolf von Raumer.

Für den nun wieder aufzunehmenden geschichtlichen Abriss bemerke ich, dass die Bestrebungen der „historischen Schule" in ganz natürlichem Rückschlage die Gegenstrebungen der „Phonetiker" wach riefen, als deren hauptsächlichen Vertreter in früherer Zeit wir bereits Klopstock kennen gelernt und für die Gegenwart den ebenfalls bereits erwähnten Dr. F. W. Fricke zu nennen haben. Man kann diesem Sprachforscher das Zugeständnis machen, dass, wenn es sich darum handelte und handeln könnte, den bisherigen Bau unserer Rechtschreibung ganz über den Haufen zu stürzen und an dessen Stelle mit Benutzung einzelner älteren Bausteine einen vollständig neuen Bau aufzuführen, Fricke's Vorschläge allen Anspruch auf Beachtung verdienen würden; aber allerdings die nothwendige Vorfrage, ob man einen solchen Neubau wolle, wird gewiss von dem gesammten deutschen Volke mit verschwindenden Ausnahmen höchst entschieden verneint; und sonach gestaltete sich die Forderung der praktischeren und minder durchgreifenden Phonetiker (oder folgerichtiger „Fonetiker") dahin, unsere deutsche Rechtschreibung allmählich nach den Grundsätzen der reinen Lautschrift umzuformen und sie somit einer fortwährenden Erschütterung auszusetzen. Die einander bekämpfenden „Historiker" und „Phonetiker" trafen übrigens in einzelnen ihrer Angriffspunkte zusammen, so namentlich in dem Kampfe gegen die deutsche Schrift, gegen die großen Anfangsbuchstaben der Substantiva und gegen die Dehnungsbuchstaben, von denen freilich die Phonetiker nicht nur die „unorganischen", sondern auch die organischen beseitigt wissen wollten. Im Einzelnen freilich herrschte unter den Angreifern des Bestehenden der größte Zwiespalt und Widerspruch;

aber jedenfalls litt die bis dahin feststehende und im allgemeinen Gebrauch anerkannte deutsche Rechtschreibung empfindlich, und es drohte wieder eine Sprachverwirrung, wie die vor etwa hundert Jahren (1783) von Wieland gegeißelte (s. o.), wonach Jeder in Schrift und Druck sich „eine eigene Unrechtschreibung“ zu machen für befugt erachtete.

In den zunächst und zumeist davon betroffenen Kreisen des Druckgewerbes und der Schule suchte man dagegen möglichst Abhilfe und, so weit eben der Einfluss Einzelner reichen konnte, Wiederherstellung eines einheitlichen, fest geordneten und geregelten Zustandes. Aus diesen Bestrebungen gingen die „Hausorthographien“ namentlich der größeren Druckereien hervor und die „Regeln und Wörterverzeichnisse für die Schulen“ einzelner Städte, Bezirke und Staaten.

Da erfolgte zu Aller Freude 1870 die Wiederherstellung des deutschen Reiches; und ich war wohl der Erste, der öffentlich in einer Schrift den naheliegenden Gedanken aussprach, hieran eine neue und durchgreifende Anstrengung zur Feststellung der deutschen Rechtschreibung zu knüpfen, s. meine „Vorschläge zur Feststellung einer einheitlichen Rechtschreibung für Alldeutschland“ (Berlin 1873 und 1874) und vgl. dazu Du Bois-Reymond's Rede „Über eine Akademie der deutschen Sprache“ (Berlin 1874), S. 20 u. 37 ff., und daran sich anreihend, mehrere Schriften und Aufsätze von mir aus dem folgenden Jahre, namentlich einen in dem von Dr. Franz von Holtzendorff herausgegebenen „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reichs“ (1875, 1. Hälfte S. 214 ff.). Ich halte es für angemessen, hieraus wenigstens folgende Stellen anzuführen:

„In dieser Frage auch hier meine Stimme zu erheben, halte ich für eine vaterländische Pflicht, weil eine einheitliche deutsche Rechtschreibung so recht eigentlich eine deutsche Reichsangelegenheit ist, die ohne das Zusammenwirken der verschiedenen Regierungen überhaupt nicht zu Stande kommen kann und auch dann nur in wahrhaft ersprießlicher und segensreicher Weise, wenn man auf das sorgfältigste bedacht ist, von vornherein verhängnisvolle Missgriffe zu vermeiden und zu verhüten.

„Dass eine einheitliche deutsche Rechtschreibung etwas höchst Wünschens- und Erstrebenswerthes ist, darüber, glaub' ich, sind alle denkenden Vaterlandsfreunde unbedingt einig; aber über den Weg zu diesem erstrebenswerthen Ziele gingen und gehen die Ansichten aus einander, und zwar lassen sich hier drei Hauptrichtungen unterscheiden, von denen die eine nach der mittelhochdeutschen Schreibweise zurückstrebt, die andere der freilich mannigfach bedingten und beschränkten reinen Lautschrift sich allmählich mehr anzunähern sucht, während die letzte oder eigentlich mittlere Richtung

an der heute herrschenden Schreibweise, wie sie in geschichtlicher Entwicklung allmählich geworden, festhält, nur bemüht, das noch Schwankende festzustellen und die nachweislich vorhandenen Lücken möglichst mit dem Übrigen übereinstimmend auszufüllen.

„Welche von den drei bezeichneten Richtungen man zu wählen haben wird, Das ist bei einer in Aussicht genommenen Regelung unserer Rechtschreibung die erste und zugleich die hauptsächlichste Frage, von der alles Übrige abhängt und die man nicht sorgfältig und bedachtsam genug erwägen kann, weil ein Missgriff hier von weit durchgreifenderer und verhängnisvollerer Wirkung wäre als ein etwa später bei der Ausführung im Einzelnen begangener.

„Die nach der mittelhochdeutschen Schreibweise zurückstrebende Richtung, von ihren Anhängern gern die historische, richtiger und sachgemäßer die rückschrittliche genannt, hatte noch vor Jahrzehnten gewichtige, eifrige und beredte Fürsprecher. Heute dagegen kann man für die allgemeine Regelung unserer Rechtschreibung diesen Standpunkt wohl nicht mit Unrecht als einen bereits überwundenen bezeichnen; durchaus aber noch nicht überwunden sind seine schädlichen Nachwirkungen. Denn namentlich unter dem gewichtigen Einfluss der sogenannten oder vielmehr so sich nennenden historischen Schule ist an der besonders durch die Bemühungen des vortrefflichen Adelung festgestellten deutschen Rechtschreibung hier und da gerüttelt und geschüttelt und allmählich dadurch in der That manches zumal von dem genannten Meister sorgsam Festgestellte erschüttert und ins Schwanken gebracht und eben dadurch die Nothwendigkeit einer neuen Feststellung hervorgerufen worden."

In Betreff Dessen was ich dann über die von den einseitigen Phonetikern drohende Gefahr der das Auge störenden und befremdenden Wortbilder, der erhöheten Schwierigkeit und Unsicherheit für das Lesen, der Verdunklung des Verständnisses und endlich der fortwährenden und nachhaltigen Erschütterung unserer Rechtschreibung näher ausgeführt, muss ich die für das Einzelne dieser Frage sich Interessierenden auf den angeführten Aufsatz selbst* verweisen. Ich begnüge mich hier nur noch aus dem Schluss das Folgende anzuführen:

„Nach dem Gesagten brauche ich wohl kaum noch erst besonders auszusprechen, dass ich nach meiner innigen, fest und wohl begründeten Überzeugung den einzig praktisch aus- und durchführbaren Weg zu einer einheitlichen Regelung unserer Rechtschreibung in dem zu Anfang bezeichneten dritten erblicke, wonach man, unter voller und rückhaltloser Anerkennung

* Wieder abgedruckt auch in meinen „Deutschen Sprachbriefen" (12. Aufl.) S. 255 ff.

des im allgemeinen Gebrauch Feststehenden, sich nur auf eine einheitliche Feststellung des noch Schwankenden und eine Ausfüllnng der nachweislichen Lücken beschränkt, hier aber in jedem einzelnen Falle die beiden in unserer Rechtschreibung besonders hervortretenden Momente, nämlich die möglichst entsprechende und genaue Lautbezeichnung und die größte Deutlichkeit, den Ausschlag geben lässt."

Als dann im Januar 1876 der preußische Unterrichtsminister Dr. Falk im Einverständnis mit sämmtlichen Bundesregierungen die sogenannte „orthographische Konferenz" nach Berlin berief, glaubten die Freunde der einheitlichen deutschen Rechtschreibung sich dem ersehnten Ziele nahe; und auch ich ging mit freudigen Hoffnungen in die Konferenz, da die zur Grundlage der Verhandlungen zu dienen bestimmte Schrift des Professors Rudolf v. Raumer mit meinen Grundanschauungen übereinstimmend war und ich annahm, es würden alle Mitglieder der Versammlung ihre Abweichungen im Einzelnen der zu erringenden Einheit eben so bereitwillig zum Opfer bringen wollen, wie ich dazu fest entschlossen war.

Aber die Mehrheit in jener Versammlung bestand aus Phonetikern, welche sich nicht mit der bloßen einheitlichen Feststellung des Schwankenden begnügen wollten, sondern die Gelegenheit zu Neuerungen für günstig erachteten und unsere Rechtschreibung nach phonetischen Grundsätzen umgestalten wollten, die sofort vollständig durchzuführen sie freilich selbst als Unmöglichkeit erkannten, die sie aber doch bis auf das äußerste Maß des ihnen zur Zeit irgend erreichbar Scheinenden durchsetzen wollten und zu können hofften.

Leider hatte Prof. v. Raumer diesen umstürzenden Bestrebungen, wenn auch nicht in der zur Grundlage der Verhandlungen bestimmten Schrift („Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Orthographie"), doch in der ihr beigegebenen „Begründung" eine begierig ergriffene Handhabe gegeben. Ich kann nicht umhin, die bereits von mir bei verschiedenen Gelegenheiten hervorgehobenen Worte Raumer's nach den im Auftrage des königl. preußischen Unterrichtsministers veröffentlichten „Verhandlungen der zur Herstellung größerer Einigung in der deutschen Rechtschreibung berufenen Konferenz" (Halle 1876), S. 53, auch hier wörtlich herzusetzen:

„Ich habe mich in den Regeln und dem Wörterverzeichnis möglichst an die herkömmliche Orthographie angeschlossen und nur an einzelnen besonders schadhaften Stellen zu bessern gesucht. In der hier folgenden Begründung dagegen habe ich hin und wieder darauf hingewiesen, welchen Weg wir einzuschlagen haben würden, wenn wir — und zwar gleich jetzt — in der Umwandlung unsrer bisherigen Schreibweise noch weiter gehende Schritte thun wollten."

Diesen von Raumer nur bedingungsweise eingenommenen Standpunkt machte die Mehrheit zu ihrem Ausgangspunkt und riss dabei Raumer selbst mit fort. Wie weit dieser sich dabei von seinem ursprünglichen Standpunkte entfernte, muss hier wenigstens an einem kurzen Beispiele gezeigt werden. Nach Raumer's ursprünglicher Vorlage waren in dem „Wörterverzeichnis“ (s. „Verhandlungen“, S. 29) die ersten 3 Wörter: Aal, Aar, Aas. Nach den Umgestaltungen, welche die ursprüngliche Vorlage durch die Beschlüsse der Mehrheit erfahren, sucht man sie in dem „Wörterverzeichnis“ (a. a. O., S. 153) vergebens am Anfange, findet sie vielmehr aus einander gerissen an späteren Stellen, nämlich: Al — dahinter Ale (statt des ursprünglichen Ahle). — Ar (Adler und Flächenmaß). — As, Ases und unmittelbar dahinter: As, Asse.*

Vergeblich hatte in der Versammlung gegen solche Umgestaltung der geltenden Rechtschreibung die – aus Prof. Wilh. Scherer, Dr. Th. Toeche und mir bestehende — Minderheit ihre Stimme erhoben und beachtenswertherweise die ursprüngliche Raumer'sche Vorlage gegen Raumer selbst in Schutz genommen, der freilich schließlich gemeinsam mit Schulrath Klix, Dr. Frommann, O. Bertram und Prof. Kraz den mit 9 gegen 5 Stimmen angenommenen Antrag stellte, für den Fall, dass die über die Beseitigung der Dehnungsbuchstaben gefassten Beschlüsse auf unüberwindliche Hindernisse stoßen sollten, auf die Bestimmungen hierüber in der ursprünglichen Vorlage zurückzukommen. Zu spät! — nachdem die mit so frohen Hoffnungen von den Regierungen und dem Volke begrüßte orthographische Konferenz unter dem gleichmäßigen Widerstande des Volkes und der Regierungen an den phonetischen Umgestaltungsbeschlüssen bereits gescheitert war.

Über die nun folgenden unerquicklichen Zustände kann ich schneller hinweggehen, da sie im Allgemeinen gewiss in Aller Gedächtnis sind und ich für das Einzelne die sich näher dafür Interessierenden auf einige Aufsätze von mir verweisen kann: (Augsburger) Allgemeine Zeitung vom 10. Dec. v. J. (Nr. 344), vom 5. und vom 11. Febr. d. J. (Nr. 36 und 42); und: Berliner Tageblatt vom 7. März (Nr. 113).

An Stelle der allseitig heiß ersehnten einheitlichen deutschen Rechtschreibung haben wir zur Zeit fünf verschiedene Orthographien: vier amtliche Schulorthographien (eine preußische, bairische, würtembergische und österreichische) und eine — von mir herausgegebene — von mehr als 400, zum Theil sehr bedeutenden Firmen angenommene gemeinsame Hausorthographie des Druckgewerbes.

* In dem amtlichen Wörterverzeichnis für Preußen heißen auch jetzt noch die ersten drei Wörter: Aal, Aar, Aas.

So unerquicklich und trostlos nun auch diese Zustände des Zwiespalts und der Zerrissenheit auf den ersten Blick erscheinen, so bieten sie doch bei näherem Hinblick die tröstliche Aussicht, dass sich aus ihnen — hoffentlich sehr bald — die allseitig sehnlichst herbeigewünschte Einheitlichkeit entwickeln werde.

Denn erstens stehen im Großen und Ganzen sämmtliche genannten fünf Orthographien übereinstimmend auf dem von der Minderheit in der orthographischen Konferenz eingenommenen Standpunkte der ursprünglichen Raumer'schen Vorlage, und daher stimmen sie bereits in einer großen Anzahl bisher schwankender Punkte auf dem gemeinsamen Boden des herrschenden oder überwiegenden Gebrauches überein (nur etwa in Bezug auf das th haben die preußische und die bairische Schulorthographie vom phonetischen Standpunkte aus Feststellungen getroffen, die in entschiedenem Widerspruch mit dem herrschenden Gebrauche stehen, ohne jedoch die Forderungen der Phonetiker zu erfüllen).

Daher handelt es sich zweitens um eine beschränkte Anzahl von Punkten, für die es allerdings noch der Einigung bedarf. (Die bestimmte Formulierung dieser Punkte behalte ich mir für eine andere Gelegenheit vor.) Aber auf dem gemeinsamen Boden stehend und durch die Erfahrungen der orthographischen Konferenz gewitzigt, wird man sich über diese Punkte gewiss leicht einigen können und wollen. Ist doch eine Einheitlichkeit hier überhaupt nur möglich, wenn Jeder bereit und willig ist, einzelne ihm lieb gewordene Gewohnheiten oder selbst wohl begründete Überzeugungen zum Opfer zu bringen, wie ich Dies z. B. in meinem Hilfsbuch für die Druckgewerbe mehrfach gethan habe.

Und letztens — aber nicht als Letztes — hat sich die Überzeugung von der Schmählichkeit und Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände an maßgebender Stelle so entschieden Bahn gebrochen, dass wir ihrer rechtzeitigen Ordnung und Regelung von Reichswegen wohl entgegensehen dürfen; und so schließe ich denn diesen Aufsatz mit dem Wunsche und in der fröhlichen Erwartung, dem geneigten Leser in nicht zu ferner Zeit über die glücklich gewonnene einheitliche Rechtschreibung Bericht erstatten zu können.

Goethe's Beziehungen zu Jakob und Wilhelm Grimm.*

Nach dem fast ausschließlichen Kultus des klassischen Alterthums, den die italiänische Reise in ihm zur höchsten Blüthe gebracht hatte, wandte sich Goethe zu Anfang dieses Jahrhunderts wieder den germanischen Idealen seiner Jugend zu, diesmal jedoch um ein gut Theil gereifter, besonnener und maßvoller als in der Straßburger Zeit. Während Herder von dem

* Richard Steig, Goethe und die Brüder Grimm. Berlin, Wh. Hertz 1892.

breiten Plane der deutschen Volkspoesie in den Bezirk der stammverwandten Völker überschritt und, seiner Idee von dem ursprünglichen Einklang aller Naturpoesie folgend, das Gebiet der fremden, selbst der wilden Völker durchschweifte, zog sich Goethe seine Grenzen enger und mit der vorsichtigen Zurückhaltung eines Mannes, dessen Bestes unter einer andern Sonne gereift war, stand er selbst dann noch der wieder aufgelebten Bewegung seiner Jugendtendenzen gegenüber, als diese von Geistern vertreten wurde, die, wie er sich im Stillen freudig gestand, seine fördernde Unterstützung wohl verdienten.

Zu Jena, in dem Goethebegeisterten Kreise der Brüder Schlegel waren die Keime dieser immer noch jugendlichen, aber schon geläuterten Bewegung zuerst aufgegangen; von hier trugen Klemens Brentano und Karl Friedrich von Savigny fruchtbare Samenkörner hinüber nach Marburg, wo sie schon zu fröhlicher Saat aufzugehen sich anschickten, als um das Jahr 1802 die Brüder Grimm die hessische Landesuniversität bezogen und alsbald freundliche Aufnahme fanden in diesem zu andächtiger Empfänglichkeit wie zu muthigem selbstthätigem Schaffen gleich freudig anregenden Kreise: hier lasen sie Tieck's eben erschienene, mit zündender Vorrede eingeleitete „Minnelieder", hier trugen sie unter Brentano's Leitung von ihren Ausflügen Volkslieder, Sagen und Märchen mit wachsendem Eifer zusammen, hier wurden sie für die Romantik gewonnen und von der entscheidenden Stimme ihres Innern früh schon auf das künftige Feld ihrer Thätigkeit gewiesen. Ein glücklicher Zufall führte der frischen Begeisterung neue Nahrung zu: als litterarischer Gehilfe Savigny's nach Paris berufen, vertiefte Jakob sich hier in die Handschriften alter deutscher Poesien und ging mit liebevollem Verständnis dem ernsten Tiefsinn eines Dürer, Eyck und Ruysdael nach. Aber seine innigste Neigung gehörte doch der antiken und der italiänischen Kunst des Mittelalters: voll „trunkener" Bewunderung „kniete er im Herzen" vor Rafael's, Leonardo da Vinci's und Titian's Bildern und mitten in dieser fremden Welt ging ihm nun plötzlich immer klarer und reifer das Verständnis Dessen auf, der ihm von ferne vereinzelte Strahlen seines Lichtes schon auf die Marburger Tage geworfen hatte, den ihn eine von seinen Gönnern gepflegte Pietät schon früh hatte verehren heißen: Goethe ward ihm innerlich lebendig. In mittheilsamer Freude verkündigte er's seinem Bruder und nun warfen sich beide mit rationellem Bewusstsein auf das Studium des verehrten Meisters: Wilhelm, indem er sich zunächst durch gründliche und umfassende Lektüre mit dem litterarischen Boden bekannt zu machen suchte, worin Goethe wurzelte, Jakob, indem er aus Savigny's reichen Briefschaften Alles, was sich auf den Gewaltigen bezog oder von ihm selber stammte, mit bewunderndem

Nachempfinden sinnend durchdachte. Und nicht lange — da wandte den Brüdern der Gefeierte selbst seine wohlwollende Theilnahme zu.

Im Herbst des Jahres 1807 schloß zunächst Achim von Arnim, inzwischen durch Goethe's Freundschaft ausgezeichnet und als Herausgeber von „Des Knaben Wunderhorn“ rühmlichst bekannt geworden, in der westfälischen Residenzstadt Kassel, wo Jakob eine Bibliothekarstelle erhalten hatte, seinen Freundschaftsbund mit den jungen „gelehrten deutschen Sprach- und Litteraturkennern“. Seine frohsinnige, mild belebende Persönlichkeit brachte namentlich die ihm verwandte subjektiv-poetische Natur Wilhelm's zu hingebender Vertraulichkeit und rückhaltloser Mittheilung seiner litterarischen Zukunftspläne, während das historisch-objektive Verfahren, zu dem sich schon damals fest und entschieden Jakob bekannte, manches Bedenken gegen Arnim's ästhetisch modernisierende Behandlung nicht unterdrücken konnte. Indess, mit seinem fördernden Rath und seiner gelegentlichen Mitarbeit für das „Wunderhorn“ hielt auch er nicht zurück, so wenig wie er sie dem Zwillingsunternehmen, der mit feinsinniger Huldigung Goethe zugeeigneten „Tröst-einsamkeit“ entzog, die dieser zwar nie mit eigenen Beiträgen, wohl aber mit seinem lebhaftesten Interesse bedachte und die ihm zuerst — wie er später bekannte — nicht grade in vortheilhaftester Weise die litterarische Bekanntschaft mit den Brüdern Grimm vermittelte. Sein unwilliger Ausspruch über „die Herren Görres und Konsorten, die immer noch dichtere Nebel über die Nibelungen zögen“, galt halbwegs auch ihnen.

Da er sonst aber, aus Savigny's, Arnim's und Bettina's Munde, nur Gutes über die neuen Kasseler „Einsiedlerfreunde“ vernahm, so durfte er zu Ende des Jahres 1809 dem Besuche Wilhelm's mit ehrlicher Freude entgegensehen. Arnim und Brentano spielten, um diese Begegnung, die unter Umständen ja recht folgenreich werden konnte, ins Werk zu setzen, ein wenig die Vorsehung: mit geschickter Hand lenkten sie, wie's scheint, die Fäden, um den unsterblichen, erfolggekrönten Alten und den hoffnungsvollen, zukunftsicheren Jungen zusammenzuführen, vielleicht dass durch deren Bündnis ihre romantisch-nationalen Ideale zu unverhofft schneller Reife gediehen. Während Wilhelm's harmlos unbefangener Gedanke nur auf die Weimarer und Jenaer Minnelieder-Codices ging, die er durch Goethe's Vermittelung für seinen Bruder Jakob zu erhalten hoffte, bauten die beiden Romantiker für eine weitausschauende Zukunft. Leider waren es Luftschlösser: zwar empfing der Alte den Jungen „artig genug“, unterhielt sich auch mit ihm in entgegenkommender Freundlichkeit über Stoffe, die dem Germanisten am Herzen lagen: über die Nibelungen, deren Bekanntschaft ihm erst neuerdings von der Hagen's Ausgabe wieder aufgefrischt und worüber er sogar eingehende Aufsätze von Grimm selbst mit gründlicher

Aufmerksamkeit gelesen hatte, über nordische Mythologie, von der ihm in seiner Frühzeit schon Herder Dies und Jenes mitgetheilt hatte, über den Simplicissimus, dem er reiche und tiefe Poesie nachrühmte, — aber ein gemessen freundliches, rein persönliches Wohlwollen, das war schließlich doch Alles, was die — im Grunde genommen — recht mühsam veranstaltete Begegnung dem jungen Grimm einbrachte. „Ein artiger junger Mann, der aus Arnim, Brentano und Engelhardt gemischt ist, auch in der Physiognomie", lautete Goethe's vorsichtiges Urtheil. Dem bescheidenen Besucher aber wurde durch diese bedächtige Zurückhaltung sein begeistertes Entzücken für den „Herrlichen" zum Glück nicht gestört: seine unter dem frischen Eindruck des Gesprächs an seinen Bruder, an Arnim und Steffens geschriebenen Briefe fließen über von Freude und Dank, zumal da der Mächtige versprochen hatte, das Anliegen um die Liederhandschriften der Weimarer Bibliothek nach Kräften zu fördern und den „feinen, artigen jungen Mann" auch für Jena mit warmen Empfehlungsbriefen versah. Aber hier hatte Grimm keinen Erfolg: die sehnsüchtig begehrte Handschrift lag an einer Kette, auf eine ruhige Durchsicht war gar nicht zu rechnen. Tief verstimmt und verdrossen lenkte der Enttäuschte seine Schritte zurück zu Goethe, um sich wenigstens der Erfüllung seines ersten Gesuches — um die Weimarer Folianten — zu versichern. Etwas gewunden, mit vorsichtigem Achselzucken, und förmlich genug beschrieb ihm der Geheime Rath den umständlichen Geschäftsgang, der hoffentlich — mit Hilfe seiner eigenen Befürwortung — zu der Erlangung der Handschriften führen würde. Noch schlimmer erging es einer andern Bitte, mit der der Schüchterne bis zum letzten Augenblick gezögert hatte: seine Hoffnung auf eine Förderung der Übersetzungen aus dem Dänischen und Schottischen zerrann gänzlich. So schmerzlich die Enttäuschung sein mochte: Goethe konnte damals nicht mehr anders handeln. Er mochte und durfte nicht den Glauben aufkommen lassen, als sei er ein litterarischer Parteichef der etwas gar zu tumultuarisch und aufdringlich katholisierend betriebenen altdeutschen Bestrebungen, für die ihn namentlich die Schlegel gerne gestempelt hätten, — wenn anders er nicht unehrlich gegen sich selbst und seine innersten Gefühlsüberzeugungen hätte werden wollen, die ihn über Edda und Nibelungen hinweg immer wieder zu Homer und Sophokles wiesen. Ohne verhüllende Zweideutigkeit wehrte er deßhalb gleich bei der ersten persönlich an ihn herantretenden Versuchung die zu ihm emporschauende Hoffnung auf eine Wiedergeburt der altdeutschen Poesie in dem Geiste eines großen modernen Dichters mit männlicher Bestimmtheit ab. Als ein — wenn auch sich selbst wohl unbewusster — Abgesandter und Bevollmächtigter aber der romantisch-mystischen Schule von der Farbe Achim's von Arnim mußte seinem klaren

Geiste der junge Wilhelm Grimm vom Jahre 1809 in der That erscheinen und, wenn er in Bezug auf diese Zeit nach Jahren in seinen Lebenserinnerungen schrieb: „es war damals Nichts natürlicher, als dass man deutsche Sprachalterthümer hervorhob und immer mehr schätzen lernte, wozu Grimm's Aufenthalt unter uns mitwirkte“, so empfinden wir den Einfluss einer viel späteren Schätzung, die durch die nachfolgende Entwicklung und Wirksamkeit der Brüder hervorgerufen wurde. — Bei Wilhelm Grimm hat der Weimarer Besuch vom Jahre 1809 lange im Vordergrunde seiner Erinnerung gestanden: mit einer gewissen warm behaglichen Glückseligkeit wiederholte er im häuslichen Kreise die winzigsten Einzelheiten und suchte auch aus äußerlichen Zügen gerne die Spuren des innern Genius zu ergründen.

Eine ganze Weile verstrich, ohne dass die angesponnenen Beziehungen enger geknüpft wurden. Die Weimarer Handschriften hatten den Forschern wenig Neues oder Wichtiges geboten, ein höfliches Dankschreiben und ein baierisches Volksbuch war das Einzige, was bis in den Sommer 1811 zwischen Kassel und Weimar ausgetauscht wurde. Sich mit leeren Händen und ohne sichtbaren Grund an den Vielverwöhnten und Vielbeschäftigten zu wenden, widerstrebte den Grimm. Doch ward es ihnen bis dahin leicht, mit Goethe's Umgebung Fühlung zu behalten. Inzwischen waren die „altdänischen Heldenlieder“ von Wilhelm erschienen und Jakob, der auf einer Reise nach Gotha in Weimar einkehren wollte, dachte sie selbst, mit einem Briefe seines Bruders, dem Dichter zu überreichen. Doch Goethe weilte damals gerade in Karlsbad; und so blieben Buch und Brief vorläufig in Weimar liegen. Mit feinfühliger Rücksicht auf Goethe's dichterische und kritische Eigenart wurden in dem Schreiben die „Rechte der Gegenwart“ als ein maßgebender Grundsatz für die Übersetzung anerkannt und durch Hervorkehrung sinnlich poetischer Momente das Interesse des Meisters für die Eddastudien zu erregen gesucht, — ohne nachhaltigen Erfolg. Goethe blieb für die captatio benevolentiae taub: aus seinen oberflächlichen Höflichkeitswendungen hebt sich als wirklicher Gedanke allein der Hinweis auf die universale Existenz und Bedeutung einzelner poetischer Motive hervor. Wilhelm, der ein den Dingen auf den Grund gehendes Urtheil erwartet hatte, fühlte sich durch den flüchtigen Ton dieses Schreibens bitter enttäuscht; doch die gemeine Gesinnung, die aus persönlichem Misslingen ein Anrecht zu schnellfertiger Verurtheilung herleitet, reichte weder an ihn noch an seinen Bruder heran. Goethe's Abwendung von den Bestrebungen der jungen Talente waren ihnen gewiss „unerwartet und leid“, — aber auch verständlich. In stolzer Milde schrieb damals Jakob an Arnim: „. . . ob es mich gleich überraschte, so finde ich es doch nicht

tadelnswerth, dass er sich von dem Äußern abwendet und zu sich selber sammelt; es ist Das ein uralter Trieb, der alle alten Helden aus dem Geräusch in die Einsamkeit zieht. . . Dass er viele herrliche Sachen nicht anerkennt, heißt Nichts anders, als dass kein Mensch Alles zusammen begreifen und lieben kann. Schätzt er also meiner Meinung nach die altdeutsche Poesie, die deutsche Geschichte zu wenig, so betrübt mich Das in so fern gar nicht, als es meine andre Überzeugung davon nicht widerlegt; ja ich fühle, dass ich die römischen Pasten und antiken Monumente ebenfalls viel höher achten würde, wenn ich sie genauer studierte, denn in allem Einzelnen ist Liebe und Segen möglich, allein nicht in Allem zusammen genommen, wo es sich zerstreuen würde." Unbedingte freudige Anerkennung in künstlerischer, Wilhelm vornehmlich auch in stilistischer Hinsicht, zollten die Brüder den ersten 1811 und 12 erscheinenden Teilen von „Wahrheit und Dichtung". In den „Heidelbergischen Jahrbüchern" (1812) nimmt Wilhelm den „großen Heiden" nachdrücklich gegen alle engsinnigen religiösen Vorwürfe in Schutz und mit bittern Worten — man hört deutlich, wie weh ihm schon die bloße Möglichkeit einer solchen Verdächtigung thut — vertheidigt er unter Berufung auf seine Milde und willige Anerkennungslust den Gewaltigen gegen die Beschuldigung tyrannenhafter oder weihrauchgieriger Gelüste.

Der bald darauf erfolgten politischen Erhebung unsers Volkes hatte sich Goethe ferngehalten; die Brüder Grimm tadelten ihn deßhalb nicht; im Gegentheil: Jakob vertheidigte ihn noch im Mannesalter später in der Zueignung seiner „Geschichte der deutschen Sprache" an Gervinus: „Einige Ihrer Urtheile über Goethe scheinen mir ungerecht, in dessen Jugend kein deutscher Aufschwung fiel, dessen Alter die (so) Politik müde sein musste, und der doch so gerungen hat, dass ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutsche fühlen könnten. So stark ist diese heimliche Gewalt vaterländischer Sprache und Dichtung."

Von Angesicht gesehen hat Jakob den Verehrten nur ein einziges Mal, in Frankfurt, als er auf dem Wege nach Paris begriffen war, wo er im Auftrage der Regierung die geraubten preußischen Handschriften zu ermitteln und zurückzufordern hatte. Seinem jüngeren Bruder wurde die Gunst desto öfter zu Theil. Auf einer Rheinfahrt, die Wilhelm im Spätsommer des Jahres 1815 unternahm, trat Goethe, der auch gerade dort weilte, mehrmals auf ihn zu, einmal sogar um mit ihm über die litterarischen Arbeiten der Brüder zu sprechen. Als Grimm ihm von ihrem geplanten Sagenbuche berichtete, munterte ihn der Dichter mit einigen treffenden Bemerkungen dazu auf, die den Forscher etwas von einer verborgenen inneren Verwandtschaft zwischen sich und dem großen Poeten

ahnen ließ, die ihm zugleich aber zu erkennen gab, wie glücklich es sich getroffen hatte, daſs diesen ein gütiges Geschick ihm, dem poetisch-produktiv Begabten, öfter auf den Weg geführt habe, als seinem kritischen, in erster Linie wissenschaftlich-receptiv beanlagten Bruder. Kaum ein Jahr nach dieser Heidelberger Begegnung sahen sich Goethe und Wilhelm Grimm in Weimar wieder. Arnim war im Frühling 1816 lebensgefährlich erkrankt; sehnsuchtsvoll verlangte er nach Wilhelm. Als dieser aber den Wunsch erfüllte, war der Kranke schon genesen und nach ein paar vergnügten Wochen, die er im Arnim'schen Hause verlebte, reiste Wilhelm über Weimar nach Hause zurück. Unterwegs vernahm er, daſs Christiane Vulpius gestorben sei und daſs Goethe seit dem Unglückstage allen fremden Verkehr meide. Dennoch pochte er bei ihm an und er fand so heiteres freundliches Wohlwollen wie nie zuvor. Der Dichter erkundigte sich theilnahmvoll nach den märkischen Freunden und hielt seinem jungen Gaste gegenüber mit seinen innersten Gedanken über Menschen und Zeitströmungen nicht zurück. Ausdrücklich zollte er dann den Grimm'schen Prosaübersetzungen aus der Edda seinen Beifall, weil sie das rein Menschliche des Stoffes recht und schlecht, ohne jede aufdringliche Anmaßung zum Ausdrucke brächten. Was ihn gegen die jungen Forscher vor Allem zutraulich machte, war ihr „akatholischer" Betrieb der ältern deutschen Litteratur; hierin bestärkte und bekräftigte er sie, offen und nachhaltig; aber doch wäre es ein Fehler gewesen, wenn sie mehr von ihm erwartet hätten, als er gewähren konnte: an ein fachmännisches Eingehen auf ihre wissenschaftlichen Arbeiten war nicht zu denken. Das wuſsten beide recht wohl, und es waren einzig und allein die Anerkennung und der Beifall des allumfassend gebildeten Laien, worauf sie hofften, als sie im August 1816 ihre sämmtlichen bis dahin erschienenen Bücher nach Weimar übersandten. Das wurde ihnen denn auch reichlich zu Theil. Vor Allem lieb gewann Goethe die Hausmärchen und rühmte ihnen als höchstes Verdienst die Gabe nach, Kinder glücklich zu machen.

Während der Beschenkte noch darüber nachsann, wie er sich erkenntlich erzeigen könnte, gab ein plötzlich eintretender Umstand seiner Absicht eine ganz unerwartete Richtung. Der frühere Staatsminister Freiherr vom Stein war für den Plan gewonnen worden, eine zweckmäßige Sammlung von deutschen Quellenschriften in die Wege zu leiten. Schon 1815 hatte er das Unternehmen mit Goethe besprochen und auch eingehend mit Savigny verhandelt. Dieser — den Grimm in unverbrüchlicher Freundschaft zugethan — enthüllte dem ältern sofort seine Wünsche und Hoffnungen: „Soll ich Ihnen nun im Vertrauen meine geheimsten Gedanken mittheilen, so habe ich Ihnen und Wilhelm das Generalsekretariat zugedacht, um den

Verkehr der Landesgesellschaften zu erhalten, und habe Dies dem Herrn von Stein unter den Fuß geben lassen." In reger Theilnahme beschäftigte sich Goethe mit dem Entwurfe zu dieser hoffnungsvollen Unternehmung, namentlich reizte ihn die in das Land der ältern Litteratur eröffnete Aussicht. Sein Blick lenkte sich sofort nach Kassel. — Mit seinem Dank für die übersandten Werke verband er zunächst die Bitte um fachmännischen Rath für den Entwurf und fragte an, unter welchen Aussichten die Gelehrten geneigt sein würden, mitzuarbeiten. Den Inhalt dieses Briefes ließ er sofort auch den Freiherrn wissen. Alsbald lief in Weimar ein ausführliches, den Dingen auf den Grund gehendes Schreiben ein, das die Grimm gemeinsam festgestellt hatten. Besonders eingehend und klärend besprach es den Paragraphen 14, der sich mit der altdeutschen Litteratur beschäftigte. Ein sorgfältig ausgearbeiteter Plan für ein gemeinsames rationelles Betreiben der altdeutschen Litteraturforschung war dem Briefe beigegeben: wog in den Berliner Forderungen ein polyhistorisches, früh und unbesorgt zum Ziele springendes Moment vor, so wollten die Grimm ruhigen Schrittes vorsichtig suchend und forschend immer auf die ursprünglichsten Quellen zurückgehen, mit historisch-kritischem Blick. Ihre Beurtheilung befriedigte Goethe durchaus, er fühlte deutlich die überlegene Sachkunde seiner „jungen Freunde", (wie er sie jetzt zum ersten Male nannte), hielt in diesem Sinne im Oktober Vortrag bei Serenissimus und erstattete ähnlichen Bericht an Stein. Die Brüder Grimm hatten also einen achtungswerthen Erfolg erzielt; und, obgleich im Verlauf der Vorbereitungen der Ausschluss reiner Litteraturwerke nöthig wurde, wirkten sie auch weiterhin für die Gestaltung des vaterländischen Planes. Dieser trat am 20. Januar 1819 unter dem Namen „Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" ins Leben. Weder Goethe noch seine Kasseler Freunde gehörten zu den konstituierenden Mitgliedern; aber er wie Jakob unterhielten lebhafte Verbindung mit den leitenden Persönlichkeiten. Dieser pflog gegenseitig fördernden Briefwechsel namentlich mit Pertz, dem ersten Herausgeber der noch heute von der Gesellschaft besorgten „Monumenta Germaniae historica".

Nicht lange, und es knüpfte sich zwischen Jakob Grimm und Goethe ein neues Band. In den Jahren 1814 und 1815 war die erste Sammlung von serbischen Volksliedern erschienen. Die litterarische Welt, voran der nimmer müde Greis in Weimar, zeigte alsbald ein gewisses Interesse dafür: Jakob Grimm's inzwischen gründlich geschulte Kenntnis der slavischen Sprachen und Litteraturen trieb dies Interesse zur fördernden That. Freundlich ermunternd empfing der Übersetzer des „Klaggesangs von der edlen Frauen des Hassan-Aga" zunächst den von Grimm empfohlenen

Vuk Stephanowitsch, den Herausgeber der serbischen Sammlung, und — diesmal nicht mehr geschraubt und zurückhaltend, sondern in vollen, warmen Worten — sagte er dem jungen Freunde in Kassel seinen Dank: „Möge auch mir, wie bisher bei meinem eigenen Thun und Lassen, Ihre Mitwirkung zum schönen und großen Zweck zu Gute kommen; erhalten Sie mir ein freundliches Andenken und geben Sie mir gelegentlich erfreuliche Zeichen.“ Jakob that es, zunächst durch Übersendung der von ihm eingeleiteten Übersetzung einer serbischen Grammatik. „Ich bewundere,“ so dankte Goethe, „die Klarheit, die Sie über das Gewühl der Volkswanderung und Volksversetzung sowie über die Wandelbarkeit der Sprache verbreiten . . . Lassen Sie mich von Zeit zu Zeit an Ihren Bemühungen theilnehmen, . . . die ich in dem mir übersehbaren Umfang wahrhaft zu bewundern die Freude habe.“ Zu der Zeit, wo diese Zeilen geschrieben wurden — im Hochsommer des Jahres 1824 — lebte und webte ihr Verfasser ganz und gar in der serbischen Volkspoesie, und im 5. Bande von „Kunst und Alterthum“ brachte er mit der klaren Sicherheit des Genies ihren poetischen Gehalt, ihre kultur- und litterarhistorische Bedeutung zur Darstellung. Gerade das Hellste und Schönste davon aber beruhte auf Grimm's gründlicher Vorrede, was mit empfehlendem Hinweis auch dankbar anerkannt wurde. Auf diesem Gebiete war also Jakob Grimm der Pfadweiser und Bahnbrecher Goethe's gewesen.

Das Amt, die eingeleitete Wechselwirkung zwischen den Beiden zu unterhalten, übernahm hinfort Goethe's Zeitschrift „Kunst und Alterthum“. Konnten sich die Germanisten auch für die immer wieder empfohlene Nachahmung der Antike wenig begeistern, so fand sich doch manches Andre, das ihren vollen Beifall hatte. Im Kampfe gegen die engsinnigen nörgelnden Puristen, die an keinem der besten Schriftsteller und Dichter vorüberkonnten, ohne ihm eins ihrer neuesten nüchternen, „lügenhaften Wortfabrikate“ aufzudrängen, „die an die Stelle des tiefsinnigen Sprachgeistes ein Götzenbild — ihren tagesflachen Puppenwitz setzen wollten“, standen sie beide gern und ganz an der Seite des weit blickenden Meisters, den sie für den vollendetsten Stilisten unserer Sprache erklärten. Noch 1826 verfocht Jakob eine lebendige, aus dem schaffenden Geiste der Dichter und Denker sich stetig verjüngende und bereichernde Sprachentwicklung, mit leidenschaftlicher Kraft und mit fortwährender Beziehung auf die voll quellende Prosa seines stilistischen Ideals Goethe. Diese freimüthigen Äußerungen waren das letzte, was dem Greis von den Brüdern zukam und ihn erfreute. Bis zu seinem Tode hat er sonst keine unmittelbaren Lebenszeichen von ihnen mehr empfangen.

Ihr Verhältnis zu Goethe wurde jetzt mehr ein historisches. Wohl versenkten sie sich noch lange gern und oft in die Erinnerungen ihres persönlichen Verkehrs mit ihm, und Bettina von Arnim's „sprach- und gedankengewaltiges Buch“: Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde (1835) weckte sie ihnen zu neuem wehmüthig verklärtem Leben auf, — aber mit inniger Hingebung, Pietät und Bewunderung noch gehen sie jetzt, Jakob vor Allem, den geschichtlichen Spuren des sprachbildenden Genius nach: Goethe-Liebe ist allen ihren spätern Schriften eingeprägt, von „Reinhart Fuchs“ an, der die künstlerische Nachdichtung des Meisters als den das Feuer ihrer Arbeit weckenden Funken preist, bis zum deutschen Wörterbuch, für das ihnen neben dem pfadweisenden Luther als das höchste und hellste Gestirn am weiten Horizont der Sprache ihr Goethe erscheint. Mit reger Theilnahme verfolgten die Brüder den täglich wachsenden Fluss der mannigfachen Schriften über den Dichter und seine Werke, und als das deutsche Volk 1859 Schiller's hundertsten Geburtstag in festlicher Stimmung beging, da feierte Jakob Grimm mit seiner aufbauenden, freimüthigen Rede in der Berliner Akademie auch Schiller's großen Freund und noch die letzten Schriftzüge, die seine müde Hand zu Papier brachte, galten dem Andenken des großen Toten: bei einer Recension über Goethe's Briefwechsel mit Karl August (1863), wofür er sich in die Briefe an Frau von Stein zu vertiefen angefangen hatte, ist ihm die Feder entsunken.

F. D.

Gegensinn.

(Von Dr. E. Landau in Weilburg.)

Jedes Wort erregt den Gegensinn.
Goethe, Wahlverwandtschaften.

Für die gröbsten und unhöflichsten Leute erklärte eine Berlinerin, die von längerem Aufenthalte im Lande der Alpen zurückkehrte, die Schweizer: bei der großen Wäsche hatte das Dienstmädchen den Linnenschatz des Hauses, ihren Stolz, als Plunder bezeichnet; in den Geschäften war sie mit den freundlichen Worten empfangen worden: Was wünscht das Frauenzimmer? und auf der ersten Bergtour wollte sie der Führer mit dem treuherzigsten Gesicht von der Welt glauben machen, er sei in seinem gefahrvollen Berufe bereits mehrmals zu Tode gefallen. Die Entrüstung der Dame war grundlos; sie konnte freilich nicht wissen, dass der Schweizer Dialekt mit Plunder schlechtweg Habe bezeichnet, dass die Anrede Frauenzimmer in

jenem Laude durchaus nichts Ehrenrühriges in sich schließt und bereits nichts Anderes bedeutet als beinahe; der Dialekt ändert sich nicht so rasch wie die Schriftsprache: er hält den ursprünglichen Wortsinn fest, der in dieser bei dem fortwährenden Bedeutungswandel in Vergessenheit geräth. So zeigt jedes der eben genannten Wörter eine Bedeutung in der alemannischen Mundart und eine zweite im Hochdeutschen, beide im gleichen Gegensatz zu einander, wie die Zeitalter, die das Wort im einen oder anderen Sinne fixierten.

Unsere Beiwörter niederträchtig und gemein sind im Plattdeutschen Ausdrücke für freundliches und herablassendes Wesen: ein niederträchtiger ist hier ein leutseliger Herr. Ähnlich mag es auch gekommen sein, dass das Volk für Lehren und Lernen gewöhnlich nur ein Wort kennt; — Beispiele bei allen Dichtern des Dialekts, von Hebel bis Reuter; — gerade wie beim materiellen Verkehr, von dem unten noch die Rede sein wird, sind auch beim geistigen Austausch die Grenzen zwischen Geben und Nehmen nicht allzu scharf; die Schriftsprache betont diese Grenzen durch Prägen neuer Ausdrücke, die Mundart verwischt sie und hat für beide Begriffe nur ein Wort. Sie zeigt darin auffallende Übereinstimmung mit anderen Sprachen: fr. apprendre, engl. to learn, sogar pers. âmûchten weisen gleichen Doppelsinn auf.

Wir sehen aber auch, so unmöglich es auf den ersten Blick scheinen mag, innerhalb der Schriftsprache selbst nicht selten conträre Begriffe durch ein Wort bezeichnet. C. Abel ist es, der in neuerer Zeit das Interesse der Gelehrten auf diese bisher unbeachtete Erscheinung lenkte. Gestützt auf eine Reihe derartiger Wörter im Altägyptischen, erhebt er den Gegensinn zum grundlegenden Gesetz der Sprache und begründet seine Behauptung mit demselben Argument, das so oft als Waffe wider den Gegensinn hat dienen müssen, mit der Logik: der Urmensch habe ohne die kontrastierende Vorstellung keinen Begriff deutlich zu fassen vermocht und darum je zwei Gegensätze unter einem Ausdruck zusammengefasst. Es ist Abel's unbestreitbares Verdienst, dass er diese Frage, mit der sich übrigens die orientalischen Sprachforscher schon im frühesten Mittelalter beschäftigten, wieder in Fluss gebracht hat; doch kann seine Theorie, selbst von seinem Standpunkt aus, nur richtig sein, so weit sie auf einen kleinen Theil des Sprachgutes Anwendung findet, auf Ausdrücke für korrelative Begriffe oder Beziehungsvorstellungen, wie hoch-niedrig, Tag-Nacht, schwarz-weiß, Vater-Sohn; was für ein logisches Motiv sollte dagegen der Urmensch dazu gehabt haben, unter den Bezeichnungen des Gegenständlichen, Seienden, das ihm doch zunächst lag, jedesmal entgegengesetzte Dinge zu

verstehen?* Auch lässt sich schon aus den Beispielen im Deutschen ersehen, dass Gegensinn das Produkt verschiedener Faktoren ist.

Psychologisch kann der Gegensinn jener Wörter erklärt werden, die Wechselbegriffe bezeichnen; er ist ein Überbleibsel jener Zeit, wo aller Handel sich auf Tausch beschränkte, und beide Seiten des Tauschaktes, das Geben wie das Nehmen, durch ein Wort benannt wurden. Auf die Länge musste dieser Zustand unhaltbar werden: man begann neue Benennungen zu schaffen oder die alten durch Präpositionen zu unterscheiden; in althochdeutschen Bibeln steht zu lesen, wie Judas seinen „Herren“ um dreissig Silberlinge „*chaufte*“, und mancher Sekundaner wird Lessing Flüchtigkeit vorgeworfen haben, wenn er in Minna von Barnhelm las: „Wem ist er mehr *schuldig*? Bringen Sie mir alle seine *Schuldner*.“ (s. Sanders' Zeitschr. I S. 25; 190; 280; 417 ꝛc.)

Wir brauchen aber gar nicht in der Vergangenheit zu suchen: unser hochdeutsches Wort *Borger* kann den Darleiher und den Empfänger des Darlehns bezeichnen; allerdings scheint die Redensart vom leichtsinnigen Borger darauf hinzudeuten, dass ebenfalls allmählich Spezialisierung eintritt. *Pumpen* dagegen wird seine zwiefache Bedeutung wohl stets behalten, wenn sie auch dem schuldenbedrängten Bruder Studio selten genug zu Bewusstsein kommen mag.

Gegensinnig ist auch *versprechen*, das seiner Zusammensetzung nach ein Verweigern, in Abrede-Stellen bedeutet; „Nune versprich ez niht ze sêre“ giebt Frau Ute ihrem Töchterlein zur Antwort auf die jüngferlich spröde Versicherung:

„. . . Waz saget ir mir von manne, vil liebiu muoter mîn?
âne recken minne, sô will ich immer sîn . . .“

Freilich ist diese Bedeutung im Neuhochdeutschen so gut wie unbekannt, und wenn ein glücklicher Bräutigam klagt, das Eheversprechen sei wirklich ein *Versprechen* gewesen, so citiert sein Galgenhumor das Wort in einem späteren Sinne, der zum allgemein gebräuchlichen nicht in direktem Kontrast steht.

Wie an das ablehnende versprechen nur noch das volksthümliche *verreden* erinnert, so hat sich auch in der *Mundart* der Gegensinn eines anderen Wortes erhalten; fast Niemand denkt heute mehr daran, dass *vergeben* auch vergiften heißt, trotzdem es sich häufig so in Goethe's und Lessing's Werken findet und damals derart gebräuchlich war, dass Heine eine Französin von der „Versöhnlichkeit“ der Deutschen sprechen lässt, „die

* In meinem Buche: Gegensinn im Alt- und Neuhebräischen (Berlin 1896, S. Calvary u. Co.), aus dem die Mehrzahl der hier angeführten Wörter entlehnt ist, habe ich, auch von einem anderen Gesichtspunkt aus, zu A. in diesem Sinne ausführlich Stellung genommen.

dasselbe Wort für Verzeihen und Vergiften gebrauchten", und dazu bemerkt: „In der That, sie hat Recht, das Wort Vergeben bedeutet beides". — Das Plattdeutsche kennt noch den veralteten Wortsinn: Reuter erzählt in der Beschreibung seiner Heimatstadt, wie der alte Knecht seines Vaters, dem er Bilsenkraut in die Pfeife gethan hat, ihn am Kragen fasst: „Wo, du willst mi mit dat Tüg woll vergeben?", und in der Stromtid wird Oll-Jochen's Frau, dieser Inbegriff schwiegermütterlicher Widerwärtigkeit, mit einer Semmel verglichen, „de in vergift'ten Zyrop stippt is, üm de Fleigen dormit tau vergewen."

Vollständiger als versprechen und vergeben hat entstehen seinen Gegensinn dem Interesse der Klarheit opfern müssen; so vollständig, dass es uns heute beinahe undenkbar erscheint, wie man statt fehlen habe entstehen sagen können. Daher wird auch hie und da in den Schiller'schen Versen:

„Doch ihre Hilfe wird uns nicht entstehn,
Wenn sie das Land in Waffen erst erblicken . . ."

(Tell, I, 4)

das Wort in der jetzigen Bedeutung aufgefasst, obgleich es dann eine sehr künstliche Auslegung erfordert. In vielen anderen Stellen lässt aber der Zusammenhang über die Bedeutung fehlen keinen Zweifel aufkommen; Lessing, der für den Ausdruck eine Art Vorliebe hat, bildet sogar das Substantivum in diesem Sinne: „Ich denke, dass hier gerade der rechte Winkel ist, in welchem ich so etwas . . . hinwerfen oder bei Entstehung allen Gebrauches wegwerfen kann." (Priap.)

Sehr oft erreicht eine Bedeutung in fortschreitender Entwicklung den entgegengesetzten Pol. Wie rasch veraltet, wie vielfach modificiert sich ein Wort; Bücher, deren Erscheinen hundert Jahre zurückliegt, muthen uns fremdartig an; sie zeigen uns wohlbekannte Ausdrücke in ganz ungewohnter Anwendung. Galant ist heute fast ein lobendes Wort, und in der alten guten Zeit bedeutete es sittenlos; wer den lieben Nächsten albern oder einfältig nennt, beleidigt ihn, während Beides ursprünglich auf die Tugend des Einfachen, der Geradheit geht; Schelm ist in früheren Jahrhunderten stehender Ausdruck für Verbrecher, und doch giebt es heute Zirkel, wo Schelmerei als Vorstufe von Esprit gilt; der Bezeichnung schlecht hat die Zeit ganz den Sinn von eben, einfach, ungekünstelt genommen, den sie noch bei Luther besitzt.

Ein starkes Kontingent von Beispielen stellen jene Wörter, deren Bedeutung sich nach verschiedenen Seiten fortgebildet hat. In alten Liedern gehen die Helden einander mit Schild und Schwert feindselig an; unser angehen jedoch ist fast gleichbedeutend mit bitten geworden und findet sich

im alten Sinne nur noch bei Schriftstellern wie Rosegger, deren Sprache im Salon noch nicht ihre Eigenart verloren hat.

Bei Wörtern dieser Art tritt die konträre Bedeutung mitunter recht scharf hervor: wer im Ausschuss einer Versammlung zu sitzen die Ehre hat, wird sich schwerlich aus diesem Grunde zum Ausschuss rechnen, und während der Staatsanwalt die Auslassung einer zu verlesenden Stelle mit aller Strenge rügt, verbreitet er sich selbst in längerer Auslassung über den gerade vorliegenden Fall; wird ein Wagen in einen anderen Eisenbahnzug eingestellt, so stellt er damit seine früheren Fahrten ein; eine Expedition kann unter den günstigsten Auspizien von einem Orte ausgehen, ohne dass ihr Ausgang ein glücklicher zu sein braucht; dass es Führer giebt, die dem Fortgang ihrer Sache durch den eigenen Fortgang* den besten Dienst leisten würden, ist eine alte Wahrheit, die sich in diesen Tagen wieder einmal bestätigt hat. Wo eine Hiobspost eingeht, kann das Eingehen des ganzen Unternehmens die Folge sein; wer eine Werthsendung am Schalter aufgiebt, sieht sie für nichts weniger als aufgegeben an; und sind wir uns je des Widersinns bewusst, wenn wir einen Unbekannten als einen gewissen bezeichnen?

Der Unterschied zwischen der Sprache des Volkes und dem Stil der Kanzlei kann so gut zum Gegensinn führen wie der Bedeutungswandel, den ein Wort als technischer Ausdruck erfährt: die Regierung verfügt Aufhebung eines Erlasses, den der bäuerliche Bürgermeister mit aller Sorgfalt aufgehoben hatte; der Gelehrte in seiner Zerstreutheit ist wüthend, wenn ihm der dienstbare Geist Manuskripte und Bücher verlegt, und dabei befindet er sich, wo möglich auf der Suche nach einem Buchhändler, der dasselbe thun, der seine Werke verlegen soll.

Anders steht die Sache, wo der Gegensinn in den Dingen selbst oder in unserer Stellung zu ihnen begründet ist. Wir sprechen von den beiden Enden eines Stabes, weil die räumlichen Gegensätze nicht in den Körpern, sondern im anschauenden Subjekte liegen und mit dessen Standpunkt wechseln. Wir reden von hohen Gedanken und tiefem Sinn und denken uns im Grunde genommen dasselbe dabei. Ebenso ist es nur ein scheinbarer Verstoß gegen die Logik, wenn das höchste Geschoss des Hauses, der Estrich, dessen Boden heißt.

Viel Unglück wird der Gegensinn im Deutschen wohl nicht angerichtet haben; hie und da vielleicht ein lustiges Qui-pro-quo: jene Berlinerin mag sich mit „Frölen Fidelia“ aus der Stromtid trösten, die in ihrer

* Die meisten mit „fort“ zusammengesetzten Wörter sind gegensinnig, je nachdem Raum oder Zeit ihre Sphäre ist: so z. B. fortfahren, fortschaffen, fortkommen u. s. w.

Unkenntnis des Plattdeutschen auch gut gemeinte Äußerungen missversteht und sich dann über die vermeintliche Bosheit der Dörfler grämt. Die Chronisten des Orients wissen aber viel von solchen Irrungen mit verhängnisvollem Ausgang zu sagen: da springt Einer in Folge eines derartigen Missverständnisses, statt sich zu setzen, vom flachen Dache hinunter und bricht den Hals, wie weiland Elpenor; oder ein paar arme Gefangene, die der Prophet am Lagerfeuer haben wollte, werden umgebracht; denn arab. dafuh heißt nicht nur wärmen, sondern auch töten.

Noch größeres Unglück verursacht in einer alten Sage aus Asien ein Wort, das Riemen und Geheimnis bedeutet: Auf der Fahrt durch die Steppe erbittet ein Priester von Oni von seinem Wirth einen neuen Sattelgurt statt des zerrissenen, entlockt ihm dabei ein Geheimnis, das kein Mann jenes Reiches erfahren sollte, und entflieht. Der Alte jagt seinen Sohn hinterher, um ihn zu töten: „er hat mir mein Geheimnis gestohlen!“; aber vom Doppelsinn des Wortes getäuscht, nimmt dieser dem Fremden bloß des Vaters Sattelriemen ab und lässt ihn laufen. So findet der Bruch des Geheimnisses keine Sühne, und zur Strafe ergießt sich die bekannte große Fluth über das Zelt des Alten und den Sitz seines Stammes.

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, dass nicht nur im Deutschen derartige Wörter vorkommen; ich führe in meinem Buche gegen 120 Beispiele aus den klassischen und modernen Sprachen an.* Eingehender Behandlung ist der Gegensinn dieser Sprachen allerdings noch nicht gewürdigt worden; eine dankbare Aufgabe, die bis heute ihrer Lösung wartet.

Ein Brief an den Herausgeber von Dr. Heinr. Stickelberger mit einigen Anmerkungen.

Burgdorf in der Schweiz, den 26. December 1895.

Hochgeehrter Herr Professor!

Das 7. Heft dieses Jahrgangs Ihrer Zeitschrift hat in mir verschiedene sprachliche Beobachtungen wachgerufen, die vielleicht Ihre Leser interessieren.

Der Aufsatz „Ordnungszahlen von Brüchen“ S. 271—273 erinnert mich an das in der gesprochenen Schriftsprache der Schweiz allgemein

* Gr. τύχη Glück-Unglück, lat. fenus Schuldenlast-Kapital, fr. louer mieten-vermieten, engl. nervous starknervig-schwach, u. s. f.

gebräuchliche „ein Zweitel“ für „halb“, „eineinzweitel“ für „anderthalb“, „zweieinzweitel Uhr“ für „halb drei Uhr“ u. dgl. Es handelt sich dabei um eine Analogiebildung, die durchaus nicht der Mundart eigen ist, wenn sie sich auch in das Halbschriftdeutsche der Schulmeister- und Instruktoren-sprache eingedrängt hat.[1] Ein Amtsgenosse von mir meinte, vielleicht könnte Pestalozzi der Urheber dieser Mißbildung sein, mit der er den Kindern das Lernen der Brüche habe erleichtern wollen.[2]

S. 273—274 bringen Sie die Ansicht eines Einsenders zum Abdruck, nach welcher der Gebrauch von sich statt uns in der Mehrzahl von rückbezüglichen Zeitwörtern ein Slavismus sein soll. Ihre Anmerkung mit den Citaten aus Grimmelshausen und aus dem Griechischen spricht dagegen, eben so der im Kanton Bern übliche Sprachgebrauch; auf dem Lande sagt man: „Mir mache si z' Weg“ (wir machen uns zurecht) u. dgl. Ja sogar in der zweiten Person verwendet man mitunter das rückbezügliche Fürwort: „I ha g'gloubt, dir heigit der Schlüssel gäng bi sech“ (ich habe geglaubt, Ihr habet den Schlüssel immer bei euch).

Unter der Überschrift „Es“ bringen Sie S. 274—275 ein Beispiel aus dem Elsässischen, wo es für das steht: „Es isch er“. Der Schweizer würde dafür sagen: „Selb isch en“, wobei der Nominativ statt des Accusativs zu beachten ist. Sogar Schriftdeutsch sagt man: „Das ist ihn“, „wenn ich dich wäre“, und nur mit Mühe lassen sich die Schüler von

---

[1] Schon in meinem Programm „Missbräuche in der heutigen Schriftsprache“ Beilage zum Jahresbericht des Burgdorfer Gymnasiums für 1882, S. 45, 46 führte ich Klage über das abscheuliche Wort, das aber seitdem nicht verschwunden ist.

Dr. Stickelberger.

[2] Das Wort ist jedenfalls älter; sehen Sie in meinem Wörterbuch Band III Seite 1306b unter Theil, masc., neutr. in Nr. 5b, woraus ich das Folgende hersetze:

„mit Ordnungszahlen, z. B.: Der vierte Theil von 40 ist 10 ꝛc. Das „sechste teil“ von einem Epha . . . und ein „dritt-teil“ von einem Hin Öl [Luther's Bibelübers.] Hesk. 46, 14. Keiner von Beiden hat das vierte Theil so viel Stücke gemacht. Lessing 7, 427. Daſs der Irrwisch . . . nicht des zehnten Theils so viel Salamander war. Wieland 1, 200 ꝛc.; und mit Fortfall der Flexion der Ordnungszahl und verschmelzend mit dem sächlichen Theil (zumeist verkürzt in tonloses tel), z. B.: Ein Zweitheil eines Quinten Büchsenmeysterey ꝛc. [Straßb. bei Chr. Egenolphen MDXXIX S. 28 ꝛc., heute gewöhnlich: die Hälfte eines Quentchens oder: ein halbes Quent; doch noch (Musik): Zweizweiteltakt. Lobe Katech. der Musik 53, vgl. Zweieinteltakt. ebd.“

Damit soll natürlich nicht bestritten werden, daſs (außer etwa in der Unterrichtssprache, sei es beim Rechnen oder in der Musik) für die allgemeine heutige deutsche Schriftsprache die Anwendung des Bruches zweitel statt halb nicht statthaft ist.

Der Herausgeber.

der Unrichtigkeit dieser Fügung überzeugen.[1] Sollte hier ein Gallicismus vorliegen (c'est lui, si j'étais toi)?

Wenn Sie diese Bemerkungen in Ihrer Zeitschrift veröffentlichen wollten, wäre ich Ihnen dankbar.

Mit der Versicherung vollkommener Hochachtung
Dr. Heinrich Stickelberger.

Über „N" als Einschaltungsbuchstaben.

Goethe sagt in dem Schlusskapitel der 3. Abtheilung seiner „Geschichte der Farbenlehre" von Bacon von Verulam (40bändige Ausgabe 39 S. 119):

„Er ist ein trefflicher Redner und Überreder."

Diesen Satz habe ich als Beleg in meinem Wörterb. nicht bloß unter dem Hauptwort Redner aufgeführt (III S. 690c), sondern auch unter dem zusammengesetzten Zeitwort überreden in Nr. 3 (ebd. S. 689c), unter Hinweis auf das Grundwort reden in Nr. 10 (ebd. S. 687a), wovon ich wenigstens das Folgende hersetzen will:

„Ungewöhnlich, außer in Zusammensetzungen (s. d.): a) Reder, — vgl. Redner (s. d.) und vgl. Bildner Anm. und althochd. redinari zu redinon, reden: Einer, der das Reden als Kunst (Beruf, Gewerbe ꝛc.) betreibt, — obgleich in dieser Unterscheidung wie bei Bilder und Bildner noch Schwankungen vorkommen ꝛc."

Dazu gehört Das, was ich über Bild(n)er mit dem eingeklammerten n oder ohne dieses und deren Zusammensetzungen und, daran sich anschließend,

[1] S. mein Wörterb. der Hauptschwier. (24. Aufl.) S. 17 unter dem Titelkopf: „Accusativ und Nominativ" in Nr. 2, woraus ich das Folgende hersetze:

„Bei den kopulativen Verben (s. Eintheilung der Zeitwörter 2) steht das durch ein Substantiv ausgedrückte Prädikat wie das Subjekt im Nominativ, im Niederdeutschen (vgl. 5) jedoch hat es in Verbindung mit dem unbestimmten Artikel Accusativ-Form, z. B.: He is, (bliwt, ward, schint) — en riken Mann, dagegen mit dem bestimmten Artikel: de rikste Mann in de Stadt und entsprechend hört man denn in Niederdeutschland auch von hochdeutsch Sprechenden z. B.: Er ist (bleibt, wird, scheint) einen reichen Mann statt: ein reicher Mann, wie auch in Niederdeutschland immer: der reichste Mann in der Stadt ꝛc. Aber in der Schweiz setzt man selbst die persönlichen Fürwörter bei sein in den Accusativ in Sätzen, wie die folgenden: Wenn ich ihn [statt: er] wäre, ich kehrte dir den Rücken. Jerem. Gotthelf Uli der Knecht 330. Seid ihr ihn [statt: es] selbst? Uli der Pächter 76. Ich bin darum nicht Euch [statt: Ihr]. Geld und Geist 13."

Die noch darauf folgenden 7 Belegstellen, die leicht vermehrt werden könnten, übergehe ich hier und setze nur noch die Schlussbemerkung her:

„vgl. engl. häufig, obgleich von den Grammatikern getadelt: It is me statt I ꝛc."

über die Fortbildungen Bild(n)erei f., bild(n)erisch a und das Zeitwort bild(n)ern nebst den Zusammensetzungen in meinem Wörterb. gesagt (Bd. I S. 136c—137b, vgl. dazu auch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 74c—75a und über Red(n)er und Fortbildungen S. 412a—c). Doch ist Dies zu umfangreich, als dass ich es hier in der Zeitschrift wiederholen könnte.

Ich habe das Vorstehende hier auch nur als Anregung für die unter meinen Lesern hergesetzt, die über das „n" als Einschaltungsbuchstaben in Bildungen wie die vorstehenden — vgl. auch in meinem Wörterbuch I S. 308a/b Dörfler und Dörfner ꝛc. im Sinne von „Dorfbewohner" neben der zu Zweideutigkeiten Anlass gebenden Form Dörfer — eingehendere Forschungen anstellen wollen.

Zum Schluss aber will ich aus der Nat.-Ztg. 48, 717 den Satz hersetzen, der mir zu meiner kurzen Anregung den Anstoß gegeben. Er lautet:

„Wenn es ihrem Zweck entspricht, vermag ja auch die englische Presse in lauter* Großrederei und volltönender Drohungen den ‚Vettern jenseit des großen Teiches' gleichzukommen."

Historisch; — wirklich (gesteigert).

In dem neuesten Heft der von Heinrich von Sybel begründeten, nach dessen Tode von Heinrich von Treitschke und Friedrich Meinecke geleiteten „Historischen Zeitschrift" findet sich von Treitschke eine „Vorbemerkung", aus der ich hier für meine Zeitschrift zwei Sätze ausheben möchte:

1. „Im Grunde lässt sich jede bedeutsame menschliche Thätigkeit in ihrer zeitlichen Entwicklung — also, wie man gedankenlos zu sagen pflegt, historisch darstellen; doch je weiter sie vom Staate abliegt, um so weniger gehört sie der Geschichte an. Bei der Geschichte der Chemie liegt der Ton unzweifelhaft auf Chemie ꝛc." Diese Stelle wäre meinem Verdeutschungswörterbuch S. 62a hinzuzufügen, wo ich für das Fremdwort historisch als Verdeutschung nur „geschichtlich" aufgeführt habe, woneben, wenigstens in manchen Fällen, Umschreibungen wie: in (oder: nach) der (seiner) zeitlichen Entwicklung (Gestaltung) ꝛc. den Nachschlagenden willkommen sein werden.

* Hier in der Fußanmerkung mag kurz darauf hingewiesen werden, dass zur Verhütung von Missdeutungen es besser in der Mehrzahl hieße: „in lauten Großredereien und volltönenden Drohungen" oder sonst etwa: in lautschallender Großrederei ꝛc., — vgl. in meinem Wörterb. II S. 67a unter lauter II Nr. 2.

2. In dem 17ten meiner „Deutschen Sprachbriefe“ habe ich auf S. 330 ff. in dem Abschnitt [407] von „steigerungslosen Adjektiven und Adverbien“ gehandelt und in §§ 1 und 2 von derartigen Eigenschafts- und Umstandswörtern eingehender gesprochen. Der Anfang des § 3 aber lautet: „Doch können manche Adjektiva, die im eigentlichen Sinne durch ihren Begriff die Steigerung ausschließen (§§ 1, 2) in einem anderen (uneigentlichen, bestimmteren oder verallgemeinerten) Sinne auch gesteigert werden ꝛc.“ Vgl. auch Hauptschwier. S. 261/2 und in der 2. Stufe meines „Lehrbuches der deutschen Sprache für Schulen“ S. 71 ff. S. 82: „Adjektiva ohne Steigerung“. Den zahlreichen (an den angeführten Stellen mitgetheilten und erläuterten) Beispielen wäre auch das Eigenschaftswort wirklich hinzuzufügen, siehe unter diesem Titelkopf in meinem Ergänz.-Wörterb., wo es unter 1c heißt: „Der [erwiesene] Dienst ... ist wirkend [s. wirken 1n], ist lebendig und so muss | der Lohn auch wirklich und lebendig sein. Goethe 13, 173 [Tasso III 4] ꝛc.“ und darauf auch gesteigert: „Nirgend ist das Volkslied wirklicher und lebendiger als hier. (Wiener) Presse 33, 264“ — und diesem Beleg für den Komparativ schließt sich aus der „Vorbemerkung“ Treitschke's kurz nach den in Nr. 1 angeführten Stellen die folgende an:

„So wenig sich die Geschichte als ein dialektischer Process verstehen lässt, eben so wenig kann der allerwirklichste Wille, der auf Erden besteht, der Wille des Staates verdrängt werden durch die unbestimmte Vorstellung einer allumfassenden Volksseele oder die leibhaftige Persönlichkeit der handelnden Männer durch ꝛc.“

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Departement m.

„Wie denn auch der Departement Meuse, den der neue Kolonialminister im Senate vertritt, einen sehr wenig maritimen Charakter aufweise.“ Nat.-Ztg. 47, 190, wofür es sprachüblich heißen würde: „das Departement, das“; in der französischen Sprache freilich, die nur männliche oder weibliche Hauptwörter, keine sächlichen kennt, ist département natürlich männlichen Geschlechts.

2. Aufwärmen.

„Gegen Ende December war reichlich Schnee gefallen, dann aber wärmte das Wetter auf ꝛc.“ Illustr. Ztg. Nr. 2634 S. 768a (Max Lay).

In meinem Wörterb. III S. 1485b habe ich eine Stelle mitgetheilt, in der Wieland das umlautlose aufwarmen (statt aufwärmen in der Bedeutung von erwärmen = durch belebende Wärme erwecken, erregen) setzt:

Den alten Tithon . . . zum Jüngling aufzuwarmen.

Umgekehrt gebraucht hier Max Lay aufwärmen (mit dem Umlaut) als zielloses Zeitwort in einer Bedeutung, in der auch aufwarmen nicht gewöhnlich ist, vom Wetter = wärmer, gelinder, milder werden. Ist dieser Gebrauch vielleicht mundartlich begründet?

3. Genetiv-Endung.

„Es handelt sich um den vielberufenen Begriff des Atom." Nat.-Ztg. 47, 198 mit nachlässiger Weglassung der Genitiv-Endung statt: des Atoms, vgl. Nr. 197 mehrfach: des Riesenalk [st. Alks] ꝛc. s. Hauptschwier. S. 104a.

4. Seichbeutelei.

„Mit welchen Seichbeuteleien und Fadheiten wollt ihr denn euer Publikum unterhalten?" Nat.-Ztg. 47, 201 (Frenzel).

Das hervorgehobene Wort (doch wohl im Sinne von Seichtheit) ist mir, so weit mein Gedächtnis reicht, hier zum ersten Mal vorgekommen und deshalb als Nachtrag zu meinen Wörterbüchern verzeichnet. Etwaige Mittheilungen über das weitere Vorkommen dieses Ausdrucks würden mir sehr erwünscht sein.

5. Relativ- oder Beziehungssätze.

„Es folgt nun eine ausführliche Beschreibung des Palastes, dessen Marmorsäle und Hallen durchschreitend, der Perserkönig ins Gemach der Kaiserin geführt und von derselben freundlichst empfangen wird." Nat.-Ztg. 47, 202. Der Perserkönig wird doch nicht, indem er die Hallen durchschreitet, sondern erst, nachdem er sie durchschritten hat, von der Kaiserin empfangen. Warum hat der Schreiber nicht etwa gesagt, was doch so nahe lag: „. . ., dessen Marmorsäle . . . der Perserkönig durchschritt, um ins Gemach der Kaiserin geführt und von ihr . . . empfangen zu werden"?

6. Spuk (pl.).

„In London giebt es eine ‚psychologische Gesellschaft', die Spuks untersucht und schon eine Reihe von Häusern, die wegen Gespenster verrufen waren, gerettet haben soll." Nat.-Ztg. 47, 203 (Francis Brömel), s. über die Bildung der Mehrzahl von Hauptwörtern durch Anhängung eines s meine Hauptschwier. S. 103 (Deklination der Hauptwörter, Regel 2).

In der reinen hochdeutschen Schriftsprache sollte es heißen Spuke oder, da die Mehrzahl überhaupt selten ist, etwa: Spukgeschichten (vgl.: spukhafte Erscheinungen, Vorkommnisse ꝛc.), vgl. — auch in Bezug auf die Schreibweise: Spuk und Spuck — mein Wörterb. III S. 1159c.

7. Tadelhafte Zusammenziehung.

„Sein Name ist und wird daher immer zusammengenannt werden mit dem eines Darwin ꝛc." Gegenwart XLIV S. 423b statt etwa: „Sein Name ist immer zusammen genannt worden und wird es auch immer bleiben" oder noch besser: Sein Name wird, wie es bisher geschehen ist (oder kurz: wie bisher), auch künftig immer zusammengenannt werden mit ꝛc.

8. Damit.

„Es geht daraus hervor, dass alle Schiffe jetzt mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, wenn gleich damit nur geringer Trost für das Ausbleiben der ‚Ems' [des Dampfschiffes] enthalten ist." Nat.-Ztg. 47, 204. Hier stimmt das damit nicht zu dem enthalten sein — wovon richtig vielmehr ein darin abhängen würde.

9. Zum Anfang eines Romans von Ida Boy-Ed im 30. Jahrgang des Daheim Nr. 24.

1. „Man musste eine kleine Brücke überschreiten, die einen den Garten durchschleichenden Graben überschlug, um zur Pforte zu gelangen." Der Satz mit „um zu" stände besser als am Schluss am Anfange und auch der Ausdruck: „eine Brücke überschlägt einen Graben" (vgl.: sie ist über den Graben geschlagen, führt über den Graben ꝛc.; s. Wörterb. III Seite 943 b/c) ist nicht recht üblich, also etwa: Um zur Pforte zu gelangen, musste man eine kleine Brücke überschreiten, die über einen den Garten durchschleichenden Graben gelegt war.

2. „Ihr Haar war kurz verschnitten und gab ihrem Kopfe das Ansehen eines antiken Jünglingshauptes, welcher Eindruck eine gewisse Hartheit [üblicher: Härte s. Ergänz.-Wörterb. S. 259a] in den Zügen um den Mund noch förderte" (S. 370b), wo für das Schlusswort vielleicht besser: vermehrte zu setzen wäre, und im Anfang stände vielleicht auch füglicher: Ihr kurz geschnittenes Haar gab ꝛc.

3. „Die Einladung beweist, dass die Hochzeit an dem seit lange vorher bestimmten Termin stattfindet. Selbstverständlich werden Orlovius' dich noch nachbitten [= nachträglich mit einladen], sobald wir nachträglich dort Besuch gemacht haben [werden]." (S. 371b.)

4. „Schön ist's, großartig. Sollst man [niederdeutsch = nur, s. Wörterb. II S. 220b] sehen, wie dann die Ella thut [ihr Treiben, Wesen hat, es treibt], wie ein Ungeheuer." (S. 372a.) (Forts. folgt, s. Nr. 17.)

10. Spitzelthum.

„Le Caron stand hoch über dem gemeinen Spitzelthum." Nat.-Ztg. 47, 210, eine noch in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 494c neben (Polizei-)Spitzelei (= Treiben der Polizeispitzel) fehlende Wortbildung.

11. Jach; aufknirschen.

„Das jache [s. mein Wörterb. I S. 830b, üblicher: jähe] Aufknirschen einer wuchtigen eisernen Kerkerthür." Nat.-Ztg. 47, 213 (K. Böttcher), entsprechend dem ziellosen aufknirschen (s. Wörterb. I S. 957b) = unter knirschendem Geräusch sich öffnen.

12. Ausweichung aus der Satzfügung in Relativsätzen.

„Das Milieu, in welchem sie selbst, fern von dem Treiben der großen Welt, in Mitten ländlicher Stille aufgewachsen ist, heute noch lebt und aus ihm heraus [statt: und aus dem heraus sie] dieses Buch geschrieben hat." Nat.-Ztg. 47, 213 (Fr. Spielhagen), s. meine Hauptschw. S. 81 ff. unter dem Titelkopf: Bezügliche Fürwörter Nr. 7.

13. Überkochen.

„Gierstal wollte überkochen, aber er besann sich noch." Nat.-Ztg. 47. 219 = seine Galle ꝛc. wollte überkochen ꝛc. s. mein Wörterb. I S. 966c, wo im eigentlichen Sinne angeführt ist: Die Milch im Topf — oder metonymisch: der Topf kocht über.

14. Hasel f.

„So bedeutet z. B. im Harz und im Voigtlande der Ausdruck: ‚in die Haseln gehen' das Zusammenkommen eines Liebespaares" Nat.-Ztg. 47, 219 (C. Müller), — eine in meinem Ergänz.-Wörterb. noch nachzutragende Anwendung.

Am Schluſs heißt es ebd. buchstäblich: „Nach dem Allen Gesagten dürfte es sicherlich lohnend sein ꝛc." statt: nach all(e) dem Gesagten ꝛc., — wahrscheinlich nur ein Druckfehler.

15. Liefer(ungs)-.

„Die Kommission unterschied zwischen Geschäften auf eine fest bestimmte Lieferzeit oder mit einer fest bestimmten Lieferungsfrist."

Nat.-Ztg. 47, 219, wofür es auch umgekehrt mit den von dem Zeitwort liefern abgeleiteten Bestimmungswörtern heißen könnte: Lieferungszeit und Lieferfrist.

16. Nachdünung.

„Hat dennoch die große deutsche Kriegsfluth der dreißiger Jahre sammt ihren Nachdünungen an der Eider und Stör verheerender gewirkt als an der Memel und am Pregel." Nat.-Ztg. 47, 219 (C. Möller), zum Verständnis des hervorgehobenen Wortes in meinem Wörterbuch I S. 329 c unter Düne 2 den aus Burmeister's Geolog. Bildern dort gegebenen Beleg, von dem ich hier wenigstens den Anfang hersetzen will. „Die Seefahrer unterscheiden Dünung und Welle ... Mit dem ersteren Ausdruck, den sie auch Dienung sprechen ..., der aber von Düne (1), jener mächtigen Wellenbildung im Flugsande herzukommen scheint, bezeichnen sie das Wogen des Oceans gegen die Windesrichtung, mit der Welle nur die aus der Windesrichtung sich ergebende Oscillation der Wasserfläche 2c.," vgl. auch Ergänz.-Wörterb. S. 167 c 2c. Nachzutragen bleibt noch die in der obigen Stelle in übertragener Bedeutung gebrauchte Zusammensetzung: Nachdünung = die der eigentlichen Dünung nachfolgende und von ihr nach- oder zurückbleibende Dünung.

17. Fortsetzung zu Nr. 9.

Weiter schreibt Frau Ida Boy-Ed in Nr. 25 des Daheim:

1. „Obschon beide Männer mit den Jahren ein wenig verknöchert worden waren." S. 396 a. Meiner Ansicht nach würde es hier richtiger — statt worden — geworden heißen, da es sich hier bei dem Mittelwort (oder Particip) verknöchert in seiner Verbindung mit werden nicht um die Bildung einer passivischen (oder leidentlichen) Form des Zeitworts verknöchern handelt, sondern um ein zum Eigenschaftswort gewordenes Mittelwort, s. Hauptschwier. S. 335 b Nr. 3 und die Inhaltsverzeichnisse der verschiedenen Jahrgänge der Zeitschr.

2. „Eine Livrée, die ... wieder ablegen zu müssen, ihm heute schon bekümmerlich war" (s. Wörterbuch I S. 1048 c; Ergänz.-Wörterbuch S. 324 c), — vgl. üblicher: Kummer machte oder bereitete; die ablegen zu müssen, er bedauerte 2c.

3. „Eine Bartform, die Ines bisher nur bei Lotsen oder Matrosen gesehen hatte, die aber bei Orlovius durchaus nicht unvornehm wirkte" S. 391 a, vgl. Unvornehmheit Zeitschr. S. 52 Nr. 15 und das Eigenschaftswort auch Ergänz.-Wörterb. S. 368 c (und z. B. Nat.-Ztg. 45, 399; Vom Fels zum Meer 12, 41 b 2c.), üblicher etwa: die aber bei ihm durchaus nicht gegen das vornehme Aussehen verstieß 2c.

4. „Aber ich merkte wohl Thekla an, dass ihr Das den Nordenflycht's gegenüber nicht ganz nach der Mütze gewesen wäre." S. 391 b, vgl. Wörterb. II S. 366 c und Ergänz.-Wörterb. S. 364 a, woraus ich hier den (mehr niederdeutschen Beleg) hersetze: „Wenn ihr Etwas nicht nach der Mütze [= nach dem Kopfe] ging."

5. „Der Wind zerzauste ihr . . . Haar, das ohnehin immer durch die vielen krausen Härchen, die aus der Masse hervorsprangen, wie gekrept aussah." S. 394 a, s. (nach der im Deutschen gewöhnlichen Aussprache) kreppen (aus frz. crêpe, vom lat. crispus) = krausen, kräuseln, kraus brennen.

18. Vermischung zweier Fügungen.

„Von den Herren auf der linken Seite kann man auch das Wort Shakespeare's anwenden" Nat.-Ztg. 47, 230 statt: auf die Herren ꝛc., vgl.: von den Herren gilt das Wort (kann man mit Sh. sagen) ꝛc.

19. Tagelöhne[r]n.

„Der Sohn des tagelöhnenden Kleinhäuslers." Nat.-Ztg. 47, 234 (Cajus Möller), wofür es richtig (als Ableitung von dem Hauptwort Tag(e)löhner) mit einzuschiebendem r heißen müsste: des tag(e)löhnernden, s. zahlreiche Belege in meinem Wörterb. II S. 158 c.

20. Manch.

„Weil ich zur Evidenz mancher bisheriger Schlüsse starke Fragezeichen gesetzt." Erich Schmidt Goethe's Faust in ursprünglicher Gestalt (3. Abdr.) S. XVIII, wofür ich (s. meine Hauptschwier. S. 203 a/b) „mancher bisherigen" vorziehen würde.

21. Stolz sein über Etwas; dass . . . dass . . .

„Ich muss . . . bemerken, dass wir stolz darüber sind, dass wir Mann für Mann für die Militärvorlage gestimmt haben." Nat.-Ztg. 47, 256, besser: ich muss bemerken, wir sind stolz darauf, dass ꝛc.

22. Stellung.

„Das englische Wahlgesetz verleiht jedem mündigen Staatsbürger das Stimmrecht, welcher Grund- oder Hausbesitzer ist oder einen Geschäfts- oder Wohnungsraum vom jährlichen Miethswerth von 200 Mk. inne hat, unter der Bedingung, dass ꝛc." Hier stände besser das hervorgehobene „das Stimmrecht" vor dem vorangehenden „jeden mündigen Staatsbürger".

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Freytag's Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht:
Christoph Martin Wieland. Oberon. Ein Gedicht in 12 Gesängen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Richard Bethge. Preis gebunden 90 Pfennig. 192 S. Leipzig. G. Freytag. 1896.
Schiller, Die Verschwörung des Fiesko . . . herausg. v. Oskar Lange. 1896. Preis 80 Pf. 172 S.

Georg Lösche, Doktor der Philosophie und Theologie, k. k. o. ö. Prof. der Kirchengeschichte in Wien:
Johannes Mathesius. Ein Lebens- und Sittenbild aus der Reformationszeit. Erster Band. Mit Porträt und Faksimile. XXII und 640 S. Zweiter Band IV und 468 S. 1895. Gotha, Friedr. Andreas Perthes.

Ders. Analecta Lutherana et Melanthoniana. Tischreden Luther's und Aussprüche Melanchthon's, hauptsächlich nach Aufzeichnungen des Johannes Mathesius. Aus der Nürnberger Handschrift des Germanischen Museums mit Benutzung von Dr. Joh. Karl Seidemann's Vorarbeiten, herausgeg. und erläutert von Georg Lösche &c. X und 442 S. ebd. 1892.

Briefkasten.

Herrn Prof. **Ad. Lasson** in Friedenau bei Berlin.

Sie verzeihen es mir wohl, dass ich für die an meinem Geschick Theilnehmenden aus Ihrem Brief an mich, den mit Ihnen durch die gemeinsame Vaterstadt (Altstrelitz) enger und inniger Verbundenen, eine längere Stelle zum Abdruck bringe. Sie, der Sie etwa 12—13 Jahre jünger sind als ich, schreiben mir:

„Die hohe Gestalt und das lockenumwallte Haupt Ihrer Frau ist mir aus meinen Jugendjahren noch sehr wohl erinnerlich; die Nachricht von ihrem Hinscheiden hat mir Eindrücke aus längst entschwundenen Zeiten wieder lebendig wachgerufen.

Es ist die natürliche Beigabe der höhern Jahre, dass wir so vieles Liebe und Werthvolle, woran unser Herz gehangen hat, dahingeben sehen, von wo es keine Rückkehr giebt. Vereinsamung ist das Los des Alters; darum aber auch die Trauer nicht ohne die lindernde Kraft wehmüthiger Erinnerung. Sie werden mitten in dem Schmerz um die liebende Genossin der (nahe 5) Jahrzehnte gedenken, während deren es Ihnen vergönnt war, sie zu besitzen, und die Würdigung vergangenen Glückes macht den gegenwärtigen Verlust leichter."

Ich kann dem hier von Ihnen ausgesprochenen Gedanken um so weniger widersprechen, als ich selbst in meiner 1878 veröffentlichten Gedichtsammlung: „Aus den besten Lebensstunden" auf S. 323 unter der Überschrift: „Glück und Unglück" gesagt habe:

„Lern', was Unglück sei und Glück, recht schätzen, erinnernd
Früheren Unglücks dich und des entschwundenen Glücks.
Die in der Näh' nicht schienen verwandt, du siehst sie als Wehmuth
Beid' in derselben Gestalt, beid' als das trauliche Kind,
Das hold lächelt durch Thränen dir zu. Merk's, dass du im Unglück
Wahrst und im Glück Gleichmuth immer und ruhigen Sinn."

Aber wenigstens zur Zeit habe ich mich noch nicht zu dem Gleichmuth und dem ruhigen Sinn durchgerungen; und stärker und lauter als Ihr Trostwort und als mein eigner Spruch tönt mir aus Goethe's Gedicht: „An den Mond" die Strophe ins Ohr:

„Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daſs man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergisst!“

Am 2. Januar, als dem Tage, da meine Frau zur Ruhe bestattet wurde, schrieb ich in meiner Vereinsamung und Verödung die Worte nieder:

„Ich fühle mich, wie etwa eine Pflanze, die sich an einem festen Stabe emporgerankt hat, falls sie Bewusstsein hätte, sich fühlen müſste, wenn ihr plötzlich die Stütze genommen würde und sie geknickt am Boden liegt.“

Daſs ich in der kurzen Spanne Zeit, die mir in meinem Alter noch zu leben bleibt, jemals wieder mich ganz aufrichten könnte, will mir nicht in den Sinn. Was Lessing nach dem Tode seiner Frau schrieb, gilt auch für mich: „Ich muſs nun wieder anfangen, meinen Weg allein so fortzudußeln.“

Doch ich wäre undankbar, wenn ich dem vorstehenden nicht zurückgehaltenen Herzenserguſs an Sie nicht wenigstens hinzufügte, daſs die Theilnahme, die Sie und so viele Andere in meiner Trauer und Vereinsamung ausgesprochen haben, mir und meinem Sohne, mit dem sie durch das Band inniger Liebe verbunden war, von Herzen wohlthut. Und, wenn ich zum Schlusse noch einem Wunsche Ausdruck geben darf, so wäre es der, daſs es mir vergönnt sein möchte, ohne langes Krankenlager, so rasch und sanft aus dem Leben zu scheiden, wie es meiner Frau beschieden war.

Altstrelitz, 17. 1. 96.

Herrn **Ladislaus Szemző** in Buda-Pest: Eine reiche Sendung von Ihnen, für die ich Ihnen bestens danke, ist mir richtig zugegangen; dagegen ist ein Brief von mir an Sie unter der bisherigen Wohnungsangabe als unbestellbar an mich zurückgekommen. Ich bitte um genaue Angabe Ihrer jetzigen Adresse, um Ihnen den Inhalt meines Briefes mittheilen zu können.

— — —

Bei dem schweren, herben und unersetzlichen Verluste, den ich durch den am 30. December v. J. erfolgten Tod meiner besten, festesten und treuesten Stütze, meiner Frau Ida, geb. Friedländer, erlitten habe, sind mir so zahlreiche die Dahingeschiedene ehrende Kundgebungen herzlicher Theilnahme zugegangen, daſs ich — bei der Unmöglichkeit, jedem Einzelnen zu danken — mich zu diesem alle Betheiligten insgesammt umfassenden herzlichsten Danke habe entschließen müssen.

Altstrelitz (Meklenb.), Anfangs Januar 1896.

Daniel Sanders,
zugleich im Namen des einzigen Sohnes Alexander.

NB. Vgl. in dem Briefkasten auf S. 439 unter Prof. Lasson.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Das Irrlicht.*

Von H. Düntzer.

Seltsam ist Prophetenlied,
Doppelt seltsam was geschieht.

Eine sonderbare Entdeckung ist dem Jenaer Professor Ottokar Lorenz, dem Verfasser der „Geschichtswissenschaft", gelungen. Auf der achten Generalversammlung der Weimarer Goethe-Gesellschaft hat er sie in freier Rede vorgetragen und am Schlusse lebhaften Beifall geerntet. Durch einen Berichterstatter in der Münchener „Allgemeinen Zeitung", der seine Notizen sich erbeten hatte, wurden seine „damaligen Worte ziemlich genau erhalten". Der Vortrag erschien einige Wochen später als besondere Schrift: „Goethe's politische Lehrjahre". Ein in der achten Generalversammlung der Goethe-Gesellschaft gehaltener und erweiterter Vortrag mit Anmerkungen, Zusätzen und einem Anhange: Goethe als Historiker. Von O. L. Im „Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft" lesen wir: „Den inhalt- und gedankenreichen Ausführungen folgte die Versammlung mit gespannter Aufmerksamkeit und lohnte ihn am Schlusse mit lebhaftestem Beifall. Welche vielseitige Anregung und neue Gesichtspunkte der Vortrag gegeben, zeigte sich in den zahlreichen Erörterungen, die sich in Journalen und Zeitschriften an ihn anknüpften, zumal nachdem Herr Professor Lorenz ihn in erweiterter Gestalt wenige Wochen später dem Drucke übergeben hatte." Der Verfasser hatte im Vorwort bemerkt: aus dem Berichte der „Allgemeinen Zeitung" gehe hervor, daſs er sich thatsächlich nicht so mit fremden Federn geschmückt habe, als es hätte scheinen können, wenn man bloß Stimmen Derer vernahm, die der tief eingreifenden Antheilnahme Goethe's an den diplomatischen Geschäften der Fürstenbundzeiten weniger Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Damit hatte er die ausdrückliche Erklärung verbunden, daſs „unter Anderm eine der auffallendsten Thatsachen, welche zu erwähnen war, und deren nunmehrige Feststellung man glaubte mir zuschreiben zu sollen, schon vorlängst von meinem alten Freunde Professor Erdmannsdörfer in Heidelberg bemerkt worden ist." Aber Erdmannsdörfer hat sich als vorsichtiger Forscher nicht zu der erstaunlichen Übertreibung verirrt, Goethe habe den Anstoß zum Fürstenbund gegeben; er sagt nur, was größtentheils wahr ist, in dem von Lorenz als Beweis seiner ungeheuerlichen Vorschiebung des Thatbestands angeführten Gutachten erscheine Goethe als Vertreter der reichsständigen Union, die eine Schutzwehr für die Mittlern und Kleinern im

* Berechtigter Nachdruck aus dem in der Zeitschrift S. 356 angezeigten Buche von H. Düntzer: „Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz". Die wenigen Fußanmerkungen des Herausgebers betreffen nur rein Sprachliches, vgl. auch den folgenden Aufsatz, S. 450 ff.

Reich gegen die beiden Großmächte sein sollte; er macht auch nicht die leiseste Andeutung, dass Niemand vor Goethe diesen Gedanken gehabt, seine Äußerung* die Veranlassung zu den spätern Verhandlungen, ja zum Fürstenbund gegeben, der bekanntlich von Preußen ausgegangen ist. Das ist eine Lorenz ganz eigene, aus seiner willkürlichen Unterlegungsweise hervorgegangene Irrlehre; er mag sich seiner Entdeckung freuen, aber nicht dem Wahne hingeben, die Goetheforschung werde sie „als einen erfreulichen Gewinn ansehen“, rühme sich nicht, dem Dichter „in wissenschaftlich gesicherter Weise einen ganz bestimmten Ehrenplatz in der politischen Geschichte angewiesen zu haben.“ Von echter Wissenschaftlichkeit kann bei einem Verfahren nicht die Rede sein, das auf so morschem Grunde, auf entschiedenem Mangel an vollständiger Kenntnis, auf willkürlicher Auslegung der wirklich benutzten Quellen beruht, das als Gipfel leichtfertiger Flüchtigkeit und behaglicher Oberflächlichkeit erscheint. „Wer Wein verlangt, Der keltere reife Trauben.“ „Das Gebild des Wahns verschwindet schon beim Krähn des Hahns.“ Unser Entdecker träumt, künftig würden die Kompendienschreiber lehren: „Im Jahre 1778 gab Goethe den Anstoß zur Gründung eines Fürstenbundes ꝛc.“ Aber das Gutachten Goethe's ist doch vom Ende Januar 1779, wenn auch Vogel es freilich in den Winter 1778/79 setzt, woraus Lorenz gerade das unrichtige Jahr wählt, aber längst hat man es richtig dem Januar 1779 zugewiesen. Freilich haben Kompendienschreiber schon manchen Schnitzer, besonders bei neuen Auflagen, um ihre Kenntnis der neuesten Litteratur zu zeigen, Einfälle entdeckungslustiger Jünger der Wissenschaft in ihre Tabellen eingetragen; aber sie wurden auch bald wieder entfernt. Sollte auch ein Urtheilsloser durch die so stolz sich einführende Entdeckung** fangen lassen, die „Bredow's künftiger Zeiten“ werden sie rasch ausmerzen und der sonnenklaren Wahrheit wieder die Ehre geben, werden etwa anführen, dass Goethe im Jahre 1779 die „Iphigenie“ gedichtet und mit dem Herzog die geniale Schweizerreise gemacht, von seiner Politik*** keine Silbe sagen. Wäre es die Sache unseres Entdeckers, die Dinge zu sehen, wie sie sind, so hätte er sich sagen müssen, jenes Gutachten bezeuge so wenig****, dass in Goethe's Kopf jener Gedanke entstanden sei, der auch keineswegs eine glänzende Offenbarung seines Geistes ist, vielmehr in der politischen Luft der Zeit lag, in seinem Leben nur einen folgenlos verschwindenden Punkt bildete. Schöll, den Lorenz

* Es sollte wohl heißen: und dass dessen Äußerung ꝛc. Der Herausg.

** Hier fehlt ein „sich“. Der Herausg.

*** Hier fehlt etwa ein „aber“. Der Herausg.

**** Hier wäre etwa zu ändern: Jenes Gutachten bezeuge keineswegs u. s. w., wie am Schluss des Satzes etwa: wie er denn auch in Goethe's Leben nur einen folgenlos verschwindenden Punkt bildete. Der Herausg.

mit vollem Munde preist, ohne ihn, wo es gilt, zu beachten, war im vollen Rechte, als er in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens die drohende preußische Werbung und das dadurch veranlasste Gutachten ganz überging, während ich bei Darstellung des Lebensganges des Dichters, an der Seite seines herzoglichen Freundes, auch ihre gemeinsame Noth im Januar 1779 und das von Karl August verlangte Gutachten erwähnen musste, wobei ich auch des von Lorenz so fabelhaft mit Brillantfeuer erleuchteten Vorschlags und des daran geknüpften Wunsches vorübergehend gedacht, ohne, gleich Lorenz, aus der Maus einen Elephanten zu machen.

Eine eigentlich geschichtliche, treu auf der Überlieferung fußende Darstellung hat Lorenz gar nicht im Sinn; dazu bedürfte es ganz anderer Mittel, als die sind, mit denen er seine Untersuchung beginnt, wenn anders von einer Untersuchung die Rede sein kann, da er nur einem leeren Einfall einen gewissen Schein zu geben sucht, wozu freilich die bei ihm echte Wissenschaft, der „Ernst, den keine Mühe bleichet", im grellsten Gegensatze steht; nur Willkür und geistreiches Gebaren sind die bequemen Gesellen bei einem solchen Sport, der von der Überlieferung, diesem Grund und Boden alles geschichtlichen Wissens, nur Dasjenige auswählt und sich zurecht schneidet, was seinem Zwecke dienen kann, und mit solchen Kugeln sein lustiges Spiel treibt, gegen alle Stimmen der lauten Widerspruch erhebenden Wahrheit sich die Ohren verstopft, wie Odysseus die seiner Gefährten. Paul Bailleu hat in Sybel's „historischer Zeitschrift" XXXVII, 14—32 die unglaubliche Sorglosigkeit (der Ausdruck ist noch zu mild) hervorgehoben, womit Lorenz Archive und Bücher behandelt, bekannte Dinge nicht kennt, das gerade Gegentheil von Dem behauptet, was offen vorliegt. Bei solcher, für den der Wahrheit geschworenen Geschichtsschreiber unverzeihlichen Flüchtigkeit ist es leicht, sogenannte „hübsche Motive und geistreiche Einfälle" zu haben, die Bailleu dem Erfinder von „Goethes politischen Lehrjahren" nicht abspricht, aber die ganze Arbeit ist, wie dieser nach seiner genauen Kenntnis der Geschichte des Fürstenbundes erklärt „ein leichtes, lustiges Bauwerk, ohne alles Fundament", das, wo man es anrührt, zusammenstürzt. Von Seiten der Goetheforschung, worin der Eid des Kampfes gegen die „historisch-philologische" Methode sich mit leichter Hand ein Reis vom Lorbeerbaume des Ruhmes zu erringen hoffte, ist sein Buch nicht allein todtgeboren, sondern ein Ärgernis, da es die Unzahl der unberechtigten Druckwerke, die sich an den großen Namen ansaugen, bedenklich vermehrt, nichts Neues bringt, was für wahr gelten kann, dagegen zahlreiche Entstellungen unzweifelhafter Thatsachen mit der Sicherheit gewissenhafter Überzeugung verbricht. Hat er sich doch nicht gescheut, das ganz einzige Verhältnis des Dichters zu dem ihm brüderlich verbundenen Fürsten ins Gemeine

herabzuziehen, indem er Goethe zu einem unterthänigen, allergnädigst vom Herzog berufenen und deſshalb treu anhänglichen Diener macht, der nie gewagt, über die Schranken hinauszugehen, welche die Fürstlichkeit vom Bürger trennen, während es in Wirklichkeit nie einen freiern, selbständigern, auf gegenseitige Liebe gegründeten, auf offenste Wahrheit geschwornen Bund eines Fürsten mit einem Dichter gegeben, der sich entschlossen, ihm ein treuer, stets die volle Wahrheit sagender, ihn mit seiner reifern Erfahrung leitender Freund zu sein und als solcher auch in seine Dienste zu treten. Freilich muſste dieser geniale Bund im Laufe der Zeit manche Wandlungen erleiden, aber trotz einzelner Irrungen erhielt er sich auf seiner unerschütterlichen Grundlage.

Eine Ironie des Schicksals scheint es, daſs einer solchen Versündigung gegen das herrlich strahlende Jugendbündnis gerade ein Geschichtsprofessor der Hochschule sich schuldig machte, die mit Karl August's und Goethe's Namen ewig verknüpft ist. Hätte Lorenz dem Drange nicht widerstehen können, seine vermeintliche Entdeckung der Welt zu verkünden, so muſste er wenigstens, um seiner Arbeit ein gewisses Gewicht zu geben, aus dem weimarischen Archiv, von dem er wirklich Einsicht nahm, Alles mittheilen, was des Herzogs Theilnahme an den Verhandlungen über den Fürstenbund ins Licht setzte. Aber solche Arbeiten, wie sie von Karlsruhe aus geleistet worden, scheinen ihn nicht zu reizen; die sogenannte kritische Schule mag sich damit plagen, ihm genügt es, nach der Angabe des Archiv-Direktors die Stücke zu verzeichnen, die Goethe in den Jahren 1784, 85 und 89 geschrieben oder abgeschrieben hat, es fällt ihm nicht ein, die ungedruckten wörtlich mitzutheilen oder ihren Inhalt auszuziehen, noch weniger kann er sich zu dem Gedanken versteigen, die sämmtlichen Aktenstücke zu verwerthen. Wir sollen dem „Eindrucke", den er von dem Aktenmaterial habe, glauben, daſs Goethe durch den Herzog in dieser entscheidenden und welthistorischen Epoche (1792) von den allertiefsten Geheimnissen der europäischen Welt unterrichtet war, so daſs ihm die Lage wie ein offenes Buch vor Augen lag. Um den Leser davon zu überzeugen, giebt er Stellen aus Briefen an den Herzog, vom März bis Mai 1792, von denen es gar nicht feststeht, daſs Goethe sie gelesen. Auf die Entscheidung, ob Krieg oder Frieden, hatte Goethe, selbst der Herzog keinen Einfluſs, ja ihm war das ganze politische Gebaren der Zeit außerordentlich widerwärtig, und er hoffte, wie wir bestimmt wissen, noch immer, die drohenden Wetterwolken würden sich verziehen. Die von Lorenz gelassene klaffende Lücke hat Ballieu a. a. O. aus noch unbenutzten Akten auszufüllen gesucht, wodurch wir u. a. erfahren, daſs die Urkunde, durch welche Weimar Ende August 1785 in den Fürstenbund aufgenommen wurde, von Goethe, der

den abwesenden Minister von Fritsch vertrat, diplomatisch geprüft und seine dabei gemachten Ausstellungen bei der Ausfertigung berücksichtigt wurden. Das war aber auch der einzige Antheil, welchen Goethe an diesem Abschluss nahm, den er zu hindern gar nicht versucht, da er wusste, dass der Herzog sich hierin gar nicht rathen ließ, sondern seinem eigenen Drange folge. Hätte Lorenz sich genau über Goethe's Theil- oder Nichttheilnahme an den Verhandlungen über den Fürstenbund seit 1783 unterrichten wollen, so hätte er in meinem „Goethe und Karl August" darüber genügende Auskunft gefunden; aber er sieht eben nicht rechts noch links, sondern verfolgt selbstbewusst seinen eigenen Weg. Freilich hat er meine Schrift höchlich gelobt, aber Bücher lesen und benutzen ist eine andere Sache, er hat schwerlich mehr als ein paar Seiten darin gelesen, oder er müsste das Gelesene rein vergessen haben, denn seine ganze Darstellung steht im grellsten Widerspruch mit der Überlieferung, wie sie von Schöll, der gleichfalls von Lorenz sehr verehrt wird, von mir und Allen, die nicht Goethe's Bild sich nach ihrem Kopf bilden, aufgefasst worden. Es wäre doch gar zu schön, wenn Goethe, als er im Mai 1778 mit dem Herzog in Berlin war, Friedrich den Großen gesehen und gesprochen hätte. Er braucht es nur zu wollen, und sofort „giebt der größte König dem größten Dichter so zu sagen politische Lehrstunden". Was kümmert es den Jenaer Geschichtsprofessor, dass Friedrich der Große damals längst Potsdam und Berlin verlassen hatte, dass wir Goethe's Tagebuch von seinem Aufenthalt in Potsdam und Berlin besitzen, das uns von allen damals gemachten Besuchen berichtet? Goethe hat den großen Friedrich II. von Preußen nie gesehen, Karl August als Herzog erst wenige Monate vor seinem Tode*, als Erbprinz freilich, was wir gegen Ballieu bemerken, schon in Braunschweig. So kommandiert Lorenz die Geschichte.

Als Urzelle, aus der das lorenzische Buch als mächtiger Schwamm herausgewachsen ist, erkennen wir die herrliche Entdeckung, Goethe sei der Schöpfer des Gedankens, der den Anstoß zum Fürstenbund gegeben. Aber der Erfinder konnte sich nicht enthalten, die weitere Entwicklung aus diesem Raupenzustande durch manche Verwandlung zum Schmetterlinge des Fürstenbundes zu verfolgen. Da meint er denn, der Frankfurter Advokat, wie reich und wie rasch auch sein Geist sein mochte, hätte unmöglich ohne einen politischen Lehrmeister zu dieser Höhe der Anschauung sich erheben können. Und wer hätte dieser anders sein können, als der freilich acht Jahre jüngere

---

* Zu besserer Stellung (zur Verhütung eines möglichen Missverständnisses): „Goethe hat den großen Friedrich II. von Preußen nie —, Karl August als Herzog ihn erst wenige Monate vor seinem Tode gesehen ꝛc."

Der Herausgeber.

Herzog? Unter diesem hat er seine politischen Lehrjahre bestanden. Muss die Welt nicht staunen, dass sie Dies so lange verkannt, dagegen sich dem Wahne hingegeben, Goethe sei des Herzogs Mentor gewesen, habe sich gar scharfe Mahnungen und Zurechtweisungen von ihm gefallen lassen.* Das war nur bei völliger Verkenntnis** der fürstlichen Souveränität möglich, die*** Verehrung und Unterwürfigkeit der Untergebenen fordere, was auch Goethe empfunden habe. Zur Stütze dieser offenen Verhöhnung der Wahrheit wurde dem zweiten Abschnitt „Lehrjahre und Lehrmeister" nun noch ein erster vorgeschoben, der, „Politische Anschauungen" überschrieben, in behaglicher Weise über Dieses und Jenes plaudert, ohne Unterscheidung der verschiedenen Zeit und ohne wirklichen Nachweis, worauf seine politische Anschauung beruht habe. Erst der dritte „In staatsmännischer Aktion" sich nennende Abschnitt bringt Goethe's von Lorenz entdeckten Anstoß zum Fürstenbunde und dessen vorgeblichen Einfluss auf die Gründung des Fürstenbundes, von welcher er einen ungeschichtlichen Sprung auf Goethe's Reise nach Italien macht, um dann „die Summe dieser Periode politischer Lehrzeit für Goethe zu ziehen". Man sollte meinen, damit sei doch eine Schrift, die sich als „Goethe's politische Lehrjahre" einführt, zu ihrem Ende gelangt, aber der Verfasser hat es im „Vorwort" selbst verrathen, es war ihm gar zu erwünscht, nur immer so fort über sein unerschöpfliches, herzerfreuendes Thema zu schreiben, als hätte er ein „Kollegium darüber zu lesen", und so erhalten wir noch zwei Kapitel „Politik im Kriege" und „Im Vollgefühl der monarchischen Idee". Ersteres macht am Schlusse vom Jahre 1792 glücklicherweise einen Siebenmeilenschrittt zum Zusammenbruch der alten deutschen Reichsverfassung, wo „das höhere Alter Goethe gestattete, sich von dem Schauplatz der streng-politischen Geschäfte mehr und mehr zurückzuziehen". Und doch hatte Goethe schon seit dem Jahre 1781 es aufgegeben, auf des Herzogs politisches Verhalten zu wirken, da dieser seine eigenen Wege ging; und später beschränkte sich sein ganzer Antheil an den Fürstenbundsverhandlungen auf seine Dienste als Geheimsekretär bei den ihm widerwärtigen Verhandlungen, die ganz geheim gehalten werden

* Es sollte dem Sinn nach wohl etwa heißen: „Goethe sei der Mentor des Herzogs gewesen und dieser habe sich ꝛc." Der Herausgeber.

** Statt des sprachüblichen: Verkennung (s. mein Wörterb. I S. 896c unter „verkennen" 3a. „Die Verkenntnis" fehlt, wie in meinem Wörterb. I S. 898a, auch noch im Ergänz.-Wörterb. S. 299c unter den Zusammensetzungen von Kenntnis und wäre also nachzutragen. Der Herausgeber.

*** Besser: „welche", vgl. Hauptschwier. S. 76a Nr. 4: „Eben so verdienen die Formen von welcher den Vorzug da, wo es von den entsprechenden von der scheinen könnte, als ob sie zu einem unmittelbar darauf folgenden artikellosen Hauptwort als Artikel gehörten" und dazu dort die Beispiele. Der Herausgeber.

mussten. Darin weiche ich auch von Ballieu ab, nach dem es feststehen soll, dass Goethe, anregend oder empfangend, an den geheimsten Staatsgeschäften seines Herzogs den vertrautesten Antheil gehabt hat." Richtig hat Schöll erkannt, dass Goethe, als er zwei Jahre lang mit eifrigster Hingabe die Geschäfte der Kammer verwaltet hatte, des Herzogs Unternehmungen äußerer Politik missbilligte und seine diplomatischen Reisen bedauerte, weil er dadurch seinen angeborenen Beruf, ein Vater seines Landes zu sein, vernachlässige und, ohne seine eigene Absicht zu erreichen, sich für Andere bloß stelle, was sich bald zeigen sollte. Aber leider hatte er sich überzeugen müssen, dass dieser seinem Drange, für die Einigung der kleinen Fürsten zu wirken, nicht entsagen konnte. Darum gab er seinen Widerspruch auf und fügte sich in die schwere Nothwendigkeit, den geheimen Verhandlungen beizuwohnen und eigenhändig Schreiberdienste zu leisten. Der letzte Abschnitt mit dem irreführenden Schilde: „Im Vollgefühl der monarchischen Idee" (es sollte heißen, wenn anders dieses Gerede von einem gemeinsamen Hut gedeckt werden sollte „Gegen den Liberalismus") gehört vollends nicht hierher. Ergötzlich ist es, hier zu lesen: „Dass und warum auch Goethe meinte, dass sich der Imperator (Napoleon) durch Gedichtemachen nicht vertreiben lassen werde, Dies zu erklären war wesentlich der Zweck unserer Betrachtungen über seine erste schwere Lehrzeit", woran sich gleich würdig und erbaulich unmittelbar anschließt: „Wenn aber der Dichter in der traurigsten Epoche Deutschlands, die er erlebt hatte, sich vor jedem falschen Schritte durchaus zu bewahren wusste, und nicht einen Augenblick die korrekteste Haltung aufgab, die er bei aller Verehrung Napoleon's einnahm; wenn kein wirklicher Staatsmann Deutschland's, bis an des Dichters Ende, ihm je die vollste politische Achtung und Anerkennung versagen konnte, so war Dies alles wieder die Folge des großen und trefflichen Einflusses, den er durch Karl August's Politik erfuhr." Wir widerstehen der Versuchung, weitere Geistesblüthen solchen Geredes ins Blaue zu einem duftigen Kranze zu winden oder ein Wort zur Kennzeichnung dieses wirren, die Wahrheit entstellenden, keine Ahnung von Goethe's gepresstem Zustande verrathenden Schwalles zu verlieren.

Aber auch hiermit konnte der Verfasser in seiner Lust „nur immer so fort zu schreiben" nicht abbrechen. Er fügt noch 29 Seiten zum Theil größere Untersuchungen enthaltende Anmerkungen hinzu, in der* er mit aller Behaglichkeit sich ergehen konnte, ohne die Sache irgend zu fördern; neu sind nur das Verzeichnis der Koncepte und Abschriften von Goethe's Hand und die Briefstellen über den Beschluss des Zuges gegen Frankreich aus dem Frühjahr 1792. Den reichsten Anlass zum breiten Gerede boten

* Druckfehler statt: „denen"? Der Herausg.

Napoleon und die Oken'sche „Isis"; auch „Epimenides" wird mit beliebter Oberflächlichkeit gestreift.

Als letztes Gericht erhalten wir noch als „Anhang" einen Aufsatz „Goethe als Historiker", worin es sich nur um „eine kleine Nuance in der Auffassung des Gegenstandes" von dem älteren gleichnamigen Aufsatze von Wegeles handeln soll, aber im Grunde Goethe als Mithelfer in des Verfassers hitzigem Kampfe wider die sogenannte „historisch-philologische" oder „kritische" Schule aufgerufen wird, von der auch Ranke nichts habe wissen wollen. Auch ich habe einst (es sind gerade sechzig Jahre) als gespannt horchender Schüler zu Ranke's Füßen gesessen, ich habe mich vom Geiste dieses auf die gewissenhafteste und umfassendste Benutzung der Quellen dringenden Lehrers anwehen lassen, und ich kenne keinen schärferen Gegensatz, als den dieses tief eindringenden, fein ausarbeitenden Forschers und des gewissenlos über den Boden, worauf alle Geschichte der Vergangenheit fußt, sich hinwegsetzenden selbstgefällig schwadronierenden Schöpfers von „Goethe's politischen Lehrjahren". Von seiner philologischen Begabung giebt er hier gleich eine hübsche Probe, wenn er behauptet, Goethe habe einmal für „Kritik" den guten deutschen Ausdruck „Kram" gebraucht, was er in seiner Abhandlung noch recht oft zu thun gedenke. Und der Beweis? Goethe schreibt einmal im Jahre 1795 an Schiller von Wolf's Prolegomena ad Homerum, sie seien interessant genug, hätten ihn aber schlecht erbaut. „Die Idee," heißt es weiter, „mag gut sein und die Mühe respektabel, wenn nur nicht diese Herren, um ihre schwachen Flanken zu decken, gelegentlich die fruchtbarsten Gärten des ästhetischen Reiches verwüsten und in leidige Verschanzungen verwandeln müssten. Und am Ende ist mehr Subjektives in diesem ganzen Krame." Geradezu unverständlich ist es, wenn Lorenz hier Kram als Kritik fasst, es steht offenbar, wie häufig in der Umgangssprache, im Sinne von Sache. Es bleibt Lorenz unbenommen, die Kritik verächtlich „Kram" zu nennen, nur missbrauche er nicht sein Missverständnis, Goethe eine solche Albernheit aufzubürden; meinetwegen mag er auch von Kant's „Kram der Urtheilskraft" sprechen und für „kritisch" den deutschen Ausdruck „krämerisch" sich aneignen. Wir Andern wissen, dass Goethe eine Zeit lang von der Richtigkeit der Wolfischen Kritik überzeugt war und noch 1797 darin las. Das Ergebnis derselben konnte er freilich den Homerischen Gedichten gegenüber nicht für richtig halten. Auch that es ihm wehe, dass durch Niebuhr's Kritik die schönsten Sagen der römischen Geschichte als Erdichtungen nachgewiesen wurden, sich ein ärmliches Wahres* an die Stelle von etwas Großem setzte. Aber nie ist

* Vgl. hierzu, was ich in meinen Hauptschwier. unter dem Titelkopf „Substantivische Eigenschaftswörter" in Nr. 2 b (S. 280/1) gesagt. Der Herausg.

er so unverständig gewesen, die Nothwendigkeit der Kritik in Abrede zu stellen; er schätzte die Meister derselben, wenn ihm auch die vernichtende Kritik oft schädlich schien und er in neuester Zeit häufig den Mangel an Charakter auch an ihnen beklagt Alles, was Lorenz über Goethe's Beurtheilung der Geschichtsschreibung vorbringt, ist höchstens halb wahr, trifft nie den Hauptpunkt, um den es ihm zu thun, die kritische Methode, welche die Zeugnisse nach ihrem wirklichen Gehalt und ihrer Zuverlässigkeit gegen einander abwägt. Die Stelle im „Faust“, von der man nach Lorenz ausgehen müsse, betrifft nur die pragmatische Geschichtschreibung von 1774, gegen die Herder gleichzeitig in der Schrift „Auch eine Philosophie der Geschichte“ sich gewandt und eine würdigere Gestaltung derselben angebahnt hatte. Unser Verfasser scheut sich nicht, zu schreiben: „Goethe steht zur Geschichtschreibung seiner Zeit (also bis zu seinem Tode!) genau (!) in demselben Verhältnis, in welchem Friedrich der Große zur deutschen Litteratur stand.“ Und doch kannte der Preußenkönig diese gar nicht, beurtheilte die nichtgekannte nach der Eleganz und Frivolität der französischen, während Goethe die reiche Entwicklung der Geschichtschreibung während sechzig Jahren erlebte, Herder, Schiller, Möser, Schlözer, Spittler, Schmidt, Johannes Müller, Luden und so viele andere, um die großen Geschichtschreiber des Auslandes nicht zu nennen, und diesen allen hält Lorenz, wie er meint, in Goethe's Namen, das Medusenhaupt der Faustſtelle entgegen. Die Krone seiner Travestierung der Wahrheit erringt er aber durch die Art, wie er Goethe's bekannte Äußerung gegen Luden*, der ihn durch die plumpe Vorstellung beleidigt hatte, die Tragödie Gretchen's im „Faust“ sei wohl durch die wirkliche Verführung eines Mädchens veranlasst, und der Dichter selbst sei Zeuge eines wilden Studentengelages in Auerbach's Keller gewesen. Luden selbst berichtet, Goethe's Stimme habe darauf eine Veränderung zum Kurzen und Scharfen angenommen, sein Gesicht sei weniger freundlich geworden, und auch als dieses wieder freundlicher gewesen, habe es einen Zug gehabt, den er sich nicht habe deuten können, auch aus den Wendungen seiner Fragen und besonders seiner Einwürfe, die ihm zuweilen etwas wehe gethan, habe er die Absicht zu erkennen geglaubt, ihn ein wenig zu necken und zu versuchen, wie fest er im Sattel sitze, was durch die ganze Wiedergabe des Gesprächs und die als mephistophelisch bezeichneten eingestreuten Verse bestätigt wird. Aber Lorenz weiß Dieses natürlich besser,

* Hier fehlt zu dem Satzanfange das schließende Zeitwort (etwa: auffasst), vgl. was ich in meinen Hauptschwier. unter dem Titelkopf: „Satzeinschaltungen“ in Nr. 3 (S. 244 b/5) gesagt habe, und sich Anschließendes in dem auf S. 450 folgenden Aufsatze Nr. 2.

Der Herausgeber.

ihm „scheint dies (das Neckenwollen) ganz unwahrscheinlich“, Luden habe dies nur desshalb angenommen, weil er solche Dinge noch nie von seinen „Göttinger Pedanten vernommen“. Der wahre Grund dieser Annahme liegt darin, dass es Wasser auf seine Mühle ist, wenn er den Spaß für bittern Ernst nimmt, und er so mit beliebter Kühnheit aus Goethe's Fragen und Entwürfen zwölf Thesen zusammensetzen kann, die sich an einander schließen und in den Lorenz aus der Seele gesprochenen Satz auslaufen: „Durch die kritische Bearbeitung der Überlieferungen macht sich der Historiker zum Dichter und zwar, weil er dabei unehrlich ist, zu einem schlechten.“ Und wozu macht sich Lorenz durch diese abenteuerliche Vergewaltigung des Gesprächs mit Luden, worin Goethe, wie so häufig in seinen Unterhaltungen, besonders in denen mit Müller, den Paradoxen spielt? Zu einem leidigen Sophisten, um ausrufen zu können, Goethe stehe im diametralen Gegensatz zu den Richtungen der kritischen Geschichtschreibung. Es lebe seine unkritische!

Kurze sprachliche Bemerkungen zu Düntzer's Buch: „Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz“.

(s. S. 441 ff.)

1. „Lorenz thut sich darauf Etwas zu Gute, dass er die Dinge menschenverständig (leider nicht sachverständig) beurtheilt.“ S. 26, vgl. über die hier gegenübergestellten Zusammensetzungen von verständig mein Wörterb. III S. 1176c.

2. „Aber es ist reine Spiegelfechterei, dass er sie benutzt zu haben vorgiebt; denn, wenn er beide Werke, die, wie verschieden auch ihr Standpunkt ist, doch in manchen wesentlichen Punkten, besonders in Bezug auf die Entwicklung des Verhältnisses Goethe's zu seinem Fürsten übereinstimmen, [ ] er hätte unmöglich dieses so verzerren, unmöglich so manche hochbedeutende hier betonte Äußerungen Goethe's selbst übergehen, unmöglich manche Thatsachen falsch darstellen können.“ S. 30, s. über die hier durch [ ] bezeichnete Lücke meine Hauptschwier. unter dem Titelkopf: „Satzeinschaltungen“ S. 244/5. Die bezeichnete Lücke wäre etwa auszufüllen durch die Worte: „wirklich benutzt hätte“ (oder in ähnlicher Weise). Dass die Worte dem Schreiber in der Feder stecken geblieben sind, lässt sich durch die Hast der Abfassung vielleicht begreifen; aber, dass die Lücke auch bei der Druckberichtigung unausgefüllt geblieben ist, dürfte schwerlich irgend wie zu entschuldigen sein, vgl. S. 116: „Dass der Mensch das Gute [ ] wiederfährt, wie einen glücklichen Raub dahin nehmen soll“, wo der Druck-

berichtiger nicht bloß das überschüssige e in der ersten Silbe von widerfährt zu tilgen, sondern die durch die Klammer angedeutete Lücke durch die Hinzufügung [, das ihm] auszufüllen versäumt hat.

3. „Die wahngeschaffenen meist ganz allgemein gehaltenen Vorstellungen." S. 31. Hier darf ich wohl auf Das hinweisen, was sich in meinem Wörterb. III S. 881c und S. 883c über das Mittelwort wahngeschaffen und das Eigenschaftswort wahnschaffen findet.

4. „Um meine Aufstellungen in seiner leichtfertigen Weise lächerlich zu machen, schreibt er: „Nach Düntzer ist Goethe zu Neujahr [das Jahr verschweigt er] mit dem Herzog vertrauter als je und am 10. Januar sehr verzürnt; bald giebt er seinem Herrn ‚wieder eine Lektion' und bald ist er ‚wieder gut'" S. 31, — vgl.: „Am 10. sage ich nicht, was Lorenz in seiner Sprachweise mir in die Feder giebt, er sei dem Herzog ‚sehr verzürnt gewesen', sondern ich gedenke nach dem Tagebuche der ‚radikalen Erklärung' zwischen dem Herzog und ihm wegen der Sängerin Corona Schröter, da dieser noch immer derselben nachzuschleichen schien ꝛc.," s. über das veraltete oder mundartlich gefärbte „verzürnen" die Belege in meinem Wörterb. III S. 1802a und Ergänz.-Wörterb. S. 686c.

5. „In einem recht vertrakten Satze lässt er [Lorenz] sich also vernehmen: ‚Eines der schlagendsten Beispiele eines verfehlten Gebrauchs von über die Lebensgeschichte Goethe's heute veröffentlichten Quellen' ꝛc." Abgesehen von dem Sachlichen (worin ich Düntzer durchaus zustimme) möchte ich hier sprachlich nur über den durch Sperrdruck von mir hervorgehobenen Zusammenstoß der beiden Verhältniswörter auf meine Hauptschwier. Seite 232b/3a hinweisen.

6. „Gott weiß, wozu ich noch bestimmt bin, da ich solche Schule durchgeführt werde!" Diese auf S. 43 angeführten Worte Goethe's aus dem Tagebuch trage ich hier zu dem in meinem Wörterb. I S. 513c unter durchführen 1 Gesagten nach, vgl.: da ich durch solche Schule durchgeführt werde — und: da ich solche Schule durchmache (durchzumachen habe), vgl. auch S. 46 (als Ausdrücke von Goethe, die in meinem Wörterb. hätten angeführt oder als Belege hinzugefügt werden können oder sollen): „Er selbst [konnte] der linden Zusprache der geliebten Seelenführerin [Frau v. Stein] nicht entbehren." . . . „Die Frau v. Stein, an der ich so was man sagen möchte, geheftet und genistelt bin." . . . „Unter is [unter uns, volksthümliche Form]" . . . „Das Unverhältnis des engen, langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit meines Wesens hätte mich rasend gemacht."

7. „Die Fürstlichkeit, die Herzoglichkeit schätzte er [Goethe], in so fern sie dem Menschen eine freiere Anschauung, einen weitern Umblick

gestattet als den in niedern oder mittlern Kreisen Aufgewachsenen ꝛc" S. 49, vgl. (tadelnd): „Leider sollte Karl August noch in demselben Monat wieder von seiner Herzoglichkeit hingerissen werden ꝛc." S. 96 ꝛc., s. Ergänz.-Wörterb. S. 270 b.

8. „Leitender Minister blieb der geschäftsgewandte von Fritsch, den aber die scharfe Entschiedenheit und das unruhige jugendkecke Genussleben des jungen Fürsten abstießen." S. 50 [die Zusammensetzung von keck wäre bei mir nachzutragen].

9. „Wie traurig sprach sich Frau v. Stein noch am 10. Mai 1776, einen Monat vor Goethe's Ernennung, über die unglückliche herzogliche Familie aus, deren einzelne Glieder alle gute Menschen seien, aber keines mit dem andern übereinstimme ꝛc." S. 51. Irre ich nicht sehr, so würde hier der Schluss richtiger und gefüger etwa lauten: „in der jeder Einzelne gut sei, aber keiner mit dem andern übereinstimme."

10. „Wozu diese lose Schönfärberei? Aber unser Geschichtschreiber, dem es unleidlich ist, dass Goethe bei allen Wissenden als Mentor des Herzogs gilt, möchte es auch äußerlich denkbar machen, dass der junge heißblütige, eben freigelassene Karl August den 56jährigen Goethe in der Politik unterwiesen habe, von der dieser doch selbst noch nichts verstand."

Hier will Düntzer doch wohl das von mir durch Sperrdruck hervorgehobene dieser auf Karl August bezogen wissen, während sprachlich der Leser es zunächst auf Goethe beziehen wird. Ist meine Auffassung nicht irrig, so hätte der Schluss wohl richtig etwa lauten müssen: „von der er selbst doch noch Nichts verstand", s. u. Nr. 17.

11. „Aber alle Vorsätze, alles Mahnen half Nichts, wenn Karl August's unbändige Natur, oft, wenn er sie lange zurückgehalten, zu jugendlichen Tollheiten und studentischen, ja über- oder unterstudentischen, oft rohen Albernheiten hinriss ꝛc." S. 56. Hier würde (s. Hauptschwier. S. 5 b Nr. 4) statt des zweiten der beiden hervorgehobenen wenn besser ein anderes Bindewort (z. B. das zeitliche nachdem ꝛc.) stehen.

12. „Zwar erkannte er [Herder], dass Karl August ein naturvoller Mensch sei." S. 61, vgl. unter den Zusammensetzungen von voll mein Wörterb. III S. 1435 a und Ergänz.-Wörterb. S. 592 a, außerdem aber besonders auch im Wörterb. S. 402 a das unter Natur 3 e Angeführte.

13. „Gegenüber allen so böswilligen wie tollen Ausstreuungen über den seltenen Freundschaftsbund besitzen wir das Zeugnis eines der scharfsinnigsten und unbestechbarsten Menschenkenner, Goethe's vertrautesten Freundes Merck" S. 63, wo der von einem selbst im Genitiv stehenden Worte abhängende sächsische Genitiv nicht ohne Anstoß ist (s. Hauptschwier. S. 239 a/b), vgl.: des vertrautesten Freundes Goethe's (oder von Goethe).

14. „Wenn er auch früher keine Lust dazu gefühlt hatte, wie sein jüngerer Bruder.“ S. 65, vgl. unzweideutiger: Wenn er auch früher nicht, wie sein jüngerer Bruder, Lust dazu gefühlt hatte.

15. „Goethe jubelte schon gegen seinen gleichfalls mit Fritsch unzufriedenen Amtsgenossen Schnauß, dass er als ein überreicher [überreifer?] Apfel falle, da sein letzter Urlaub bewiesen, dass sie im Konseil auch ohne ihn fertig würden.“ S. 70.

16. „Etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslicht zerknaubeln wäre.“ Goethe an Frau v. Stein, s. mein Wörterb. I S. 947a (in der Anmerkung zu knabbern).

17. „Das Verhältnis des Herzogs zum alten Freunde hatte seine alte Herzlichkeit eingebüßt, dieser zeigte sich immer selbständiger, folgte immer entschiedener seinen Neigungen, im vollen Bewusstsein seiner fürstlichen Würde &c.“ S. 80, vgl. oben Nr. 10. Auch hier wird der Leser das hervorgehobene dieser auf das zunächst stehende „des Herzogs Freund“ (d. i. Goethe) beziehen, während es dem Sinne nach auf den „Herzog“ bezogen werden soll.

18. „Aller militärischer fatale Druck“ (Worte von Karl August) S. 81, wo es folgerichtig wohl auch: fataler heißen sollte.

19. „Ich mag nicht immer der Popanz sein [dessen Rath er fragt in Dingen, über die seine Leidenschaft schon entschieden hat]; und die Andern frägt er weder um Rath, noch spricht er mit ihnen was er thun will.“ S. 83 (aus einem Briefe Goethe's an Frau v. Stein, das in [ ] als Zusatz von Düntzer), vgl. über die Formen: er fragt und er frägt (wie über: er fragte und: er frug &c.) mein Wörterb. I S. 484a und fragen in den abecelichen Inhaltsverzeichnissen der Zeitschrift.

20. „[Das] spricht am deutlichsten ein Brief an Knebel aus, dem er gleich am 27. Juli schrieb.“ — Ich würde vorziehen: ein Brief, den er gleich am 27. Juli an Knebel schrieb, — obgleich auch in der von Düntzer gewählten Stellung kein eigentliches Missverständnis zu befürchten ist.

21. „Dass dieser [Karl August] alle Thoren [Druckfehler statt Thore] und Brücken seiner Anlagen eröffnete, fand Goethe charakteristisch im Gegensatze zum Herzog von Gotha, der alle Theile des Gartens verschloss.“ S. 94.

22. „Er [Goethe] sei ein armer Sklave der Pflicht, mit der ihn das Schicksal vermählt habe“ S. 98 (nach einem Brief Goethe's an Jacobi), eine Stelle, die den zahlreichen Belegen für die Übertragung von vermählen in meinem Wörterb. II S. 207a hätte hinzugefügt werden können.

Das O,

auf Wunsch eines holländischen Gelehrten* bearbeitet von Dr. Herman Schrader.

Wenn nicht der holländische Gelehrte, der über meine Aufsätze in der Sanders'schen Zeitschrift, namentlich über den das R behandelnden Aufsatz freundliche Worte geschrieben hatte, ausdrücklich zu einer ähnlichen Bearbeitung des O aufgefordert hätte, so würde ich wohl schwerlich jemals auf diesen Buchstaben als interessanten, lohnenden Gegenstand gekommen sein. Ich hatte ihm noch nie besondere Aufmerksamkeit zugewandt und er drängte sich auch nicht auf. Nun ich aber, in Folge jener Anregung, ein wenig nachgedacht und geforscht habe, erfahre ich — um ein Wort Luther's auf diesen Gegenstand anzuwenden —: die deutsche Sprache ist ein mit herrlichen Früchten reich geschmückter Apfelbaum: wo man auch immer ein Zweiglein schütteln mag, überall fallen Einem köstliche Früchte in den Schoß. Versuchen wir es denn, etliche solcher Früchte zu erbeuten. —

Zuerst ein Wort über die Aussprache und den Klang. Wenn wir das I aussprechen, so öffnen wir die Lippen nur wenig, zum E gehört ein etwas weiteres Öffnen, das A öffnet sie am meisten. Beim O nähern sich die Lippen wieder und biegen sich wohl etwas vor; beim U nähern sie sich noch mehr und bewegen sich noch weiter vor.

Den Klang der Vokale kann man durch Töne der Musik leicht darstellen, innerhalb einer Oktave, von Hoch nach Tief. Das I ist das G, drei Töne tiefer entspricht der Ton E dem Buchstaben E, dann wieder drei Töne tiefer das C dem Buchstaben A, wieder drei Töne tiefer haben wir in dem Tone A den Buchstaben O, und daneben im Tone G das U. — Es ist mir höchst interessant, dass Beethoven auf diese Tonfolge das Thema zu seiner großen Leonoren-Ouvertüre aufgebaut hat. —

Sehr charakteristisch tritt, wie schon Kohl hübsch bemerkt, der O-Laut hervor, wenn wir bei Interjektionen ihn mit anderen Vokalen vergleichen. Im I liegt das Kleine, Spitzige, Feine, Dünne. I, wie schnippisch sie ist! Sehr glücklich hat Goethe in dem Hochzeitsliede das Treiben der Zwerglein, der winzigen Wichte (!) geschildert durch den gehäuften I-Laut:

> Da pfeift es und geigt es und klinget und klirrt,
> Da ringelt's und schleift es und rauschet und wirrt,
> Da pispert's und knistert's und flistert's und schwirrt.

Das E dient meines Wissens nicht zu Interjektionen, statt dessen das Ei. Das A nimmt die rechte Mitte ein zwischen den helleren I

---

* Des Gymnasiallehrers A. J. Pottma in Sneek (Niederlande), dessen an mich gerichteten Brief ich meinem verehrten, gelehrten Freunde und Mitarbeiter, Herrn Dr. H. Schrader zugesandt. Der Herausgeber.

und E, und den dunkleren O und U. Sein Klang ist hell und klar, und giebt trefflich die ruhige, zwar lebhafte, aber nicht leidenschaftliche, die besonnene, sich bewusst bleibende Empfindung wieder, gern freudigen Charakters, weniger der bedrückten Stimmung. Es muss wohl der Laut sein, der sich am leichtesten bilden lässt; drum lernen die kleinen Kinder zuerst das Wort Mama sprechen, und unsre Alphabete beginnen mit dem A. Drum gebraucht Goethe wieder im Hochzeitsliede das A, als die Zwerglein freudig laut sich zum Festmahle rüsten, sehr fein für das Gelärm, das die kleine Schar macht:

nun dappelt's und rappelt's und klappert's im Saal.

Mit dem O treten wir in das dunklere Gebiet der Laute. Ein Vater hebt seinen kleinen Jungen mit den Armen hoch und ruft: O, so groß ist mein Sohn! — Der Klang des O ist dunkler, tiefer, schwächer, beschränkter als der des A, aber doch heller als das U. Das O kann das Hehre, Große, Starke und Mächtige trefflich ausdrücken, aber auch das Ruhige und die stille Behaglichkeit. Es malt uns, wie der Donner grollt, giebt den Ton der Orgel, der Trommel, der Glocke wieder, lässt uns aber auch — ohne Zorn und Groll — die Sonne und den Mond leuchten, bildet den Regenbogen neben den Wolken, aus denen befruchtende Tropfen auf die sprossenden Pflanzen fallen. Schiller im Taucher:

und hohler und hohler hört man's heulen.

Das dem O vorgesetzte H verstärkt seine Kraft, wie wir ja auch den Ausruf O! durch Oho verstärken. — Man könnte auch wohl ungezwungen eine gewisse Malerei des Tones darin erblicken, wenn wir die Wörter zusammenstellen: Grille, Hase, Floh (Otter), Uhu. Zwist, Hader, Zorn (Groll), Schwur. — Voß hat sehr glücklich in der Odyssee wiedergegeben, wie der Stein des Sisyphus den Berg hinabrollt:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Auch Bürger benutzt sehr geschickt das O zur Schilderung des Gespensterrittes in der Lenore:

Und immer weiter, hopp, hopp, hopp,
ging's fort in sausendem Galopp,
dass Ross und Reiter schnoben
und Kies und Funken stoben.

Nicht minder trefflich wendet Bürger im Liede vom braven Mann das O und ähnliche Vokale an:

Der Sturz von tausend Wassern scholl,
des Landes Heerstrom wuchs und schwoll,
hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
und rollten gewaltige Felsen Eis;

es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
laut heulten Sturm und Wog' ums Haus,
die Schollen rollten Stoß auf Stoß.

Es ist auch ganz sinnig, dass der Buchstabe O in der griechischen, lateinischen und modernen Schrift mit einer Rundung geschrieben wird.

Das U ist der tiefste Vokal. Drum wendet ihn unsre musikalische Sprache fein sinnig und charakteristisch an. Wie er selbst aus der Tiefe des Mundes kommt, so bezeichnet sie mit ihm gern die tiefen, unklaren, verschwommenen, gedämpften, dumpfen Töne. Sie lässt die Bienen summen, die Bäche murmeln, die Bären brummen, die Schweine grunzen, die Hunde knurren, das aus einer Flasche strömende Wasser murmeln. — Auch Thiere, die sich durch den U-Ton laut machen, führen diesen Vokal in ihrem Namen. So der Uhu (auch Schuhu), die Unke, der Kukuk. — Wie bezeichnend ist es auch, dass die schwere Sorge zum Kummer wird, und der heftige Zorn zur Wuth! — Etwas Schönes und Anmuthiges wollen wir auch nicht schildern, wenn wir werthlosen Trödel einen Plunder nennen, ein massiges Ding und ungeschickte Menschen plump, eine unförmlich zusammengeballte Masse einen Klumpen, Dinge und Menschen, die gerade sein sollten, krumm. Auf ein Tiefes weist auch die Grube, die Gruft, der Schlund, der Grund, die Wunde, der Brunnen hin. — Als Interjektion ist das U oder gewöhnlich Uh der Ausdruck verschiedener Affekte, zumal des Schauderns und des Schreckens. Uh, wie gräslich und schaurig! Uh, wie es in meiner Brust schlägt und zuckt! —

Es folge zunächst eine grammatische Bemerkung über das O. Am natürlichsten und ungezwungensten wird das ausrufende O mit dem Vokativ und Nominativ verbunden. Mignon bei Goethe: dahin (nach Italien) möcht' ich mit dir, o mein Geliebter, ziehn. Bürger: O Mutter, Mutter! hin ist hin! — O, ich Armer! O, du Schelm. — Aber auch die übrigen Casus werden mit O verbunden. So der Genitiv, gewöhnlich wohl bei erregter Stimmung, besonders der Verwunderung, des Unwillens, des lebhaften Verlangens und der Freude: O, des erbärmlichen Briefes! O, des höllischen Gaukelspielers! (Lessing.) O, des goldenen Tages! O, des Glücks! — O mit dem Akkusativ: O, mich Unglücklichen! O, mich Vergesslichen! O, den erwünschten Tag! — Auffallender und seltner ist die Verbindung des O mit dem Dativ als Ausruf der Wehklage: O mir! (Voß Il. 18, 54.) Es scheint dem griechischen ὤ μοι nachgebildet zu sein. Weh mir armen, o mir, unglücklichen Heldenmutter. — Gern wird das O mit der Präposition über verbunden: O, über solche Vergesslichkeit! O, über den dummen Kerl! — Oft steht das O auch ganz allein, bei lebhafter Erregung: O, ich habe mich schwer vergangen! — O, hätt' ich Das doch

früher gewusst! O, wie wohl ist mir am Abend! O, lass mich in Ruh! — O, welch eine Tiefe des Reichthums ὦ βάθος πλούτου! (Römer 11, 33.) Oft verstärkt das O ein bejahendes oder verneinendes, oder auch klagendes Wort: O ja! O nein! O freilich! (gewöhnlicher: Ei freilich). O weh! O schrecklich! O je! O Jemine! O Pfui! — Auch noch in anderen mannigfachen Verbindungen: O wie gern! O mit vielem Vergnügen! O wie gut du bist! „O dass ich tausend Zungen hätte!" — Auch wird es verdoppelt: O oh! ich weiß. O, o, es ist schändlich! O schöner Brunnen, der uns fließt! (in Auerbach's Keller).

Der Deutsche kann — wie der Grieche — jedes Wort seiner Sprache durch Hinzufügung des Artikels zu einem Hauptwort machen. So Bürger: wer das Wenn und das Aber erdacht. So die Hegel'sche Philosophie: das Hier, das Dort, das Jetzt. Sei mir hiebei eine ergötzliche Abschweifung gestattet. Als ich vor fünfzig Jahren in Halle studierte, erschien eine gelehrte Schrift über griechische Philosophie. Darin stand, der altgriechische Philosoph Anaxagoras habe das Wir zum Princip erhoben. Der scharfsinnige Gesenius hatte gleich die Dummheit entdeckt und theilte mir mit, der gute Mann habe seinen Aufsatz aus dem Französischen übersetzt und abgeschrieben, dort aber das nicht mit griechischen Buchstaben geschriebene Nous mit Wir übersetzt, während doch das griechische Wort νοῦς Geist bedeute. — Und wenn ich jetzt mit Cicero sagen kann: sed labor longius, ad propositum revertor, so kann ich auch hier von einem komischen Missverständnis erzählen. Deutsche Philologen konnten schlechterdings nicht fassen, warum Cicero hier das Wort labor (Arbeit) als Neutrum behandelt habe. Da entdeckte F. A. Wolf, dass labor hier das Zeitwort sei in der Bedeutung: ich schweife ab (von meinem Gegenstande). Drum will ich es auch wie Cicero machen und auf unser Wörtlein zurückkehren.

Anmerkung. Vielleicht ergötzt den Leser ein ähnliches Geschichtchen. In Cicero fand sich die räthselhafte Stelle: philosophiam aqua desumtam diu. Die lange aus dem Wasser herausgenommene Philosophie. Die Philologen zerbrachen sich die Köpfe und grübelten über verborgene tiefe Weisheit. Da war es wiederum Wolf, der das Dunkel erhellte. Er machte nämlich aus den vier Wörtern deren sieben und las: Philosophiam, a qua desum tam diu die Philosophie, von der ich so lange fern bin, mit der ich mich lange Zeit nicht beschäftigt habe.

Das O (auch Oh geschrieben) kann durch Artikel oder Eigenschaftswort zu einem Hauptwort gemacht werden. Deine vielen O! und Ach!

* Vgl. des wackern alten Scheller's „lateinisch-deutsches Lexikon" (2. Aufl. 1788) Sp. 3096. Der Herausg.

rühren mich nicht. Das sind ja lauter Ach und Oh! Auch mit Pluralbezeichnung: die vielen Ach's und O's. — Trefflich Rückert in den Makamen (bei Sanders) erst als staunenden, dann als klagenden Laut:

Der Araber und Perser ruft
ob meinen Streichen he und ho,
ich aber ruf' an jedem Tag
ob meinem Jammer ah und oh!

Vorne rund und hinten rund, in der Mitte wie ein Pfund. Mit diesem Reim will man die mangelhafte Schreibfertigkeit früherer Jahrhunderte verhöhnen, wo die Ritter besser das Schwert als die Feder zu führen verstanden. Man erzählt nun spottenderweis, ein Kaiser Otto habe sich dies Gereimse eingeprägt, um seinen Namen schreiben zu können. Vorne rund und hinten rund — das sind die zwei O — Buchstaben zu Anfang und am Ende. In der Mitte wie ein Pfund — Pfund, lat. libra, wird abgekürzt lb geschrieben, indem gewöhnlich der Aufstrich des b rückwärts durch die Mitte beider Buchstaben gezogen wird, so dass das lb wie ein doppeltes t erscheint. — Se non e vero, ben trovato. —

Machen wir einen Ausflug nach dem Griechischen, weil wir es zur Erklärung einiger bei uns üblichen Erscheinungen bedürfen.

In der Offenbarung Joh. 22, 13 heißt es: Ich bin das A und das O, der Anfang und das Ende, der Erste und der Letzte. Der Grieche hat zwei Buchstaben für das O, das kurze O nennt er omikron, d. h. das kleine O, und das lange, gedehnte O Omega, d. h. das große O. (Die Gestalt des letzteren scheint nur ein doppeltes an einander gefügtes kurzes O zu sein.) In jenem Spruche ist natürlich das Letztere, das lange O gemeint. — Auf dies lange O, den letzten Buchstaben des griechischen Alphabets, und auf die genannte Stelle der Offenbarung nimmt eine Inschrift Bezug, die wir oft auf Denkmälern Verstorbener finden, auch auf dem Mausoleum in Charlottenburg, das die Ruhestätte auch Wilhelm's des Großen geworden ist. Zwischen dem A und O stehen die zwei griechischen Buchstaben Ch und R, als die Anfangsbuchstaben von Christus, so dass dies Bild im Ganzen dasselbe sagt, was jener Vers: Christus ist das A und das O, der Anfang und das Ende. —

Bei Goethe im Singspiel Claudina von Villa Bella singen die Vagabunden:

Lasst Alle nur missgönnen,
was sie nicht nehmen können,
und seid von Herzen froh;
Das ist das A und O.

Sehr viel Kopfzerbrechen hat mir das französische Wort Les O de Noël gebracht. Ich kam endlich darauf, es aus analogen deutschen Aus-

drücken und Sitten zu erklären. Und da bot sich mir Folgendes dar, das ja auch abgesehen hievon nicht ohne Interesse sein wird. Als ich vor etwa fünfzig Jahren im Halberstädtischen lebte, erzählte mir ein Kantor, er habe in der Adventszeit seine Schüler erfreut, wenn er rief: Jetzt, Jungens, wollen wir mal den Quempas singen. Was will das wunderliche Wort sagen? Es sind die zwei ersten Silben des alten lateinischen Sanges:

Quem pastores laudavere dem die Hirten Lob gesungen,
quibus angeli dixere — den verkündigt Engelzungen,
absit vobis, jam timere! er, der hohe Fürst der Ehren,
natus est rex gloriae. Euch zum Heil geboren ist.

Auch in dem alten Halberstädter Gesangbuch fing ein Lied ähnlich an, von dem ich mich noch der ersten Zeilen erinnere: quem pastores laudavere, den die Hirten lobten sehre und die Engel noch viel mehre. —

Auch ein ähnlicher Ausdruck kam mir in Erinnerung, der den Weg zur Lösung jenes Räthsels bahnen könnte. Als Pfarrer im Halberstädtischen hatte ich in der Passionszeit in jeder Woche einen Salve-Gottesdienst abzuhalten, der in einer Unterredung mit den Konfirmanden über die Passionsgeschichte bestand. Nach dem letzten Salve wurden sämmtliche Kinder der Gemeinde, auch die Säuglinge, auch Pastor und Kantor auf Kosten der Kirchenkasse mit einer Salve-Pretzel beschenkt. Der verwunderliche Name rührt von Passionsliedern Bernhard's von Clairvaux her, welche alle mit dem Worte Salve, sei gegrüßt, beginnen. Von diesen, welche die einzelnen Glieder des Herrn besingen, finden sich einige noch jetzt in deutscher Bearbeitung in unsern Gesangbüchern. So vor Allem das herrliche Paul Gerhardt's auf das Haupt Christi: O Haupt voll Blut und Wunden, wo erst in der letzten Zeile des Verses die Worte stehen: gegrüßet seist du mir. Ebenfalls von Paul Gerhardt das Lied auf die verwundete Brust: Gegrüßet seist du, meine Kron. Von demselben auf die Füße: Sei mir tausendmal gegrüßet. Das Volk spricht statt Salve auch Salvey und Salbey, so dass dies Wort eben so klingt wie der Name einer Gartenpflanze, deren gewürzhaltige Blätter zum Putzen der Zähne benutzt werden. —

Ich schloss nun so: Wie hier Weihnachts- und Passionslieder mit den wunderlichen und räthselhaften Namen Quempas und Salve bezeichnet werden, ebenso werde das französische les O de Noël auf Weihnachtsgesänge sich beziehen. Und ich habe jetzt die große Freude, dass ein Freund von mir in dem Wörterbuche der französischen Akademie die bestimmte Angabe gefunden hat, diese O bezeichnen Gesänge, welche in den letzten neun Tagen vor Weihnachten gesungen werden und welche alle mit einem O anfangen. — Das Räthsel ist somit gelöst; wir möchten aber noch die Bemerkung hinzufügen, dass einem deutschen Ohr und Herzen zu einem

freudigen Weihnachtsausruf die Interjektion ei wohl näher als o ist, obwohl auch diese zuweilen die Freude bezeichnet. Häufiger aber geht das O auf Ernst, Schmerz und Trauer. In dem genannten Gesangbuche beginnt mit O ein Adventslied, zwei Weihnachtslieder, aber elf Passionslieder.

Die französische Akademie sagt über das O wörtlich: Die Weihnachts-O's sind ein Name, den man neun Gesängen gegeben hat, deren jeder mit dem lateinischen Ausruf O anfängt, welche die Kirche der Reihe nach an den neun, dem Weihnachtsfest voraufgehenden Tagen singen lässt.* (Les O de Noël, nom donné à neuf antiennes, qui commencent chacune par la particule latine o, et que l' Eglise chante successivement dans les neufs jours qui précèdent Noël.) — O ist ein Ausruf, den die Seeleute gewissen Befehlen vorausgehen lassen, die sie im Chor wiederholen, um Gleichmäßigkeit in ihre Anstrengungen zu bringen: O, hissen, o, anholen! — In den lateinischen Zahlzeichen ist o ein Zahlbuchstabe, der 11 bedeutete, mit einem Strich darüber, in der Form ō, bedeutete er 11000. — In der alten Musik ist O ein Zeichen, das den vollkommenen Takt bedeutete, d. h. das Maß im Dreitakt; die Hälfte dieses Zeichens, oder ein C zeigte den unvollendeten Takt an; nur diese letztere Bezeichnung ist im Gebrauch geblieben. — Bei den Alten war der Buchstabe des O das Symbol der Ewigkeit, weil er einen Kreis darstellt, der kein Ende hat. — Das O des Giotto heißt eine ganz runde Figur, welche Giotto, wie man sagt, mit einem einzigen Pinselstrich hingeworfen hat, um dem Papste Benedikt IX. einen Beweis seiner Geschicklichkeit zu geben. Es ist dies ein Seitenstück zu der Geschichte von Apelles und Protogenes. — O bezeichnet die leere Saite auf der Geige und der Guitarre u. s. w. — In

---

* S. auch Sachs-Vilatte's vortreffliches Encyklopädisch-deutsches Wörterbuch I S. 1059 a unter ô (Nr. 2) und vgl. in dem entsprechenden englischen Wörterb. von Muret p. 1467 a, wo es unter O ² in Nr. 4 heißt: subst. „Ach, Weh, Schmerz" und dazu:

„Cath. eccl.: O's of St. Bridget, the Fifteen O's fünfzehn Andachten über das Leiden Christi, alle mit O beginnend" —, also O (in katholischen Kirchengesängen) als Ausruf theils jauchzender Freude, theils wehklagender Trauer, vgl. mein Wörterb. II S. 458 a, wo es unter II O heißt: „interj. des Anrufs (s. a und b) und des Ausrufs als Ausdruck sehr verschiedener Affekte, z. B. für Be-, Verwunderung, Freude, Bitte, Sehnsucht, Verlangen, Mitleid, Rührung, Schmerz, Unwillen, Hohn ꝛc." Ich darf bei dieser Gelegenheit auch wohl auf des in der Marienanstalt zu München verstorbenen Joseph Mohr 1891 herausgegebenes „Psälterlein. Katholisches Gebet- und Gesangbuch" (Regensburg, New-York und Cincinnati, Friedrich Pustet), besprochen hier in der Zeitschrift V S. 9/10, hinweisen und namentlich auf S. 702 und 703, wo sich nahe 50 mit dem Ausruf O beginnende katholische Kirchenlieder verzeichnet finden.

Der Herausgeber.

der Zeichenschrift von Jean Jacques Rousseau ist O das allgemeine Pausenzeichen; in diesem Sinne wird es wie Null gebraucht. — In der Kunst des Lesens von Harmonien, die durch Zahlen dargestellt sind, bezeichnet man durch O die Note, welche nicht begleitet werden soll. —

In englischen, eigentlich irischen Namen findet sich zu Anfang wohl ein apostrophiertes O, wie O'Neil, O'Connel. Dem Sinne nach bedeutet es so viel als Sohn, vielleicht aus of abgekürzt, also: (Sohn) des Connel.* Im Deutschen setzen wir dieselbe Bezeichnung an das Ende des Namens, mit ihm verbunden: Mosse — Mosessohn, Mendelssohn — Sohn des Mendel, Petersen, Paulsen. Im Schottischen giebt es M' oder Mac. —

Eine kleine Abschweifung über das O sei mir gestattet, um an den jetzt, wenn nicht vergessenen, so doch kaum noch beachteten Jean Paul zu erinnern. Er schrieb ein Leben Fiebels, wie er den Verfasser der Bienrodischen Fibel nennt. Einige Knittelverse daraus werden jetzt noch um ihrer komischen Unbeholfenheit willen angeführt, wie:

Der Affe gar possierlich ist,
zumal wenn er vom Apfel frisst.
Wie grausam ist der wilde Bär,
wenn er vom Honigbaum kommt her.

Unter unserm O heißt es:

Der Ochse stößet, dass es kracht,
das Ohr zu hören ist gemacht. —

Jean Paul schildert in diesem Werke vortrefflich lauter „harmlose, schuldlose, lichtlose, glanzlose Leute", welche ihre kleinlichen Angelegenheiten für große wichtige Weltbegebenheiten halten, wofür unsre jetzige Zeit wohl kaum noch ein reges Interesse hat. Wenn Jean Paul seine Erzählung etwa in die Mitte des vorigen Jahrhunderts verlegt, so ist zu bemerken, dass es Fibeln schon vor und zu Luther's Zeiten gab. Ihr Name deutet ihren Inhalt an; denn Fibel ist weiter Nichts als eine mundartliche Entstellung des Wortes Bibel; und diesen Namen eigneten die Fibeln sich zu, weil sie auch religiöse Sachen enthielten, wie das apostolische Glaubensbekenntnis, die zehn Gebote, das Vater unser und andere Gebete. —

Phorkyas verspottet mit unserm Worte im zweiten Faust die Liebeständeleien des Faust und der Helena:

---

* S. in dem oben erwähnten encyklopädischen engl.-deutschen Wörterb. von Muret S. 1467 a:

„O [irl.] Enkel, Abkömmling von, z. B. O'Neil; co[mically] the O's die Irländer", vgl. bei Webster p. 988 a:

„O' [Ir. o a descendant] A prefix to Irish family names, which signifies grandson or descendant, and is a character of dignity; as O'Neil, O'Carrol."

Buchstabiert in Liebes-Fibeln,
tändelnd grübelt nur im Liebeln,
müßig liebelt fort im Grübeln,
doch dazu ist keine Zeit.

Lope de Vega schrieb — mit eigenen Augen hab' ich's freilich nicht gesehen — fünf spanische Novellen, von denen die erste kein A, die zweite kein E, die dritte kein J, die vierte kein O und die fünfte kein U enthielt. Und Fabian Claudius Gordianus schrieb gar 24 Bücher, bei denen im ersten kein A, im zweiten kein B u. s. w. vorkam. — Wir lächeln wohl über solche Spielereien. Freilich hab' ich vor vielen Jahren auch eine deutsche Erzählung gelesen, in welcher kein R vorkam. Der Eindruck glich etwa dem einer Suppe ohne Salz. Denn das R ist der rauheste Gesell unter den 24 Brüdern des Alphabets.*

Kurz erwähnen wollen wir noch, dass das O auch ein Zeichen der Abkürzung ist. So bedeutet das O in der Chemie Oxygenium oder Sauerstoff und in Amerika den Staat Ohio; O. A. M. D. G. heißt: omnia ad majorem dei gloriam, Alles zur größeren Ehre Gottes. Als Münzzeichen bedeutet O für Frankreich Riom, für Österreich Oravicza in Ungarn, für Nordamerika New-Orleans (wie A in Preußen Berlin bezeichnet, B = Hannover, C = Frankfurt, D = München, E = Dresden, F = Stuttgart, G = Karlsruhe, H = Darmstadt und I = Hamburg).

Der deutsche Zuruf an die Pferde O! Oh! Oho! will sagen, dass sie stillstehen oder auch an (gefährlicher) schwieriger Stelle vorsichtig zutreten sollen. — Auch die Zoologie hat sich das O dienstbar gemacht. Ein Schmetterling nämlich, der gelbe Heuvogel, auf dessen hinteren Flügeln ein weißes Auge in einem gelben Ring sich befindet, wird deswegen gewöhnlich das goldene O genannt. Beiläufig wollen wir noch erwähnen, dass es auch einen T-Spinner, ein großes G, ein Hermelin-G, einen C-Vogel giebt. —

Endlich wollen wir noch erwähnen, dass das Volk von den Bäckern sagt, sie hätten O-Beine, weil sie mit gespreizten Knieen etwas niedergebeugt vor dem Backofen stehen müssen. Man sagt ihnen deshalb nach, dass sie sich um Dess willen besonders gut zum Dienst in der Kavallerie eignen.

Wenn wir unsre Betrachtung jetzt schließen, so dürfen wir wohl sagen, dass das O, welches sich erst so spröde erwies, doch auf unsre be-

* Aus meiner Jugend entsinne ich mich eines Bandes Gedichte ohne R von Burmann, so viel mir erinnerlich ist, geschrieben für eine Dame, der die Aussprache dieses Buchstaben Schwierigkeiten machte; und auch Rückert hat unter seinen Makamen ein Stück ohne R. Der Herausgeber.

scheidene Werbung in freundlicher Güte und Gefälligkeit seine meisten, wir hoffen seine besten Schätze uns anvertraut hat. Drum müssen wir auch hier sagen: alle Achtung vor dem deutschen Volke, das seine Sprache so wunderbar gebildet hat und ihre Schätze mit umfassender Umsicht und feiner Sinnigkeit zu geistigen Anschauungen und Darstellungen verwerthet.

Unsere Kunstgärtner und die deutsche Sprache.

Von Dr. Seidenberger, Direktor der höheren Lehranstalt Dieburg (bei Darmstadt).

Wandere ich durch die engen krummen Gassen irgend einer alten Stadt — und ich versäume Das nie, denn das Charakteristische unserer geschichtlichen Städte giebt sich weniger in den überall mehr oder minder sich gleichenden Villenvierteln zu erkennen als in dem mannigfach sich kreuzenden Gewinkel und Gewirr alter Gassen und Gäßchen —, so erregen neben den alterthümlichen Häusern mit ihren Erkern und Inschriften besonders auch die Straßennamen meine Aufmerksamkeit. Dem Kundigen erzählen sie eine ganze Ortsgeschichte, erinnern ihn an eingegangene Klöster und Kirchen, an entschwundene Handwerkerzünfte und Patriciergeschlechter; dem mit der örtlichen Geschichte weniger Vertrauten aber enthüllen sie vielfach die scharfe Beobachtungsgabe und den köstlichen Humor unserer Altvordern.

„Teufels Lustgärtchen" in Gießen und „wo der Fuchs den Enten predigt" in Straßburg sind prächtige Belege, wie der Volkshumor gewisse Straßen kennzeichnete; ein abgelegenes Pförtlein, durch die Stadtmauer ins Freie führend, so recht zum heimlichen Entwischen geschaffen, führt in meinem Wohnort Dieburg den Namen „Bettelmanns Umkehr", ein Gäßchen ohne Ausgang in Mainz die Bezeichnung „Hollagäßchen"; eben daselbst befindet sich in einer anderen Straße eine Einbuchtung der Häuser, wie ein kurzes Gäßchen; Jahrhunderte hindurch nannte das Volk diese Einbuchtung der Form entsprechend einen „Sack", die am Sack vorbeiführende Straße aber die „Sackgasse". Auf Betreiben der Bewohner wurde in neuerer Zeit diese Bezeichnung als unschön getilgt, die Straße führt jetzt den vornehmeren, freilich auch inhaltloseren und nichtssagenden Namen „Lotharstraße".

Auch unsere Gelehrtenwelt scheint früher noch nicht so griesgrämiggelehrt drein geschaut zu haben, wenigstens verrathen Bezeichnungen wie „Zwerchfell", „Dünndarm", „Zwölffingerdarm" u. a. eine packende, plastische Anschauungsweise, oder stammen diese Namen vielleicht unmittelbar aus dem Volke selbst?

Herzerquickende Gemüthstiefe und innige persönliche Antheilnahme bekundet vielfach die Namengebung für Pflanzen.

„Tausendgüldenkraut“ nannten unsere Vorfahren das in neuerer Zeit von Pfarrer Kneipp wieder als besonders heilkräftig empfohlene Pflänzlein, wohl in dankbarer Anerkennung seiner wirklichen oder vermeinten medicinischen Kräfte.

„Löwenzahn“ die in der That außerordentlich stark gezähnte gelbe Blume, die im Frühjahr die Wiesen bedeckt und wegen ihrer Häufigkeit anderwärts auch geringschätzig nur als „Kuhblume“ bezeichnet wird, deren junges Kraut übrigens auch einen ganz wohlschmeckenden Salat für Menschen giebt.

Und wenn am murmelnden Bach träumerisch dahin wandelnd der Knabe das Schönste sucht, „womit er seine Liebe schmückt“, wie verständnisvoll lugt ihm da aus dem Grase ein Blauäuglein entgegen mit der freundlichen Bitte „Vergissmeinnicht“.

Freilich, heut zu Tage würden sie diese Namen nicht mehr erhalten, da würde unser Blauköpfchen wohl getauft werden: „Venus von Milo“ oder „Marquise Pompadour“ oder „Kreis-Straßenmeister Schulze's Tochter Agnes“ und der Löwenzahn hieße ein „Herkules“, ein „König August der Starke von Sachsen“ oder gar ein „eiserner Reichskanzler Fürst Bismarck“.

Du lachst, mein lieber Leser? Hast Recht, es ist auch zum Lachen! Aber bitte, schlage nur einmal irgend ein Verzeichnis irgend einer Samen- und Pflanzenhandlung nach, es braucht kein Specialkatalog zu sein, es genügt ein ganz allgemeiner Generalkatalog, sagen wir einmal der vom Blumen-Schmidt oder von Heinemann in Erfurt. Was finden wir da?

„Treibgurke Königin Augusta Viktoria, neben ihrer Kletter- und Treibfähigkeit sehr fruchtbar und reich tragend.“

„Melone duke of Edinburg, dick und grünfleischig.“

„Bohne Kaiser Friedrich, äußerst speckig und dickfleischig.“

„Bohne Kaiser Wilhelm I., früh- und weißsamig.“

„Kaiserin Augusta, eine schöne gesunde Speisekartoffel von großartigem Ertrag.“

„Pelargonium peltatum Fürstin Josephine von Hohenzollern, stark gefüllt und feurigroth.“

„Georgine Frau Olga Steinbrück (Heinemann), samtig und feurigpurpurn.“

„Erdbeere König Albert von Sachsen, ungemein aromatisch und ertragreich.“

„Kronprinz Rudolf, ein sehr schöner Wirthschaftsapfel, reich tragend, pyramidal wachsend.“

„Birne König Karl von Württemberg, Fleisch sehr saftreich, Schale graugrün, in der Lagerreife grüngelb rostig punktiert und marmoriert!“

„Pfirsich Eiserner Reichskanzler winterhart und ohne jede Bedeckung!“

Doch genug der Speisekarte, aber ich meine, Das sind denn doch Geschmacklosigkeiten, gegen die man wirklich einmal mit aller Entschiedenheit Verwahrung einlegen muſs. Dazu sind uns unsere Dichter und Denker, unsere Staatsmänner und Fürsten denn doch zu gut, um als Namenspatrone für dicke Kartoffeln und speckige Bohnen miſsbraucht zu werden. Und dann soll die Bezeichnung zum Bezeichneten doch wohl in irgend einer Beziehung stehen, man soll, wo möglich, vom Namen auf das Wesen des Gegenstandes schließen können. Sollten im vorliegenden Falle wirklich solche Beziehungen obwalten, so müſste man erst recht dagegen protestieren, dann klängen die dem Namen beigesetzten ihn begründenden Erklärungen geradezu wie Majestätsbeleidigungen und frivoler Spott. Zum Glück ist Das nicht der Fall, der Name ist hier vollständig bedeutungslos, er sagt eben gar Nichts, das Wesen der Pflanze, ihre unterscheidenden Merkmale, müssen besonders angegeben werden; dann würde man immer noch besser statt der Namen fortlaufende Nummern einsetzen, als derartige Ungereimtheiten liefern, die übrigens ganz gut einmal böswillig miſsbraucht werden können.

Eine bekannte Traubensorte nannten unsere Vorfahren „Gutedel“; hier ist der Weg gezeigt, wie man ohne zu den nüchternen Zahlennummern und ohne zu den hochtönenden, aber nichtssagenden Eigennamen greifen zu müssen, passende Bezeichnungen finden kann: man suche aus den beigefügten Adjektiven passende, neue Dingwörter zu bilden, die das Kennzeichnende oder Empfehlende der Pflanze enthalten. Daſs man es kann, daſs diese Wortbildungsfähigkeit unserer Sprache auch heute noch nicht erloschen ist, sondern auch auf diesem Gebiete recht gut weiter gefördert und neu belebt werden könnte, dafür finde ich in demselben Verzeichnisse wirklich Belege, die Einem ordentlich wohlthun.

Da führen z. B. einige ertragreiche Bohnensorten den Namen: „Hundert für eine“, „Korbfüller“, „Schlachtschwert“, Namen, die der praktischen Thätigkeit der Züchter, wie ihrem gesunden Sprachgefühle alle Ehre machen. Da weiß man doch, woran man ist, da kann man sich doch Etwas vorstellen, da giebt der Name doch auch eine Kennzeichnung des benannten Gegenstandes, die Bezeichnung entspricht dem Bezeichneten und genügt zugleich dem Bedürfnis der Empfehlung für die Käufer vollauf, ja er bietet eine viel größere Gewähr für rasche Einbürgerung und allgemeine Verbreitung, als inhaltloser Wortschwall und unaussprechlicher fremdsprachlicher Aufputz.

Für eine Klettergurke finde ich die charakteristische Bezeichnung: „Unermüdliche“. Sehr gut! Nach diesem Muster ließen sich viele bilden: Rastlose, Stetigkletternde, Immerstrebende, Hoch hinaus, In die Höhe ꝛc. ꝛc.

Gut sind auch Bezeichnungen der Farbe oder der Form entlehnt wie: Reinweiß, Dunkelblau, Großgefleckt, Blauauge für Hyazinthen und Vergißmeinnicht; „Zuckerhut“, „Trommelkopf“ für Gemüsesorten.

Aber, wie gesagt, sie sind seltener, diese Bezeichnungen, die volltönenderen, fremdsprachlichen überwiegen.

So ein Landwirth müsste eigentlich die Hauptkultursprachen kennen, in alle Geheimnisse griechischer und römischer Götterlehre — in Zukunft auch der nordgermanischen — eingeweiht sein, Litteratur- und Weltgeschichte ganz eigens betrieben haben, um unsere Pflanzenkataloge nur halbwegs mit Verstand lesen zu können.

Der gesunde Sinn der Bevölkerung weiß sich ja allerdings durch Mundgerechtmachung der fremden Laute vielfach ganz geschickt zu helfen. In meinem Wohnort nennen die Bauern die bekannte Kartoffelsorte „Magnum bonum“ einfach „Mannemer Bohne“ (Mannheimer Bohnen!), und im verflossenen Sommer zeigte mir ein Bauer seinen mit „Imperator“ bepflanzten Kartoffelacker und meinte mit berechtigtem Stolze: Sehen Sie einmal, Herr Lehrer, wie schön die Kartoffeln dastehen, wirklich wie die Soldaten auf der Parade, sie machen ihrem Namen Ehre, es sind nämlich auch: „In Parade do“ (in Parade da: Imperator!)

Dass man in den Städten die Straßen nach berühmten Männern nennt, auch wenn dieselben zur Straße oder gar zur Stadt in gar keiner Beziehung standen, ist zwar auch nur eine Modethorheit, aber immerhin noch eher entschuldbar.

Über den Byzantinismus, der sich so vielfach in unsern heutigen Straßenbenennungen kund giebt, will ich heute Nichts weiter sagen; aber die Handbücher der Mythologie, die fürstlichen und adeligen Hofkalender, die Staatsmänner-, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexika auszuplündern, um den Bauern Dickwurz, Bohnen und Kartoffeln zu empfehlen, Das ist denn doch der Gipfel der Geschmacklosigkeit, gegen die man im Interesse unseres ehrlichen deutschen Namens und unserer guten deutschen Sprache einmal Verwahrung einlegen muss.

Zwei Dutzend weitere Beispiele für Zweideutigkeiten beim Gebrauch der bezüglichen Fürwörter oder Relativpronomina.

(Vgl. Zeitschr. VIII S. 431 Nr. 10 und das dort Angezogene.)

1. „Ich erinnere ferner an den Brief eines früheren deutschen Officiers, der in Guatemala lebt, an einen hiesigen Officier, der" —

Wer bis hierher gelesen hat, wird zunächst doch immer glauben, dass dies der auf „einen hiesigen Officier" zu beziehen sein werde, und es wird für ihn eine unangenehme oder sonst zum Lachen reizende Enttäuschung sein, wenn er aus dem Folgenden ersieht, dass dies der vielmehr auf das weiter hinauf sich befindende der Brief bezogen werden soll. Es heißt nämlich:

„der in der National-Ztg. veröffentlicht ist und sich in den beweglichsten Ausdrücken über das Sinken des deutschen Einflusses und Ansehens in Central-Amerika beschwert." Nat.-Ztg. 48, 28. Vgl. dafür etwa: „Ich erinnere ferner an einen in der National-Ztg. veröffentlichten Brief eines in Guatemala lebenden früheren deutschen Officiers. Darin beschwert sich der Briefschreiber &c."

2. „Der Kardinal Galimberti gab heute Abend ein Diner zu Ehren des Prinzen Heinrich VII. Reuß, zu welchem auch die Kardinäle zu Hohenlohe, Schönborn und Vaughan geladen waren," Nat.-Ztg. 48, 30. vgl. besser, — entweder: wozu — oder sonst mit veränderter Stellung: . . . gab . . . zu Ehren des Prinzen . . . ein Diner, zu welchem &c.

3. „Die Zeugenaussagen über diese Vorgänge, welche, wie bemerkt, durchaus übereinstimmen, sind geeignet, auf die an Bord herrschende Disciplin das beste Licht zu werfen." Nat.-Ztg. 48, 206, besser: Die, wie bemerkt, durchaus übereinstimmenden Zeugenaussagen . . . sind geeignet &c.

4. „In der National-Ztg. vom 21. März d. J. findet sich ein Bericht über eine Sitzung des ‚Nationalvereins zur Hebung der Volksgesundheit', dessen Vorsitzender zu sein ich die Ehre habe, welcher leicht zu irrthümlichen Auffassungen Anlass geben könnte." Frhr. v. Broich (Nat.-Ztg. 48, 212).

Hier hätte füglich das hervorgehobene „ein Bericht" unmittelbar vor dem bezüglichen Fürwort welcher seine Stelle finden sollen.

5. „Auch mit Franz Liszt verkehrte er [Moleschott], der damals Zürich besuchte." Paul Seliger (Nat.-Ztg. 48, 221, wo das der sich nicht auf das unmittelbar davor stehende er [Moleschott] beziehen soll, sondern auf Liszt, also in richtiger Stellung: Auch mit Franz Liszt, der damals Zürich besuchte, verkehrte er.

6. „[Es] sind . . . gegen 90 Projekte aus allen Ländern [statt: aus allen Ländern 90 Projekte] eingegangen, die jetzt in der ägyptischen Hauptstadt ausgestellt sind.“ Nat.-Ztg. 48, 224.

7. „In einem Nekrolog über Rossi, den ein nicht ganz unbekannter römischer Geschichtsschreiber in den letzten Nummern der ‚Nation‘ veröffentlicht ꝛc.“ Grenzb. 53, 4, S. 192, statt: In einem Nekrolog, den ein . . . Geschichtsschreiber . . . über Rossi veröffentlicht.

8. „Danach ist der Dichter vielmehr Gotthelf Hoffmann, genannt Kutschke, geboren 11. Nov. 1844, Sohn eines Lehrers, der auch schon Gelegenheitsdichter war.“ Nat.-Ztg. 48, 233. Der Satz ist durchaus richtig, in so fern das bezügliche Fürwort der sich auf das unmittelbar davor stehende Hauptwort Lehrer bezieht; doch würde Jemand, der recht vorsichtig einem — wenn auch nur entfernt möglichen — Misverständnis vorbeugen wollte, vielleicht für den Schluss des Satzes eine Fassung vorziehen, wie: „ein Lehrersohn, dessen Vater auch schon Gelegenheitsdichter war“.

9. „Besser . . . ist die Satire dem . . . Maler Jean Veber in seiner ‚ewigen Begehrlichkeit‘ gelungen. Neun Krüppel ohne Beine, deren Oberkörper entblößt sind, haben einen Wettlauf um ein in der Gasse liegendes Portemonnaie gehalten und schlagen sich darüber bis aufs Blut ꝛc.“ Nat.-Ztg. 48, 283.

Auch dieser Satz wird schwerlich gemisdeutet werden, da jeder einigermaßen denkende Leser sich sofort sagen wird, dass es sich nur um die Oberkörper der Krüppel, nicht um die Oberkörper der Beine handeln kann; doch vom rein sprachlichen Standpunkt aus würde eine kleine Umstellung den Vorzug verdienen: „Neun Krüppel, deren Oberkörper entblößt sind, haben ohne Beine einen Wettlauf . . . gehalten.“

10. Ähnlich verhält es sich mit dem folgenden Satz aus der „Gartenlaube“ 43, S. 22b:

„Ein Vetter meines verstorbenen Vaters, der mein Vormund wurde, nahm mich in sein Haus“ ꝛc.,

wo der Sinn jedes Misverständnis ausschließt; aber empfehlenswerther wäre doch eine Darstellung, wie etwa die folgende:

„Ein Vetter meines verstorbenen Vaters wurde mein Vormund und nahm mich in sein Haus.“

11. „Frankreich . . . verfolge die Wiederaufrichtung des Landes nicht durch Absonderung, sondern durch Beziehungen zu andern Mächten, die schon ihre Früchte getragen hätten.“ Nat.-Ztg. 48, 363, vgl. als Verbesserungsvorschlag: „was schon seine (oder: eine Politik, die schon ihre) Früchte getragen hätte“.

12. „Der Finanzminister Stefan Popowitsch begiebt sich morgen von hier [Belgrad] nach Karlsbad zu Besprechungen mit den Vertretern der Bankgruppe, welche Montag ihren Anfang nehmen.“ Nat.-Ztg. 48, 378. Verbesserungsvorschlag: „nach Karlsbad, wo Montag Besprechungen mit den Vertretern der Bankgruppe ihren Anfang nehmen werden (oder: sollen).“

13. „Ein Neffe des Negus, der kaum mehr als 20 Jahre alt sein dürfte.“ Nat.-Ztg. 48, 433, Verbesserungsvorschlag: „ein wohl kaum mehr als 20 Jahre alter Neffe des Negus.“

14. „Unter ihnen bemerkte ich den Freund (Name fehlt) von Tüfektschiew, der Wulkowitsch ermordete ꝛc.“ Nat.-Ztg. 48. 457 (aus einem Briefe Stambulow's). Der Leser kann im Zweifel sein, ob der genannte Tüfektschiew oder dessen ungenannter Freund der Mörder war.

15. „Zofen harrten ihrer Befehle, welche der Graf für sie engagiert hatte.“ Nat.-Ztg. 48, 474. In diesem Satze aus einem Roman von Rud. v. Gottschall wird schwerlich ein Leser begreifen, warum der Vf. nicht eine Stellung gewählt hat, in der das bezügliche Fürwort unmittelbar seine Stelle hinter dem Worte gefunden, worauf es sich beziehen soll, also entweder: „Zofen, welche der Graf für sie engagiert [oder, in Dienst genommen] hatte, harrten ihrer Befehle“ oder sonst: „Ihrer Befehle harrten Zofen, welche ꝛc.“

16. „Übrigens erscheint es nach einem Briefe an einen auswärts lebenden Bruder, den die Tochter hinterlassen hat, nicht ausgeschlossen, dass ꝛc.“ Nat.-Ztg. 48, 506. Ist es hier der Bruder oder der Brief, den die Tochter hinterlassen hat? —, vgl. besser: Übrigens erscheint es nach einem von der Tochter an einen auswärts lebenden Bruder hinterlassenen Brief nicht ausgeschlossen ꝛc.

17. „Er brachte einen **Trinkspruch** auf den Kaiser“ [besser: auf den Kaiser einen **Trinkspruch**] „aus, in dem“ [oder: auch bei unveränderter Stellung: worin] „er zunächst auf die Ungunst der landwirthschaftlichen Verhältnisse hinwies ꝛc.“ Nat.-Ztg. 48, 531.

18. „Der **Palast** des Premierministers“ [besser: des Premierministers **Palast**], „der jedoch nur zu Bureaus dient“, Nat.-Ztg. 48, 591.

19. „Mit dem letzten Verbrechertransport wurde aus Odessa auch eine **Dame** nach der Insel Sachalin“ [statt: nach der Insel Sachalin auch eine Dame] „befördert, deren Lebenslauf außerordentlich romanhaft ist“. Mecklbg. Strel. Landes-Ztg. 10, 262.

20. „Nun kam es gestern noch überdies zu einem weitern **Rohheitsausbruche** einer andern Koryphäe des Antisemitismus im Abgeordnetenhause gegen den Ministerpräsidenten, gegen den fast das ganze Haus

lauten Protest erhob." Nat.-Ztg. 48, 648. Nach dieser Stellung muss der Leser zunächst glauben, es sei der Ministerpräsident gewesen, gegen den fast das ganze Haus lauten Protest erhoben habe, während nach der Meinung des Schreibenden es doch wohl der Rohheitsausbruch war, gegen den der Protest sich richtete. Verbesserungsvorschlag: „Nun kam es gestern im Abgeordnetenhause von Seiten einer andern Koryphäe des Antisemitismus gegen den Ministerpräsidenten noch zu einem weitern Rohheitsausbruche, gegen den rc." Richtig gebaut ist dagegen der Satz: „So sind immer wieder Stockungen bei der Erledigung einer Angelegenheit eingetreten, die sich nach Lage der Sache doch unmöglich auf die lange Bank schieben lässt." Nat.-Ztg. 48, 652 (Eug. Zabel).

21. „Nach einem heftigen Kampfe mit der Streitmacht des Königs Gungunhana, der am 7. d. stattgefunden hat rc." Nat.-Ztg. 48, 658. Verbesserung: „Nach einem heftigen Kampfe, der mit der Streitmacht" rc.

22. „Die deutsche Schrift ist eine Verschnörkelung der lateinischen, deren Form durch Dürer im 16. Jahrhundert festgestellt wurde." Meyer's Kleines Konvers.-Lex. (5. Aufl. 1892) I S. 463 b, was dem Wortlaut nach auch die Deutung zuließe, als ob die Form — nicht der deutschen, sondern der lateinischen Schrift von Dürer festgestellt worden sei. Verbesserung: Die deutsche Schrift, deren Form rc. . . . oder: Die deutsche Schrift ist eine Verschnörkelung der lateinischen; ihre Form wurde rc. . . .

23. „Er verlässt das Haus des alten Pfarrers, der ihn zu seinem Nachfolger erkoren und in dem er sich bisher so wohl gefühlt hat, im Genusse der Liebe, die man ihm entgegenbrachte." Nat.-Ztg. 48, 674 (Friedr. v. der Leyen).

In diesem Satze bezieht sich das hervorgehobene der auf das unmittelbar davorstehende männliche Hauptwort „Pfarrer", dagegen soll sich das nachfolgende mit dem gleichsetzenden „und" angeknüpfte „in dem" nicht auf das männliche Hauptwort „Pfarrer", sondern auf das diesem vorausgehende sächliche „Haus" beziehen. Da aber der Dativ dem im männlichen und im sächlichen Geschlecht vollkommen übereinstimmt, so wird jeder Hörer oder Leser in den Worten:

„das Haus des . . . Pfarrers, der ihn zu seinem Nachfolger erkoren und in dem" rc.

bei diesem „dem" nur, wie bei dem vorangegangenen „der", doch zunächst nicht an „das Haus", sondern an „den Pfarrer" denken, vgl. — wo eine derartige Auffassung durch die Verschiedenheit der Form zwischen dem männlichen und dem weiblichen Geschlecht verhütet ist:

die Wohnung des Pfarrers, der ihn zu seinem Nachfolger erkoren, und in der rc.

Außerdem ist bei der von dem Schriftsteller gewählten Stellung unklar, ob die Schlusswworte: „im Genusse der Liebe, die ꝛc.“ zu dem Hauptsatz oder dem Relativsatze gezogen werden sollen. Verbesserungsvorschlag etwa: „Er verlässt den alten Pfarrer, der ihn zu seinem Nachfolger erkoren, und in dessen Hause er sich — im Genusse der ihm entgegengebrachten Liebe — so wohl gefühlt hatte.“

24. „Ein Process um einen Kirschbaum, der bereits Jahre gedauert hat, ist ꝛc.“ Mekl.-Strel. Landes-Ztg. 11. 14, besser: Ein Process, der bereits Jahre gedauert hat, um einen Kirschbaum ist ꝛc.

Sächsischer Genitiv.

Unter diesem Titelkopf heißt es in meinen Hauptschwier. S. 238 ff. in Nr. 2: „Zu hüten aber hat man sich vor einer Zweideutigkeit (s. d.), die entsteht, wenn der Leser und noch mehr der Hörer den vorangestellten Genitiv der Form nach auch als attributives Begleitwort zu dem darauf folgenden Substantiv auffassen kann. ... So nicht füglich: Jeder, Aller, Dieser, Jener, Mancher, Solcher ꝛc., Treuloser, Arglistiger ꝛc. — Verrath empört mich, wenn die hervorgehobenen Wörter nicht attributive männliche Begleitwörter zu dem Maskulinum Verrath, sondern davon abhängige sächsische Genitive sein sollen, vgl. dafür — je nach dem Sinne deutlich: Der Verrath jeder, dieser, jener, mancher, solcher oder einer solchen — Frau — oder: Der Verrath aller —, dieser, jener ꝛc., treuloser, arglistiger ꝛc. Leute (Personen) empört mich.“

Danach ist es nicht tadellos, wenn die Kommission der Delegiertenversammlung des evangelischen Bundes in Stuttgart in ihrem Schreiben an die evangelischen Kirchengemeinderäthe des Landes setzt (s. National-Ztg. 48, 612):

„... Wurde der Entwurf noch in letzter Stunde zu aller Überraschung dem ermüdeten Landtag ... vorgelegt.“

Besser würde es heißen: zur Überraschung Aller oder sonst etwa: zu allgemeiner Überraschung.

Vgl. auch mit ähnlicher Zweideutigkeit — wenn auch nicht für den Lesenden, doch für den Hörenden — bei Goethe 13, 378 (Elpenor I 4) den Vers:

Den Göttern gleich zu sein ist Edler Wunsch,

wofür es in ungebundener Rede jedenfalls besser etwa heißen würde: ... ist edler Menschen Wunsch ꝛc.

Bestreiten.

In meinem Ergänz.-Wörterb. S. 534 a habe ich unter bestreiten 2 a gesagt: „Nicht gut (vgl. Hauptschwier. 228 a): Der Angeklagte bestreitet, ein [vgl.: kein] Emissär Most's gewesen zu sein, Nichts [lies: Etwas] von dem Kongress gewusst zu haben.“ Nat.-Ztg. 34, 483, wozu ich noch folgenden Satz, ebenfalls aus der Nat.-Ztg. (47, 283) füge: „Welcher bestreitet, dass überhaupt eine Vermehrung der Steuern weder im Reich noch in den Einzelstaaten erforderlich sei“, wofür es — ohne die pleonastische (oder überschüssige) Verneinung — statt der Bindewörter „weder ... noch“ heißen könnte: „sei es im Reich oder &c.“ Ohne darauf hier näher einzugehen (s. die oben angezogene Stelle aus meinen Hauptschwier.) wende ich mich zu der Besprechung eines andern Satzes aus der Nat.-Ztg. (48, 324):

Den Rechtsstandpunkt des Vorredners will ich ja nicht als richtig bestreiten,

wofür es nach einer etwas andern Auffassung in demselben Sinne auch heißen könnte:

Den Rechtsstandpunkt ... will ich ja nicht als unrichtig bestreiten.

Es liegt die Frage nahe, wie es zu erklären sei, dass hier ohne eine wesentliche Änderung des Sinnes das eine Mal „richtig“ und das andere Mal dessen Gegensatz „unrichtig (oder falsch)“ gesetzt werden kann. Ich will versuchen, diese Erklärung möglichst kurz zu geben. Heißt es hier „richtig“, so entspricht Das der Fassung:

„Ich will ja nicht bestreiten, dass der Rechtsstandpunkt des Vorredners richtig ist“ — oder: „Ich will ja die Richtigkeit von dem Rechtsstandpunkt des Vorredners nicht bestreiten.“

Wird dagegen das Wort „richtig“ durch den Gegensatz „unrichtig“ oder „falsch“ ersetzt, so entspricht Das der Fassung:

„Ich will ja den Rechtsstandpunkt des Vorredners nicht bestreiten, als ob er unrichtig (oder falsch) sei.“

Kurze sprachliche Bemerkungen zu einer Stelle in der Nat.-Ztg. (49, 52).

Sie lautet:

„Was aber die brittische Flottenmacht betrifft, so wird sich England sehr besinnen, dieselbe bei der Bedrohtheit, der fast sämmtliche seiner überseeischen Besitzungen unterliegen, ohne äußerste Nothwendigkeit einer Katastrophe gegen die Marine anderer Großmächte auszusetzen ...

Wenn das Blatt England berühmt, daſs es keine herausfordernde Erinnerungsfeste feire, so ꝛc."

Besser und üblicher würde es ziemlich am Anfang heißen:

„So würde sich England sehr besinnen, sie [statt des breitspurigen: dieselbe] bei der bedrohten Lage, der fast seine sämmtlichen überseeischen Besitzungen unterliegen [statt des von „sämmtliche" abhängenden Genitivs] ꝛc." — und weiterhin gegen den Schluſs weise ich in Bezug auf das hier als zielendes Zeitwort gebrauchte berühmen auf Adelung's Wörterb. I Sp. 794 hin, wo es heißt.

„Berühmen, verb. reg. reciproc. sich einer Sache oder mit einer Sache berühmen, sich dieselbe zum Ruhme erzählen ꝛc.", vgl. in Grimm's Wörterb. I Sp. 1535:

„Berühmen . . . 1. für das bloße Transitiv setzt man heute nur rühmen und auch schon früher ist berühmen selten . . . 2. häufig: sich berühmen, se jactare."

Ich habe freilich in meinem Wörterb. II S. 310c auch Belege für das „seltene Transitiv" gegeben, und zwar aus Goethe, H. Köster, Luther und Schuppius, aber jedenfalls widerstrebt die Anwendung wie in der hier angeführten Stelle aus der National-Ztg. dem heute in der gewöhnlichen Sprache allgemein Üblichen. Warum hat der Vf. nicht einfach z. B. gesagt? —:

„Wenn das Blatt an (oder von) England rühmt, ꝛc." — oder: „England zum Ruhme nachsagt", — „zu England's Ruhme aussagt (hervorhebt), daſs" ꝛc.

Und zum Schluſs sei noch bemerkt, daſs es regelrecht nach dem heutigen Sprachgebrauch (s. mein Wörterb. I S. 891c unter „Kein" 1 und Hauptschwier. S. 95 b) heißen würde:

„Daſs es keine herausfordernden Erinnerungsfeste feire."

Wie eine deutsche Akademie der Wissenschaften sich zu den Regeln der Muttersprache verhält.

Zu dem 50jährigen Doktorjubiläum des ausgezeichneten Sanskritforschers Prof. Albrecht Weber in Berlin hat auch die bairische Akademie der Wissenschaften ihrem auswärtigen Mitgliede eine Glückwunschadresse gesandt, die in der Nat.-Ztg. vom 19. December (48, 714) im vollen Wortlaut mitgetheilt ist.

Darin finden sich zwei Stellen, die ich im Folgenden wortgetreu mittheile.

1. „Handschriftensammlung . . ., welche . . . Ihnen auch Veranlassung bot zu dem kühnen und glänzenden Versuch einer indischen Litteraturgeschichte, einem Werke, dessen zweite Auflage ein unentbehrliches Hilfsmittel für die indischen Studien bildet."

Offenbar soll hier nicht „der Versuch", sondern „die Litteraturgeschichte" als ein solches Werk bezeichnet werden und, da dies Wort nicht im Dativ, sondern im Genitiv steht, so hätte auch die Apposition in den Genitiv („eines Werkes") gesetzt werden müssen, nicht in den Dativ, den man sprachrichtig nur auf das im Dativ stehende Versuch beziehen kann. Über diesen namentlich in Österreich nicht seltenen Sprachfehler sehe man meine Hauptschwier. S. 48.

2. „Dass Sie mit gleichem Interesse allen Zweigen indischer Forschung gerecht worden sind, beweisen zahlreiche kleinere Beiträge ꝛc."

Dass nach dem heute feststehenden Sprachgebrauch hier richtig nicht „worden", sondern nur „geworden" zu setzen gewesen wäre, hätte „die königlich bairische Akademie der Wissenschaften" wissen müssen oder doch z. B. aus meinen Hauptschwier. S. 335 b lernen können.

Wie steht es zur Zeit im deutschen Vaterland um die oft angeregte „Akademie der deutschen Sprache"?

Vereinzelte beim Lesen niedergeschriebene Bemerkungen.

1. Sich stark machen.

„Dass ich gar nicht in der Lage bin, eine Vorlage für die nächste Session in sichere Aussicht zu stellen . . . Dafür aber kann ich mich stark machen, dass ich persönlich die Sache mit den mir zu Gebote stehenden Kräften erstreben werde ꝛc." Gemeint ist wohl mit dem Ausdruck: „sich für Etwas stark machen" etwa so viel wie: „sich dafür verbürgen"; ob aber und wodurch diese Ausdrucksweise begründet ist, wüsste ich nicht zu sagen.

2. Klar.

„Jeder Deutsche sollte sich dieser Thatsache klar sein." Gegenwart 45, 21 a, statt des üblichen: „über diese Thatsache klar", vgl. Ergänz.-Wörterb. S. 305 c, wo aus der „Gegenwart" ein Satz angeführt ist: „Er war sich vollkommen seines Zustandes klar", mit der eingeklammerten Bemerkung: „wie klar bewusst ꝛc., gewöhnlich über ꝛc."

3. Schönfarbe.

„Im Interesse der Wahrheit müssen wir bekennen, dass dabei ein ganz erkleckliches Quantum von Schönfarbe zur Anwendung gekommen ist.“ Nat.-Ztg. 47, 244, statt des gewöhnlichen Schönfärberei, zur Bezeichnung eines Verfahrens in der Schilderung, wodurch das Geschilderte schöner erscheint oder erscheinen soll, als es in Wirklichkeit ist, s. mein Ergänz.-Wörterb. S. 191 c.

4. Versefex.

„Schack ist kein Formen- und Versefex, der mit technischen Kunststückchen paradiert und Musterkarten für alle Sorten von Poesie dem geehrten Publikum zur Schau stellt.“ Nat.-Ztg. 47, 246 (Eug. Zabel), s. über Fex und dessen zahlreiche Zusammensetzungen namentlich mein Ergänz.-Wörterb. S. 199 c. Den vorstehenden Satz habe ich hier ausgehoben, um auf die Verschiedenheit in der Aussprache des hervorgehobenen Versefex und des bis auf einen einzigen Buchstaben gleich geschriebenen Fremdworts Versifex (s. mein Wörterb. III S. 1419 a; Fremdwörterb. II S. 596 b) hinzuweisen. In dem Fremdwort, wie in den Fortbildungen versificieren ꝛc. hat das V im Anfang den Laut unseres W, dagegen in der Zusammensetzung des Grundwortes Fex mit dem eingedeutschten Bestimmungsworte Vers lautet, wie in diesem, das V wie unser F., vgl. förderst, vorderst S. 328 Nr. 11.

5. Nebenliegenschaft.

„Im Übrigen sei die Nebenliegenschaft des Schlosses, an welches sich ähnliche . . . Erinnerungen knüpfen, für einen geringen Preis zu haben.“ Nat.-Ztg. 47, 252 = die neben dem Schlosse, in der Umgegend des Schlosses liegenden, die angrenzenden Liegenschaften (Grundstücke), vgl.: die Umgegend des Schlosses.

6. Aus einem kurzen Aufsatz von Franz Servaes. (Gegenwart 45, 47.)

„Ein rigoroses Fachmeierthum“ —, vgl. mein Ergänz.-Wörterb. S. 352 a. — „Geschmacklosigkeit und Kraftprotzerei“ vgl. ebd. S. 395 b. — „Solch mangelndes Zweckgefühl ist nichts Anderes als mangelndes Stilgefühl“, vgl. die unerschöpflichen Zusammensetzungen von „Gefühl“ in meinem Wörterb. I S. 509 c/10 a. — „Um seiner Schilderung die Vertraulichkeit und Unbelauschtheit zu bewahren“, welche Fortbildung zu dem verneinten Mittelwort „unbelauscht“ ich hier als Nachtrag zu meinem Ergänz.-Wörterb. S. 334 c erwähne, s. auch Zeitschr. 324 Nr. 9.

7. Französisches Sprichwort.

„Dass drei Großmächte sich in ein Spiel verbissen haben, welches für zwei von ihnen, England und die Union, sicherlich die Kerze nicht werth ist." Nat.-Ztg. 47, 263, nach dem französischen Sprichwort: le jeu ne vaut pas la chandelle, wofür es deutsch etwa heißen könnte: welches für zwei . . . die Kosten nicht lohnt.

8. Entpfründen.

Unter den Zusammensetzungen des (allein selten vorkommenden) Zeitwortes pfründen in meinem Wörterb. II S. 543a fehlt die in der Überschrift genannte, wesshalb ich hier aus der Nat.-Ztg. 47, 266 die folgende Stelle hersetze:

„Die Bill über die Entstaatlichung der Kirche von Wales . . . Die Bischöfe von Wales würden nicht mehr ins Oberhaus berufen werden. Die durch die Entpfründung frei werdenden Gelder von 1/4 Million Pfund Sterling würden theils nationalen, theils lokalen Zwecken überwiesen werden."

Danach wäre also in meinem Wörterb. und, soweit ich sehe, in allen bisherigen nachzutragen:

Jemand entpfründen (im Gegensatz zu: ihn bepfründen, einpfründen): ihm die Pfründe entziehen, nehmen.

9. Mager.

„Dass er alles Mögliche anfängt, um mägerer zu werden . . . Mägerer wirst d' halt doch net." Beiblatt zu den „Fliegenden Blättern" Nr. 2538, — in bairisch-mundartlicher Steigerung mit dem Umlaut.

10. Quietschvergnügt.

„Sie erklärt, dass sie . . . ‚quietschvergnügt sei' — Else hat ihr eigenes Backfisch-Wörterbuch." H. v. Götzendorff-Grabowsky in der „Illustr. Ztg." Nr. 2640, S. 127a, vgl.: „In einer Stimmung . . ., die Else unbedingt mit ihrem klassischen ‚quietschvergnügt' bezeichnet hätte. S. 128a. Diese noch in meinem Ergänz.-Wörterb. nicht aufgenommene Zusammensetzung des Mittelworts vergnügt [so vergnügt, dass man jauchzend aufquietschen möchte] habe ich hier nachgetragen. In diese eigenartige „Backfisch-Sprache" gehört es auch, wenn Else (S. 128a) sagt: „Nächstes Jahr bekomme ich auch Tanzstunde und freue mich schon gräslich darauf" = sehr, (s. d., Ergänz.-Wörterb. S. 474c) 2b, ungemein, höchlich &c.

11. Weder . . . noch.

„Welcher bestreitet, dass überhaupt eine Vermehrung der Steuern weder im Reich noch in den Einzelstaaten, namentlich in Preußen,

erforderlich sei." Nat.=Ztg. 47, 283. Hier ist auf eine Durcheinanderwirrung der verneinenden und der bejahenden Ausdrucksweise aufmerksam zu machen. Man sehe zunächst die unabhängigen Sätze: „Eine Vermehrung der Steuern ist überhaupt nicht erforderlich, — ist weder im Reich noch in den Einzelstaaten erforderlich," worin die verneinenden Ausdrücke ganz dem Sinn des Redners entsprechen. Indem aber diese Sätze, abhängig von dem eine Verneinung in sich schließenden Zeitwort bestreiten, auftreten, werden die Verneinungen in dem abhängigen Satze zu Bejahungen werden müssen oder, wenn sie stehen bleiben, werden sie als überschüssige, zu Missdeutungen Anlass gebende oder gradezu verleitende Verneinungen erklärt werden müssen. Vgl.: Die Vermehrung der Steuern ist nicht erforderlich, — der Redner bestreitet, dass sie erforderlich sei, nicht gut mit überschüssiger, dem heutigen Gebrauch widerstrebender Verneinung: dass sie nicht erforderlich sei. Und demgemäß wäre auch der oben mitgetheilte Satz abzuändern: „Welcher bestreitet, dass überhaupt eine Vermehrung der Steuern, sei es im Reich oder in den Einzelstaaten, namentlich in Preußen, erforderlich sei", s. mein Ergänz.=Wörterb. 534 a; Hauptschwier. S. 228 a Nr. 4 c und d.

12. Welch immer ein.

„Handelte es sich doch um die Frage, das rauchlose Pulver, welches bis jetzt nur in Patronen auf den Markt gebracht werden konnte, so herzustellen, dass man von nun an in der Lage ist, welch immer eine Sorte für alle Arten von Feuerwaffen zu verwenden." Paul Wolff's Weidmann 25, S. 265 b statt: für alle Arten von Feuerwaffen eine bestimmte Sorte (welche es auch sein möge — oder: es sei, welche es wolle) zu verwenden.

13. Erscheinen und scheinen.

„Auf Neufundland erscheint das Abkommen des Kabinetts Salisbury mit der französischen Regierung ... wieder in Frage gestellt." Nat.=Ztg. 47, 284, vgl.: es scheint in Frage gestellt und: es erscheint als in Frage gestellt, — s. mein Wörterb. III S. 904 c u. Zeitschr. S. 73 Nr. 1.

14. Persönliche Fürwörter der dritten Person.

„Charnay's Schrift ..., die in Deutschland so auffallend wenig Beachtung gefunden hat, obwohl sie sie doch entschieden verdiente." Grenzboten 52 S. 290.

Von den beiden hier zusammenstoßenden sie habe ich das zweite hervorgehoben, namentlich, um darauf aufmerksam zu machen, dass nach der Absicht des Verfassers es nur auf das vorangegangene weibliche Hauptwort

bezogen werden soll, obgleich der Leser verleitet werden kann, es auch auf das damit verbundene wenig zu beziehen. Diesen kleinen Missstand hätte der Vf. leicht vermeiden können, wenn er z. B. gesetzt hätte: „die in Deutschland die so entschieden verdiente Beachtung in so auffallend geringem Maße gefunden hat.“

15. Unbeabsichtigter Reim.

„Im Jahre 1230 herrschte in Russland eine bittre Noth, Hunderttausende starben den Hungertod, auf allen Straßen sah man verlassene Kinder, hilflose Frauen und Männer.“ Nat.-Ztg. 47, 287 (Bernh. Stern), s. die Inhaltsverzeichnisse zu den verschiedenen Jahrgängen der Zeitschrift unter „Reim“.

16. Verkleinerung.

„So sieht man Schulen und Schulchen, Klicken und Klickchen zahlreich erstehen &c.“ Alfr. Stößel (Gegenw. 45, S. 70b), vgl. mein Wörterbuch III S. 1021 a wo die umgelautete Verkleinerung Schülchen aus Johannes von Müller belegt ist, s. darüber namentlich Zeitschr. VII S. 93 ff.

Anzeige der eingesandten Bücher.

(Besprechung einzelner nach Gelegenheit, Zeit und Raum vorbehalten.)

Alemannia, Zeitschrift von † Anton Birlinger fortgeführt von Fr. Pfaff. XXIII. Jahrgang. 3. Heft. Bonn, P. Hanstein. 1895.

Julius Wasch, Redakteur: Wirthschaftliche Weltlage. Börse und Geldmarkt im Jahre 1895. 3. Aufl. Berlin, R. L. Prager. 1896. (Sechste Folge.) 64 S. 1 Mk.

Goethe's Faust. Mit einer Einleitung von Friedrich Düsel und zahlreichen Illustrationen von Brüning. Berlin 1896. Verlag der Litteraturwerke „Minerva“.

Im deutschen Reich &c. 2. Jahrg. (vgl. 1. Jahrg. Zeitschr. S. 198). Berlin, Max Harrwitz (Potsdamerstr. 41 a) jährlich 12 Nrn. Pr. der Nummer 30 Pf.

Dr. Richard Löwe: Die Reste der Germanen am Schwarzen Meere. Eine ethnologische Untersuchung. XII und 272 S. Halle, Max Niemeyer.

Dr. Alfred Puls. Lesebuch für die höhern Schulen Deutschland's (vgl. Zeitschr. S. 356.) Fünfter Theil. Prosaisches Lesebuch (II) für Obertertia und Untersekunda gymn. oder Sekunda und Prima real. X und 322 S. 2 M. 40 Pf. Gotha, C. F. Thienemann.

Briefkasten.

Fräulein **Agnes B . . .** in Chemnitz: Sie sind Ihrem Bruder, dem Sekundaner, gegenüber im Recht, wenn Sie in dem Satze:

„Leider sollten wir uns über den Besitz Papchens nicht lange erfreuen.“ (Das Neue Blatt 1895) S. 606b, das von dem rückbezüglichen Zeitwort sich erfreuen abhängige Verhältniswort über als ungewöhnlich bezeichnen und als üblich dafür:

„an dem Besitz“ oder: „des Besitzes“ (wo freilich der von dem Genitiv abhängende Genitiv nicht eben empfehlenswerth erscheint) vorschlagen, s. mein Wörterb. I S. 494c; doch will ich (dem Herrn Sekundaner zum Trost) nicht verhehlen, dass ich in meinem Ergänz.-Wörterb. S. 213a aus dem Simplicissimus (freilich als „selten“) den Satz angeführt habe: „Welcher sich eben so hoch über meine gelben Batzen als wegen meiner Schönheit erfreute“ [statt freute].

Herrn **Wilh. P** . . . in Neubrandenburg: „‚Leider habe ich Gründe, — Gründe vom Doktor selber‘, lügte er unbefangen hinzu.“ Meklbg.-Strel. Landes-Ztg. 11, 29. Dass es im heutigen Schriftdeutschen heißen müsste: „log“, ist richtig; aber der Vf. (er nennt sich Karl Johannes) kann sich für die auffällige schwache Abwandlung auf zwei sehr gewichtige Gewährsmänner berufen; sehen Sie mein Wörterb. II S. 178c, wo es heißt: „Vereinzelt schwache Formen des Imperf.: Lerntest du doch nur zu lügen, | lügtest [statt lögest] nicht so ohne Kunst. Rückert 2, 138. Wenn meine Augen mir nicht lügten [logen]. Schiller 134a (im Reim)“ [Räuber III Sc. 5].

Herrn **Jakob Heydgen** in Magdeburg. Meine briefliche Antwort werden Sie erhalten haben.

Herrn Dr. **Gustav Karpeles** in Berlin. Herzlichen Dank für Ihren schönen Aufsatz, den ich im 1. Heft des 10. Jahrgangs veröffentlichen werde und auf den ich schon jetzt die Leser im Voraus aufmerksam machen möchte.

Herrn Dr. **Rich. Löwe** in Charlottenburg: Verbindlichsten Dank für die freundliche Zusendung Ihres gelehrten Werkes mit besten Grüßen für Ihren Herrn Vater.

Herrn **Wilh. Sp** . . . **r** in Magdeburg: In meinem Ergänz.-Wörterb. habe ich auf Spalte 684c unter „Züger“ gesagt: „Zusammensetzungen auch mit Zahlwörtern, von Schachpartien, die in einer bestimmten Anzahl von Zügen zum Matt führen: Preise für die besten Dreizüger . . ., für die besten Vierzüger. National-Ztg. 34, 598.“ Unter dem kurz darauf folgenden Grundwort Zügler habe ich nichts Derartiges angeführt und, so weit mein Gedächtnis reicht, habe ich Formen wie Dreizügler &c. weder gehört noch gelesen. Jedenfalls würde ich den Formen ohne „l“ unbedingt den Vorzug geben, vgl. Sie. a. a. O. Rückert's Spruch: „Einen Stundenflügler . . ., einen Stundenzügler“ [der die Stunden zügelt, — nicht unmittelbar von Zug, sondern von dem Zeitwort zügeln]. In den übrigen Zusammensetzungen von Zügler (wie a. a. O. angegeben und belegt ist) gilt auch die Bedeutung: ein auf einem Zuge Begriffener, Befindlicher, ein Ziehender.

Fräulein **Therese T** . . . in Dresden: In meinem Wörterb. finden Sie Bd. II S. 22c/3a in Betreff der Fügung des Umstandswortes entlang mit abhängigen Biegungsfällen Belege für entlang mit vorangehendem Accusativ (auch zeitlich), zuweilen auch mit nachfolgendem; ferner mit vorangehendem, häufiger mit folgendem Genitiv; mit vorangehendem und zuweilen mit nachfolgendem Dativ. Darauf muss ich Sie verweisen. Einzelnes finden Sie auch in den abecelichen Inhaltsverzeichnissen der Zeitschr. Der Zufall aber fügt es, dass ich gleich nach Empfang Ihrer Anfrage die Sonntags-Beilage Nr. 49 zur National-Ztg. vom 8. Dec. 1895 las und darin von zwei verschiedenen Verfassern folgende Belege mit vorangehendem Biegungsfall (fraglich ob Genitiv oder Dativ):

Otto Maas schreibt: „der Küste entlang fahren“, —

und G. v. St.: „So kommt man, der Tramway [f.? meist m.] entlang . . . auf den . . . Platz, den“ &c.; und etwas weiterhin: „Unter der Veranda, die sich fast der ganzen Front der Kiosk [des oder der Kiosk's?] entlang zieht.“

Herrn **Ad. Werner** in New-York. Antwort auf Ihren Brief im nächsten Heft.

Fräulein **Eugenie Z . . . r** in Hamburg: Den Unterschied zwischen verschönen und verschönern kann ich Ihnen in Kürze so angeben: Das erstere bezeichnet: ein Objekt schön machen, das zweite es schöner machen; jenes kann also auch von etwas Nicht-schönem, selbst von etwas gradezu Häßlichem gebraucht werden, dies nur von etwas Schönem, dessen Schönheit vermehrt und gesteigert wird, also z. B.: Ich kann nicht behaupten, daſs meine Heimat schön ist, aber für mich wird sie durch freundliche Jugenderinnerungen verschönt 2c.

Dem geehrten ungenannten Briefschreiber aus Westfalen: Ihr Brief nebst Antwort im nächsten Heft.

— — —

Auf den „Verlagsbericht von Ferdinand Schöningh in Paderborn" (1895) möchte ich die Leser hiermit aufmerksam machen und ganz besonders auf

„Schöningh's Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar"

— mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium —, enthaltend:

Goethe, Hermann und Dorothea. Von Dr. A. Funke. 8. Aufl. 1895. 146 S. 1 M.
— Iphigenie auf Tauris. Von Dr. H. Bockeradt. 5. Aufl. 1896. 168 S. 1 M. 35 Pf.
— Aus meinem Leben. Von Dr. J. Dahmen. 1895. 174 S. 1 M.
Körner, Zriny. Von Dr. J. Dahmen. 1895. 140 S. 1 M.
Lessing, Minna von Barnhelm. Von Dr. A. Funke. 6. Aufl. 1895. 164 Seiten 1 M. 20 Pf.
— Emilia Galotti. Von Dr. H. Deiter. 2. Aufl. 1895. 101 S. 80 Pf.
Schiller, Wilh. Tell. Von Dr. A. Funke. 7. Aufl. 1895. 178 S. 1 M. 20 Pf.
— Maria Stuart. Von Dr. Heinr. Heskamp. 4. Aufl. 1895. 218 S. 1 M. 35 Pf.
— Braut von Messina. Von Dr. Heinr. Heskamp. 3. Aufl. 1895. 172 Seiten 1 M. 20 Pf.

Die Sammlung umfaſst bisher 22 Bände.
Gebunden je 30 Pf. theurer.

— — —

Der große Ausschuſs zur Förderung des **Cillier deutschen Studentenheims** in Graz hat im Januar einen Aufruf erlassen, den ich allen Lesern meiner Zeitschrift hiermit aufs wärmste und angelegentlichste empfehle.

Alle Zuschriften in dieser Angelegenheit sind an den Stellvertreter des als Obmann an der Spitze stehenden Grazer Bürgermeisters Dr. Ferdinand Portugall, den Rechtsanwalt Dr. Raimund Neckermann (Graz, Herrengasse Nr. 15) zu richten, der auch jede gewünschte Auskunft — unter Beifügung der dazu gehörigen Schriftstücke — zu ertheilen bereit ist.

Alle für die Zeitschrift selbst bestimmten Zusendungen wolle man unmittelbar an den Herausgeber nach Altstrelitz in Meklenburg, dagegen die für den Umschlag oder als Beilagen bestimmten Anzeigen an den Verleger in Paderborn senden.

Beiträge fürs nächste Heft müssen jedes Mal bis spätestens zum 1. des Monats in den Händen des Herausgebers sein; auch bittet er, in Bezug auf den Umfang, die Raumverhältnisse der Zeitschrift im Auge zu halten.

Abecelich geordnetes Inhaltsverzeichnis.

